This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

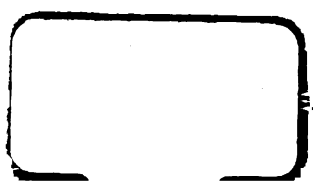
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



C. Schurz.

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH

UND

DEUTSCHER NEKROLOG

[illegible] STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

[illegible] ADLER, F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, [illegible] ER,
[illegible] FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIE[illegible] WIG
[illegible]GER, KARL [illegible], M[illegible] GRUBER, SIGMU[illegible] HER,
[illegible] GUNTTER, [illegible] GUGLIA, ALFRED F[illegible] ON
[illegible], JACOB MINO[illegible], JOHANN SASS, PAUL SCHLE[illegible] CH
SCHMIDT, ANTON F. SCHONBACH, GEORG W[illegible]

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON [illegible]

[illegible]

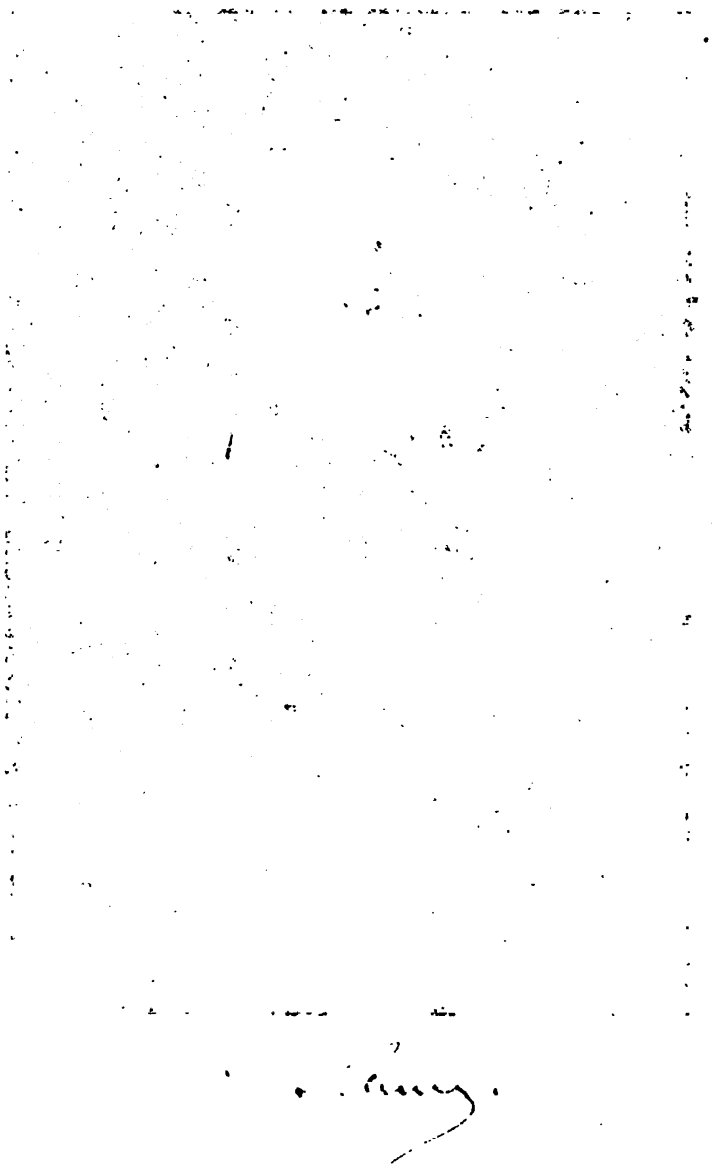
VOM 1. JANUAR [illegible] DEZEMBER 1906

MIT DEM BILDNIS VON CA[illegible] HELIOG[illegible]

BERLIN

DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER

1908.



BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH
UND
DEUTSCHER NEKROLOG

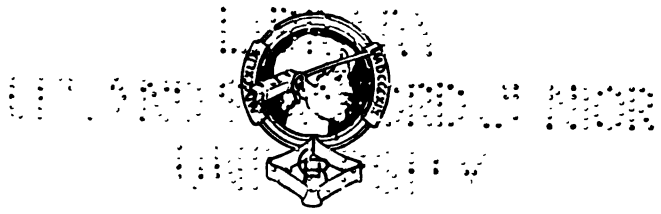
UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG
VON
GUIDO ADLER, F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER, AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG GEIGER, KARL GLOSSY, MAX GRUBER, SIGMUND GÜNTHER, OTTO GÜNTTER, EUGEN GUGLIA, ALFRED FREIHERRN VON MENSI, JACOB MINOR, JOHANN SASS, PAUL SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT, ANTON E. SCHÖNBACH, GEORG WOLFF U. A.

HERAUSGEGEBEN
VON
ANTON BETTELHEIM.

XI. BAND

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER 1906.

MIT DEM BILDNIS VON CARL SCHURZ IN HELIOGRAVURE.



BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER
1908.

CT1050
B5
V.11

115099

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

Vorwort.

Dem elften Band wurde wiederum die Gunst zuteil, die Hauptartikel in den Händen bedeutender Gewährsmänner geborgen zu sehen: Ludwig Boltzmann übernahm Professor Lampa, den Theologen Herm. Goltz *D.* Gennrich; den Germanisten M. Heyne sein Fachgenosse Edward Schroeder; die Dichter Saar und J. J. David würdigte Stefan Hock; den Philosophen Eduard v. Hartmann sein Jünger W. v. Schnehen; Hermann Schell wird von Kiefl charakterisiert; Heinrich Seidel findet in Johannes Trojan den wohlmeinenden Biographen. Anton Mengers Lebenslauf geht Carl Grünberg nach: ihm war es, ebenso wie Ludwig Hevesi (für seine Charakteristik Ludwig Speidels) vergönnt, auf Grund reicher handschriftlicher Quellen und mündlicher Zeugnisse durchweg Neues über den Werdegang dieser Persönlichkeit mitzuteilen. W. Lang schildert aus eigener zuverlässiger Anschauung W. Heyd; Ludwig Pietsch berichtet über einen Erneuerer des Kunstgewerbes in Berlin, Hirschwald; Otto Kaemmel gibt ein treues Bild des Herausgebers der »Grenzboten«, Johannes Grunow. Unter den Nachträgen war es Band XI vergönnt, für Nothnagel (durch Professor Mannaberg), Koller (durch Corrodi), Wilhelm Gurlitt (durch B. Seuffert), Wernicke (durch Heilbronner), der Bedeutung des Gegenstandes gemäße Biographien zu bringen. Mit diesen Beiträgen ist der Inhalt des Hauptteils und der Ergänzungen noch lange nicht erschöpft. Bewährte Mitarbeiter, V. Hantzsch, H. Holland, A. v. Mensi und andere, haben, wie bisher, ihre Fachreferate sich eingestellt und dem neu in den Kreis der ständigen Berater eingetretenen Geheimrat Professor Otto Güntter in Stuttgart sind für den vorliegenden, wie für den nächsten Band eine Reihe belangreicher Winke zur schwäbischen Nekrologie zu danken.

So groß die Genugtuung ist, die dem Herausgeber neuerdings durch so vielseitige Förderung zuteil geworden, seine Selbstkritik zeigt ihm gleichwohl, wie viel noch anders und besser zu machen wäre. Das ungemein gewissenhafte, vom Münchner Universitäts-Bibliothekar *Dr.* Georg Wolff mit gewohnter Gediegenheit gearbeitete »Register zu Band I—X (1896—1905), Berlin, Georg Reimer 1908«, läßt mit statistischer Deutlichkeit erkennen, daß heute, wie zu Schlichtegrolls Zeiten, ein Deutscher Nekrolog sich in vielzuvielen Fällen mit der Einreihung zahlreicher Namen in die Totenliste bescheiden muß. Häufig schien es dem Herausgeber ausreichend, manchen Persönlichkeiten nur durch »Biogramme« gerecht zu werden, die knapp und genau Zeitangaben und Quellen-Nachweise ohne besonderen verbindenden Text brachten; solche von sachverständigen Bearbeitern der »Totenliste« sorgsam zusammengestellte Daten-Sammlungen sind dem Forscher späterer Zeiten stets willkommen. Mehr als einmal war und ist indessen die Aufführung wichtiger Namen in der Totenliste nur ein Notbehelf, weil es dem Herausgeber und seinen Beratern trotz aller Umfragen und Bemühungen nicht gelang, geeignete Bearbeiter für schwierige Artikel zu gewinnen; andremale hemmten Rücksichten auf Mit- und Nachlebende, die über kürzlich Geschiedene nicht die rückhaltlose Wahrheit aussprechen oder hören wollen. Einige Namen, auf die das Gesagte zutrifft, wurden bereits im Vorwort zum I. Band genannt. Bezeichnenderweise hat sich in dem seither verstrichenen Dutzend Jahren weder für diese, noch für andere heikel zu behandelnde Persönlichkeiten aus freiem Antrieb ein Biograph gemeldet. Nicht zur Rechtfertigung des Herausgebers wird auf solche Lücken hingewiesen: der Zweck dieser Zeilen ist nur, alten und neuen Lesern des Biographischen Jahrbuches und Deutschen Nekrologes ans Herz zu legen, diese und ähnliche Mängel beheben zu helfen.

Die Totenliste hat diesmal *Dr.* Fritz Weithmann-Holleck übernommen, dem *Dr.* Johann Sass als freundlicher Berater zur Seite stand.

Wien, Ende August 1908.

Anton Bettelheim.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1906	1
Ergänzungen und Nachträge	276
Alphabetisches Namenverzeichnis zum Nekrolog	317
Alphabetisches Namenverzeichnis der Ergänzungen und Nachträge	318
Totenliste 1906	5*

DEUTSCHER NEKROLOG

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER

1906

Homo liber de nulla re minus quam de morte cogitat et ejus sapientia non mortis, sed vitae meditatio est.

Spinoza. Ethices pars IV. Propos. LXVII.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1906.

Menger, Anton,* am 12. September 1841 in Maniow, † am 6. Februar 1906 in Rom. — M. wurde am 12. September 1841 als viertes Kind des Privatgeschäftsführers Anton Menger von Wolfensgrün aus dessen — im Jahre 1833 geschlossener — Ehe mit Karoline Gerzabek in Maniow, einem zwischen den Städten Neumarkt und Kroscienko in Galizien am Dunajec gelegenen Gute, geboren, das seinem Großvater mütterlicherseits, Josef Gerzabek, gehörte. Die väterliche sowohl wie die mütterliche Familie waren deutsch-böhmischen Ursprunges. Jene stammte aus dem Egerischen, woher sie nach Galizien, wahrscheinlich unmittelbar nach der Angliederung dieser Provinz an Österreich, ausgewandert war. Josef Gerzabek hinwiederum hatte, bis er sich in den zwanziger oder dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts nach Erwerbung der Staatsdomäne Maniow daselbst niederließ, als Kaufmann in Hohenmauth gelebt. Der Vater M.s war anfänglich *praesidialis syndicus* in Alt-Sandec gewesen. Später finden wir ihn als Justiziär auf dem mit der Patrimonialgerichtsbarkeit ausgestatteten schwiegerväterlichen Gute. Seit dem Beginn der vierziger Jahre endlich bis zu seinem am 1. August 1848 erfolgten Tode war er als Inhaber einer Privatgeschäftskanzlei in Biala tätig. Er war vermögenslos und sein Erwerb stets gering: die Privatgeschäftskanzleien hatten im allgemeinen neben den Advokaten und den Agenten oder öffentlichen Geschäftsführern nur einen bescheidenen gesetzlichen Wirkungskreis; die M.sche litt aber auch noch insbesondere darunter, daß ihr Leiter sich als Katholiken fühlte, die Klientel jedoch vorwiegend protestantisch war. Auch das Heiratsgut, welches die Frau mitgebracht hatte, war nur ganz bescheiden. Zudem war die Ehe sehr kinderreich: es entstammten ihr zehn Kinder, von denen allerdings vier bereits in zarter Jugend starben. So war denn die wirtschaftliche Lage der Familie immer eine beschränkte, und nach dem Tode des Gatten hatte es die Witwe nicht leicht, sich und ihre sechs Kinder standesgemäß zu erhalten.

Sehr früh schon und lange bereits vor seinem im Herbst 1847 erfolgten Eintritt in die Volksschule wurde M. von seinem Vater zu geistiger Arbeit angehalten. Nachdem er in Biala die Volksschule und eine Realschulklasse absolviert hatte, bezog er im Jahre 1852 das katholische Staatsgymnasium in Teschen, das er im Herbst 1856 mit dem Troppauer Gymnasium vertauschte,

um es zwei Jahre später neuerdings aufzusuchen. Was ihm an dieser Anstalt je länger je weniger zusagte, war ihr — namentlich damals, in der Blütezeit der Konkordatsherrschaft — ausgeprägt konfessioneller Charakter, wie ja auch ein großer Teil ihres Lehrkörpers dem geistlichen Stande angehörte. Auch bei dem geistig frühreifen Knaben machte sich das Gesetz des Kontrastes geltend: in dem Sohne strenggläubiger katholischer Eltern regten sich frühzeitig schon Zweifel an den religiösen Dogmen und steigerten sich in kurzem zu vollständigem Unglauben. Nicht wenig trug hierzu bei seine außerordentlich umfassende Lektüre historischer und philosophischer Werke. Daß der Knabe, der die Bücherschätze der öffentlichen Teschner Bibliothek eifrigst benutzte, hierbei vorwiegend freigeistige und antiklerikale Schriften bevorzugte, wurde natürlich in der kleinen Stadt bald allgemein ruchbar und blieb auch dem Lehrkörper nicht verborgen. So kam es denn, daß er bei diesem, trotz glänzender Begabung und Studienerfolge, nicht gut angeschrieben war. Ein Streit mit dem Religionslehrer in der vierten Klasse hatte ihn auch nach deren Absolvierung veranlaßt, nach Troppau zu übersiedeln. In die siebente Klasse nach Teschen zurückgekehrt, erhielt er nun hier, kaum ein halbes Jahr später, im März 1859 das *consilium abeundi* »wegen starrer Verweigerung des schuldigen Gehorsams, Verharrens in demselben und wegen Widerspruches.« Er hatte in der Religionsstunde die Behauptung des Katecheten, daß neugeborene Kinder, wenn sie nicht die Taufe empfangen haben, der ewigen Verdammnis anheimfallen, in jugendlichem Gerechtigkeitsgefühl bestritten und sich dann nicht nur geweigert, zu widerrufen, sondern sogar seinen Standpunkt neuerdings ausdrücklich festgehalten.

Fast hätte dieses Ereignis seinem Lebensschiff eine ganz neue Richtung gegeben. In der Tat, durfte der wegen religiöser Streitigkeiten aus der siebenten Gymnasialklasse Ausgeschlossene noch hoffen, bei Fortsetzung seiner gelehrten Studien in dem damaligen offiziellen Österreich Raum zu finden? War es nicht vielmehr besser oder allein richtig, sich nach einem neuen, kaufmännischen oder gewerblichen, Beruf umzusehen? Von Kindheit auf hatte M. eine große Vorliebe für körperliche und Handwerksarbeit gezeigt. Als der Elfjährige aufs Gymnasium sollte, hatte er erklärt: Maschinenschlosser werden und zu diesem Zwecke in eine Fabrik als Lehrling eintreten zu wollen. Diesen Plan faßte er nun im Drange der Not neuerdings ins Auge. Er ließ ihn jedoch rasch wieder fallen. Er mußte sich sagen, daß ihm die körperliche Fähigkeit zu mechanischer Arbeit nicht mehr in genügendem Maße eigne. Zu sehr auch war er bereits von wissenschaftlichen Bestrebungen erfüllt. So entschloß er sich denn zu einem Gesuche an die Krakauer Landesregierung um Zulassung zur Maturitätsprüfung und bestand diese nach erhaltener Bewilligung am 28. Januar 1860, also ein halbes Jahr vor seinem gesetzlichen Termine, in Krakau.

Seiner Neigung hätte es nun entsprochen, Philolog zu werden. Auf den Rat älterer Freunde widmete er sich jedoch — erst an der Krakauer und seit dem Wintersemester 1860 an der Wiener Universität — dem Rechtsstudium. Dieses war, da ihn seine Lehrer vollkommen unbefriedigt ließen, ausschließlich ein Bücherstudium. Von allem Anfang an ging er selbständig den Quellen nach und beschäftigte sich zugleich, »um nicht in dem Ozean des

positiven Rechtes unterzugehen«, eindringend mit den Rechtsphilosophen der Aufklärungszeit, von denen namentlich Rousseau durch die leidenschaftdurchglühte Schönheit der Sprache tiefen Eindruck auf ihn machte. Deshalb hörte aber die Jurisprudenz doch nicht auf, für ihn ein bloßes Brotstudium zu bilden. Sie füllte ihn daher auch keineswegs aus. Neben ihr und nachhaltiger noch als sie trieb er auch Philosophie, politische und Kulturgeschichte, vornehmlich aber — Mathematik, deren Bannkreis er sich zeitlebens nicht zu entziehen vermocht hat. Nicht minder vielseitig zeigt er sich in den äußerst zahlreichen schriftstellerischen Versuchen während der Jahre 1862—1864. Dieselben behandeln Probleme der Rechtsphilosophie, der Rechtsgeschichte und des dogmatischen Rechtes; mit besonderer Vorliebe aber bewegen sie sich auf den Gebieten der reinen Philosophie, der Logik und der höheren Mathematik. Vielfach enthalten sie bereits die Keime zu den großen Werken aus der zweiten Epoche seines publizistischen Wirkens.

Auch dieses streng ernste Studentenleben, das innerhalb beengtester materieller Verhältnisse sich abspielte und dem Wein, Weib und Gesang vollständig fremd blieben, entbehrte nicht jedes Einschlages von Schalkhaftigkeit und sogar von derbem Humor. Zu M.s Studentenstreichen gehört z. B., daß er im ersten Semester im Verein mit noch einem Kollegen in den verschiedenen Klöstern von Krakau und Umgebung sich als Novizen anbot und, hier abgewiesen, sich mit einem gleichen Gesuche — diesmal erfolgreich — nach Wien wendete: natürlich ohne auch nur einen Augenblick diesen Schritt ernsthaft zu nehmen. In Wien machte er sich unter den Kollegen als scharfer Kritiker der Professoren bekannt. Einmal widmete er sogar einem unbeliebten Rektor ein Spottgedicht.

Die intensive Hingabe an die Wissenschaft erlitt nach M.s am 25. Juli 1865 an der Wiener Universität erfolgter Promotion zum Doktor der Rechte für längere Zeit vollständige Unterbrechung. Das praktische Leben trat in sein Recht. M. widmete sich der Advokatur und trat am 1. August 1865 als Konzipient in eine Kanzlei, die an seine Arbeitskraft die höchsten Anforderungen stellte, wo er aber erst nach einem halben Jahr den ersten kümmerlichen Gehalt bekam, welcher sich dann bis 1868 auf 45 Gulden monatlich erhöhte. Jede materielle Unterstützung von seiten der Mutter hatte schon um die Mitte des Jahres 1865 aufgehört. So sah sich denn der junge hochstrebende Gelehrte genötigt, zu allerhand Nebenverdienst seine Zuflucht zu nehmen. 1865|66 war er als Zeitungskorrektor — natürlich in den späten Abend- und Nachtstunden — tätig. Während des Krieges um die Vorherrschaft in Deutschland, welcher den damals noch streng national gesinnten in steter Aufregung erhielt, schrieb er für kleinere Blätter politische und militärische Artikel, für welch letztere er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit noch besondere Studien machte. Seit dem Herbst 1868 verwertete er seine Abendstunden ein Jahr lang als Vorleser in einem Wiener Patrizierhause. Von der mit dem 1. Januar 1869 erfolgten Freigebung der Advokatur an besserte sich jedoch seine ökonomische Lage sehr rasch. Während der Zeit, in welcher er den Anwaltsberuf selbständig ausübte (1. August 1872 bis 31. Juli 1875) gestaltete sich derselbe für ihn, dank seinem ungewöhnlichen juristischen Wissen und Scharfsinn, sogar höchst lukrativ. Doch befriedigte ihn die Advokatur nicht. Wohl sagte sie ihm wegen der mit ihr verbundenen

Unabhängigkeit zu. Andererseits konnte er sich jedoch auf die Dauer mit einer bloß auf Erwerb gerichteten Tätigkeit nicht befreunden. Von Jugend auf hatte er wenig Bedürfnisse. Besitz aber lockte ihn nur als Mittel zur Erlangung und Behauptung von Unabhängigkeit, ohne ihm je Selbstzweck zu werden. Dagegen waren seine Wünsche von allem Anfang an darauf gerichtet, ausschließlich und frei der Wissenschaft zu leben. So beschritt er denn die akademische Laufbahn. Im Jahre 1872 habilitierte er sich an der juristischen Fakultät der Wiener Universität als Privatdozent für österreichisches Zivilprozeßrecht und wurde an derselben am 19. Juli 1875 zum außerordentlichen, drei Jahre später (15. Juli 1877) zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt. In dieser Stellung ist er dann bis zu seiner am 29. September 1899 erfolgten Pensionierung verblieben.

Seine Fachdisziplin hatte er nicht etwa aus besonderer Vorliebe für sie gewählt. Ging ja seine Absicht ursprünglich dahin, sich für römisches Recht zu habilitieren. Er hatte auch bereits eine umfangreiche Monographie: «Zur Lehre von der Systematik des Zivilrechtes«, zu diesem Zwecke vorbereitet, die allerdings mit ihrem halbsozialistischen Gepräge bei den Romanisten wohl ebensowenig Anwert gefunden hätte wie etwa Lassalles »System der erworbenen Rechte«. Seine Entscheidung war vielmehr von rein opportunistischen Erwägungen diktiert. Am 4. Februar 1871 wurde ganz unvorhergesehenerweise durch die Berufung Habietineks als Justizminister in das Kabinett Hohenwart eine der beiden Prozeßkanzeln an der Wiener Juristenfakultät erledigt. Damit aber eröffnete sich die Aussicht auf baldige Erreichung einer Professur, und M. beeilte sich, die Chance auszunutzen. Unverzüglich machte er sich an die Ausarbeitung einer Habilitationsschrift. Nach kaum zehn Wochen war diese, die sich als »Beitrag zur Lehre von der Exekution« gab, fertiggestellt. Bereits am 28. April 1871 konnte er sie dem Professorenkollegium überreichen.

Der Beginn der akademischen Lehrtätigkeit sowie die weiteren Schritte auf dem neuen Wege wurden ihm nicht gar leicht gemacht. Immerhin jedoch erwiesen sich seine Hoffnungen als gerechtfertigt. Von dem Augenblick der Erlangung des Ordinariats an verlief dann sein Leben in äußerlich glatten und ruhigen Bahnen. Auch alle Ehren, welche das Lehramt und das Vertrauen der Kollegen mit sich bringen konnten, wurden ihm voll zuteil: er fungierte durch eine Reihe von Jahren als Senator der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät, zweimal — 1880/81 und 1887/88 — auch als deren Dekan; während des Studienjahres 1895/96 führte er das Rektorat der Wiener Universität; im Frühjahr 1897 wurde ihm der Titel eines Hofrates verliehen; nach seinem Rücktritt vom Lehramt schließlich wurde er auf Antrag der Fakultät, deren Glanz er so lange gemehrt hatte, zum Honorarprofessor für österreichischen Zivilprozeß und Rechtsphilosophie ernannt.

Daß M. auf diese äußeren Erfolge nicht ohne Genugtuung zurückblickte, ist selbstverständlich. Verdankte er sie ja auch ausschließlich sich und seiner Arbeit. Durchaus verfehlt wäre dagegen die Annahme, daß sie ihm jemals als Ziel seiner Wünsche erschienen wären. Wie seiner engeren Fachwissenschaft, so hat er auch dem Lehramt nur einen Teil, den kleineren Teil, seiner Persönlichkeit hingegeben — auch diesen übrigens nicht dauernd. Seine Wirksamkeit als Schriftsteller und Lehrer auf dem Gebiete des öster-

reichischen Zivilprozeßrechts hatte für ihn in erster Linie eben auch nur die Bedeutung eines Mittels zum Leben; eines höheren allerdings und das ein größeres Maß innerer und äußerer Bewegungsfreiheit verbürgte, als irgend ein anderes.

Deshalb freilich sind Ms. Leistungen als Prozeßtheoretiker und Lehrer nicht etwa gering anzuschlagen. Sie sind im Gegenteil wertvoll und bedeutsam gewesen, wie sie ja auch praktisch wirkungsvoller geworden sind, als es sonst in der Regel einem Akademiker beschieden zu sein pflegt. Er war weder in seinen Schriften noch in seinen Vorlesungen ein trockener Dogmatiker oder Wortklauber. Davor bewahrte ihn zum Teil schon seine langjährige Anwaltstätigkeit, die ihm mit der Kenntnis des praktischen Lebens auch die Einsicht in dessen Bedürfnisse vermittelt hatte. Dazu kam aber auch seine ausgebreitete Kenntnis fremder Rechtsbildungen alter und neuer Zeit. Er handhabte die rechtsvergleichende Methode bereits zu einer Zeit meisterhaft, als sie sich in der deutschen Wissenschaft noch lange nicht durchgesetzt hatte, und war andererseits bemüht, die Erkenntnis der heimischen Kodifikationen auch rechtsgeschichtlich zu vertiefen. So entging er einer Gefahr, der besonders Juristen häufig erliegen: er ward nicht zum bloßen Diener seiner Fachdisziplin, sondern stand über ihr. So haftete er denn auch weder in den engen Schranken der heimischen Rechtsgestaltungen, noch des positiven Rechtes überhaupt. Vielmehr stand er diesem und jenem als einsichtiger, von Zweckmäßigkeitserwägungen geleiteter Kritiker gegenüber, der niemals vergaß, daß *jus hominum causa factum est.* Dies gilt von allen seinen zivilprozessualen Schriften. Vor allem aber von seinem »System des österreichischen Zivilprozeßrechtes«. Dieses großangelegte Werk, das leider nicht über den ersten, die allgemeinen Lehren behandelnden Band hinaus gediehen ist, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Unhaltbarkeit des verrotteten altösterreichischen Prozeßverfahrens darzutun, und zugleich durch seine Gedanken zu dessen Reform auf die spätere Durchführung der letzteren durch Franz Klein nachhaltigen Einfluß geübt.

Die publizistische Wirksamkeit M.s als Prozessualist gestaltete sich sehr fruchtbar, konzentrierte sich aber auf einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum. Sie umfaßt nicht mehr als die neun Jahre von 1872 bis 1880. Und auch da nimmt ihre Ergiebigkeit mit der Ernennung M.s zum Ordinarius plötzlich ab, um bald gänzlich zu versiegen. Nach 1877 ist M. überhaupt nur noch einmal mit einer Abhandlung prozeßrechtlichen Inhaltes hervorgetreten, die noch dazu im wesentlichen bloß ein Abdruck aus seinem damaligen Kollegienhefte war, und hat sich im übrigen auf die Erfüllung seiner lehramtlichen Pflichten beschränkt. Ein tieferes Interesse an seinem Nominalfach hat er fortan weder gehegt noch bekundet. Es ist daher auch nicht weiter verwunderlich, daß er niemals daran gedacht hat, in dasselbe einschlagende Arbeiten unmittelbar anzuregen oder durchführen zu lassen. Auch daß er im Jahre 1874 im Verein mit der »Juristischen Gesellschaft« in Wien zwei Preise für die beste Untersuchung zur Geschichte des österreichischen öffentlichen und Privatrechtes ausgesetzt hat, beruhte — sicherlich in erster Linie wenigstens — auf ganz anderen Gründen als besonderen Sympathien für derartige Forschungen. Im Wintersemester 1873/74 mit advokatorischen, literarischen und lehramtlichen Verpflichtungen überlastet, hatte M. das Hauptkolleg über öster-

reichischen Zivilprozeß, das damals siebenstündig gelesen zu werden pflegte, ausnahmsweise fünfstündig angekündigt. Um aber dem Verdacht des Eigennutzes und illoyaler Konkurrenz zu begegnen, widmete er das Doppelte der ihm aus dieser Vorlesung zugefallenen Kollegiengelder für den erwähnten wissenschaftlichen Zweck. An Schülern zwar hat es ihm nicht gefehlt. Allein eine »Schule zu gründen«, d. h. Schüler um sich und in festem Zusammenhalt untereinander zu gruppieren, lag ihm vollständig fern. Erweisen sich ja derartige Schulgründungen dem Fortschritt der Wissenschaft nicht seltener als Hemmung wie förderlich. Denn wenn sie auf der einen Seite dem Gruppenangehörigen einen festen Boden bieten, auf dem und von dem aus er weiterzustreben vermag, so stehen sie doch andererseits eben darum häufig genug der Entfaltung von Originalität und Selbständigkeit innerhalb und außerhalb der Schule zugunsten mittelmäßiger Handwerkstüchtigkeit im Wege. Allein M. ermangelte auch ebensowohl des Ehrgeizes eines Scholarchen, wie der Eignung und Neigung zu einem solchen. Aus dem einfachen Grunde schon, weil er innerlich ganz und gar von weitausgreifenden, seine ganze Kraft absorbierenden Arbeitsplänen erfüllt war, die mit der von ihm vertretenen Fachwissenschaft so gut wie nichts zu tun hatten und zudem über den konservativen Rahmen der Universität hinausgingen. War er doch seit dem Jahre 1873 »fest entschlossen, die Laufbahn eines sozialistischen Schriftstellers anzutreten«! Um sich für diese die volle Bewegungsfreiheit zu wahren, hat er auch niemals einen eigenen Familienherd begründet, trotzdem die Versuchung hierzu wiederholt in lockender Gestalt an ihn herangetreten ist. Mit Rücksicht auch auf die zu erwartenden Verfolgungen und Zurücksetzungen war er — in vielleicht übertrieben ängstlich erscheinender Vorsicht — 1873 einem Advokaten-Versicherungsverein beigetreten, welcher statutengemäß seinen in »Dürftigkeit« geratenen Mitgliedern eine Jahresunterstützung von 1200 Gulden gewährte.

Von Jugend auf huldigte M. in ausgesprochener Weise demokratischen Anschauungen, die er auch dadurch betätigte, daß er seit dem Anfang der siebziger Jahre von seinem Adelsprädikate keinen Gebrauch mehr machte und bei Gelegenheit seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor ausdrücklich um dessen Weglassung aus dem Ernennungdekret ersuchte. Sie führten ihn auch frühzeitig zu kritischer Betrachtung der Grundlagen unserer Privateigentumsordnung und dazu, sich mit sozialistischen Gedankengängen zu befassen. Der Einfluß der sozialistischen Weltanschauung auf ihn trat bereits in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre zutage. In der früher erwähnten Schrift: »Zur Systematik des Zivilrechtes«, die in den Jahren 1867/69 zur Abfassung gelangt ist, stellte er das kommunistische und das privatrechtliche Rechtssystem als die beiden Extreme aller möglichen Rechtsordnung einander gegenüber und berücksichtigte dabei den Sozialismus ziemlich eingehend. Doch war damals seine Kenntnis des letzteren eine noch sehr dürftige. Sie beruhte im wesentlichen auf dem bekannten Buche des von ihm später als »Anekdotenjäger« verspotteten Louis Reybaud, *Études sur les réformateurs ou socialistes modernes*, beziehungsweise auf den im Anhang zu demselben abgedruckten Auszügen aus den Papieren der Babeuf'schen Verschwörung. Der Hauptgrund freilich, aus dem M. die Weiterarbeit an dieser — unvollendet und ungedruckt gebliebenen — Monographie einstellte, war, wie wir

wissen, der: daß er die folgenden Jahre mit der notwendigen Ausschließlichkeit der Erringung jener Lebensstellung widmete, die es ihm erst ermöglichen sollte, mit unbehinderter ganzer Kraft seinen eigentlichen wissenschaftlichen Idealen zuzusteuern.

Immer mehr hatte sich inzwischen in ihm der Plan ausgestaltet, die sozialistischen Gedankenreihen juristisch zu formulieren und in ein Rechtssystem zu bringen. 1878 schritt er tatsächlich an die Ausführung desselben und begann jene Darstellung, aus welcher ein Vierteljahrhundert später die »Neue Staatslehre« erwachsen ist. Da sich aber sein literarischer Apparat als zu geringfügig erwies, um die positive und organisatorische Seite des Sozialismus auch nur mit einiger Vollständigkeit darzulegen, so unternahm er mehrere große »Bücherreisen« (1883, 1885, 1886, 1887) nach Paris, London, der Schweiz und zuletzt — der Nachlese halber — nach Berlin. Hier erregten, nebenbei bemerkt, seine Büchereinkäufe die Aufmerksamkeit der Polizei in so hohem Maße, daß dieselbe ihn — den ordentlichen Professor an der Wiener Universität! — während seines Aufenthaltes in der Reichshauptstadt unter Beobachtung hielt. Auf diesen Reisen brachte M. eine in ihrer Art einzige, nachmals mit Recht zu internationaler Berühmtheit gelangte Bibliothek zusammen, mit deren Reichhaltigkeit an Quellenwerken des französischen, englischen und deutschen Sozialismus auch die Pariser Bibliothèque nationale und das British Museum sich kaum zu messen vermögen und die ihn wie keinen anderen in den Stand setzte, den literargeschichtlichen Ursprüngen und Zusammenhängen der sozialistischen Lehren nachzugehen.

Doch erlitt die Arbeit an der »Neuen Staatslehre« im Laufe der Zeit mannigfache, oft sehr langdauernde Unterbrechungen.

Zunächst dadurch, daß M. sich entschloß, vor dem Hauptwerke eine Vorstudie zu veröffentlichen. Dieselbe erschien 1886 unter dem Titel: »Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung«, der zwar klingender ist, die Absichten des Verfassers aber wohl weniger präzis zum Ausdruck bringt, als der ursprünglich in Aussicht genommene: »Über den Ursprung der sozialen Grundideen unserer Zeit«; und zwar um so eher, als M. neben dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag auch das Recht auf Existenz und auf Arbeit, wenngleich nur skizzenhaft, mitbehandelt. — Diese Schrift hat zuerst den Ruf M.s über die Grenzen der Heimat und der deutschen Zunge hinausgetragen.

Zwei Jahre darauf rief die Publikation des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich in erster Lesung eine tiefgehende geistige Bewegung hervor, welche alle Schichten des deutschen Volkes erfaßte und der auch M. sich nicht entziehen mochte. Wohl beabsichtigte er anfänglich, sich mit einer kritischen Besprechung des Entwurfes zu begnügen. Unter der Hand aber wuchs ihm diese und wandelte sich zu einer Kritik des gesamten Privatrechtes. Dieselbe erschien erstmals unter der Überschrift: »Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen« im »Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik« (1889/90), gleich danach auch in Buchform.

Noch war diese Arbeit nicht zu Ende gedruckt, als M. sich auch schon an eine neue machte. Auf Wunsch der Schweizer Bundesregierung verfaßte er im Frühherbst 1889 ein »Gutachten über die Vorschläge zur Errichtung einer eidgenössischen Hochschule für Rechts- und Staatswissenschaft«.

Die erste Hälfte des folgenden Jahres wieder war durch die Vorbereitung der ersten und zweiten Buchausgabe der Aufsätze über »Das Bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen« in Anspruch genommen; die zweite — das Wintersemester 1890/91 — sollte durch die Abhaltung eines »Sozialwissenschaftlichen Seminars« ausgefüllt werden.

Zu dieser kam es nun allerdings nicht. Denn M. meinte in einer Anfrage der Unterrichtsverwaltung: in welcher Weise das geplante Seminar sich in den gesetzlichen Rahmen der bestehenden Seminareinrichtungen einfügen werde, den Versuch zu einer Einschränkung des Prinzips der Lehrfreiheit erblicken zu müssen, und gab deshalb seine Absicht auf. So hätte denn einer Wiederaufnahme der Studien zur »Neuen Staatslehre« nach jahrelangem Ruhen nichts im Wege gestanden. Da wurde M. in den ersten Januartagen 1891 von einer Lungenentzündung befallen, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Man gab ihn allgemein verloren. Und auch er selbst glaubte sein Ende nahe. Er sah ihm wie ein Weiser entgegen. Ohne Furcht und mit einer solchen Ruhe, daß er sogar seine lange vorher testamentarisch getroffene Anordnung eines Zivilbegräbnisses jetzt noch einmal mündlich und nachdrücklichst wiederholte. Er genas jedoch und erholte sich sogar ziemlich rasch. Allein die Krankheit hatte einen Wechsel in der Richtung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zur Folge.

Wie sehr ihn seit jeher die Mathematik angezogen hatte, ist bereits angedeutet worden. Nichts ist hierfür bezeichnender als folgende Tatsachen. Im Jahre 1867 kaum wieder in der Lage, zu wissenschaftlicher Arbeit zurückzukehren, hatte der junge Advokaturskandidat zunächst nichts Eiligeres zu tun, als an die Lösung eines mathematischen Problems zu schreiten. Noch vor der Inangriffnahme seiner Monographie: »Zur Systematik des Zivilrechts«, schrieb er die Abhandlung: »Über ein neues Prinzip der Differentialrechnung, angewendet auf die Maclaurin'sche Reihe«, — der erste größere wissenschaftliche Aufsatz überhaupt, den er vollendet hat. Aber auch 1876, als er sich, nach dem Erscheinen seines »Systems des österreichischen Zivilprozeßrechtes« und zum Ordinarius vorgeschlagen, von neuem freier und seinen Wünschen gemäß regen zu können glaubte, erfaßte ihn sofort die alte Leidenschaft, und noch in demselben Jahre entstanden: »Die Potenzial- und Logarithmalrechnung und die umgekehrten Rechnungsmethoden«, sowie »Über das Wesen der Differentialrechnung«. — Alle diese Schriften waren ungedruckt geblieben und die Beschäftigung mit der Mathematik in den achtziger Jahren gänzlich in den Hintergrund getreten. Als Alternder und gerade, weil er sich altern fühlte, wendete sich ihr M. nun wieder zu. Die Krankheit hatte in ihm den Entschluß gereift, die gesellschaftswissenschaftlichen Studien überhaupt und die »Neue Staatslehre« insbesondere vorläufig zurückzulegen und »in erster Reihe seine mathematischen Entdeckungen auszuarbeiten«. Offenbar wertete er diese höher als jene und vermeinte wohl überhaupt, sein Höchstes als Mathematiker leisten zu können!

Er befand sich hierbei, der Versicherung eines hervorragenden Fachmannes zufolge, in einer — gerade bei bedeutenden Persönlichkeiten so häufigen — Selbsttäuschung über das eigentliche Wesen und die Grenzen seiner Begabung. Wie dem nun aber immer sei, sicher ist, daß er der neuen Aufgabe bis zum Jahre 1899 seine ganze gewaltige Arbeitskraft

widmete. Er publizierte in dieser Zeit: »Neue Rechnungsmethoden der höheren Mathematik« (1891); »Neue Integrationsmethoden« (1892); »Entwurf einer neuen Integralrechnung« (2 Hefte, 1892/93). Alle diese Schriften erschienen unter dem Pseudonym Dr. Julius Bergbohm. Denn M. fürchtete, daß »die Beschäftigung eines Juristen mit den höchsten Problemen der Mathematik in unserer Zeit der Spezialforschung unliebsames Aufsehen erregen würde«. Außerdem schrieb er 1894 die unveröffentlicht gebliebene Abhandlung: »Zur Lehre von der Integration des tetranomischen Differentials«. Nicht genug an dem, machte er sich endlich an die Lösung eines von allen Mathematikern für unlösbar gehaltenen Problems, das er aber mit Hilfe seiner neuen Integrationsmethoden für lösbar hielt: an die »Darstellung der elliptischen Integrale in geschlossener Form«, und opferte diesem Phantom mit einer zum Fanatismus gewordenen Leidenschaft bis 1899 immer wieder und stets vergeblich jeden freien Augenblick.

Dem gesellschaftswissenschaftlichen Gebiete gehört aus dieser fast zehnjährigen Periode nur die Rektoratsrede: »Über die sozialen Aufgaben der Rechtswissenschaft«, an. Der Weiterarbeit an der »Neuen Staatslehre« aber widmete sich M. erst nach seiner Pensionierung wieder — nicht ohne den innerlichen Vorbehalt freilich, einige kleinere mathematische Entdeckungen, die er bei der fruchtlosen Jagd nach dem Hauptziele, der elliptischen Integrale, vernachlässigt hatte, bei Gelegenheit doch noch auszuführen und zur Veröffentlichung zu bringen.

Sein Rücktritt vom Lehramte erfolgte, obgleich mit sehr bedeutenden materiellen Einbußen verknüpft, freiwillig und zu einer Zeit, da er noch weit von der gesetzlichen Altersgrenze entfernt war. Mit dem Gedanken zu demselben trug er sich bereits seit seiner schweren Lungenentzündung im Jahre 1891. In der Folge festigte sich ihm derselbe immer mehr. Er war ständig von schweren Katarrhen heimgesucht und litt fortdauernd unter dem Wiener Herbst- und Winterklima. Überdies war seine Sehkraft durch die vieljährigen übermäßigen Ansprüche, die er an seine von Jugend auf kurzsichtigen Augen gestellt hatte, äußerst geschwächt. Und das Wichtigste: er wollte endlich, von allen Berufsgeschäften und Rücksichten frei, wenigstens einen Teil noch seiner sozialwissenschaftlichen Arbeitspläne verwirklichen. Deshalb lehnte er auch ohne Bedenken ab, als ihm im Januar 1894 die demokratische Partei Wiens das Reichsratsmandat des ersten Bezirkes anbot, obgleich sich ihm damit ein in jüngeren Jahren oft und lebhaft gehegter Wunsch erfüllte und die Wahlbewerbung sicheren Erfolg verhieß. Er mochte keine neue Bürde auf sich nehmen, da er im Begriffe stand, die alten von sich zu werfen. Nur das Rektorat noch wollte er abwarten — das einzige Amt, das er jemals außer der Professur »mit einiger Emotion« angestrebt hat. Äußere Umstände brachten es jedoch dann mit sich, daß er nicht schon zum Ablauf des Studienjahres 1895/96, sondern erst im Sommersemester 1899 seinen Abschied erbat und erhielt. Der Übertritt in den Ruhestand sollte übrigens nicht die vollständige und endgültige Lösung des Zusammenhanges mit der Unversität bedeuten. M. blieb als Honorarprofessor auch weiterhin in deren Verband. Seiner ursprünglichen Absicht gemäß sollte diese Zugehörigkeit auch keine bloß formelle bleiben. Vielmehr plante er für jedes zweite Sommersemester die Abhaltung rechtsphilosophischer Vorlesungen. Dazu ist es jedoch nachher nicht gekommen.

Zugleich mit der Professur legte M. auch die Leitung der »Volkstümlichen Universitätskurse« nieder, die er seit deren Bestande innegehabt hatte. Die Anregung zur Einführung von solchen in Wien war zu Beginn des Wintersemesters 1894/95 vom Privatdozenten Dr. Ludo Hartmann ausgegangen. Daß sie aber so rasch verwirklicht wurde, war hauptsächlich ein Verdienst M.s gewesen. Dieser, damals Senator der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät, hatte das — nachmals von zahlreichen anderen Universitäten rezipierte — Statut verfaßt; er hatte das Referat hierüber im akademischen Senat geführt; unter seinem Rektorat war die neue Institution ins Leben getreten.

Die folgenden Jahre bis zu seinem Tode lebte M. winters über und bis Mitte Mai abwechselnd in Nizza, Abbazia und Rom. Den Sommer verbrachte er zumeist, wie seit Jahren schon, am Südabhange der Alpen; einmal — im Jahre 1900 — benutzte er ihn auch zu einer Reise in die Westschweiz und zum Besuche der Pariser Weltausstellung. Einen Teil des Frühlings und den Frühherbst pflegte er in Wien zuzubringen. Hier konnte man ihn jeden Nachmittag zwischen 2 und 4 Uhr in einem Kaffeehause nahe der Universität finden, das er nicht so sehr der dort zahlreich aufliegenden Zeitungen und Zeitschriften wegen aufsuchte, als weil es ihm Gelegenheit bot, bequem und zwanglos mit den Freunden zusammenzutreffen.

Diese sechs Jahre des »Ruhestandes« waren eine Zeit rastlosen und fruchtbarsten Schaffens. Was den Jüngling bewegt, was Kopf und Herz des Mannes ein Menschenalter hindurch in sich getragen, das trat nun in voller Reife zutage.

Schon im März 1902 war die »Neue Staatslehre« vollendet. Bald darauf erfolgte auch ihre Drucklegung. Doch verzögerte sich ihr Erscheinen durch äußere Umstände um mehr als ein halbes Jahr. Mitte August 1902 nämlich, als das Werk bereits bis auf das Vorwort vollständig ausgedruckt vorlag, strebte plötzlich die Cotta'sche Buchhandlung die Auflösung des Verlagsvertrages mit der Motivierung an, daß eine Darstellung des sozialdemokratischen Zukunftsstaates in den Rahmen ihres Verlages nicht passe. Und als M. auf ihr Ansinnen nicht eingehen wollte, verweigerte sie die Veröffentlichung des Buches rundweg. Der Konflikt fand erst im März 1903 dadurch ein Ende, daß Gustav Fischer-Jena in den Verlagsvertrag eintrat. So konnte dann schließlich die »Neue Staatslehre« Ende April 1903 zur Ausgabe gelangen.

Ein Jahr später war die »Volkspolitik« abgeschlossen — die aber erst nach M.s Tode aus dem Nachlaß herausgegeben worden ist. — Wenige Wochen nach Beendigung dieses Werkes schritt der Unermüdliche auch schon an die Abfassung der »Neuen Sittenlehre« und beendigte sie, obgleich durch eine schwere Erkrankung im Laufe des Sommers 1904 aufgehalten, bis Ende März des darauffolgenden Jahres. Sie erschien im August 1905.

Den Abschluß dieser Serie von Arbeiten sollte eine »Erkenntnislehre« bilden, an welcher M. seit dem Spätherbst 1903 arbeitete. Er knüpfte damit an Studien an, die vier Dezennien zurücklagen, Denn 1864 hatte der damals Dreiundzwanzigjährige sich an die Ausarbeitnng eines Systems der Logik gewagt und diese dann durch kurze Zeit auch während des Jahres 1868 fortgesetzt. Hatte ja auch die Untersuchung »Zur Systematik des Zivilrechtes« mit diesen logischen Studien in engstem Zusammenhang gestanden

und eine Anwendung dieser auf das Gebiet des Zivilrechtes bedeutet. Nun nahm er als Greis von 62 Jahren den alten Faden wieder auf. Aber er spann ihn nicht mehr zu Ende. Mitten in voller schöpferischer Tätigkeit ereilte ihn der Tod.

Dieser trat ganz unerwartet ein. Noch am 2. Februar 1906 hatte M. an seinen Lebenserinnerungen geschrieben, mit deren Abfassung er im Sommer 1905 begonnen hatte: vier Tage später war er seiner alten Feindin, einer Lungenentzündung, erlegen. An seinem Sterbebette stand nur die Freundin, die ihm fast ein volles Menschenalter hindurch eine treue, liebevolle Gefährtin gewesen war.

M. starb, wie er gelebt: unerschütterlich irreligiös, als Demokrat und Sozialist. Und wie im Leben durch seine Schriften, so war er auch über das Grab hinaus bestrebt, durch seine letztwilligen Verfügungen von seinen Gesinnungen weithin vernehmbar Zeugnis abzulegen.

Am 14. Februar 1906 wurde er in Wien, wohin seine entseelte Hülle gebracht worden war, so wie er es gewünscht hatte: ohne priesterliches Geleite und ohne jede religiöse Zeremonie, zu Grabe getragen. Tausende gaben ihm das Geleite.

Seine Bibliothek vermachte er der Wiener Universität. Sie ist nunmehr im staatswissenschaftlichen Institut aufgestellt und wird dieses zweifellos zu einem Zentralpunkt der Forschungen zur Geschichte des Sozialismus machen, wie sie ja auch schon zu Lebzeiten M.s nicht wenigen Schriftstellern auf diesem Gebiete ihre Quellenstudien ermöglicht und gute Dienste geleistet hat.

Als Universalerbin aber des größten Teiles seines beträchtlichen Vermögens, das er im Verlaufe der Jahre aus seinem Einkommen erspart hatte, setzte er eine zu begründende Stiftung unter dem Namen »Anton Menger-Bibliothek« ein. Dieser wies er die Aufgabe zu, die Originalschriften älterer Autoren, die für die Volkssache eingetreten sind, in kritischen, streng wissenschaftlichen Neudrucken zu reproduzieren. Von den politischen Schriften sollen nur demokratische, von den nationalökonomischen nur sozialistische, von den theologischen nur antiorthodoxe den Gegenstand der Bibliothek bilden. Diese testamentarische Verfügung soll auf jedem Exemplar der letzteren abgedruckt werden.

Die gesellschaftswissenschaftlichen Lehren M.s, die des Lebenden Ruhm begründet haben und dem Toten einen dauernden Platz in der Geistesgeschichte überhaupt und in der Geschichte des Sozialismus insbesondere sichern, ausführlich darzustellen und kritisch zu würdigen, ist hier nicht die Stelle. Doch sollen sie wenigstens in allgemeinsten Umrissen angedeutet werden.

M. war Sozialist. Nicht etwa bloß in dem häufig gebrauchten verfließenden Sinne dieses Wortes, das dann jeden bezeichnet, der eine Verbesserung der Übelstände unserer herrschenden Gesellschafts-, Wirtschafts- und Rechtsordnung für wünschenswert erklärt, gleichgültig, welche Mittel hierzu er für richtig erachtet und ob er überhaupt solche anzugeben weiß. Vielmehr war er ein rückhaltloser Gegner unserer Privateigentumsordnung und entschlossener Kollektivist. Uneingeschränkt hat er seine reichen Geistesgaben in den Dienst der Volkssache gestellt. Alles in allem ein demokratischer Sozialist.

Bei der Beurteilung und Verurteilung der herrschenden Ordnung der Dinge sowohl wie bei der Wegweisung in der Richtung zur künftigen hin steht er ganz und gar im Banne der Machttheorie. Wenn andere die Entstehung des Rechtes auf die — sei es ausdrückliche, sei es stillschweigende — Zustimmung der gesamten Nation zurückführen, oder dasselbe organisch aus deren Geist erwachsen sein lassen, so sucht und findet er seinen Ursprung in Gewalt und List. Die Rechtsordnung ist ihm im wesentlichen bloß »das Resultat erfolgreicher Interessenkämpfe der Mächtigen gegen die Schwachen«, das nachmals von der staatlichen Gesetzgebung vorgefunden und sanktioniert worden ist. Was Wunder daher, wenn die so begründete Rechtsordnung »immer den Zweck verfolgt, den Nutzen der wenigen Mächtigen auf Kosten der breiten Volksmassen zu fördern«? Daran sei auch durch die französische Revolution nichts geändert worden. Diese habe nämlich zwar die personenrechtlichen Abhängigkeitsverhältnisse durch das System der Vertragsfreiheit ersetzt, damit aber »die ökonomischen Fesseln, welche die besitzlosen Volksklassen bedrückten, nur neu bemalt, nicht gebrochen«. Denn obgleich die Kämpfe gegen die alte Staatsordnung die öffentlichen Zustände bald mehr, bald weniger in volkstümlichem Sinne umgestaltet und die Anteilnahme weitester Volkskreise an der Leitung des Staates gezeitigt haben, so sei doch die althergebrachte Struktur des bedeutsamsten Rechtsgebietes, des Privatrechtes, von dieser Entwicklung vollständig unberührt geblieben.

Die Schrift über »Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen« ist dem Nachweis dieser Tatsache speziell an dem so lange und mit so gewaltiger Arbeit vorbereiteten Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich gewidmet, mit dem die Sehnsucht des deutschen Volkes nach der Rechtseinheit endlich Erfüllung finden sollte. M. begnügte sich hierbei nicht mit negativer Kritik allein, sondern gab dieser auch eine positive Ergänzung. Bei dieser und jener aber stellte er sich nicht etwa auf sozialistischen Standpunkt, sondern blieb dem individualistischen Entwurf gegenüber ebenfalls auf individualistischem Boden. Anderes wäre auch unzweckmäßig und verfehlt gewesen, wenn er nicht von vornherein auf jede praktische Wirkung verzichten wollte. So wird man denn in diesem Buche die sozialistischen Lehrmeinungen M.s nur flüchtig und nebenbei angedeutet finden. Es wird vielmehr lediglich untersucht und gezeigt: »wiefern, auch wenn man die grundlegenden Prinzipien unseres Privatrechts als Ausgangspunkt anerkennt, die Interessen der besitzlosen Volksklassen verletzt oder nicht genügend berücksichtigt werden«, und gleichzeitig werden die Ansprüche formuliert, welche die letzteren heute schon an jede Privatrechtskodifikation zu stellen hätten.

Die Verwirklichung dieser Forderungen erschien M. wichtig genug. Er hielt es für durchaus notwendig, daß der Staat auch schon im Rahmen der herrschenden Privatrechtsordnung und ohne deren Erschütterung alles tue, um den Druck auf die unteren Klassen zu mildern. Er wiederholte daher sein Postulat einer Umgestaltung des Privatrechts in volkstümlicher Richtung auch in seiner Rektoratsrede, wobei er die geschichtliche Rolle, dasselbe ins Werk zu setzen, Österreich vindizierte, das sich zu deren Übernahme durch seine Zivilprozeßreform von 1895 fähig und fähiger als Deutschland

erwiesen habe. Der Durchsetzung mit dem Geiste der Volkstümlichkeit sprach er aber auch für alle anderen Rechtsgebiete das Wort und plädierte demgemäß in seinem Gutachten an die Schweizer Bundesregierung für eine Reform der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten, um diese von den Banden der Tradition frei und für ihre große neue Aufgabe fähig zu machen. All das war ihm jedoch nicht Endziel. Dieses muß man im »Recht auf den vollen Arbeitsertrag« und in der »Neuen Staatslehre« suchen.

Schon in dem erstgenannten Werke erklärt er es für »die wichtigste Aufgabe der Rechtsphilosophie unserer Zeit, ... die Grundlinien des Sozialismus vom juristischen Standpunkt aus zu bearbeiten«. Anders sei Klarheit über Wesen und Maß der im Interesse der besitzlosen Volksklassen notwendigen Abänderung der Rechtsordnung und über die neue Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens der Menschheit, auf welche die sozialistische Bewegung seit der französischen Revolution gerichtet sei, ebensowenig zu erhoffen wie ein Erfolg für diese Bewegung. Wäre wohl, fragt er, den Reformbestrebungen des 18. Jahrhunderts dauernder Sieg beschieden gewesen, wenn nicht die Montesquieu und Rousseau den Nationen einen Abriß des künftigen politischen Zustandes geliefert hätten? Und er antwortet mit dem Hinweis auf die Tatsache, daß trotz ungeheuerster Reichtumskonzentration, trotz unsagbaren Elendes der arbeitenden Klassen, trotz schärfster Kritik dieser Zustände durch die Kirchenväter »auf den Sturz des weströmischen Reiches nicht etwa der Sozialismus, sondern — die mittelalterliche Rechtsordnung folgte«. Das macht, es fehlte der untergehenden Welt der ausgearbeitete Plan für die neue, bessere, die sie doch ersehnte und der sie durch das sozialreformatorische Urchristentum zustrebte. Sie versank also, statt auf eine höhere Stufe der Menschheitsentwicklung zu gelangen, nur in volle Barbarei. So gelte es denn auch jetzt, angesichts der sich vorbereitenden neuen Weltwende, aus den »endlosen volkswirtschaftlichen und philanthropischen Erörterungen, welche den Hauptinhalt der sozialistischen Literatur bilden«, ebenso die letzten Ziele durch die Aufstellung ökonomischer Grundrechte herauszuheben, wie dies im 17. und 18. Jahrhundert durch die Formulierung der politischen Grundrechte geschehen sei.

Solcher sozialistischer Grundrechte nun formuliert M. drei: das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, das Recht auf Existenz und — als Modifikation bloß desselben — das Recht auf Arbeit. Er umschreibt ihr Wesen und zeigt, daß die beiden erstgenannten »die Grenzen bezeichnen, innerhalb deren sich jedes konsequente sozialistische oder kommunistische System bewegen muß«, während das Recht auf Arbeit sich bloß als Übergangsform darstelle. Im übrigen aber beschränkt er sich im wesentlichen auf eine geschichtliche Darstellung der allmählichen Entwicklung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag in der sozialistischen Literatur seit der französischen Revolution, ohne persönlich zu den Problemen der Zukunftsordnung in Recht und Wissenschaft ausgesprochen Stellung zu nehmen. Das blieb dem Hauptwerk seines Lebens, der »Neuen Staatslehre«, vorbehalten.

In dieser faßt M. »die praktischen Vorschläge des Sozialismus zur Umgestaltung unserer Gesellschaft in einem engbegrenzten Gesamtbild zusammen«. Der Ablehnung des Bestehenden folgt die Darlegung des

Besseren, durch das es ersetzt werden soll. Das Motiv ist klar. »Der fast ausschließlich kritische Sozialismus mußte notwendig den Widerspruch weiter Lebenskreise hervorrufen, weil wenige Klugheitsregeln so allgemein anerkannt sind, als das alte Sprüchwort, daß Kritisieren leicht, Bessermachen schwer ist«. So wird denn dem heutigen »individualistischen Machtstaat« der »sozialistische oder volkstümliche Arbeitsstaat« der Zukunft gegenübergestellt, in welchem »die individuellen Interessen der großen Volksmassen — die Erhaltung und Förderung des individuellen Daseins, die Fortpflanzung der Gattung, endlich die Sicherheit von Leben, Körper und Gesundheit — das Hauptziel der staatlichen Tätigkeit bilden«, und in welchem den Staatsbürgern zwar nicht völlige Gleichheit, jedoch neben politischer Freiheit auch die wirtschaftliche, freilich durch die allgemeine Arbeitspflicht eingeschränkt, dafür aber durch die Anerkennung des Rechtes auf Existenz gewährleistet ist. Wenn M. es dann unternimmt, die Rückwirkungen dieser Staatszwecke und die zu deren Erreichung durchgeführte Kollektivierung aller Produktionsmittel einschließlich Grund und Boden auf Sachen-, Vertrags-, Erb-, Ehe-, Familien-, Prozeß- und Strafrecht, die Umwandlung des privaten in öffentliches Recht sowie die Organisation und Funktionierung des Arbeitsstaates im einzelnen zu schildern, so mutet das zunächst wie ein Rückfall in die Utopienliteratur an. Unwillkürlich stellt man im Geist die »Neue Staatslehre« mit Morellys anderthalb Jahrhunderte älterem »*Code de la nature*« zusammen, der auf Babeufs Konzeptionen so entscheidenden Einfluß geübt hat. Nichts liegt jedoch M. selbst ferner, als eine Utopie schreiben zu wollen. Der objektive Unterschied zwischen Morelly sowie anderen Utopieverfassern und M. wird auch sofort klar, wenn man festhält, daß der »Arbeitsstaat« nicht auch eine neue Welt mit neuen Menschen und anderen Beweggründen ihres Handelns sein soll. M. will vielmehr bei der Konstruktion seines Zukunftsideals durchaus auf realistischem Boden bleiben. Er glaubt nicht, daß selbst der gewaltigste Umsturz der staatlichen Ordnung die Grundlage der menschlichen Natur wesentlich zu ändern vermöchte, und ebensowenig, daß die neue Ordnung fertig und unvermittelt mit einem Schlage erstehen könnte. Er anerkennt daher auch, »nur die schon heute wirksamen Triebfedern menschlichen Handelns«, knüpft ferner überall an die überlieferten Anschauungen von Recht und Staat an und empfiehlt nur die der weltgeschichtlichen Praxis bisher geläufigen Mittel der politischen und sozialen Umgestaltungen. »Weniger von Aufopferung und Brüderlichkeit als von einer vernünftigen Ausgleichung der Interessen« ist bei ihm die Rede. Er begnügt sich auch nicht damit, seine eigenen Meinungen vorzuführen, und denkt noch weniger daran, sie aufzudrängen. Mit erstaunlicher Gelehrsamkeit gibt er vielmehr bei jedem Problem an, was die Jahrhunderte an Lösungsversuchen gezeitigt haben, erörtert das Für und Wider und spricht dann erst in motivierter Weise seine Entscheidung aus. So gestaltet sich die »Neue Staatslehre« zugleich zu einer Dogmengeschichte des Sozialismus, wie sie so gelehrt und in solcher Vollständigkeit niemals dargeboten worden ist.

Hat M. in der »Neuen Staatslehre« das Ziel aufgestellt, dem die Kulturmenschheit zuzusteuern habe, so will er in der »Volkspolitik« die Grundsätze festlegen, von denen sich die beherrschten Volksklassen leiten

lassen sollen, um den »Prozeß über die Umbildung der überlieferten Staats- und Gesellschaftsordnung ohne unnütze Beschädigung und Vergewaltigung der oberen Volksschichten zu Ende zu führen«.

Als Grundlage der Volkspolitik erscheint ihm nicht wie Montesquieu die Tugend, sondern das Mißtrauen. »Denn ein Volk, das sein Staatsleben nicht argwöhnischen Auges verfolgt und das nicht jeden Staatsakt nach seiner Einwirkung auf die politische Freiheit beurteilt, wird seiner Selbstbestimmung gar bald durch Gewalt oder, was noch gefährlicher ist, durch den unmerklich wirkenden Einfluß der Regierungstätigkeit beraubt werden«. Deshalb verwirft er durchaus jede Staatsform, welche diese Kontrolle begrifflich schon ausschließt, indem sie »von seiten des Volkes ein blindes Vertrauen, eine rückhaltlose Hingebung erheischt«, wie die Theokratie, die reine Aristokratie und die absolute oder halbabsolute Monarchie. Erscheint ihm aber andererseits »die Übereinstimmung der Staats- und der Volkszwecke nur in der sozialen Demokratie gewährleistet«, so gibt er doch auch die Möglichkeit einer volkstümlichen Aristokratie und Monarchie zu. Hat er ja schon in der »Neuen Staatslehre« speziell im Hinblick auf Deutschland erklärt: er halte es für unwahrscheinlich und unter gewissen Garantien auch für unnötig, daß das deutsche Volk, einmal Herr seiner Geschicke, zur Abschaffung der Monarchie schreite.

Wenn M. als Inhalt der Volkspolitik das Streben nicht nur nach Freiheit, sondern auch nach Macht angibt, so will er natürlich diese Macht nur im Sinn der Erringung und Erhaltung der sozialen Demokratie angewendet wissen. Wollen die besitzlosen Volksklassen ihre politischen und sozialen Ziele erreichen, so müssen sie »die ganze Welt als ihr Vaterland, die gesamte Menschheit als ihre Nation betrachten« — unbeschadet der Betätigung zunächst im Dienste des eigenen Staates und Volkes. Jeder Krieg, jede Unterdrückung einer Nation durch die andere, sei es im Wege der Kolonialpolitik, sei es in national gemischten Staaten, erscheint ihm daher ebenso verwerflich wie religiöser Zwang.

In seiner »Neuen Sittenlehre« schließlich ist M. bemüht, auch die Sittlichkeit als Machtwirkung darzustellen. Natürlich führt ihn diese Voraussetzung zu dem Schlusse: daß die Verbesserung der sittlichen Zustände von der Änderung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse abhängig sei. Im Zusammenhang mit seinen früheren Lehrmeinungen aber bedeutet das nichts anderes, als »daß die Einführung der sozialistischen Gesellschaftsordnung die praktische Sittlichkeit auf allen Gebieten weit über ihre bisherige Stufe emporheben muß«. Und nicht nur das allein! Nur die Sittlichkeit im Arbeitsstaate auch »erscheint vor den Rückschlägen des religiösen Bewußtseins gesichert und deshalb einer ununterbrochenen Entwicklung zu den Idealen der Menschheit fähig«.

Soviel wir nun aber auch von M. über Sittlichkeit, Recht und Politik in der sozialistischen Welt erfahren — der Weg zu dieser verschwimmt in ungewissem Zwielicht.

So wenig er hofft, bloß durch das Wohlwollen und die Einsicht der Herrschenden und Besitzenden zu ihr zu gelangen, so verwirft er doch auch die Anwendung von Gewalt zu diesem Zwecke. Natürlich nicht aus Achtung vor wohlerworbenen Rechten. *Contra hostem aeterna auctoritas!* Warum

sollte, was das Schwert geschaffen, nicht auch durch das Schwert untergehen? Haben etwa »die herrschenden Familien und Parteien (jemals) gezögert, in entscheidenden Momenten selbst die besterworbenen Rechte zu zerstören, wenn es galt, ihre Herrschaft zu begründen oder dauernd zu befestigen«? Wurden nicht von ihnen und zugunsten ihrer politischen Interessen »auch Privatrechte in ungeheuerem Umfange auf gewaltsame Weise vernichtet«? Und er erinnert an die Eroberung und Verteilung Englands durch die Normannen, an die Säkularisationen des Kirchengutes im Reformationszeitalter, an die kolossalen Besitzentsetzungen in Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berge. Sollte nicht, was um des Vorteiles enger Lebenskreise willen gerechtfertigt schien, auch zulässig sein, wenn das Wohl des gesamten Volkes, ja der Menschheit es fordert? Trotzdem widerrät M. einer auf die unmittelbare Umgestaltung der Gesellschaft gerichteten Revolution als unzweckmäßig und unmöglich und empfiehlt, sich mit mehr indirekten Maßnahmen »in den äußeren Formen des Rechts« zu begnügen, »auf die Gefahr hin, daß dadurch der vollständige Triumph der sozialistischen Ideen in weite Ferne gerückt wird«. Und er verweist auf die Analogie mit der Einführung des Christentums, die ja auch nicht ein Prozeß von Jahren oder Jahrzehnten, sondern von Jahrhunderten gewesen sei. Mit anderen Worten: Klugheitserwägungen sind es, die ihn bestimmen, bei der Ausnützung des Sieges der besitzlosen Klassen im Kampfe gegen die oberen um den Besitz der Macht in Staat und Gesellschaft einem langsamen Tempo und besonnenster Organisationsarbeit das Wort zu reden.

Wer und was verbürgt denn aber, daß in diesem Kampfe der Sieg überhaupt den bisher Beherrschten zufallen werde? Ihre stetig wachsende Macht! entgegnet M. Woher hinwiederum diese Macht, was verursacht ihr Wachstum, was sichert dessen Fortdauer und ansteigende Bewegung? Zur Erklärung alles dessen wird verwiesen auf die Erschütterung des geltenden Rechtszustandes durch eine lange Reihe von Staatsstreichen und Revolutionen in den letzten zwei Jahrhunderten; die Zurückdrängung der religiösen Überzeugungen in den Massen seit der Aufklärungszeit durch die Erfahrungswissenschaften; den internationalen Charakter der sozialen Bewegung, der »ihr auch in Fällen örtlicher Niederlagen eine ununterbrochene Entwicklung garantiert; das Zusammenleben der Industrie- und zum Teil der Landarbeiter in großen Massen; das allgemeine Stimmrecht und die allgemeine Wehrpflicht; die Zunahme schließlich der geistigen Ausbildung durch die allgemeine Schulpflicht und andere volkstümliche Bildungsmittel, durch welche die Massen »die Fähigkeit zur Aneigung der sozialen Theorien erlangt haben«.

Allein diese Antwort regt nur neue Fragen an. Was hat nun alle diese Erscheinungen ihrerseits gezeitigt und regelt ihre Funktionierung?

Hier stockt die Auskunft. Daß all die angegebenen Ursachen der sozialen Bewegung im Zusammenhang stehen mit der modernen kapitalistischen Produktionsweise, entgeht M., oder besser: er will es einfach absolut nicht zugeben. Wo Probleme der wirtschaftlichen Entwicklung, wenn nicht allein, so doch gewiß mit vorliegen, sieht er nur Probleme des Eigentums, d. h. der Rechtsordnung. Er will es nicht anders, auch wo er, wie z. B. bei dem Hinweis auf die Erfahrungswissenschaften als konstitutives Element der Macht des Proletariats, selbst betont, daß die weltlichen und geistlichen

Machthaber den wissenschaftlichen Fortschritt nicht vernichten können, weil er zur Erhaltung der dichtgedrängten Bevölkerung unentbehrlich ist. Ist er doch ausgezogen, um dem Sozialismus seine »nationalökonomische Verbrämung« abzustreifen, seinen juristischen Gehalt »aus den endlosen volkswirtschaftlichen Erörterungen« herauszuschälen — im bewußten Gegensatz zum Marxismus, dessen wissenschaftliche und geschichtliche Bedeutung er niemals anerkannt hat.

Eine gewisse Rolle spielte hierbei wohl seine persönliche Abneigung gegen Marx. Er sprach diesem nicht nur alle Originalität ab, sondern denunzierte ihn (wie übrigens auch Rodbertus) sogar geradezu als Plagiator. Marx, behauptete er immer wieder, habe seine »wichtigsten sozialistischen Theorien älteren englischen und französischen Theoretikern entlehnt . . , ohne die Quellen seiner Ansichten zu nennen«, und werde »von seinen Vorbildern an Tiefe und Gründlichkeit bei weitem übertroffen«. Und er konnte Widerspruch gegen diese Behauptung, die ja seither bekanntlich von vielen Seiten aufgenommen worden ist, auch in persönlichem Gespräch absolut nicht vertragen. Wie manche Stunde verging im Streit darüber! Gibt es überhaupt schlechthin originelle Denker? Sind nicht vielmehr auch die größten unter ihnen Vollender bloß, da doch keine Gedankenarbeit jemals ohne Zusammenhang mit vorhergegangener durch andere und unvorbereitet durch sie verrichtet worden ist? Trotzdem pflegt man mit Recht als Entwicklungsphasen menschlichen Fortschrittes auf jeglichem Gebiete jeden Akt solcher Vollendung zu bezeichnen und ihn mit dem Namen jener Männer zu verknüpfen, die, was vor ihnen zerstreut und deshalb unwirksam oder ohne volle Wirkung war, sammeln, zu Ende bringen, systematisieren, zu einem geschlossenen Ganzen formen, gleichgültig, ob sie alle ihre Vorgänger auch direkt gekannt und genügend ausführlich zitiert haben oder nicht. Wer bestreitet wohl Adam Smith seine geschichtliche Rolle? Und doch sind die Grundlagen des Systems der natürlichen Freiheit lange vor ihm gelegt worden! Natürlich wird heute niemand an Stelle Darwins die Entdeckung der Entwicklungslehre für sich in Anspruch nehmen dürfen. Ist aber der Entdeckerruhm Darwins gegründeter als der von Marx? Auf alle diese Einwendungen hatte M. immer nur eine Erwiderung: Aber Marx hat *mala fide* seine Vorgänger verschwiegen, um sich ihren Platz in der Geschichte anzumaßen! Man sieht, hier sprach die Entrüstung eines Gerechten und nicht etwa bloß kleinliche Schadenfreude über die Entlarvung eines Missetäters. Und mit wenigen Dingen konnte man daher M. lebhafter interessieren, als mit Mitteilungen über Schriften, deren Verfasser Marx gegenüber eine der seinigen ähnliche Haltung einnahmen.

Diese persönliche Geringschätzung Marx' ist von dessen Anhängern reichlich vergolten worden, und sie spotteten ihrerseits nicht wenig über den »Juristensozialismus«, bis sie in dem Urheber desselben einen sehr wertvollen Bundesgenossen erkannten, mit dessen »freundnachbarlicher Feindseligkeit« sie sich dann leicht abgefunden haben. Mit dem sachlichen Gegensatz M.s zum Marxismus hat das alles jedoch nur wenig zu tun. Ms. Lehrmeinungen sind eben mechanischer Natur. Der entwicklungsgeschichtliche Sinn geht ihm vollständig ab. Sein Ideal des sozialistischen Seinsollens ist ein Ausfluß seines Ethos, seines Gerechtigkeitsgefühls, und die Verwirklichung desselben

im letzten Grunde doch wieder eine Frage des Willens allein. Auch er läßt den Ruf an die besitzlosen Volksklassen ergehen, sich zu einigen. Diese Einigung aber ist nicht, wie dem Marxismus zufolge, deklaratorischer Natur — weil hervorgerufen durch das Walten der wirtschaftlichen Gesetze —, sondern konstitutiver Art. Er spricht es klar aus: »Nichts wäre irriger, als wenn die besitzlosen Klassen sich im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung einem gewissen ökonomischen Fatalismus ergeben wollten, der die neue Gesellschaftsordnung von selbst zeitigen wird, sobald die richtige Stunde geschlagen hat.« Selbst ist der Mann! So schlingt sich denn doch wieder die Kette von Menger zu Morelly, und man sieht es klar: M. gehört ebenfalls zu jenen rationalistischen Jakobinern, die ohne kausales Begreifen des geschichtlich Gewordenen, ohne tiefere Einsicht in die Elemente, welche an dessen Weiterentwicklung und an der Gestaltung der Zukunft wirken, meinen, es bedürfe nur guten Willens, es brauche nur einen beherzten Entschluß, um, was durch Unverstand, Übelwollen oder Gewalt verfahren worden, wieder ins rechte Geleise zu bringen. Mögen sich die Menschen nur entschließen, den ihnen gewiesenen Weg zu gehen! Haben sie nicht auch bereits durch Ausbreitung der Volksbildung »die Fähigkeit zur Aneignung der sozialen Theorien erlangt«?

Diese fundamentale Schwäche in M.s Lebenswerk, die man gewiß zum guten Teil dem Juristen und Mathematiker in ihm zuzuschreiben hat, kann niemandem verborgen bleiben. Aber wie große Vorzüge stehen ihr gegenüber! Welcher Gedankenreichtum und Folgerichtigkeit, welche Fülle von neuen Gesichtspunkten und Anregungen, wieviel scharfsinnige Urteile und feine Bemerkungen, die auch den Gegner gefangen nehmen und auf ihren Gehalt noch lange nicht ausgeschöpft sind! Der literarische Erfolg der sozialwissenschaftlichen Schriften M.s war denn auch — mit Recht — ein ganz außerordentlicher. Sie wurden mehrfach aufgelegt, das Ausland eignete sie sich durch eine ganze Reihe von Übersetzungen an, eine ganze Literatur knüpft an sie an. Insbesondere gilt dies von dem Buche über »Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen«. Mit besonderem Stolze konnte sich M. nach dessen Erscheinen sagen, daß er das höchste Ziel jedes dem Gemeinwohle dienenden Schriftstellers erreicht habe: er durfte sich als geistigen Führer weitester Bevölkerungskreise fühlen. Welch tiefen Eindruck aber seine Ausführungen gegen den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich und die modernen Privatrechtskodifikationen überhaupt, auch auf die zünftige Juristenwelt machten, zeigte die Fassung, in welcher das deutsche bürgerliche Gesetzbuch im Jahre 1896 zur Verabschiedung gelangt ist, dessen Gehalt an sozialpolitisch gefärbten Vorschriften größtenteils auf die Einwirkung M.s zurückgeht; der 1900/01 zur Veröffentlichung gelangte Vorentwurf eines Zivilgesetzbuches für die schweizerische Eidgenossenschaft; die österreichische Zivilprozeßordnung von 1895, deren Grundgedanken vielfach in der Richtung von M.s Theorien sich bewegen.

Nicht wenig hat zu diesen Erfolgen M.s große Sprachkünstlerschaft beigetragen. In fast übertriebener, mitunter sogar bis zur Nüchternheit gesteigerter Einfachheit, scharf umrissen, durchsichtig klar erhebt sich der Bau seiner Darstellung. Keine überflüssige Phrase beeinträchtigt ihre Schönheit, kein Bestreben, durch geistreiches oder gelehrtes Bei-

werk zu glänzen, die Reinheit der Linienführung. Hinter den kühlen, wohlabgemessenen Worten aber eine Welt von verhaltener Leidenschaft, die nur dann und wann in einem drastischen Bild, in einer bitter-ironischen Bemerkung durchbricht! Diese Künstlerschaft war übrigens — ohne daß allerdings der Leser es irgendwie wahrnimmt — ebensowohl Ergebnis ernsthaftest prüfender Arbeit wie natürlicher Begabung. Immer und immer wieder kürzte, modelte und feilte M. an seinen Manuskripten, bis aus Folianten schmächtige Bändchen wurden. Und diese Ökonomie war eine wohlüberlegte: »Dickleibige Bücher zieren häufiger die Bücherregale, als sie gelesen werden.« M. aber wollte gelesen und verstanden werden — nicht von einer kleinen Zahl von Gelehrten wieder, sondern in möglichst weiten Volkskreisen. Wenn daneben zur Erklärung des Widerhalls, den seine Ansichten gefunden, auch auf das Pikante der Tatsache hingewiesen wurde, daß ein Mann in solcher Stellung kritisch und positiv als Gegner der herrschenden Ordnung in Staat und Gesellschaft sowie als Sozialist sich bekannte, so kann man dies wohl nur in dem Sinne gelten lassen: daß die Rückhaltlosigkeit des Bekenntnisses unter so gearteten Umständen sichersten Rückschluß gestattete auf dessen Lauterkeit und Aufrichtigkeit. Um so mehr, als M. auf dem seit 1886 offen eingeschlagenen neuen Wege nichts für sich erstrebte und nichts zu erstreben brauchte, was er nicht auf dem alten bequemer, reicher und zuverlässig erwarten durfte. Der aufrechte Mann und der Schriftsteller Eins — das ist es!

Und auch darum wird sein Werk ihn überdauern: »Nicht spurlos zog er seine Bahn!«

Verzeichnis der Schriften Mengers. I. Juristische Schriften: a) in Buchform: Die Zulässigkeit neuen tatsächlichen Vorbringens in den höheren Instanzen. Wien 1873. — System des österreichischen Zivilprozeßrechtes in rechtsvergleichender Darstellung. I. Bd. Der allgemeine Teil. Wien 1876. b) in Zeitschriften: Über Proteste mangels Erfüllung nach Art. 358 HGB. (Zeitschrift für Notariat 1866, Nr. 8). — Beitrag zur Lehre von der Exekution (Archiv für zivilistische Praxis 1872, Bd. 55. S. 371/418, 433/481). — Die Abschaffung des Beweisinterlokuts und eine neue Anordnung des Zivilverfahrens (Juristische Blätter 1872 Nr. 10—11). — Das Besitzstörungsverfahren nach dem österreichischen Entwurf einer Zivilprozeßordnung von 1876 (Allgemeine österreichische Gerichtszeitung 1876, Nr. 99—101). — Kritik von Raban von Canstein, Die rationellen Grundlagen der Zivilprozeßordnung (ebenda 1877, Nr. 12 —13). — Die Revision nach dem österreichischen Entwurf einer Zivilprozeßordnung von 1876 (ebenda 1877, Nr. 32—33). — Die prozeßhindernden Einreden nach dem Entwurf von 1876 (ebenda 1877, Nr. 34—36). — Lehre von den Streitparteien (Grünhuts Zeitschrift für Privat- und öffentliches Recht 1880, Bd. 7, S. 647/713). — II. Sozialwissenschaftliche Schriften: a) in Buchform: Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung. Stuttgart 1886; II. Aufl. ebenda 1891; III. Aufl. ebenda 1904. Übersetzt: ins Englische von Foxwell-Tanner (1899), ins Französische von Andler-Bonnet (1900), ins Spanische von Posada (1901). — Gutachten über die Vorschläge zur Errichtung einer eidgenössischen Hochschule für Rechts- und Staatswissenschaft. Zürich 1889. — Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen. Tübingen 1890; II. Aufl. ebenda 1890; III. Aufl. ebenda 1904. Übersetzt: ins Italienische von Oberosler (1894), ins Spanische von Posada (1897). — Die sozialen Aufgaben der Rechtswissenschaft. Wien 1895; II. Aufl. ebenda 1905. Übersetzt: ins Französische von Schwiedland (1896), ins Russische zweimal von Gredeskul und Jurowski (1896), ins Spanische von Posada (1899). — Neue Staatslehre. Jena 1903; II. Aufl. ebenda 1904. Übersetzt: ins Französische von Andler-Milhaud (1904), ins Böhmische von Zaloud (1904), ins Polnische (in doppelter Ausgabe 1904), ins Italienische

von Oda Lerda-Olberg (1905), ins Russische von Kistjakowsky (1905). — Neue Sittenlehre. Jena 1905; II. Aufl. ebenda 1906. — Volkspolitik. Jena 1906. — b) in Zeitschriften: eine Reihe von kleineren Aufsätzen in der »Neuen Freien Presse«, »Die Zukunft«, »Die Neue Revue«, »Dokumente der Frauen«, »Europa«, von denen hier nur genannt seien: Volkstümliche Hochschulkurse (Die Zukunft vom 12. Juni 1897) und Einheit der Volksbildung (ebenda vom 1. April 1899). — III. Mathematische Schriften (unter dem Pseudonym Julius Bergbohm): Neue Rechnungsmethoden der höheren Mathematik. 1891. — Neue Integrationsmethoden auf Grund der Potential-, Numeral- und Logarithmalrechnung. 1892. — Entwurf einer neuen Integralrechnung. 2. Hefte 1892/93.

Quellen. Die vorstehende Skizze beruht — neben persönlichen Erinnerungen — auf den von M. hinterlassenen biographischen Notizen. Die Benutzung derselben ist mir durch das gütige Entgegenkommen des Rektorates der Wiener Universität, des Kuratoriums der »Anton-Menger-Bibliothek« und des Fräuleins Anna Schäfer ermöglicht worden, wofür ich auch an dieser Stelle meinen besten Dank sage. — Von den zahlreichen unmittelbar oder kurz nach M.s Tode erschienenen Nachrufen sei hier nur erwähnt: Anton Menger von Eugen Ehrlich (in »Süddeutsche Monatshefte« vom September 1906).

Wien. Carl Grünberg.

Goltz, Alexander Georg Maximilian **Hermann,** Frh. von der, Wirkl. Geh. Rat, Vizepräsident des Ev. Oberkirchenrats, Propst zu Cölln a. Spree (St. Petri-Berlin), ord. Professor der Theologie, Dr. theol., * in Düsseldorf am 17. März 1835, † in Berlin am 25. Juli 1906.

v. d. G. wuchs in einem Hause auf, dessen Eigenart Band X bereits in dem Lebensabriß seines Bruders Theodor († am 6. November 1905) von berufener Feder eine treffende Schilderung erfahren hat, auf die hier verwiesen werden darf. Mit dem um ein Jahr jüngeren, ihm eng verbundenen Bruder zusammen durchlief er das Gymnasium der Vaterstadt (Coblenz), mit ihm zusammen bezog er Herbst 1853 die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren.

Er selbst hat bezeugt, daß der Einfluß der Christum liebenden Welt, aus der er hervorwuchs, bei seiner Berufswahl nicht gering anzuschlagen sei. Doch hatte diese sich ihm, der noch bis zu seinem 16. Lebensjahr entschlossen war, Offizier zu werden, auch innerlich mehr und mehr aufgenötigt, namentlich seit er mit Herder nähere Bekanntschaft gemacht hatte, dem Theologen, der die Theologie für ein »liberales Studium« erklärt hat, das keine Sklavenseele vertrage. Eine solche Seele war es nicht, die v. d. G. aus seinem elterlichen Hause mitbrachte. Auf der einen Seite ganz heimisch in der biblisch-pietistischen, ja etwas theosophisch angehauchten Frömmigkeit, wie sie durch seine Eltern — seine Mutter war die Schwester des Geschichtsschreibers der niederrheinischen Kirche, Max Goebel — ihm nahegetreten war, war er doch gleich seinem Vater tief eingedrungen in die klassisch-humanistische Geisteswelt; von Anfang an schwebte ihm für die Theologie die Aufgabe vor, die er am Ende seines Lebens einmal dahin näher bestimmte, daß es gelte, die »christliche Wahrheit aus dem Weltbild der antiken und mittelalterlichen Kultur in das Weltbild der modernen Kultur zu übertragen«. Wir begreifen, daß ihn in Erlangen namentlich v. Hofmann mit seiner neuen Weise, alte Wahrheiten zu lehren, anzog. Von ihm lernte er die durch Bengel in die Theologie eingeführte großartige Anschauung von der Schrift als einem in sich zusammenhängenden lebensvollen Organismus. Auch Hofmanns Versöhnungslehre mit ihrer Ersetzung der juridischen durch die ethischen Gesichtspunkte ist für

v. d. G. vorbildlich geworden. Ebenso schloß er sich in Berlin, wo er 1855 bis 1856 seine Studien fortsetzte, hauptsächlich an C. J. Nitzsch an, während Hengstenberg ihm keine Sympathie erwecken konnte. Den nachhaltigsten Einfluß auf seine theologische Gedankenwelt übte aber Beck in Tübingen aus, zu dessen Füßen er 1856—57 saß. Mit Eifer vertiefte er sich in die originalen und charaktervollen Gestalten der württembergischen biblischen Realisten und Theosophen, deren Ideen neben Rothe besonders durch Beck in jener Zeit ihre wissenschaftliche Auferstehung erlebten, nachdem sie bis dahin meist nur in den Köpfen einiger Pfarrer und Stundenhalter ein heimliches, aber kräftiges Leben geführt hatten. Hier gewann sein Denken jene biblisch-realistische Richtung, die ihm das als eine zweite Hauptaufgabe der dogmatischen Theologie erscheinen ließ, anstatt der erstarrten und veralteten dogmatischen Ausdrücke vergangener Zeiten die biblischen Grundbegriffe in ihrem reinen Gehalt und ursprünglichen Vollsinn in die kirchliche Verkündigung einzuführen. Daß er unter diesen Einflüssen den Vorlesungen des großen Kritikers F. Chr. Baur nicht viel Interesse entgegenbrachte, wird nicht wunder nehmen. v. d. G. hat in allen literarkritischen Fragen, die das Neue Testament betrafen, auch später stets eine sehr konservative Stellung eingenommen.

Zum Abschluß brachte er seine Studien in Bonn 1857/58. Mit Ritschl trieb er biblisch-theologische Studien, ohne ihm jedoch innerlich näher zu treten. In den homiletischen Übungen hatte er noch Gelegenheit, Steinmeyer kennen zu lernen, der 1858 nach Berlin berufen wurde. Doch hat er nie dem Zwang homiletischer Kunstregeln sich beugen mögen.

Im Jahre 1858 erschien seine erste literarische Arbeit, ein Nekrolog, den er seinem am 13. Dezember 1857 verstorbenen Onkel Max Goebel schrieb, dem er besonders nahe gestanden hatte. Wenn er an Goebel rühmt, daß dieser mit Entschiedenheit für die von den Vätern ererbte Presbyterial- und Synodalverfassung eingetreten sei, die ihm von der Union unzertrennlich schien, die nicht erst 1847 äußerlich eingeführt wurde, sondern »innerlich schon längst unter uns Bestand gewonnen hatte«, wenn er aus Goebels Geschichte der rheinischen Kirche für die Stellungnahme gegenüber den kirchlichen Parteikämpfen die Lehre entnimmt, daß überall, wo der Geist des Herrn ist, sich die Kraft geistlichen Lebens erweise und unter dem bunten Wechsel der Formen die Eine Gemeinde Jesu Christi auf ihrem Eckstein sich erbaue, wozu eine feine, freie Ordnung und Zucht wesentlich und heilsam beitrage, — so hat damit der 25jährige junge Theologe bereits Grundsätze ausgesprochen, die für sein späteres kirchenpolitisches Wirken Leitsterne wurden.

Inzwischen folgten auch bei ihm auf die Lehrjahre die Wanderjahre, die nicht nur seinen Gesichtskreis in religiöser und politischer Beziehung erweiterten, die ihm auch jene außerordentliche Sicherheit des weltmännischen Auftretens gaben, die ihn später auch den schwierigsten Situationen gewachsen sein ließ und mit zu jener überlegenen Ruhe beitrug, die nur selten, dann aber um so wirksamer durch einen Ausbruch des in ihm lodernden Feuers durchbrochen, an ihm von Freund und Feind bei kritischen Gelegenheiten bewundert wurde. Er wurde nach bestandenem Examen 1859 Hauslehrer der Kinder des Herrn von Roeder, des Begleiters des Prinzen Alexander von

Preußen, der seinen Aufenthalt in der französischen Schweiz genommen hatte. So hatte er Gelegenheit, die kirchlichen Verhältnisse Genfs und der *église libre*, mit deren Hauptvertretern, wie Merle d'Aubigné u. a., er in lebhaften Verkehr trat, aufs genaueste kennen zu lernen. Eine längere Reise im südlichen Frankreich, die ihn bis nach Paris führte, machte ihn auch mit dem französischen Protestantismus bekannt. Namentlich interessierte ihn die Erweckungsbewegung, die — auch damals englisch-methodistischer Herkunft — das südliche Frankreich ergriffen hatte. Er veröffentlichte hierüber einen ausführlichen Reisebericht in den Protestantischen Monatsblättern 1860, dem der Herausgeber dieser Zeitschrift das Zeugnis gibt, daß er »mit ernster Vertiefung in den Gegenstand, mit Geist und Sachkenntnis« geschrieben sei, und der in der Tat durch die Klarheit der Darstellung und Reife des Urteils überrascht.

v. d. G. hatte einen lebhaften Eindruck von der Kraft des französischen Protestantismus auf dem Gebiet des praktisch-religiösen Lebens gewonnen. Aber er war keineswegs blind gegen die Gefahren, die mit der Erweckungsbewegung und der in ihrem Gefolge betriebenen ausgedehnten Evangelisationstätigkeit dort wie überall verbunden waren. Vor allem aber war ihm hier die Einsicht aufgegangen, die der Hauptorientierungspunkt in den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart für ihn wurde, daß die Grundgedanken, die den kirchlichen Bewegungen unseres Jahrhunderts zugrunde liegen, ganz andere sind als die des Reformationszeitalters. Mit Unrecht, sagt er, werden die kirchlichen Kämpfe an die Namen des reformierten und lutherischen Wesens angeknüpft. In Wahrheit handelt es sich nicht um lutherische und reformierte, sondern um konservative und liberale Prinzipien, um objektives Kirchentum und Individualismus. Und die Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit in diesen Kämpfen kommt von der Übertragung der politischen Bewegung in das kirchliche Gebiet. Unsern deutschen evangelischen Kirchen wünscht darum der Verfasser etwas von dem lebensfrischen Odem, der den französischen Protestantismus durchweht, der »wahrlich fruchtbarer ist als das Gezänke kirchlicher Parteien« — das war ihm allezeit in innerster Seele zuwider —, als die Restauration der Lehrformeln und die Ausschmückung der gottesdienstlichen Gebräuche, ferner etwas auch von dem lebendigen Anteil an der Leitung und Pflege des kirchlichen Lebens, der den französischen Gemeinden eingeräumt ist, Einrichtung freierer kirchlicher Ordnungen, liberaler, den modernen Prinzipien entsprechender Institutionen, die dem lebendigen Christentum nur zum Vorteil gereichen können.

In dieser Zeit erschien auch sein erster größerer wissenschaftlicher Aufsatz: Über die theologische Bedeutung J. A. Bengels und seiner Schule (1861 in den Jahrbüchern für deutsche Theologie. Bd. VI, 3. Heft). v. d. G. sah die Bedeutung Bengels darin, daß er die Heilige Schrift als einen in sich zusammenhängenden Organismus erkannte, als die Nachricht von der stufenweise fortschreitenden Haushaltung Gottes mit den Menschen, aus der sich darum mit Benutzung der wesenhaften und lebensvollen Grundbegriffe der Heiligen Schrift ein einheitliches Lehrsystem erheben lasse. So habe Bengel mit diesem an Cocceius erinnernden Grundgedanken der Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umfassenden Haushaltung Gottes, des Reiches Gottes, einen glücklichen Fund getan, durch den das theologische Prinzip der reformierten

(Gottes Ehre) und das anthropologische der lutherischen Theologie (des Menschen Heil), in eins gefaßt und zugleich zu kosmischer Bedeutung erweitert seien. Die Schriftoffenbarung will weder Gottes verborgenes Wesen allein enthüllen ohne seine Beziehung zur Menschenwelt, noch dem einzelnen als solchem die wahre Gottesverehrung und den geradesten Weg zur Seligkeit zeigen, sondern sie stellt das die sichtbare und unsichtbare Welt umfassende Reich Gottes in den Mittelpunkt und hat die Herstellung einer geist-leiblichen Welt der Herrlichkeit zum Ziel. Man sieht leicht, daß v. d. G. hier die Wege und das Ziel beschrieb, die er — hierin auf gleichem Boden mit Hofmann und Beck stehend — seinem eigenen theologischen Denken vorgezeichnet sah: den in der Schrift selbst vorhandenen inneren Zusammenhang und ihre beherrschenden Grundgedanken zu erforschen und auf diesem Wege ein System der christlichen Wahrheit herzustellen. Den organisierenden Mittelpunkt für die Darstellung des Systems hat er später freilich in etwas anderer Weise bestimmt. Vorläufig kam er zur selbständigen Ausführung seiner Gedanken nicht. Er mußte sich begnügen, in zwei ausführlichen historischen Arbeiten nach zwei Richtungen die Studien zusammenzufassen, aus denen ihm seine theologischen und kirchenpolitischen Grundgedanken erwachsen waren. Die eine, eine Darstellung der Theologie des Phil. Math. Hahn, der Bengels Gedanken in ähnlicher Weise, wie es später Hofmann getan hat, verarbeitet hatte, trat nicht ans Licht, weil Beck ihn davon zurückhielt, um dem Bilde dieses Mannes in den Kreisen des württembergischen Pietismus, in denen er noch fortlebte, nicht zu schaden.

Die andere Arbeit »Die reformierte Kirche Genfs im 19. Jahrhundert« (Basel 1862, 487 S.) erschien kurz, nachdem er auf Veranlassung des damaligen Kultusministers v. Bethmann-Hollweg, dessen Familie mit der seinen freundschaftlich verbunden war, zum Prediger bei der Königl. Preußischen Gesandtschaft zu Rom berufen war. Dieses Buch zeigt besonders deutlich, was uns bisher auch schon entgegengetreten war, wie für v. d. G. von Anfang an Wissenschaft und Kirche in gleicher Weise die Brennpunkte seines Denkens und Arbeitens waren. Er durchforschte die Geschichte der Kirche, er vertiefte sich in die Gedankenwelt der Heiligen Schrift, nicht nur aus rein wissenschaftlichem Interesse, sondern immer zugleich mit der Absicht, daraus die richtigen Gesichtspunkte zur Beurteilung der kirchlichen Fragen und eine haltbare Grundlage für die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse zu gewinnen, deren Unerfreulichkeit und Zerfahrenheit in jener Zeit der auf das Revolutionsjahr folgenden Reaktion ihm schwer auf dem Herzen lag. Gerade die von ihm mit liebevollster Sorgfalt geschilderte Entwicklung, welche Kirche und Theologie in Genf in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts durchgemacht hatten, schienen ihm zu beweisen, daß für die deutschen Verhältnisse das Heil für die Kirche nur in einer Geltendmachung eines kirchlichen Individualismus liege, der eine freie, vom politischen Leben und der staatlichen Bevormundung unabhängige Entwicklung des kirchlichen Lebens gewährleiste, und für die Theologie in einer Verbindung der Hofmannschen reichsgeschichtlichen Theologie mit dem kräftigen biblischen Realismus Becks.

In Rom widmete er seine ganze Kraft dem Amte, in das er berufen war. Er diente nicht nur der um die preußische Gesandtschaft sich sammelnden deutschen Gemeinde, in der er durch den Verkehr mit den in Rom

ansässigen oder kürzere Zeit dort sich aufhaltenden Künstlern und Gelehrten auch für seine künstlerischen und allgemeinwissenschaftlichen Interessen reiche, gern benutzte Anregung fand. Er predigte auch den evangelischen Soldaten der französischen Besatzung, da er durch seinen Aufenthalt in der Schweiz und Frankreich ihre Sprache vollkommen beherrschte.

Hier durfte er auch seine eigene Häuslichkeit begründen. Anna von Delius (geb. am 15. August 1837), Tochter des damals schon verstorbenen Regierungspräsidenten Eduard von Delius in Coblenz und dessen Ehefrau Charlotte, geb. von Ammon, ihm von Jugend auf bekannt, gab ihm freudig das brieflich erbetene Jawort. Sie ist ihm — seit dem 26. August 1863 ihm verbunden — die treueste und verständnisvollste Gefährtin und organisatorisch hochbegabte und zielbewußte Mitarbeiterin auf dem Gebiet der kirchlichen Liebestätigkeit geworden.

Es ergingen Berufungen nach Petersburg und nach Zürich an ihn. Doch er zog die Gelegenheit zur wissenschaftlichen Vertiefung und Lehrtätigkeit vor, die sich ihm 1865 bot, als ihm seitens eines wissenschaftlichen Vereins eine außerordentliche Professur an der Baseler Universität angetragen wurde. Am 12. Mai 1865 hielt er seine akademische Antrittsrede über die universale Bedeutung der Bibel. In welchem hohen und freien Geiste er den ihm gewordenen Auftrag, christliche Theologie in bibelgläubigem Sinne zu lehren, auffaßte, zeigt die Tatsache, daß er in dieser Antrittsrede die Treue eines Theologen gerade in der mutigen und demütigen Arbeit an der Sichtung der kirchlichen Gegenwart nach dem Maßstab des urkundlichen Denkmals besonders bemessen wissen wollte, und daß er, als er später durch genauere Beschäftigung mit Schleiermacher zu Auffassungen kam, die von seinen früheren Anschauungen in manchen Punkten abwichen, den Auftrag in die Hände des Komitees zurückzulegen anbot, weil er zwar auf warm positivem Boden stehe, aber in seinen wissenschaftlichen Überzeugungen nicht orthodox sei. Das Komitee sprach ihm sein volles Vertrauen aus, und er entfaltete in den acht Jahren, die er der Baseler theologischen Fakultät angehörte, eine reiche Tätigkeit, geehrt und geschätzt auch von den Kollegen der anderen Fakultäten. 1868 wurde er zum Dr. theol. ernannt, 1870 ordentlicher Professor, 1872 bekleidete er das Rektorat der Universität.

Als reife Frucht seiner Baseler Tätigkeit traten die beiden wissenschaftlichen Hauptwerke seines Lebens ans Licht: Gottes Offenbarung durch heilige Geschichte (Basel 1868) und »Die christlichen Grundwahrheiten« (Gotha 1873).

Die erste Schrift bietet — in Ausführung des von ihm in der »reformierten Kirche Genfs« für die Theologie aufgestellten Programms — eine fast vollständige biblische Dogmatik als Darstellung der ursprünglichen Grundbegriffe der Heiligen Schrift, hineingezeichnet in den Rahmen der wachstümlich sich entwickelnden biblischen Offenbarungsgeschichte. Charakteristisch ist auf der einen Seite die Energie, mit der v. d. G. sich gegen jede abstrakte Trennung des Menschlichen und Göttlichen ausspricht, auf der andern Seite die starke Betonung der »Wesenhaftigkeit« der biblischen Begriffe, der »Leiblichkeit«, der kosmischen Bedeutung Christi, wie sie z. B. der Epheserbrief hervorhebt, der stets zu den Lieblingsbriefen von v. d. G. gehörte. Schon hier sieht man neben Hofmann, Beck, Rothe den früher berührten Einfluß Schleiermachers hervortreten.

Noch stärker ist das der Fall in dem zweiten der genannten Hauptwerke. Dieser Einfluß zeigt sich in der strafferen christozentrischen Organisation des dogmatischen Stoffes, die hier vorliegt, und in der Auffassung der Person Christi auch im einzelnen. Auf Grund der engen Beziehung, in der ihm von Anfang an alle wissenschaftliche theologische Arbeit zu den Bedürfnissen der Kirche stand, war v. d. G. mehr und mehr zu der Überzeugung gelangt, daß es die wichtigste dogmatische Aufgabe und zugleich eine Lebensfrage für die evangelische Kirche sei, eine Verständigung über einen Normalausdruck der christlichen Wahrheit herbeizuführen, der nicht nur zur Regelung der öffentlichen kirchlichen Verkündigung, sondern auch als Grundlage für die Handhabung der kirchlichen Lehrzucht dienen könne. Er nahm hiermit einen Gedanken von C. J. Nitzsch auf, der in jenem berühmten Ordinationsformular der Generalsynode 1846 eine allerdings sehr ephemere Verwirklichung gefunden hatte. Den Plan zu seiner dies Ziel verfolgenden Arbeit legte er der wissenschaftlichen Welt in zwei größeren Aufsätzen der Jahrbücher für deutsche Theologie 1870 und 1871 (Bd. XV und XVI) vor: »Der Weg zum System in der dogmatischen Theologie.« Seiner Grundidee entsprechend, verlangte er hier als ersten grundlegenden Teil der dogmatischen Theologie eine Darstellung des Wesens des Christentums (katholische Prinzipienlehre), in der jeder im Christentum Erfahrene und zu wissenschaftlichem Denken Befähigte den wesentlichen Inhalt seiner persönlichen Erfahrung, den Kern der heiligen Schrift und die gemeinsame Grundlage der kirchlichen Entwicklung, mit einem Wort, den Normalgehalt der christlichen Lehre wiedererkennen müßte. Danach müsse der Dogmatiker in der konfessionellen Prinzipienlehre zeigen, daß die religiösen Grundsätze seiner Konfession im Gegensatz zu anderen Konfessionen das wahrhaft und rein Christliche in unversehrter Gestalt vertreten, um dann in einem zweiten ausführenden Teil nach dem festgestellten Kanon der katholischen und konfessionellen Prinzipien die christliche Wahrheit in dem inneren Zusammenhange ihrer einzelnen Lehrsätze darzustellen. Hier sollen zuerst die Religionslehre (oder christliche Anthropologie) und die Offenbarungslehre den natürlichen und geschichtlichen Boden beschreiben, aus dem das Christentum hervorgewachsen ist und in dem es bleibend wurzelt. Dann endlich folgen die eigentlichen Systeme der christlichen Dogmatik und Ethik, die die christliche Gottesgemeinschaft darzustellen haben, das eine, sofern sie ewig und geschichtlich in Gott begründet, das andere, sofern sie sittliches Erlebnis und Tat des Menschen ist.

Literarisch hat v. d. G. von diesem großen Lehrgebäude nur den ersten grundlegenden Teil, und von ihm auch nur die allgemeinen Prinzipien der Dogmatik zur Ausführung gebracht, eben in den noch in Basel geschriebenen christlichen Grundwahrheiten, während er in seinen Vorlesungen bis zuletzt nach dem hier festgestellten Schema das ganze christliche Lehrsystem vorzutragen pflegte. Aber es hat doch wohl nicht nur an der mit der Zeit immer völligeren Inanspruchnahme seiner Kräfte durch die praktische und kirchenpolitische Tätigkeit gelegen, daß er zur literarischen Ausführung des Gesamtsystems nicht gekommen ist. Von anderem abgesehen, was man gegen den Aufbau des Systems einwenden kann, es mußte sich doch auch ihm bemerkbar machen, daß nach der sehr ausführlichen Darstellung, die z. B. Person und Werk Christi in den Grundwahrheiten gefunden hatte, dem eigentlichen

System der Dogmatik in diesem wichtigsten Punkte nicht viel mehr zu tun übrig gelassen war. Daß er solch eine ausführliche, weit in die eigentliche Dogmatik hineinführende Erörterung in der Prinzipienlehre anzustellen sich gedrungen fühlte, ist auch wohl ein Beweis dafür, daß die von ihm erstrebte Verständigung über den Normalausdruck der christlichen Wahrheit erst der Ertrag der gesamten dogmatischen Arbeit sein kann. In diesen christologischen Ausführungen liegt aber auch der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Leistung in den Grundwahrheiten vor.

Es ist hier unmöglich, auf einzelnes einzugehen. Nur kurz sei auf einige allgemeinere Punkte hingewiesen: v. d. G. legte besonderen Wert darauf, daß die dogmatische Erörterung der christlichen Grundbegriffe im Unterschied von ihrer apologetischen Behandlung rein durchgeführt werde. Damit wollte er der Dogmatik ihre Unabhängigkeit von einer ihr fremden Philosophie und Spekulation sichern. Aus demselben Grunde schied er die Erörterung aller rein spekulativen Probleme aus und beschränkte sich auf die Erhebung des in der persönlichen und geschichtlichen Erfahrung gegebenen Tatbestandes des Christentums, wie er auch in der Lehre von der Person Christi, von der geschichtlichen Wirklichkeit seiner Persönlichkeit, wie sie die Evangelien uns zeichnen, ausging. Ja, wenn er auch als Quellen und Normen der christlichen Wahrheit Schrift, kirchliche Lehrentwicklung und persönliche Erfahrung nebeneinander stellte, so ist es in Wahrheit auch nur die geschichtliche Offenbarung in Christo, der er den Stoff der Dogmatik entnimmt, während Kirchenlehre und persönliche Erfahrung nur teils die subjektive Voraussetzung, teils leitendes Hilfsmittel bei dieser Arbeit sind. Nehmen wir endlich noch das Gewicht, das für ihn in der Lehre von der Heilszueignung die Gemeinde, der Leib Christi hat, als dessen Glied allein der einzelne des Heils teilhaftig wird, so sind das alles wichtige und wertvolle Gesichtspunkte, die die Theologie bis dahin nicht in dem Maß betont hatte. Wenn trotzdem die »Grundwahrheiten« im allgemeinen nicht die Beachtung fanden, die sie verdienten, so läßt sich das wohl nur daraus erklären, daß eben damals Alb. Ritschl in einer allerdings stärkeren theologischen Waffenrüstung auf den Plan getreten war und seinerseits für die Geltendmachung dieser zum Teil von ihm noch einseitiger zugespitzten Gesichtspunkte die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Doch werden die Grundwahrheiten ihre bleibende Bedeutung behalten. Denn auf viele der durch Ritschl in Fluß gebrachten Fragen geben sie eine haltbarere Antwort als sie Ritschl zu geben vermochte, weil sie aus innerlichster Vertiefung in die Schrift und tiefer religiöser Erfahrung und vollem Verständnis für das der wahren Religion unveräußerliche mystische Element herausgeboren ist. Und was v. d. G. als das Wesen des Christentums bestimmt und in immer erneuter Durchdenkung und Prüfung als probehaltig gefunden hat, wird schwerlich besser formuliert werden können, trotz des Spottes, mit dem die Grundwahrheiten von gegnerischer Seite wohl als »Minimaltheologie« bezeichnet wurden. Denn die von ihm gegebene Definition enthält tatsächlich die Punkte, auf die nicht verzichtet werden kann, solange von christlicher Religion die Rede sein soll. Die Definition lautet: Das Wesen des Christentums ist persönliche Gemeinschaft des Menschen mit Gott, die als Heil aus sündlichem Verderben durch Jesum Christum vermittelt ist, sowohl in ihrer ewigen

Begründung in der Liebe des Vaters wie in ihrer geschichtlichen Stiftung in dem gottmenschlichen Leben des Sohnes wie in ihrer allmählichen stetig fortschreitenden Verwirklichung in der Kirche durch den heiligen Geist. Hiermit glaubte er der durch die Bedürfnisse der Kirche dringend geforderten Verständigung über den Normalausdruck des wesentlich Christlichen vorgearbeitet zu haben, indem damit ein materialer Kanon aufgestellt sei, nach dem die Grenzen der Lehrfreiheit sicher bestimmt werden könnten, wozu ein formaler Kanon niemals ausreiche. Daß auf Grund solcher Vorarbeit ein neues »Symbol« mit öffentlicher Geltung entstehen möge, ist freilich ein unerfüllter Wunsch geblieben, aber doch ein Ziel, dessen Erreichung man wird im Auge behalten müssen, wenn man aus den unsere Kirche verwüstenden Wirren herauskommen will. Er für seine Person hat den Kanon der Grundwahrheiten jedenfalls stets gehandhabt, wenn er in Lehrfragen zu entscheiden hatte, und wenn man bedenkt, was in diesem Kanon steht und was nicht in demselben enthalten ist, so begreifen wir, daß er der strengen Orthodoxie nicht genügte und den Liberalen doch noch zu orthodox war.[1])

Durch die unmittelbar praktische Wendung, die er dieser als systematischer Versuch angekündigten wissenschaftlich-dogmatischen Arbeit gab, tat v. d. G. kund, daß er zu praktischer Kirchenpolitik sich vor allem gedrungen und berufen fühlte. Und die Folgezeit hat gezeigt, daß auf diesem Gebiet sein besonderes Charisma lag. Schon in seiner Baseler Zeit hatte er die vielfach ineinandergreifenden Bewegungen auf dem kirchlichen Gebiet in seinem heißgeliebten deutschen Vaterlande mit gespanntester Aufmerksamkeit und wärmster Anteilnahme verfolgt. In einem nach dem Krieg von 1866 gehaltenen und zur Verständigung mit »den evangelischen Christen Norddeutschlands« veröffentlichten Vortrag: »Die Vaterlandsliebe im Sinn und Wandel der Christen«, stellte er Pflicht und Grenze der Beteiligung des Christen als solchen am öffentlichen Leben fest und entwickelte schon hier die echt evangelischen Grundsätze, die er spater für die Stellung des evangelischen Predigtamts gegenüber den politischen und sozialen Bewegungen der Zeit trotz zum Teil maßloser Angriffe gegen ihn stets geltend gemacht hat. Seine kirchenpolitischen Anschauungen vertrat er dann zum erstenmal vor einer größeren Öffentlichkeit in dem auf dem Stuttgarter Kirchentag 1870 gehaltenen bedeutsamen Vortrag: »Die religiösen Gegensätze der Gegenwart verglichen mit denen der Reformationszeit.« Er führte hier die schon in seinem Reisebericht aus Frankreich 1860 ausgesprochenen Gedanken in größerem Zusammenhang aus, um daraus die Folgerung zu ziehen, daß, während die neuen Gegensätze zwischen positivem Christentum und bloßer Humanitätsreligion religiöse Gemeinschaft ausschließen und nur gemeinsame Arbeit für vaterländische und humane Interessen gestatten, der Gegensatz zwischen der konservativen und fortschrittlichen Richtung des christlichen Lebens und Glaubens brüderliche Gemeinschaft nicht nur gestatte, sondern fordere, unbeschadet der aus ihnen notwendig entspringenden kirchlichen Parteikämpfe, wofern nur das wesentlich Christliche ohne Rückhalt bekannt werde.

[1]) Vgl. meinen Aufsatz in Thilotesia für P. Kleinert, Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1907, S. 69 ff: »H. von der Goltz und die Grenzen der kirchl. Lehrfreiheit.«

Die Verpflichtung des Lehrstandes auf die reformatorischen Symbole dürfe heute nur als Bekenntnis zu den religiösen Grundsätzen der evangelischen Kirche angesehen werden und binde nicht an die theologische Lehrform des 16. Jahrhunderts. Die wirksamste Waffe sowohl gegen die Anmaßungen und Übergriffe Roms als auch gegen das Umsichgreifen einer bloß protestantischen, unevangelischen Weltanschauung sei die Zusammenfassung und Verwertung der mannigfachen Gaben und Kräfte heiligen Geistes in der Gemeinde des Herrn zur lebendigen und zeitgemäßen Bezeugung der heiligen Wahrheit und Liebe Gottes in Christo. Wie er sich das dachte, legte er bereits im folgenden Jahre in einem umfassenden kirchenpolitischen Bauprogramm dar (in den Deutschen Blättern Oktober 1871 und Januar 1872), an dessen Verwirklichung »Der kirchliche Friede im deutschen Reich« (so waren die Aufsätze überschrieben) nach seiner Meinung gebunden war.

Hier verlangte er zunächst eine Neuordnung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche nach dem Grundsatz des *suum cuique*. 1. eine interkonfessionelle rein staatliche Behörde hat die rechtlichen Verhältnisse sämtlicher Konfessionen zu ordnen und zu überwachen; 2. eine unierte staatskirchliche Behörde für die gesamte evangelische Kirche Preußens übt die dem Staatsoberhaupt zustehenden bischöflichen Befugnisse in staatskirchlichen Angelegenheiten aus, ohne in das innerkirchliche Leben anders als mit Vorschlägen und Gutachten einzugreifen. Auch eine Landessynode mit der Vollmacht kirchlicher Gesetzgebung hält er hier bei der Verschiedenheit der einzelnen Provinzen einfach für ein Unglück. 3. Die einzelnen Provinzialkirchen ordnen ihre Angelegenheiten, was Lehre und Gottesdienst betrifft, völlig selbständig durch Synoden und Konsistorien, welch letztere aus Wahl der Synoden unter staatlichem Vorschlags- und Bestätigungsrecht hervorgehen sollen. Man erkennt hier den echten Sohn der rheinisch-westfälischen Kirche, der, stolz auf ihre Sonderart, und auf deren Wahrung ängstlich bedacht, übersieht, daß die von ihm erstrebte landeskirchliche Einheit auf dem hier vorgeschlagenen Wege nur in immer weitere Ferne gerückt werden konnte. Dann bespricht v. d. G. die Gegensätze innerhalb der Kirchen in der uns schon bekannten Weise: ein konfessioneller Gegensatz existiert im letzten Grunde innerhalb der heutigen evangelischen Kirche Deutschlands nicht mehr und wird nur künstlich in sie hineingetragen; die Volkskirche, an der wir festhalten müssen, darf nicht als priesterliche Gemeinschaft, sondern nur als Erziehungsanstalt für das Christentum betrachtet werden, woraus sich wichtige Konsequenzen für Konfirmation und Kirchenzucht ergeben, vor allem aber für die Lehrfreiheit, für deren Begrenzung ein neues, aus der Verständigung über das Wesentliche im Christentum erwachsendes Symbol nötig ist, da dazu weder Apostolikum noch Augustana geeignet sind. In einem Schlußabschnitt erörtert er endlich die christliche Theologie in ihrem Verhältnis zur Weltwissenschaft und stellt hier die neuerdings so vielfach verhandelte Forderung einer modernen positiven Theologie auf: die Theologie muß mit allen den Mitteln arbeiten, welche die Bildung der Zeit ihr zur Verfügung stellt, »wir müssen das Gold der christlichen Wahrheit in unseren Tagen umprägen in die Denkformen und Sprache unserer Zeit, und für diese Arbeit, bei welcher Schwankungen und Irrwege unvermeidlich sind, fordern wir von den Frommen und den rednerischen Zeugen der christlichen Wahrheit Vertrauen und Geduld«.

Als dann die preußische Regierung 1872 den Kampf gegen den Ultramontanismus der katholischen Kirche begann, erhob v. d. G. noch einmal seine Stimme für die Reform der evangelischen Kirchenverfassung (»Die kirchenpolitische Krisis«, Deutsche Blätter 1872), weil bei dem Fehlen jeder Organisation die evangelische Kirche bei dem Eingreifen des Staats in das kirchliche Leben notwendig größeren Schaden leiden müsse wie die katholische Kirche. Wie genau er mit der letzteren bekannt war, wie er nicht nur den im Vatikanum zum Sieg gekommenen Jesuitismus und seine Gefahren klar durchschaute, sondern auch einen Blick hatte für »die idealen Seiten des Katholizismus«, zeigte ein in demselben Jahr von ihm in Zürich, Basel und Karlsruhe gehaltener, ebenso durch die vollendete Form wie Größe der Gesichtspunkte ausgezeichneter Vortrag (gedruckt bei Perthes, Gotha 1872).

So war er innerlich wohl vorbereitet und ausgerüstet, um selbst mit Hand anlegen zu dürfen bei dem Neubau der preußischen Landeskirche, der endlich mit der Berufung des Heidelberger Kirchenrechtslehrers Herrmann zum Präsidenten des Ev. Oberkirchenrats in Berlin wirklichen Fortgang nahm. Die Gelegenheit dazu ward ihm geboten, als er im Jahre 1873 als ordentlicher Professor der Theologie nach Bonn in die preußische Heimat zurückberufen wurde.

Noch in dasselbe Jahr fällt sein erstes öffentliches Auftreten in der rheinischen Kirche auf der Bonner Pastoralkonferenz. Es war ihm eine Freude, hierbei jenen schon erwähnten Grundgedanken seines Lehrers und Amtsvorgängers Nitzsch wieder geltend machen zu können, indem er als Voraussetzung für die so notwendige Regelung der kirchlichen Lehrzucht neben der Mitwirkung der Kirche bei Besetzung der theologischen Professuren, einer Neuordnung des Prüfungswesens, eines stärkeren Schutzes der liturgischen Heiligtümer der Gemeinde, vor allem eine neue Formel als Amtsgelübde und Norm der kirchlichen Disziplin verlangte (Die Grenzen der Lehrfreiheit in Theologie und Kirche, Bonn 1873). Inzwischen war die Kirchengemeinde- und Synodalordnung Gesetz geworden. Er erkannte klar, daß jetzt der Augenblick gekommen war, in dem entweder eine lebensfähige Basis für ein kirchliches Gesamtleben geschaffen oder die Landeskirche ihrer ohne diese nicht mehr aufzuhaltenden Auflösung überlassen werden müsse. Letzteres war nach seiner Überzeugung ein in seinen Folgen unabsehbares Unglück, da in Deutschland die Volkskirche mit allen ihren Segnungen nur als Landeskirche Bestand haben könne. So rief er denn, um der bevorstehenden Generalsynode den Boden zu bereiten, mit seinem juristischen Kollegen Wach eine besondere Zeitschrift ins Leben, die »Synodalfragen« (4 Hefte, 1874 und 75), in denen er mit Wach und anderen gleichgesinnten Männern, wie Beyschlag, S. Krafft, Nasse, H. Krummacher, die Bedingungen erörterte, unter denen durch den Verfassungsbau das Ziel erreicht werden könne, das ihnen unverrückbar vor Augen stand: einerseits der Kirche das christliche und evangelische Bekenntnis zu bewahren — auch mit Schonung der konfessionellen Besonderheiten — ohne die organische Einheit der Landeskirche zu opfern und andererseits der Landeskirche das in dem Prinzip der evangelischen Union ausgesprochene Gesamtleben zu sichern, ohne die innerlichsten Heiligtümer der Kirche dem Subjektivismus oder der Herrschaft wechselnder Majoritäten preiszugeben. Vom 24. November bis 18. Dezember 1875 tagte die außerordentliche Generalsynode in Berlin. v. d. G. nahm von Anfang an auf ihr eine hervorragende

Stellung ein. Er wurde zum Referenten der Verfassungskommission bestellt, die über die vom Landtag veranlaßte ominöse Änderung der Schlußbestimmungen der K. G. S. O. zugunsten der Vermehrung des Laienelements in den Synoden und größerer Berücksichtigung der an Seelenzahl stärkeren Gemeinden zu beraten hatte. Ihm ist es mit zu verdanken, daß trotz aller Schwierigkeiten, die von der dem »liberalen« Oberkirchenrats-Präsidenten wenig geneigten konfessionellen und positiv unierten Gruppe ausgingen, die Generalsynodal-Ordnung glücklich unter Dach und Fach gebracht wurde.

In seinen eigenen Anschauungen brachte die Generalsynode eine bedeutsame Wandelung hervor. Mit dem Gedanken, daß die Selbständigkeit der Provinzialkirchen in ihrer geschichtlich gewachsenen Eigentümlichkeit allen kirchlichen Zentralisierungsbestrebungen gegenüber unter allen Umständen geschützt werden müsse, war er nach Berlin gegangen. Nun war das nicht mehr das *ceterum censeo* seiner Kirchenpolitik. Aus den Verhandlungen der Synode und seinem Verkehr mit den Abgeordneten der östlichen Provinzen erkannte er, daß man den rheinischen Begriff der Provinzialkirche nicht ohne weiteres als Maßstab für die östlichen Verhältnisse anwenden könne, und daß eine zu große Verselbständigung der Provinzialkirchen bei der Schärfe und Rücksichtslosigkeit, mit der in ihnen ein exklusiver Parteistandpunkt geltend gemacht wurde, mit Notwendigkeit die Einheit der Landeskirche gefährden müsse. Dazu wurde ihm klar, daß die Hoffnung vergeblich sei, daß die neuen Provinzen einer in ihren gesetzgeberischen Befugnissen beschnittenen kirchlichen Zentralinstanz lieber sich unterstellen würden als dem Kultusministerium. Gegen zu weit gehende Zentralisierung fand er die Provinzialkirchen auch durch die beschlossene Generalsynodal-Ordnung hinreichend geschützt. Er selbst hatte dafür gesorgt, daß außerdem den Einzelgemeinden bei Einführung agendarischer Ordnungen über Sakramentsverwaltung, sowie neuer Gesangbücher ein Widerspruchsrecht zugesprochen wurde. So hat denn v. d. G. seitdem, bei allem Verständnis und voller Rücksicht für die berechtigte Sonderart der einzelnen provinziellen Kirchenkörper, doch mehr der Blick auf die innere Einheit der Landeskirche geleitet, deren Interesse eine unabhängige und zielbewußte Initiative der Kirchenregierung forderte, die nicht »durch provinziellen Partikularismus und durch synodales Parteitreiben aufgesogen werden dürfe«.

Es war erklärlich, daß sich die Augen der in kirchlichen Dingen leitenden Männer auf v. d. G. lenkten, als es sich darum handelte, die erledigte Propstei an St. Petri in Berlin, die mit einer Ratsstelle im Ev. Oberkirchenrat verbunden war, neu zu besetzen. Es wurde v. d. G. nicht leicht, so bald schon aus dem ihm so lieben heimatlichen Boden, mit dem er durch Familienbeziehungen und Anschauungen fest verwachsen war und auf dem ihm als akademischen Lehrer, als Prediger und Synodalmitglied eine schöne Wirksamkeit erblüht war, sich nach Berlin verpflanzen zu lassen. Aber er folgte der Berufung, die wie auch die früheren entscheidenden Wendungen seines Lebensganges ohne sein Zutun erfolgt war, als Gottes Ruf und trat mit dem Jahr 1876 als Propst an St. Petri, als Mitglied des Ev. Oberkirchenrats und Honorarprofessor an der theologischen Fakultät in Berlin in die letzte große Periode seines Lebens ein, in der es ihm vergönnt war, noch volle drei Jahrzehnte hindurch eine immer wachsende, immer einflußreichere, ganz unge-

wöhnlich umfangreiche und inhaltvolle Tätigkeit im Dienste seiner Kirche zu entfalten. Es ist hier nicht der Ort, auch noch nicht, namentlich was seine kirchenpolitische Wirksamkeit betrifft, an der Zeit, diese seine Tätigkeit im einzelnen darzustellen und zu würdigen, zumal es hier sich darum handelt vor allem ein Bild von seiner Persönlichkeit und den ihn beherrschenden Gedanken zu entwerfen. Denn das darf man wohl sagen, daß die Berliner Wirksamkeit von v. d. G. nichts anders war als die Anwendung und Durchsetzung derjenigen Gedanken und Grundsätze, die ihm sich als die unveränderlichen Richtpunkte für seine wissenschaftliche Arbeit und sein kirchliches Handeln bis dahin festgestellt hatten. Und wenn man sein Lebenswerk als ein Ganzes überschaut, kann man nicht anders, als die unbeirrbare Entschlossenheit und zähe Beharrlichkeit bewundern, mit der er den von ihm als richtig erkannten Weg ging, mochte dieser Weg von erbitterten Gegnern auch als ein Weg ins Verderben, von Freunden manchmal als ein allzu schwankender Weg diplomatischer Vermittlung bezeichnet werden. Im übrigen braucht man nur die Gebiete, auf denen er mitarbeitend und vielfach neue Wege weisend, tätig war, kurz aufzuzählen, um einen Eindruck von der wahrhaft vorbildlichen Pflichttreue und unermüdlichen Arbeitskraft, der Weite seines Gesichtskreises und dem erstaunlichen Maß seines Könnens zu erhalten.

Im Vordergrund stand seine kirchenregimentliche Tätigkeit, durch die er namentlich seit 1891 als geistlicher Vizepräsident des Ev. Oberkirchenrats in enger Verbindung mit dem Präsidenten D. Barkhausen hervorragenden Anteil an der Ausgestaltung der landeskirchlichen Gesetzgebung und Organisation hatte, ich erinnere nur an die Gesetze über Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, die Einführung der neuen Agende u. a. Die Generalsynode von 1903, auf der er nach dem Tode seines Freundes Barkhausen als Kgl. Kommissar das Kirchenregiment vertrat, zeigte ihn auf dem Höhepunkt seines amtlichen Wirkens, fast möchte man sagen, als die Verkörperung der Schleiermacherschen Idee eines Kirchenfürsten: in der seltensten Vereinigung von religiöser Tiefe und wissenschaftlichem Geist, praktischer Erfahrung, bewunderungswürdiger Beherrschung aller kirchlichen Rechtsfragen, für deren Ordnung er ein außerordentlich sicheres Rechtsgefühl und die Gabe glücklicher Formulierung besaß. Ebenso hat er bei den von der Eisenacher Konferenz, deren Mitglied er seit 1877 war, unternommenen Arbeiten fast überall entscheidend mitgewirkt, so an der Herstellung des Gesang- und Melodienbuchs für das deutsche Kriegsheer, dem Abschluß der Bibelrevision und der Revision des Katechismustextes, der Aufstellung der neuen Perikopenreihen, der Ratschläge für den Bau evangelischer Kirchen, für die kirchliche Jugendpflege u. a. Die Organisation der kirchlichen Versorgung der deutsch-evangelischen Diaspora im Ausland war sein Werk, und um das Zustandekommen des deutsch-evangelischen Kirchenausschusses hat er sich hochverdient gemacht. Auch die Idee und der Plan des jetzt erschienenen ev. Hausbuchs für Deutsche im Ausland geht auf ihn zurück. Seine letzte größere Arbeit, ein Referat über die Belebung der Nebengottesdienste, hat er der Eisenacher Konferenz am 19. Juni 1906 noch kurz vor seinem Tode dargeboten. Aber nicht nur der Landeskirche, sondern auch der brandenburgischen Provinzialkirche und der Kirche Berlins hat er wertvolle Dienste geleistet, jener durch seine jahrelange Mitgliedschaft der Kandidaten-Prüfungskommission und

des Brandenburgischen Chorgesangverbandes, dieser durch seine eifrige Mitarbeit in dem synodalen Leben als Mitglied der Kreissynode Kölln-Stadt und als Vorsitzender der vereinigten Kreissynoden, als welcher er mit D. Brückner die Grundlagen für die kirchliche Neuorganisation Berlins schuf. Darüber vergaß er seine Petrigemeinde nicht: Er hat es einmal als seines Lebens schönste Aufgabe und Freude bezeichnet, der Gemeinde den Herrn in seiner lebensvollen Gestalt, wie das Evangelium sein Bild uns zeichnet, zu verkünden und ohne das Beiwerk der Schule seine erlösende Gottesherrlichkeit den Menschen nahe zu bringen. (Tempelbilder aus dem Leben des Herrn Jesu, Berlin 1877, Vorw.) Und das hat er ohn' Ermüden von der Kanzel der Petrikirche aus getan. In der Gemeinde organisierte er in mustergültiger Weise die Gemeindepflege, für die in einem Gemeindehaus, dem ersten in Berlin, von ihm ein Mittelpunkt geschaffen wurde. Er hat aber auch sonst der Werke der inneren Mission in tatkräftigster Weise sich angenommen, des Gustav-Adolfs-Vereins, der Sonntagsschulsache, der Fürsorge für die weibliche Jugend, der deutschen Lutherstiftung, vor allem des evangelisch-kirchlichen Hülfsvereins und der Frauenhülfe.

Daß über alledem seine akademische und wissenschaftliche Tätigkeit nicht in dem Maß von ihm ausgeübt werden konnte, wie er gewünscht und gekonnt hätte, war ihm ein großes Opfer und ein großer Schmerz. Als nach dem Abgang Herrmanns und dem Eintritt Kögels in den Oberkirchenrat die veränderten Verhältnisse eine Zeitlang seine kirchenpolitische Tätigkeit zurücktreten ließen, hat er seinen Pflichten als akademischer Lehrer, seit 1883 ordentlicher Professor der Dogmatik an der theologischen Fakultät, in stärkerem Maße sich hingeben können und hat namentlich in seinen dogmatischen Konversatorien, in denen er in freundlichster und eingehendster Weise der einzelnen Studenten sich annahm, zahlreiche und dankbare Schüler um sich gesammelt. Aber auch als ihn die immer größer werdende Last seiner anderen Ämter zwang, seine Vorlesungen aufzugeben, hat er sich stets in engster Fühlung mit der theologischen Wissenschaft auch in ihren neuesten Entwicklungsstadien gehalten. Unvergeßlich wird es den Teilnehmern sein, mit welchem Eifer, mit welcher nie ermüdenden Geduld und welchem Verständnis auch für die fernliegendsten Dinge er die monatlichen Sitzungen der Theologischen Gesellschaft, die er 1878 ins Leben gerufen hatte, leitete. Ihr, sowie der Angehörige aller Fakultäten zu wissenschaftlichen Verhandlungen vereinigenden Mittwochsgesellschaft hielt er regelmäßig Vorträge dogmatischen, ethischen, religionsphilosophischen, auch allgemein-literarischen Inhalts. Seine Hoffnung, eine Sozialethik, der er die spärlichen Mußestunden der letzten Jahre gewidmet hatte, noch zum Druck fertig zu stellen, sollte sich nicht erfüllen. Erst nach seinem Tode ist der grundlegende Teil von seinem ältesten Sohne veröffentlicht worden (Grundlagen der christl. Sozial-Ethik, Berlin 1908), ebenso eine akademische Vorlesung über »Kirche und Staat«, die er im letzten Bonner und ersten Berliner Semester gehalten hatte.

In aller dieser auf ihm ruhenden Last der Verantwortung und Arbeit war ihm ein selten glückliches und harmonisches Familienleben eine stete Quelle der Erholung und neuer Kraft. Hier und in kleinem geselligen Kreise konnte man den sonst so strengen Ernst seiner wie aus Stein gemeißelten Züge sich in unendliche Freundlichkeit wandeln, die sonst fest aufeinander gepreßten

Lippen zu Worten herzlichen Humors und kindlicher Fröhlichkeit sich öffnen sehen. Und jeder, der ihm nahe trat, hat es erfahren dürfen, wie gern er, der im amtlichen Verkehr oft unnahbar schien, sich andern rückhaltlos und auf das freundlichste erschloß. Hinter der scheinbaren Strenge der äußeren Erscheinung und anfänglichen Zurückhaltung barg sich eine milde zartfühlende Seele, die in Liebe glühte und rastlos an der Ausgestaltung des Bildes des Herrn, in dem sie lebte, arbeitete und die Hand Gottes an sich arbeiten ließ. Daß gerade, als zuletzt Anerkennung und äußere Ehren auf ihn sich zu häufen begannen, durch den Tod eines aus hoffnungsvoller Laufbahn hinweggerissenen Sohnes 1903, durch die schwere, mit heldenmütiger Ergebung getragene Krankheit der ältesten Tochter Winter 1905/06 dunkle Schatten sich über dies glückliche Familienleben breiteten, brach seine schier unverwüstliche Arbeits- und Lebenskraft. Der ihm vorausgegangenen geliebten Tochter folgte er nach wenigen Wochen im Tode am 25. Juli 1906 nach kurzem Kranksein. Der Ev. Oberkirchenrat gab einer allgemein verbreiteten Empfindung Ausdruck, als er in dem ihm gewidmeten Nachruf seinen Heimgang als einen unersetzlichen Verlust für die preußische Landeskirche bezeichnete. Was gab ihm diese überragende Bedeutung? v. d. G. hat selbst einmal den theologischen Meister geschildert: »Was macht ihn denn anders, als daß derselbe erfahren und teilnehmend mitten in der Bewegung des christlichen und kirchlichen Lebens steht und zugeich mit umfassendem Überblick, reichem Wissen und gereiftem Urteil das Wahre vom Schein, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Verwandte vom Fremden zu unterscheiden versteht?« Hier hat er (im Jahr 1872) unbewußt sein eigenes Bild gezeichnet, wie es immer klarer und schöner aus seinem ganzen Wesen und Wirken heraustreten sollte. Aber daß seiner Persönlichkeit so tiefe und weitreichende Wirkung beschieden war, das hat seinen Grund vor allem darin, daß er ein fester Charakter, ein aufrechter, vornehmer Mensch, eine im Innersten geheiligte, demütig fromme Seele, mit einem Wort, ein Christ war.

Von seinen Schriften sind (außer den schon im Text berührten) noch zu nennen folgende Vorträge:

1866: Durch welche Mittel können die Glieder unserer Gemeinden am fruchtbarsten in die Heilige Schrift eingeführt werden?
1870: Nach dem Tode.
1874: Die Familie in ihrer Bedeutung für die sittlichen Aufgaben der Gegenwart.
1875: Bildung und Heiligung.
1876: Bericht über die Generalsynode an die evangelischen Gemeinden.
1878: Zur Würdigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Über Kollision der Pflichten.
1881: Unionsgesinnung als Bedingung für die positive Lösung der Aufgaben, welche der evangelischen Kirche in Deutschland gegenwärtig gestellt sind.
1883: Die deutsche Lutherstiftung.
1884: J. A. Dorner und E. Herrmann, Gedächtnisrede. Der Wert unserer landeskirchlichen Ordnung im Licht ihres 10jährigen Bestandes.
1886: Unser Kampf gegen Rom in den gemischten Ehen.
1888: Die Mission der Sonntagsschule für die kirchliche Erziehung von Kindern und Helfern.
1894: Die Gemeinschaft der Heiligen.
1903: Reden auf der V. ordentlichen Generalsynode.

Außerdem: Die Artikel »Preußen« und »Evangelisch-kirchliche Konferenz« in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (II. Auflage, »Konferenz« auch in der III. Auflage.)

Breslau. D. Gennrich.

Grunow, Johannes, Verlagsbuchhändler und Redakteur, * 11. Okt. 1845, † 1. April 1906.

Johannes Grunow wurde als Sohn des Verlagsbuchhändlers Friedrich Wilhelm G. am 11. Oktober 1845 in Leipzig geboren und empfing seine Ausbildung auf der dortigen Nikolaischule, die er in keinem blühenden Zustande antraf und zu Michaelis 1863 als Sekundaner verließ, um sich nach dem Wunsche des Vaters dem Buchhandel zu widmen, obwohl ihn seine persönliche Neigung zur Kunst hinzog und er sich später als talentvoller Maler erwies. Seine Lehrzeit begann er in Heidelberg bei Winter, auf dessen Anregung er tüchtig Französisch lernte, setzte sie dann in Stuttgart unter Ernst Hallberger fort, dessen feuriger Idealismus großen Einfluß auf ihn ausübte, und arbeitete später eine Zeitlang bei Trübner in London. Die zunehmende Kränklichkeit seines Vaters rief ihn im Sommer 1870 in die Heimat zurück. Bei seiner Ankunft in Köln fand er alles starrend in Waffen und fragte erstaunt, was das zu bedeuten habe; so schnell war während seiner Reise von England durch Belgien das Kriegsunwetter heraufgezogen. Daheim fand er die »Grenzboten«, ein Hauptunternehmen seines Vaters, obwohl dieser bis dahin das Eigentumsrecht daran mit Gustav Freytag u. a. teilte, in einer beinahe verzweifelten Situation. Denn zwischen Fr. W. G. und G. Freytag, der die seit 1841 bestehende Zeitschrift 1848 bis 1861 zusammen mit Julian Schmidt, seitdem mit andern Hilfskräften redigierte, hatte sich die Kluft immer weiter aufgetan, da G. an dem kirchlichen Liberalismus des anderen schweren Anstoß nahm und Freytag seine beiden großen Romane, was übrigens nicht seine Schuld war, nicht bei G., sondern bei Hirzel hatte erscheinen lassen. Das führte schließlich noch im Laufe d. J. 1870 zur völligen Trennung der beiden lange verbundenen Männer, und da Freytag mit Alfred Dove alsbald bei S. Hirzel eine neue Wochenschrift »Im Neuen Reich« herausgab, die sich übrigens nur wenig über ein Jahrzehnt behauptete, so hielt G. mit den auf wenige hundert Abonnenten beschränkten »Grenzboten«, deren alleiniger Eigentümer er jetzt war, nur noch eine leere »Hülle in der Hand, aus der die Seele entflohen war«. Da erinnerte sich J. G. einer Äußerung Julian Schmidts, daß ein Verleger führend und lenkend auf das geistige Leben des Kreises, in den er gestellt sei, einwirken könne, und daß dies seine vornehmste Aufgabe sei. »Da spornte mich«, so erzählt er, »das eine leidenschaftliche Gefühl: du darfst nicht unterliegen! die »Grenzboten« müssen aufrecht erhalten werden zu Ehren meines Vaters.« Er fand einen Redakteur in Dr. Hans Blum, er trat mit Bismarck in Verbindung, er machte die »Grenzboten« zu einem oft von diesem benutzten, ihm treu und mit Überzeugung dienenden Organ des großen Kanzlers, und bald gewann das Blatt sein altes Ansehen zurück. Darüber starb sein Vater am 29. August 1878, und er selbst gründete, nunmehr Leiter der Firma, seinen selbständigen Hausstand durch die Vermählung mit Elisabeth Krais aus Stuttgart. Es war eine Verbindung, die ihn dauernd und tief beglückte. Der Verlust mehrerer geliebter Kinder,

zum Teil nach langem Siechtum, machte das Verhältnis nur noch inniger; seine Frau wurde die treue Gefährtin seiner Arbeit, die verständnisvolle feinsinnige Beurteilerin so mancher Einsendung. Und der warmherzige, leicht erregbare Mann bedurfte einer solchen inneren Teilnahme auch in seiner Tätigkeit für die »Grenzboten«. Das Verhältnis zu Hans Blum ging an der sich allmählich herausbildenden Verschiedenheit der politischen Ansichten, die in Zusammenhang stand mit der Trennung eines Teiles der Liberalen von Bismarck, in Stücke, und mit 1879 übernahm G. die verantwortliche Redaktion selbständig, lange Jahre unterstützt von Gustav Wustmann, der die literarisch-künstlerische Richtung der Zeitschrift mitbestimmte und unerbittlich auf sprachliche Sauberkeit hielt. Doch die Richtung im ganzen, die persönliche Note gab ihr G. Er hatte sich eine weit über das Nächste hinausliegende allgemeine Bildung erworben und ungeheuer viel gelesen; im übrigen half ihm sein natürlicher Takt und sein warmes Gefühl zu einem selbständigen Urteil. Er war ein deutscher Patriot durch und durch, ohne sich jemals einer der bestehenden politischen Parteien zu verschreiben, jede Einseitigkeit scharf bekämpfend, immer das Ganze im Auge, ein warmer Verehrer Bismarcks, dem er übrigens persönlich leider niemals begegnet ist, ein guter Protestant, aber fern von jeder konfessionellen Exklusivität; auch in sozialwirtschaftlichen Dingen hatte er sich ein eigenes Urteil gebildet, und sein fester Geschmack in literarischen und künstlerischen Dingen verwarf alles »Ungesunde« und »Schwächliche«. In Bildungsfragen war er ein entschiedener Humanist. Kampfesfreudig, gewöhnt, auch gegen den Strom zu schwimmen, machte er sich gar nichts daraus, den Lesern geradeheraus auch recht unangenehme Wahrheiten zu sagen, auch auf die Gefahr hin Abonnenten zu verlieren. Im einzelnen empfingen die »Grenzboten« mannigfache Anregungen aus den unvergeßlichen Abenden im Thüringer Hofe, die an jedem Mittwoch eine kleine Gruppe stehender Leipziger, zuweilen auch auswärtiger Mitarbeiter um G. zu versammeln pflegten, darunter von jenen Gustav Wustmann, Friedrich Ratzel, Hermann Kretzschmar, von diesen Max Allihn (Fritz Anders), Wilhelm Speck, Adolf Philippi; mancher Artikel ist aus einem der dort geführten Gespräche, bei denen keiner hinter dem Berge hielt, entstanden. Andere fruchtbare Anregungen kamen ungesucht aus dem weiten Kreise der regelmäßigen oder gelegentlichen Mitarbeiter in ganz Deutschland, Österreich, Italien, England und Frankreich und über Europa hinaus. G. suchte seine Mitarbeiter nicht, sondern fand sie scharfblickend heraus; auf berühmte Namen kam es ihm gar nicht an, aber wer etwas selbständig Erfahrenes und Gedachtes zu sagen hatte, den zog er heran und hielt ihn fest. Ein bequemer Redakteur war er freilich nicht; auch bewährte Mitarbeiter mußten sich zuweilen »Zurechtstutzungen« stilistischer und anderer Art gefallen lassen; manche dankten es ihm, andere zogen sich verstimmt zurück. An Stoffmangel hat er trotzdem niemals zu leiden gehabt, seine Hauptaufgabe war vielmehr zu sichten und auszuwählen, und Unpassendes oder Unwillkommenes mehr oder weniger höflich abzulehnen. Anschaulich hat er diese unaufhörlichen und oft quälenden redaktionellen Arbeiten und Sorgen in dem Erinnerungsheft zum 1. Oktober 1891 geschildert.

Eine schwere Krisis brachte auch für die »Grenzboten« 1890 der Sturz Bismarcks. Zu lange waren sie mit ihm verbunden gewesen, als daß sie das

erschütternde Ereignis nicht aufs tiefste hätten empfinden sollen. Sie bewahrten ihm immer ihre Sympathien bis zum Ende und sind noch oft für ihn eingetreten, aber sie hüteten sich, seine Opposition mitzumachen; denn G. vertraute mehr als anfangs seine Umgebung auf die Kraft und die Begabung des jungen Kaisers. Er unterstützte deshalb seine Politik nach Kräften, aus Überzeugung, und er wußte, daß er das anerkannte. Für seine Kolonial- und Weltpolitik und die Verstärkung der Flotte traten die »Grenzboten« immer entschieden ein, manche modische Schwärmerei lehnten sie kühl ab, die konfessionelle Verhetzung bekämpften sie energisch nach beiden Seiten. »Hie gut Deutsch allewege« hätte G. seinen Grünen als Motto vorsetzen dürfen; ob er dieses Ziel auf liberalem oder konservativem Wege verfolgte, das kümmerte ihn nicht. »Sie sind meine Lebensarbeit geworden und geblieben«, durfte er sagen (1891). Mit tiefer Freude erlebte er ihr 50-, ihr 60jähriges Jubiläum und sein eigenes 25jähriges als Redakteur; daß ihm der Kaiser und sein Landesherr auch Orden verliehen, war ihm, so fern ihm jede Eitelkeit lag, doch eine große Genugtuung. — Doch die »Grenzboten« waren nicht seine einzige Arbeit. Denn er war auch Verleger, und was für ein Verleger! Er verlegte nur, was er selbst billigte; ja er arbeitete die Romane und Novellen, die er herausgab, völlig durch, mitunter um; er lernte noch in den neunziger Jahren sogar Dänisch, um die Übersetzungen aus dem Dänischen selbst kontrollieren und — verbessern zu können. Eine ganze Reihe Autoren hat er auf diesem Gebiet wie auf anderen entdeckt, herangezogen, gefördert: Charlotte Niese, Wilhelm Speck, Max Allihn (Fritz Anders), Wette (Krauskopf), die Dänen Bröndstedt, Bauditz u. a., Max Göhre, Carl Jentsch, G. Wustmann, A. Philippi, Moritz Busch, dessen Buch »Graf Bismarck und seine Leute« bei seinem ersten Erscheinen 1878 so großes Aufsehen gemacht hatte und G., als er es nach dem Tode des Kanzlers mit wesentlichen Zusätzen aus dem deutschen Original sowie aus späteren Aufzeichnungen und mit ergänzenden Anmerkungen 1899 zum zweiten Male herausgab (»Tagebuchblätter«, drei Bände) in einen heftigen Federkrieg mit der sog. »Bismarckpresse« verwickelte. Wie ihn diese Polemik als gewandten und seines guten Rechts sich bewußten, schneidigen Fechter zeigte, so war er auch, soweit ihm das die Zeit erlaubte, ein feinsinniger Novellist, und er hatte im Anschluß an Wustmann sich in die deutsche Grammatik so hineingearbeitet, daß er es wagen konnte, 1905 ein »Grammatisches Nachschlagebuch« als Wegweiser (in alphabetischer Anordnung) herauszugeben. Ganz außerordentliche Sorgfalt wandte er auf die solide und geschmackvolle Ausstattung seiner Bücher; er ist in dieser Beziehung bahnbrechend gewesen. Seine dritte Aufgabe, das große Kommissionsgeschäft von Fr. L. Herbig zu leiten, stand ihm innerlich ferner.

Denn was er trieb, das faßte ihn ganz innerlich, daran nahm er einen tief gemütlichen Anteil. Denn er war Sanguiniker und Idealist durch und durch, herzlichen Anschlusses bedürftig, und ein treuer Freund, ein liebevoller Gatte und Vater, in seiner äußeren Erscheinung halb Künstler, halb Offizier, ein hochgewachsener stattlicher aufrechter Mann, aus dessen blauen Augen unter den buschigen Brauen, der hohen, freien Stirn, dem vollen aufbäumenden weißen Haar und dem dichten Schnurrbart seine ganze energische geschlossene Persönlichkeit sprach. Er war kein Mann für ausgebreitete Ge-

selligkeit; am glücklichsten fühlte er sich in seinem behaglichen, geschmackvoll ausgestatteten Hause auf der Inselstraße, in das er später auch sein Geschäft (aus dem alten Weidmannschen Hause, Königsstraße) verlegte, und in einem kleinen Kreise seiner Freunde. In seiner Jugend war er viel gereist und gewandert; später suchte er sommerliche Erholung am liebsten im oberbayerischen Gebirge, in der Ramsau, in Partenkirchen. Fast zufällig kam er einmal mit seiner Frau an die oberitalienischen Seen und nach Venedig, dessen Zauber beide fast überwältigte. Aber zu Anfang d. J. 1902 trat ein altes Nierenleiden mit solcher Macht auf, daß die Ärzte ihn aufgaben. Er kämpfte es noch einmal nieder, aber er verlegte seinen Wohnsitz in den anmutigen Vorort Leutzsch. Nach Leipzig kam er seitdem niemals wieder, weder sein Geschäft noch den Thüringer Hof hat er je wieder betreten. Aber er arbeitete unermüdlich als Redakteur, Verleger und Schriftsteller, und er setzte seine letzte Kraft an sein Grammatisches Nachschlagebuch. Als er es vollendet hatte, versammelte er noch einmal in scheinbarer Rüstigkeit zur Feier seines 60. Geburtstages einige Freunde um sich. Es war das letztemal. Sein Leiden kehrte bald danach mit verstärkter Kraft wieder, und überwältigte endlich auch diese starke Natur, deren rasch zunehmenden Verfall jeder, der ihn noch auf einige Minuten besuchen durfte, mit Bangen beobachtete. In der ersten Frühstunde des 1. April 1906 verschied J. Gr. nach schwerem Kampfe, und am 1. Dezember folgte ihm seine treue, schon längst leidende Lebensgefährtin in den Tod.

An Literatur ist, abgesehen von dem Erinnerungsheft vom 1. Oktober 1891, nichts vorhanden als ein paar kleine Aufsätze in den »Grenzboten« 1906, Nr. 18, und in den »Deutschen Buchhandelsblättern« von 1906, 9. Heft. Das meiste in der vorstehenden Skizze stammt also aus den persönlichen Erinnerungen des Verfassers, der G. seit 1874 als Mitarbeiter, seit 1891 auch als Freund nahe gestanden hat. Otto Kaemmel.

Auspitz, Rudolf, * 1837, † 10. März 1906, ein hervorragender österreichischer Industrieller und Abgeordneter, studierte an der Technischen Hochschule in Wien und trieb dann mathematische und naturwissenschaftliche Studien in Berlin und Paris. Er errichtete in Mähren eine große Zuckerfabrik und wurde im Jahre 1871 in den mährischen Landtag und 1873 in das Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrats gewählt. Er war einer der begabtesten Abgeordneten, die infolge der Neuwahlen von 1873 in den Reichsrat kamen, er hatte ein ungewöhnlich scharfes Denken, wie er denn auch ein ausgezeichneter Mathematiker war, er erkannte in allen Fragen sofort den wirklichen Kern der Sache, ging mit seiner geschlossenen Argumentation immer auf das Hauptziel los und verstand es, die schwierigsten finanziellen und wirtschaftlichen Probleme klar und deutlich darzustellen. Er war nicht gerade ein glänzender Redner, sprach aber immer sehr wirkungsvoll, der Zuhörer hatte immer den Eindruck, daß er von seiner Rede etwas lerne, seine Präzision hatte manchmal etwas Schroffes, das lag in seiner etwas doktrinären Natur. Er war ein überzeugter Liberaler der alten Schule, politisch und wirtschaftlich. Die Generation, welche ihre politische Bildung in der ersten Hälfte der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts erhalten hatte, hing mit einem gewissen Idealismus an den liberalen Ideen und be-

wies oft ein fast dogmatisches Festhalten an ihren Grundsätzen. Sie stand daher den späteren Strömungen meistens ablehnend gegenüber, so erhielt sie einen konservativen Zug und wurde natürlich bei den neuen Wählerschichten, welche von ganz andern Auffassungen ausgingen, unpopulär. Er hatte in diesen Dingen den Mut seiner Überzeugung und ließ sich weder einschüchtern, noch zu Transaktionen bestimmen. Er machte nicht Opposition um des populären Beifalls willen, er hielt darum fest zum Ministerium Lasser-Auersperg, er wußte den Wert einer deutschfreundlichen Regierung für die mährischen Verhältnisse zu schätzen, er trennte sich mit mir von der Partei in der bosnischen Frage, weil er den Kampf gegen die Okkupation und gegen den Berliner Vertrag als schädlich für die Reichspolitik und als gefährlich für die Zukunft der Partei ansah. In wirtschaftlichen Dingen war er ein theoretischer Freihändler, Anhänger der Goldwährung, alles Dinge, die den damaligen Tagesströmungen entgegengesetzt waren.

Er war in allen steuerpolitischen Fragen eine allgemein anerkannte Autorität und konnte hier auf Erfolge hinweisen, wie sie manchmal ein leitender Minister, höchst selten aber ein einzelner Abgeordneter erringt. Er war selbst Zuckerfabrikant, kannte daher den Vorteil, welchen das alte Pauschalsystem und die Exportprämie der Industrie sicherten, ganz genau, wandte sich aber mit der ihm eigenen Uneigennützigkeit gegen diese Einrichtungen. Er hat tatsächlich die Reform der österreichischen Zuckersteuergesetzgebung geschaffen. Seinem unablässigen Bemühen war die erste Reform der Zuckersteuer zu verdanken, die Abänderung des Pauschalmaßstabes und die steigende Kontingentierung des Netto-Erträgnisses, die eine allmähliche Herabsetzung der Prämiensumme bedeutete, und der zweite noch größere Schritt, die Einführung der Produkten- (Fabrikat-) Steuer, ist ausschließlich aus seiner Initiative hervorgegangen. Sein Feldzug gegen das alte Pauschal- und Prämiensystem, das bekanntlich einmal sogar den Staat auf die Zuckersteuer mehrere tausend Gulden darauf zahlen ließ, und sein schließlicher Erfolg sichern ihm einen unvergänglichen Platz in der österreichischen Finanzgeschichte.

Noch ein anderes Mal griff er grundlegend und neu schaffend in die österreichische Steuergesetzgebung ein. Er war von jeher ein warmer Anhänger der Personaleinkommensteuer gewesen und das Reformprojekt der Siebzigerjahre fand seine kräftigste Unterstützung; daß es nicht zustande kam, lag bekanntlich an anderen Verhältnissen. Als am Anfang der Neunzigerjahre wieder eine Steuerreform vorlag, war der auf die Einkommensteuer bezügliche Teil ziemlich den Beschlüssen des alten Steuerausschusses, an welchem A. einen hervorragenden Anteil genommen hatte, nachgebildet, dagegen war für die Erwerbsteuer ein höchst schwerfälliger Tarif projektiert, die Nachlässe blieben unbestimmt und für gewisse Erwerbsteuerträger war auf Grund von Bekenntnissen der wirkliche Ertrag zu veranlagen. Man war allgemein damit unzufrieden, allein die Meinungen darüber, was an die Stelle des Entwurfes zu setzen sei, gingen weit auseinander. Die Wiener Handelskammer veranstaltete eine Enquete, und A. war der Referent für die allgemeine Erwerbsteuer. Er beantragte die Beseitigung des Tarifs, der Veranlagung auf Grund des wirklichen Ertrages, der Unbestimmtheit der Nachlässe, dafür die Bildung von Erwerbsteuerklassen, die wieder in Steuergesell-

schaften zerfielen, und hier schlug er mit neuerlicher Betätigung seiner Uneigennützigkeit vor, daß die größeren Erwerbsteuerträger, trotz ihrer voraussichtlichen starken Heranziehung zur Personaleinkommensteuer, im großen und ganzen an allgemeiner Erwerbsteuer ebensoviel, die mittleren Erwerbsteuerträger aber durchschnittlich etwas weniger und die kleinen Erwerbsteuerträger wesentlich weniger als bisher an Erwerb- und alter Einkommensteuer erster Klasse zu entrichten haben. Diese leitenden Sätze wurden nicht bloß vom Handelskammertag, sondern auch vom Steuerausschuß des Abgeordnetenhauses angenommen, so daß die ganze Struktur des ersten Hauptstückes der Personalsteuern über die allgemeine Erwerbsteuer eigentlich das Werk A.s ist.

Auf seine Anregung wurde im mährischen Landesbudget die alte unklare Fondsverrechnung beseitigt und eine moderne Form des Landesvoranschlages hergestellt.

Trotz seiner vielfachen geschäftlichen und öffentlichen Tätigkeit trieb er mit Eifer wissenschaftliche Studien; er veröffentlichte, in Gemeinschaft mit R. Lieben, ein gelehrtes Buch über die Theorie des Preises (Leipzig 1889), welches die Anwendung der höheren Analyse auf nationalökonomische Lehrsätze unternahm. Der nationalökonomische Inhalt des Buches steht wesentlich auf der Grundlage der Lehren Ricardos, Hermanns und insbesondere Jevons', und stimmt vielfach mit der modernen österreichischen Werttheorie und Lehre vom Grenznutzen überein. Durch ein scharfsinniges System von Kurven und analytischen Formeln wird der Satz, daß der Preis sowohl der Nützlichkeit des letzten gekauften Teilchens, als den Kosten des letzten verkauften Teilchens gleich ist, nach allen Richtungen und für verschiedene Einzelfälle illustriert. Menge, Nachfrage, Kosten, Nützlichkeit, Lebensgenuss, Besteuerung werden in ein reichhaltiges Koordinatensystem gebracht. Die ganze Arbeit ist mit ungewöhnlichem Scharfsinn und großer Exaktheit durchgeführt. Die mathematische Methode wendet sich an einen so kleinen Teil der Nationalökonomen, daß der äußere Erfolg solcher Werke nicht im Verhältnis zu der aufgewendeten geistigen Arbeit steht. Bei Fachgelehrten fand das Buch allgemeine Anerkennung und gilt als eine wertvolle Bereicherung der mathematischen Volkswirtschaftslehre.

Er war ein Mann von treuer Gesinnung und großer Zuverlässigkeit. Für wohltätige und allgemeine Zwecke war er von einer beispiellosen Freigebigkeit und großmütigen Opferwilligkeit. Ein schöner interessanter Zug aus seinem Leben wurde erst bei seinem Begräbnis bekannt. A. war ein großer Zuckerfabrikant, schloß sich aber dem damals bestehenden Zuckerkartell nicht an, das er aus theoretischer Überzeugung und aus allgemeinen Erwägungen nicht billigte. Der hohe Zuckerpreis im Inlande, der eine Folge des Kartells war, kam ihm aber als Verkäufer des Artikels geradeso zugute wie den Kartellteilnehmern, er strich aber den Kartellgewinn nicht ein, sondern überwies ihn jährlich dem Pensionsfonds der Angestellten der Zuckerindustrie. Der Präsident des Rübenzuckervereins teilte in seiner Grabrede diese uneigennützige Handlungsweise A.s der Trauerversammlung mit, die begreiflicherweise davon auf das lebhafteste berührt wurde. Persönlich war er bedürfnislos und von großer Schlichtheit, immer bereit, anderen zu helfen, ohne ein Wort des Dankes zu verlangen, oft auch ohne die Be-

treffenden nur wissen zu lassen, von wem die Unterstützung ausgegangen war. Alle, die ihm näher standen, schätzten seine edlen Eigenschaften hoch. Sein letztes, langes Leiden trug er mit großer Geduld und wahrer Seelengröße; trotz der großen Schmerzen, die er litt, kam keine Klage, keine Auflehnung von seinen Lippen. Er wird seinen Freunden immer im Gedächtnis bleiben als ein guter Mensch, ein starker Denker und ein treuer Freund.

E. Plener.

Heyd, Wilhelm, Bibliothekar, Historiker, * in Markgröningen, Württemberg 23. Oktober 1823, † in Stuttgart 19. Februar 1906. Die Neigung zur Geschichte brachte H. schon aus dem Vaterhause mit. Er war der Sohn des Stadtpfarrers Ludwig Heyd in Markgröningen, der durch eine dreibändige Geschichte des Herzogs Ulrich und andere Schriften zur württembergischen Geschichte sich verdient gemacht hat. (A. D. B. XII, 345.) Gleich dem Vater, den er schon mit 19 Jahren verlor, war er zur Theologie bestimmt und durchlief die evangelischen Seminarien in Blaubeuren und Tübingen. Doch neben der Theologie und mehr als diese fesselten ihn schon auf der Universität historische Studien. Fleißig über den Büchern sitzend, galt er frühzeitig unter den Genossen als ein Ausbund von Gelehrsamkeit, ohne daß er in fröhlicher Gesellschaft ein Spaßverderber gewesen wäre. Sein erster literarischer Versuch — damals war er Repetent am Tübinger Stift — war ein Aufsatz in Biedermanns »Germania« von 1851 über die Mischungen deutscher Stämme mit den Völkern des römischen Westreichs. Im Herbst 1852 wurde ihm sein Wunsch einer längeren Studienreise nach Italien erfüllt. Die Reise ging über Rom nach Neapel, von wo er im November nach Rom zurückkehrte, um hier noch den Winter zu verbringen. Fleißig wurden Kirchen, Galerien und Ruinenstätten besucht, mehr noch Bibliotheken und Archive. Er ist auf dieser Reise mit manchen Berühmtheiten der Gelehrtenwelt bekannt geworden. In Rom entspann sich die Freundschaft mit Gregorovius, die durch verwandte Studien und durch wiederholte Besuche des römischen Geschichtschreibers in Stuttgart befestigt wurde. Er machte damals aber auch die Bekanntschaft Scheffels und wurde, wie er selbst im »Schwäb. Merkur« (2. Mai 1886) erzählte, durch diesen in die Gesellschaft eines lustigen Malerkreises eingeführt. Man zog zusammen in die Campagna hinaus, streifte durch die Via Appia oder wartete in den Osterien am Monte Testaccio beim Tornarellowein den Anbruch der Mondnacht ab. Ende Dezember aber wurde ein gemeinschaftlicher Ausflug in die Sabiner Berge gemacht, nach Palestrina, Gennazzano, Olevano, wo in der Casa Baldi die Neujahrsnacht mit improvisierten lebenden Bildern gefeiert wurde. Auch Scheffel hat in den Episteln an seine Heidelberger Freunde (1892) in lebhaften Farben jene glücklichen römischen und sabinischen Tage geschildert und dabei von »Herrn Wilhelm Heydt, Doktor der Gottesgelahrsamkeit und Repetent am Stift zu Tübingen« ein launiges Konterfei entworfen.

Die Reise war zu allgemeinen Bildungszwecken unternommen worden. Erst im Laufe derselben nahmen H.s Studien eine bestimmtere Richtung auf die Handelsgeschichte Italiens im Mittelalter. Er brachte u. a. die Erkenntnis nach Hause, daß unter den Städten Italiens Genua von der Geschichtschreibung vernachlässigt sei, daß seine ältere Verfassungsgeschichte noch im argen liege

und daß die Stadt als See- und Kolonialmacht nicht nach Verdienst gewürdigt werde. Und bei näherer Betrachtung stellte sich heraus, daß überhaupt die Seestädte Italiens, auch das meistbehandelte Venedig bis dahin einer urkundlich fundamentierten Geschichte ihrer überseeischen Besitzungen entbehrten. Um zunächst in jene Lücke einzutreten, schrieb H. die Untersuchungen über die Verfassungsgeschichte Genuas bis 1200, die 1854 in der Tübinger Zeitschrift für die ges. Staatswissenschaften veröffentlicht wurden. Die Repetentenstelle am Stift, die ihm Gelegenheit zu kirchengeschichtlichen Vorlesungen gab, bekleidete er noch bis 1856. In diesen und den folgenden Jahren entstanden die Studien über die Kolonien der römischen Kirche in den Kreuzfahrerstaaten und in den von den Tataren beherrschten Ländern, die 1856 und 1858 in der Zeitschrift für historische Theologie erschienen. Im Jahre 1856 war er zum Diakonus in Weinsberg ernannt worden. Doch schon im folgenden Jahre, als Franz Pfeiffer nach Wien ging, rief ihn mit sicherem Blick der ältere Stälin nach Stuttgart an die Königl. öffentliche (jetzt Landes-) Bibliothek. Im Jahre 1865 rückte er an die Stelle von Hermann Hauff vor und 1873 nach Stälins Tod ward ihm die Oberbibliothekarstelle zuteil, die er durch 24 Jahre, bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1897, bekleidete.

Mit dem Austritt aus dem Kirchenamt und dem Übergang zur Bibliothek hatte er nun freie Bahn für wissenschaftliche Arbeit in größerem Stil. Seitdem der Franzose Depping eine Geschichte des Handels zwischen dem Morgenland und Europa veröffentlicht hatte (Paris 1830) lag neues urkundliches Material in Fülle vor. Eben hatten (seit 1856) zwei Deutsche, G. L. F. Tafel und G. Thomas begonnen, Urkunden zur älteren Handels- und Staatsgeschichte Venedigs herauszugeben. Die Verwertung dieses Materials überließen sie dem jungen Gelehrten und bestärkten ihn in dem Vorsatz, eine zusammenhängende Geschichte des Levantehandels zu schreiben. H. unternahm dies zunächst in einer fortlaufenden Reihe von Abhandlungen über die Handelsbeziehungen der italienischen Städte mit dem byzantinischen Reich, die er von 1858 bis 1865 in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft veröffentlichte. Sofort erregten diese Abhandlungen Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt Italiens. Sie erschienen in italienischer Übersetzung und in Buchform als Teil 6 und 13 des Sammelwerkes *Nuova collezione di opere storiche*, bearbeitet von Prof. Joseph Müller in Padua unter dem Titel: *Le colonie commerciali degli Italiani in Oriente* (2 Vol. *Venezia e Torino*, 1860—1868). Diesem Buch verdankte H. dauernde fruchtbringende Verbindungen mit Gelehrten jenseits der Alpen. Solcher Erfolg ermunterte ihn aber, seine Arbeit auch Deutschland in gereifterer Form darzubieten. Er konnte darauf rechnen, das Interesse eines größeren Publikums zu gewinnen, wenn der Plan erweitert, wenn er auf die Handelsbeziehungen der ganzen romanisch-germanischen Welt zum Orient ausgedehnt wurde, wobei immerhin Italien der Vorrang blieb. Die Urkundensammlungen der Seestädte, die Chroniken der Kreuzzüge, die Reise- und Tagebücher der Jerusalempilger, wie der arabischen Reisenden, Statuten und Kaufmannsbücher, Handelstraktate, Münz- und Inschriftenfunde, das alles wurde beigezogen, um das Gemälde zu vervollständigen. »Ich wollte alle Stätten, welche dem Levantehandel als Herde und Stützpunkte dienten, verzeichnen, das ganze Netz der kontinentalen Handelswege, die Schiffahrtsstraßen, die Handelsobjekte, das Zoll- und Ab-

gabenwesen usw. schildern. Bei all dieser Arbeit hielt ich mir vor, wie wahr der Ausspruch Baumgartens ist, daß die wahre Kraft und Bedeutung der Geschichte erst hervortritt, wenn sie durch weite Räume dahinschreitet und an großen Stoffen arbeitet.« So entstand H.s Hauptwerk: »Geschichte des Levantehandels im Mittelalter« (2 Bde., Cotta 1877—1879), das seinen wissenschaftlichen Ruf fest begründet hat. Mit sicherer Beherrschung des weitschichtigen Stoffes und bis ins kleinste sorgfältig ausgeführt, von den Fachgenossen als »wahrhaft klassisches Werk« anerkannt, gilt es bis auf den heutigen Tag als bahnbrechend und grundlegend für diesen wichtigen Zweig der mittelalterlichen Geschichte. Die zweite, französische Ausgabe, von dem Grafen Paul Riant als Vorstand der *Société de l'Orient latin* veranstaltet (Leipzig 1885—1886) hat H. selbst mit zahlreichen Verbesserungen und Erweiterungen ausgestattet. Der Übersetzer Furcy Raynaud in Luxemburg, der die großen deutschen militärgeschichtlichen Werke über den deutsch-französischen Krieg übersetzt hatte, rühmte an H. besonders den angenehmen Stil, die Klarheit des Satzbaues, was die Arbeit dieser Übertragung viel leichter gemacht habe, als bei vielen anderen. Neben diesem Hauptwerk entstanden zahlreiche kleinere Monographien und Aufsätze, in denen H. seine Forschungen in diesem Gebiet weiter ausdehnte. Für das Staatslexikon von Rottek und Welker schrieb er den Artikel »Venedig«. In Sybels Historischer Zeitschrift erschien 1874 eine Abhandlung über das Haus der deutschen Kaufleute in Venedig. Als Festschrift zum Tübinger Universitätsjubiläum 1877 veröffentlichte er neue Beiträge zur Geschichte des Levantehandels. Andere Aufsätze, sowie Rezensionen verwandter Arbeiten erschienen in den Göttinger Gel. Anz., in den Sitzungsberichten der bayr. Akademie d. Wiss., im Literar. Zentralbl., in der Allg. Zeitung usw. Für die Allg. D. Biogr. behandelte er eine Reihe von Orientfahrern und von schwäbischen Landsleuten.

Inzwischen führte er an seiner Bibliothek ein stilles Gelehrtenleben. Merkwürdigerweise hat er nie wieder Italien aufgesucht. Vergebens lockte Th. Elze, der im Jahre 1842 in Tübingen studiert und sich mit H. eng befreundet hatte, nach der *bella Venezia*. »Hat diese Zauberin es Dir denn gar nicht angetan? Und summt Dir die große Glocke von San Marco gar nicht ins Ohr: komm wieder, komm wieder?« Als Ersatz führte H. einen ausgebreiteten Briefwechsel mit Gelehrten aller Kulturländer, die ihm Notizen, Kopien, auch Berichtigungen zutrugen, Anfragen an ihn richteten, Schwieriges oder Streitiges mit ihm erörterten. Er galt als Autorität, von weither wurde sein Rat begehrt. Außer den schon erwähnten Namen, seien unter seinen zahlreichen Korrespondenten und Mitarbeitern noch genannt: Desimoni und Belgrano in Genua, Ghinzoni in Mailand, Cipolla in Turin, G. Berchet und Graf Soranzo in Venedig, Guasti in Florenz, Schlumberger in Paris, Wüstenfeld in Göttingen, Stieda in Rostock, T. Tobler und Röhricht in Berlin, A. Schulte in Breslau, Flückiger in Straßburg, D. Schäfer in Tübingen, Simonsfeld in München, Neumann und Karabacek in Wien, Bruun in Odessa, Kunik in Petersburg. Ehrungen für seine wissenschaftlichen Leistungen sind H. von den verschiedensten Seiten zuteil geworden. Mitglied der Geschichtsvereine in Genua und in Venedig seit 1871 und 1876, wurde er von der bayr. Akademie der Wiss. 1879, von der Numismatischen Gesellschaft in Wien 1880 zum korrespondierenden Mitglied erwählt. Orden und Titel spendete die

Regierung des Landesherrn. Die philosophische Fakultät in Tübingen verlieh ihm 1876, die staatswissenschaftliche im Jahre 1893 den Doktorgrad *honoris causa.*

Zum Abschluß seiner handelsgeschichtlichen Arbeiten boten sich ihm kleinere Stoffe, die ihm als Süddeutschen nahe lagen. Er untersuchte die Handelsbeziehungen schwäbischer Städte im Mittelalter mit Italien und Spanien, mit Genf und Lyon, und veröffentlichte die Ergebnisse dieser Untersuchungen 1880, 1884 und 1893 in den Württemberg. Vierteljahrsh. und in den Forschungen zur deutschen Geschichte. Als eigene Schrift erschien 1890: Die große Ravensburger Gesellschaft, worin die Beziehungen eines deutschen Großkaufmannshauses des 14. Jahrhunderts, Vorläufer der Welser und Fugger, urkundlich dargelegt waren. H.s letzte Arbeiten hingen enger mit seinem Beruf als Bibliothekar zusammen, dem er unbeschadet seiner gelehrten Neigungen mit größter Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit nachkam. Mit seinem überlegenen Wissen und seiner Bücherkenntnis verband er eine Freundlichkeit und Humanität im persönlichen Verkehr, die jedem Benützer der ihm anvertrauten Bücherei bereitwilligst entgegenkam und ihn in seinem Anliegen förderte. Seinen Fleiß aber wandte er vornehmlich dem wichtigen und zeitraubenden Geschäft der Katalogisierung zu. Von seiner Hand ist der Katalog der historischen Handschriften der Bibliothek in 2 Bänden fertiggestellt worden (1889—1891). Kaum war diese Arbeit getan, so bearbeitete er im Auftrage der württembergischen Kommission für Landesgeschichte, der er seit ihrer Einsetzung im Jahre 1890 als ordentliches Mitglied angehörte, die Bibliographie der württembergischen Geschichte (2 Bde., 1895 und 1896); ein überaus verdienstliches Werk; für alle, die sich irgendwie mit Gegenständen aus der württembergischen Geschichte im weitesten Umfange beschäftigen, ein unentbehrliches, zuverlässiges Nachschlagewerk. Und unermüdlich bis in sein hohes Alter gab er im Auftrag derselben Kommission im Jahre 1902 aus den Handschriften der Bibliothek den literarischen und künstlerischen Nachlaß des württembergischen Baumeisters und Ingenieurs Heinrich Schickhardt heraus, den man den »strengsten der deutschen Renaissancearchitekten«, andere wegen seiner Vielseitigkeit ein Gegenstück zu Lionardo da Vinci genannt haben. Damals lebte H., bereits vom Amt entbunden, in völliger Zurückgezogenheit, ausruhend von der Arbeit langer Jahre. Eine grundgediegene Natur, schlicht und bescheiden, in sich gekehrt, aber voll Treue und Wohlwollen, freundlich und hilfreich, so wird er allen, die mit ihm verkehrt haben, im Gedächtnis bleiben.

Nekrolog im »Schwäbischen Merkur«, 22. Februar 1906. Hermann Fischer in der »Frankfurter Zeitung«, 25. Februar 1906. Heyds schriftlicher Nachlaß in der Stuttgarter Bibliothek.

W. Lang.

Lemayer, Karl Freiherr von, *Dr. juris et philosphiae,* * Boskowitz in Mähren 13. Mai 1841, † Baden bei Wien 13. Mai 1906, k. u. k. Geheimer Rat, zweiter Präsident des k. k. Verwaltungsgerichtshofes in Wien, Präses der staatswissenschaftlichen Staatsprüfungskommission in Wien, lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, Ritter des Ordens der Eisernen Krone erster Klasse, Besitzer des österreichisch-ungarischen Ehrenzeichens für Kunst und

Wissenschaft und der Ehrenmedaille für 40jährige treue Dienste, Ritter des kaiserl. russischen Annen-Ordens zweiter Klasse.

L. gehört zu den Persönlichkeiten, die auf die staatliche Entwicklung in Österreich bestimmend einwirkten. Er war eine seltene Erscheinung nach seinen geistigen Eigenschaften. Ein einzig dastehendes Ereignis war es, daß er — in der Stellung als bloßer Staatsbeamter — die Anregung zur grundsätzlichen Umgestaltung staatlicher Einrichtungen gab und verwirklichte. Kaum jemals ist einem Staatsbeamten eine so wichtige Rolle in der öffentlichen Wirksamkeit zugefallen.

L. war einer der fruchtbarsten Geister, die Österreich hervorbrachte; er war zugleich ein Sturmbock für die Durchsetzung moderner Kulturbestrebungen in Österreich. Deshalb ragte er in den Kreisen, den er als Staatsbeamter jeweils angehörte, hoch über alle seine Genossen hervor; deshalb wurde er denn auch nicht selten in der schärfsten Art angefeindet; es wurde sein Wirken und seine Persönlichkeit verkleinert, ja es wurde sogar von interessierter Seite das Erlöschen dieser schöpferischen Kraft mit Freude begrüßt. Aber eben daß er sich über das Niveau des Alltags hoch erhob und im Dienste hehrer Ideen Großes hervorbrachte trotz aller Widerstände, das war sein unvergängliches Verdienst. Er wirkte ebenso stark durch seine kraftvolle Persönlichkeit, als durch seine eingreifende Tätigkeit. In hervorragenden Einzelleistungen, wie in unablässiger Arbeit im Getriebe der Verwaltung und der Rechtsprechung, in wissenschaftlicher Betätigung, wie im praktischen Wirken — in allen diesen Richtungen zeigte er eine seltene Willensstärke und Entschlossenheit, strengste Sachlichkeit, Originalität und Unerschütterlichkeit; so erzielte er nicht nur Individualerfolge, sondern wirkte auch vorbildlich. Er war nicht nur Gelehrter im besten Sinne des Wortes, sondern auch hervorragender Staatsmann, der auf Gegenwart und auf Zukunft des öffentlichen Lebens Österreichs Einfluß zu üben verstand. Wenn einstens eine pragmatische Geschichte der geistigen Entwicklung Österreichs in staatlicher Beziehung während der letzten fünfzig Jahre geschrieben werden sollte, dann wird der Name L.s als eines der Männer genannt werden müssen, die die Einführung moderner Grundsätze in die staatliche Verwaltung Österreichs mächtig förderten.

L. war von erstaunlicher Vielseitigkeit. Kein Gebiet des Wissens und der Kunst ist diesem stets regsamen, gewaltigen und erhabenen Geiste fremd geblieben. Den geistigen Eigenschaften L.s entsprach seine äußere Erscheinung: eine übermittelgroße Statur, der Körper niemals gebeugt, sondern hochaufgerichtet, sein Gang ein hoher und würdevoller, sein Blick immer nach aufwärts gewendet. Sein männlich ernster, schöner Kopf, die Festigkeit in seinem Gesichtsausdrucke sind in dem von dem Professor und Medailleur Stefan Schwarz in Metall ausgearbeiteten Bildnisse, das ihm aus Anlaß seines vierzigjährigen Dienstjubiläums am 9. Mai 1904 von den Mitgliedern des Verwaltungsgerichtshofes verehrt wurde, sprechend wiedergegeben. Seine große Bedeutung für das moderne Österreich wurde nicht nur in dem vor seinem Tode erschienenen schönen Artikel Burckhards in der »Zeit« vom 8. Mai 1904, Nr. 579 (abgedruckt in dem Buche »Quer durch Leben und Juristerei«, Wien 1905), sondern auch in zahlreichen Nachrufen gewürdigt. Von diesen sei insbesondere hingewiesen auf den Nekrolog des Professors

Dr. Redlich in dem Wiener Tagesjournal »Die Zeit« vom 16. Mai 1907, auf die warmen Worte, die der langjährige Freund L.s, Ernst von Plener, in einer Sitzung der Verfassungspartei des Herrenhauses sprach (»Wiener Zeitung« vom 17. Mai 1907), auf den Nachruf des Grafen Schönborn in der »Neuen Freien Presse« vom 15. Mai 1906, auf den »Wiener Brief« in der »Breslauer Zeitung« vom 20. Mai 1906, ferner auf die Artikel in der »Österreichischen Gerichtszeitung«, 1906 Nr. 20, und im »Österreichischen Verwaltungs-Archiv« (V. Jahrgang, Seite 33 ff.), worin namentlich die Wirksamkeit L.s als Oberrichter gewürdigt wird, endlich auf den Nachruf Herrnritts, in der »Österr. Rundschau« (VII. Band, Seite 199 ff.). Wie weit verbreitet die Wertschätzung dieses seltenen Mannes war, zeigte sich in der außerordentlichen Teilnahme an dem Leichenbegängnisse, das am 16. Mai 1906 in der Augustinerkirche in Wien stattfand.

Er wurde als Sohn Karl L.s, der damals Stadtsyndikus war und später hohe Stellungen im staatlichen Gerichtsdienste einnahm, und der Antonie L. (vormals Menzel) geboren. Die ersten Kinderjahre verbrachte er in seinem Geburtsorte und zog dann nach Neutitschein und Iglau, wo er die Volksschule besuchte. Drei Klassen des Untergymnasiums legte er in Brünn zurück, von wo er an das deutsche Gymnasium in Ofen kam, nach welchem Orte sein Vater als Oberlandesgerichtsrat versetzt wurde. Das erste Semester der juristischen Studien absolvierte er an der Pester Universität, die übrige Studienzeit aber an der Wiener Universität, wo er 1862 die juristischen Studien beendigte. In diesem Jahre befiel ihn eine schwere Lungenerkrankung, von der er sich nach zwei Jahren erholte, jedoch nicht ohne daß seine Gesundheit dauernd geschwächt blieb. Nachdem er einige Zeit in einer Advokatenkanzlei in Wien als Konzipient tätig gewesen war, trat er im Jahre 1864 bei der Finanzprokuratur in Brünn in den Staatsdienst. Im Jahre 1866 ließ er sich zur Finanzprokuratur nach Wien versetzen; er wurde im Jahre 1868 Juristenpräfekt am Theresianum, welche Stelle er in den folgenden Jahren neben angestrengter amtlicher Tätigkeit versah. Im August 1869 unter dem Minister Hasner zum Ministerial-Konzipisten im Ministerium für Kultus und Unterricht ernannt, rückte er 1870 zum Ministerialsekretär, 1871 zum Sektionsrat, 1874 zum Ministerialrat vor und erhielt im Jahre 1876 den Titel und Charakter eines Sektionschefs. Eine effektive Sektionschefstelle erlangte er in diesem Ministerium nicht, obschon er durch fünf Jahre die wichtigste Abteilung des Ministeriums, für Kultuswesen und Hochschulen, leitete. Im Jahre 1881 trat er aus dem Ministerium für Kultus und Unterricht aus, da er wegen der damaligen politischen Verhältnisse unter dem Ministerpräsidenten Grafen Taaffe und dem Unterrichtsminister Freiherr von Conrad nicht weiter im administrativen Dienste verbleiben konnte und wollte. Er wurde in diesem Jahre als Rat des Verwaltungsgerichtshofes eingesetzt, erlangte bei diesem im Jahre 1888 die Stelle eines Senatspräsidenten und 1894 die Stelle des zweiten Präsidenten. Auf diesem Posten verblieb er bis zu seinem Tode am 13. Mai 1906, demselben Tage, an dem er 65 Lebensjahre vollendete. Er verschied nach viermonatiger Krankheit, ungeachtet treuester schwesterlicher Pflege. An staatlichen Auszeichnungen erlangte er den Orden der Eisernen Krone dritter Klasse im Jahre 1874, diesen Orden der zweiten Klasse und in Folge davon den Freiherrnstand im Jahre 1878,

denselben Orden der ersten Klasse im Jahre 1896. Im Jahre 1888 erhielt er die Würde eines Geheimen Rates, im Jahre 1895 ward er als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen, wo er sich der Verfassungspartei anschloß und zeitweise, so namentlich aus Anlaß der Debatte im Herrenhause über die Zulässigkeit sogenannter Lagergesetze am 16. Jänner 1897, im Kampfe um den ungeschmälerten Bestand der Rechte des Parlaments eine führende Rolle einnahm. Vermählt war er in glücklicher Ehe während der Jahre 1871 bis 1873 mit Stefanie Giskra, der Tochter des vormaligen Ministers des Innern Giskra, die in jungen Jahren jäh verstarb.

Wohl der wichtigste Augenblick seiner Wirksamkeit im Verwaltungsdienste war es, als er kurze Zeit nach Aufnahme seiner Tätigkeit im Ministerium für Kultus und Unterricht durch den Minister Dr. von Stremayr von einer Staatsprüfung, wobei er als Kommissär fungierte, berufen wurde und den Auftrag erhielt, sich darüber auszusprechen, welche Maßregeln die österreichische Regierung aus Anlaß des Beschlusses des vatikanischen Konzils über die Unfehlbarkeit des Papstes zu ergreifen hätte. Der Minister gab seiner Überzeugung Ausdruck, es sei ein Gegenschlag zu führen, und fragte L., was er etwa von einer Wiedereinführung des *placetum regium* halte. L. erwiderte, diese Einrichtung scheine ihm veraltet zu sein; aber es sei nunmehr der Zeitpunkt gekommen, um die schon lange gewünschte Kündigung des Konkordates zu verwirklichen. Der Minister, der von diesem Vorschlage anfänglich betroffen zu sein schien, erklärte bald seine Zustimmung, und erteilte L. den Auftrag, den Vortrag an den Monarchen sofort in der Nacht auszuarbeiten. Um 8 Uhr früh des folgenden Tages im Juni 1870 hatte L. den Vortrag fertiggestellt, dessen eigentümlich scharfe Motivierung so oft besprochen wurde. Der Wortlaut dieses Aktenstückes ist in der »Wiener Zeitung« vom 20. August 1870 veröffentlicht worden. In ihm sind höchst eindrucksvoll die Umstände auseinandergesetzt, die aus Anlaß der Aufstellung des Glaubenssatzes über die Unfehlbarkeit des Papstes zur Kündigung des Österreich so sehr drückenden Konkordates vom Jahre 1855 drängten. Es ist darin hervorgehoben, daß vermöge des nun von der Kirchengewalt einseitig in Anspruch genommenen Rechtes, den Konkordatsvertrag auszulegen oder zu brechen, nicht mehr, wie dies bei jedem Vertrage der Fall sein muß, Recht neben Recht, sondern Recht neben einem schrankenlosen unkontrollierbaren Arbitrium stehe; es sei nicht anders, als wenn im allgemeinen Rechtsverkehre ein Vertragsteil sich die ausschließliche Befugnis beilege, den Vertrag zu deuten; es lehre die Rechtswissenschaft, daß ein derartiger Vertrag nichtig sei; das gleiche Resultat ergebe sich aber, wenn das Konkordat vom Standpunkte eines internationalen Vertrages aufgefaßt werde; denn bei solchen Verträgen bestehe die stillschweigende Bedingung der sich gleich bleibenden Verhältnisse (der Klausel *rebus sic stantibus*); das Verhältnis zwischen dem österreichischen Staate und der katholischen Kirche sei aber durch den neu aufgestellten Glaubenssatz wesentlich geändert worden, an die Stelle der alten geschichtlichen eingeschränkten Kirchengewalt sei eine neue unbeschränkte und unbeschränkbare getreten; die Gewalt, mit der paktiert wurde, und die sich der Staat zu binden glaubte, indem er sich ihr selbst band, habe sich in eben den Angelegenheiten, in denen ihr gegenüber Rechte erworben werden sollten, als alleinige unfehl-

bare Richterin erklärt; dies sei eine *causa gravis justa et rationabilis*, die auch nach der Ansicht der Kirchenrechtslehrer und der Scholastiker des Mittelalters zum Rücktritte vom Konkordate berechtige. — Es ist bekannt, daß diese von L. inspirierte und durchgeführte Aktion mit einem vollen Erfolge endigte. Das Konkordat vom Jahre 1855 wurde noch im Jahre 1870 gekündigt und verlor dadurch die Eigenschaft eines den österreichischen Staat gegenüber der Kurie in Rom bindenden zwischenstaatlichen Vertrages. Es ergab sich aber die Notwendigkeit, die Rechtsverhältnisse zwischen Staat und Kirche, die in dem Konkordate vom Jahre 1855 auf Grundlage der Lehren des katholischen Kirchenrechtes geordnet worden waren, nunmehr vom staatlichen Gesichtspunkte aus neu zu regeln. L. mußte auch diese schwierige Aufgabe lösen. Er verfaßte die Regierungsvorlagen, die zu den Gesetzen vom 7. und 20. Mai 1874 über die Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche, über die gesetzliche Anerkennung von Religionsgesellschaften und über die Religionsfondsbeiträge führten. Eine nicht minder wichtige Staatsschrift, als der Vortrag an den Monarchen wegen Kündigung des Konkordates, war der Motivenbericht zu dem Gesetzentwurfe über die Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche, der als Beilage 40 den stenographischen Protokollen des österreichischen Abgeordnetenhauses für die VIII. Session beigefügt ist. Dieser Motivenbericht ist nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine staatsmännische Leistung ersten Ranges. Die ganze geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Österreich ist dort in ebenso glänzender, als charakteristischer Art zur Darstellung gebracht. Es sind auch die Grundsätze erörtert, von denen aus nach der damaligen Auffassung der staatlichen Befugnisse in Kirchensachen das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in Österreich zu regeln wäre. Der Inhalt des Gesetzentwurfes selbst trägt den Verhältnissen, die sich im Laufe der Jahrhunderte in Österreich in kirchenpolitischer Beziehung ausgebildet haben, Rechnung und war daher so sehr geeignet, für lange Zeit eine feste Grundlage für die Ordnung der Verhältnisse der katholischen Kirche zum Staate zu geben. Noch heute steht diese Grundlage unerschütterlich aufrecht, und es ist nicht anzunehmen, daß in absehbarer Zukunft eine Änderung dieses epochalen Werkes der Gesetzgebung notwendig werden wird.

Noch eine zweite hochwichtige legislative Aufgabe wurde von L. glänzend gelöst; das Gesetz vom 22. Oktober 1875, über die Einführung des Verwaltungsgerichtshofes, beruht auf einem von ihm verfaßten Entwurfe. So gelangte ein moderner Grundsatz der Staatslehre, die Gewährung des Rechtsschutzes gegen die öffentlichen Gewalten, in Österreich zur Verwirklichung.

Die Tätigkeit L.s im Ministerium für Kultus und Unterricht erschöpfte sich nicht in diesen legislativen Aktionen, er griff auch wirksam in die Verwaltung im engeren Sinne ein. Die Fortentwicklung des Hochschulwesens, die Errichtung einer neuen Universität in Czernowitz und viele andere Verwaltungsmaßregeln, die unter ihm geschaffen wurden, geben noch heute Zeugnis von dieser seiner Wirksamkeit.

Seit dem Jahre 1881 bis zu seinem Lebensende widmete sich L. in seiner amtlichen Wirksamkeit der Rechtsprechung bei dem Verwaltungs-

gerichtshofe. Seine Wirksamkeit als Oberrichter bedeutete eine kräftige Entwicklung dieses Gerichtshofes. Hier trat sein eherner Charakter, seine Unnahbarkeit nach allen Seiten, sein reiches juristisches Wissen hervor, das er nie veralten ließ, sondern stets durch fortgesetztes Studium der neuesten Ergebnisse der juristischen Literatur des Inlandes und des Auslandes auf der Höhe der modernen Zeit erhielt. Eine Neigung, die sich so häufig im Schoße solcher Gerichtshöfe findet, nämlich die Neigung, die Rechtsprechung zu verknöchern, in ein Handwerk der Routine zu verwandeln, jeden Fortschritt hintanzuhalten, fand in L. keinen Anhänger. Er verstand es, Recht und Gesetz nach seiner Überzeugung zum Durchbruche zu bringen. Er hatte als Oberrichter nicht nur die Fähigkeit und Kraft, sich eine eigene Meinung zu bilden, sondern auch den festen Willen, von seiner Überzeugung sich durch nichts abwenden zu lassen. Persönliche Rücksichten, Erwägungen der Opportunität, Wünsche und Winke aus den höchsten Kreisen der Verwaltung waren für ihn niemals Beweggrund in der Beurteilung streitiger Rechtsfragen. Seine Unabhängigkeit, sein stark ausgeprägter Sinn für Objektivität und für die Pflege des Rechtes, seine wissenschaftliche Potenz wirkten unter den jüngeren Mitgliedern befruchtend, anregend, ja begeisternd — ebenso wie auf der anderen Seite die Herrschaft der Routine und des gröbsten Empirismus, die Verachtung der Wissenschaft, die Willfährigkeit für persönliche, für die Rechtsfindung minderwertige Autoritäten auf den Inhalt der Rechtsprechung nur verderblich wirken können.

Es war die glanzvollste Periode des Verwaltungsgerichtshofes, als L. diesem Tribunal als Mitglied und Führer angehörte. Wo er bestimmend einwirken konnte, da gelangte das Gesetz in voller Reinheit zur Anwendung. Daß er namentlich in diesem Bereich seiner Tätigkeit Anfeindungen ausgesetzt war, begreift sich, und wer den Charakter L.s kannte, der mußte wissen, daß er allen Anfechtungen gegenüber stets fest blieb, fest bis zu seinem Lebensende. Denn bis dahin hielt er trotz schwerer körperlicher Leiden die Leitung seiner Gerichtsabteilungen in der Hand.

Die Vielseitigkeit L.s spiegelt sich in seinen schriftstellerischen Werken. Als Staatsmann tritt er hervor in den Motivenberichten zu den erwähnten konfessionellen Gesetzen, wie auch zu dem von ihm verfaßten Entwurfe über die Einsetzung des Verwaltungsgerichtshofes. Als Rechtsgelehrter zeigt er sich in einer großen Anzahl wertvoller rechtswissenschaftlicher Arbeiten. Von ihnen mögen genannt werden der in der «Allg. österr. Gerichtszeitung» vom Jahre 1869 Nr. 32—35 erschienene Aufsatz über die Innerberger Hauptgewerkschaft, ein Beitrag zur Lehre vom Zweckvermögen, und der ebenda (Nr. 41—47) abgedruckte Artikel über das damals eben neu geregelte Wasserrecht, welch letztere Arbeit den nachmaligen Justizminister Glaser auf L. aufmerksam machte, ferner die „Apologetischen Studien über Verwaltungsgerichtsbarkeit“ in der Grünhutschen Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart, 22. Band, Seite 353—488, und die ebenfalls in dieser Zeitschrift (29. Band, 1. Heft) sowie als selbständiges Werk erschienene Festschrift aus Anlaß der Feier des 25jährigen Bestandes des Verwaltungsgerichtshofes unter dem Titel »Der Begriff des Rechtsschutzes im öffentlichen Recht« (Wien 1902). In diesen

und vielen anderen kleineren und größeren Aufsätzen, von denen eine beträchtliche Anzahl in den ersten 28 Bänden der vorerwähnten Zeitschrift zu finden ist, tritt L.s unvergeßliche Wirksamkeit für den Ausbau der Theorie der Verwaltungsgerichtsbarkeit und des Staatskirchenrechts hervor. Auf dem Gebiete der administrativen Justiz war L. bahnbrechend, seine Arbeiten sind nicht nur in Österreich, sondern auch im Auslande stets als grundlegend anerkannt worden. Zusammengefaßt sind die Ergebnisse dieser Forschungen in den kurz vor dem Ableben L.s eingesendeten Artikeln unter den Schlagworten: »Kompetenzkonflikte«, »Reichsgericht«, »Staatsgerichtshof«, »Verwaltungsgerichtsbarkeit und Verwaltungsgerichtshof« für die zweite Auflage des Österreichischen Staatswörterbuchs, herausgegeben von Mischler und Ulbrich. Als Verwaltungstechniker zeigt sich L. in seiner Schrift »Die Verwaltung der österreichischen Hochschulen vom Jahre 1868 bis 1877« (Wien 1878). In dieser Schrift sind insbesondere auch die wesentlichen Ergebnisse seiner Wirksamkeit im Ministerium für Kultus und Unterricht, auf dem Gebiete des Hochschulwesens, und die Grundsätze dargestellt, von denen sich L. in dieser seiner verantwortlichen Stellung leiten ließ. Auch die höchst wertvolle Studie über die Ausbildung zum höheren Verwaltungsdienste in Österreich (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band XXXIV, Leipzig 1887, Seite 23—54) gibt Zeugnis von der großen Bedeutung des Verstorbenen für das Gebiet der öffentlichen Verwaltung. Als Oberrichter entwickelte L. eine weitreichende Tätigkeit in der Verfassung und Verkündigung von Entscheidungsgründen zu den Erkenntnissen des Verwaltungsgerichtshofes. Die Sammlung der Erkenntnisse dieses Gerichtshofes, die Budwinski seit dem Jahre 1877 herausgab, enthält nicht die Namen der Verfasser der den einzelnen Erkenntnissen beigegebenen Entscheidungsgründe. Aus L.s Feder stammen indessen die allerwichtigsten Erkenntnisse des Verwaltungsgerichtshofes. Nur beispielsweise mag hingewiesen werden auf die trefflichen Erörterungen über die Grenzen des Gemeingebrauches an öffentlichen Straßen und über die Befugnisse der Gemeinden bei der Einräumung von Sonderrechten an Gemeindestraßen. Es ist das Erkenntnis vom 12. Juni 1885, das in der Sammlung unter Nr. 2607 veröffentlicht wurde. — Von seiner menschlichen Seite lernen wir L. kennen in seinen schönen Gedichten, die leider nur zum Teile veröffentlicht worden sind. War er als Staatsmann und als Oberrichter durch Festigkeit der Überzeugung, durch ausgebreitetes Wissen, rasche Aufnahmefähigkeit, außerordentliche Logik, seine unwandelbare, auf echter Überzeugung beruhende Gesinnung hervorragend, so zeigt sich in seinen Gedichten ein feiner, künstlerischer Schönheitssinn, eine Gestaltungsgabe, eine formvollendete Sprache. Seit seinen Studienjahren begleitete L. seine Erlebnisse mit lyrischen Dichtungen. Ein Teil dieser Dichtungen erschien im Jahre 1904 anonym unter dem Titel »Unterwegs« (in Wien bei Konegen) und gelangte 1907 in neuer, vermehrter Auflage unter Angabe des Namens durch Karl von Foregger zur Ausgabe. Die Gedichte gewähren einen tiefen Einblick in die geistige Werkstatt dieses bedeutenden Mannes.

Ernst von Plener kennzeichnet in seinem schon erwähnten Nachrufe die schriftstellerische Wirksamkeit und die Persönlichkeit L.s mit folgenden

treffenden Worten: »Sowie er seine gerichtlichen Urteile, seine wissenschaftlichen Arbeiten mit einer geschlossenen Argumentation konstruierte, so bildete er sich seine allgemeinen Anschauungen nach gründlicher scharfer Untersuchung und hielt an dem Resultate seines logischen Prozesses unerschüttert fest, unnachgibig und für flachen Opportunismus unzugänglich. Es war der starke Intellekt, der aus sich selbst heraus arbeitete; es war aber nicht bloß das dialektische Spiel; denn was der Intellekt gefunden, das hielt der Charakter fest. Es war die Herrschaft der Logik und der Überzeugung zugleich. Alles was er schrieb, war von meisterhafter Form; auch seine dichterischen Versuche zeigen eine edle Sprache.«

Der Schwerpunkt der Bedeutung des seltenen Mannes liegt indessen in seinem Wirken auf dem Gebiete des Staatslebens in Österreich. Es war ein großer sittlicher Grundzug, der dieses sein Wirken bestimmte, nämlich der Grundsatz, daß die öffentlichen Gewalten niemals in den eigenen Kreis der Einzelpersönlichkeit eingreifen dürfen, daß niemals die unantastbare individuelle Sphäre in weiterem Maße als das Gesetz es zuläßt, den öffentlichen Gewalten geopfert werden darf. Deshalb waren seine kirchenpolitischen Gesetzentwürfe nicht dazu angetan, eine Knebelung der Kirche herbeizuführen. »Im modernen Rechtsstaate ist jede individuelle Entwicklung grundsätzlich frei und nur ausnahmsweise beschränkt.« Diese Worte finden sich als Leitsatz im Motivenberichte zu dem Entwurfe über die Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche. Eben deshalb verwarf L. den Josefinismus auf dem Gebiete des Staatskirchenwesens, aber auch das dualistische System, das ja nach den geschichtlichen österreichischen Verhältnissen nur zu einer Vorherrschaft der Kirche im Staate führen müßte. Er regelte die Beziehungen so, daß die Kirche nicht zu kurz kam, aber dem Staate seine volle Freiheit gewahrt wurde. Den Staat befreite er aus der unheilvollen Konkordatsfessel. Auf der anderen Seite zog er der staatlichen Allmacht Schranken nicht nur gegenüber den berechtigten Anforderungen der Kirche auf eine freie Gebahrung im spirituellen Gebiete, sondern auch durch die Schaffung des Verwaltungsgerichtshofes, der jeden einzelnen in seiner Rechtssphäre gegen Übergriffe der öffentlichen Gewalten zu schützen berufen ist. So tat er unendlich viel für die Abgrenzung der Kreise der Individualitäten und der Gesamtpersönlichkeiten, für die Gewährleistung der geistigen und wirtschaftlichen Freiheit des einzelnen; so sicherte er aber auch wieder das Gebiet der öffentlichen Gewalten, des Staates und der Gemeinde, vor den Übergriffen konkurrierender, nach Macht strebender Körperschaften. So stellte er ein Ideal der Rechtsprechung auf, ein Ideal der rückhaltlosen selbst gegen die Wünsche der Mächtigsten sich vollziehenden Verwirklichung von Recht und Gesetz in der Gebahrung der öffentlichen Gewalten. Das waren nicht vorübergehende, sondern dauernde Errungenschaften auf dem Gebiete des Geisteslebens, durch die er sich ein Denkmal für alle Zeiten schuf. Dr. Max Schuster.

Bräutigam, Johann Ludwig, Literarhistoriker, Oberlehrer an der Realschule beim Doventor in Bremen, * 12. Jan. 1852 in Breitingen (Kreis Leipzig) † 22. Okt. 1906 in Mülhausen im Elsaß, war das sechste Kind eines mittel

mäßig begüterten Gutsbesitzers und mußte, da für ihn naturgemäß auf dem väterlichen Gute kein Raum war, einen anderen Beruf ergreifen. Die Eltern glaubten ein übriges zu tun, wenn sie ihn, dessen Begabung früh erkannt wurde, zum Lehrer ausbilden ließen, und schickten ihn, nachdem er die Dorfschule besucht hatte, erst auf die Bürgerschule in Borna bei Leipzig, dann 1866 bis 1871 auf das dortige Lehrerseminar. In den engen Verhältnissen des Internats mit wenigen Stunden Freiheit am Sonntag Nachmittag und bei anstrengendem Kirchendienst neben dem Unterricht erzielte B. zwar gute Lernerfolge, legte aber auch den Grund zu der Krankheit (Herzmuskelschwäche), die ihn im Alter von noch nicht 55 Jahren dahinraffte. Neben dem Unterricht trieb B. im Seminar privatim fleißig Latein u. z., da keine andere Zeit dafür zur Verfügung stand, vor Beginn der offiziellen Tagesarbeit, die 1/26 Uhr morgens den Anfang nahm. Nach vorzüglich bestandener Abgangsprüfung Ostern 1871 wirkte B. als Lehrer in Leipziger Vororten, unterzog sich einer besonderen Prüfung in der Musik und leitete zwei Männergesangvereine. Gleichzeitig hörte er einige Vorlesungen an der Universität Leipzig und studierte, nachdem er aus dem Lehramt ausgeschieden war, aber ohne die Reifeprüfung abgelegt zu haben, 1873 bis 1876 Philosophie, Pädagogik, Geschichte und Geographie, besonders aber unter Rudolf Hildebrand deutsche Sprache und Literatur und erwarb im Staatsexamen Ende 1876 die Lehrbefähigung für Deutsch, Geschichte, Geographie und Pädagogik. Gern hätte er sich ausschließlich der literarischen Arbeit gewidmet, aber aus engen Verhältnissen kommend, mußte er in erster Linie an einen neuen Broterwerb denken, und als solcher kam für ihn nur der Lehrberuf in Frage. Nach kurzer Tätigkeit in der Oberlausitz und Thüringen kam er 1877 an die städtische höhere Töchterschule in Mülhausen im Elsaß; schon als Student hatte er einmal geschrieben: »ich gehe entschieden nach Ablegung meines Staatsexamens in die Ferne, gleichviel ob in das In- oder Ausland. Wie anders würde es um die Welt, insbesondere um die Erziehung stehen, wenn der Horizont sozial Einflußreicher nicht gar so eng begrenzt wäre«.

Dauerte der Aufenthalt in Mülhausen in einer Zeit, wo seit der Annexion noch nicht ein Jahrzehnt verflossen war, auch nur zwei Jahre, so hatte er doch tiefen Einfluß auf B.s Anschauungswelt, insofern er den von der Regierung beabsichtigten »Aussöhnungsprozeß« zwischen deutschen und französischen Einwohnern nicht nur mit kritischem Auge beobachten konnte, sondern selbst unmittelbar als Beteiligter dabei mitwirken sollte. 13 Jahre nach seinem Weggange heiratete B. eine Tochter des Landes französischer Herkunft, seine einstige Schülerin, die Tochter eines vormaligen französischen Pfarrers, Alfred Romane, der zuletzt Lehrer der französischen Sprache an der höheren Töchterschule und dem Lehrerinnenseminar in Mülhausen und als solcher Amtsgenosse B.s war. Wie beide Ehegatten später über die elsässischen Verhältnisse dachten, das zeigt der Umstand, daß sie den französischen Roman »*L'Oubli? — Alsace Lorraine 1877—1899*« von Théodore Cahu und Louis Forest gemeinsam unter dem Titel »Das Vergessen? Elsaß-Lothringen 1877—1900« (Goslar, F. A. Lattmann 1901) ins Deutsche übersetzten. In dieser elsässischen Zeit streifte B. in dem Drange, das Land und das Volk zu studieren, sobald es Ferien gab, in Frankreich, in der Schweiz, in Italien und Süddeutschland

umher und lernte vorzüglich, sich in die Eigenart anderer Stämme hineinzuversetzen. Er trat für die elsässische Volksseele ein, fand jedoch auch bei den französisch Gesinnten mit seiner Auffassung keinen Anklang.

Es war für B. eine Befreiung, als er 1879 als Oberlehrer an die Realschule am Doventor in Bremen berufen wurde, wo er bis zu seinem Tode Deutsch, Geschichte und Geographie gelehrt hat. Von hier aus erwarb er sich 1882 an der Universität Jena die philosophische Doktorwürde durch die Dissertation »Leibniz und Herbart über die Freiheit des menschlichen Willens« (Kassel, Weiß 1882). Der Bremer Senat verlieh ihm 1901 den Professortitel.

Obwohl mit Leib und Seele Lehrer und von seinen Schülern allgemein verehrt, hat sich B. doch seinen Namen nicht durch sein Wirken in der Schule geschaffen, sondern durch seine literarische Tätigkeit auf dem Felde der Literaturgeschichte, der Literatur- und Kunstkritik.

B. hat keine Monumentalwerke hervorgebracht. Seine Schriften haben einen verhältnismäßig geringen Umfang, und ihre Bedeutung liegt nicht so sehr in dem, was sie bieten, sondern in der Zeit, da sie es boten. Es hat kaum eine Frage im geistigen Leben der Nation gegeben, die nicht auch ihn einmal beschäftigt hätte, aber dauernd fesselten ihn doch nur Literatur, Kunst und Musik. Auf diesen Gebieten war er mit allem Neuen vertraut und setzte sich persönlich damit auseinander, sich selbst immer weiterbildend. Als Theaterrezensent der »Bremer Nachrichten« 1885 bis 1893 hat B. auf die Kunstanschauungen der maßgebenden Bremer Kreise und darüber hinaus nachhaltig eingewirkt, indem er als tapferer Anwalt der aufstrebenden, damals als revolutionär verschrieenen modernen Literatur auftrat und sich dadurch den Vorwurf sozialdemokratischer Gesinnung zuzog. Schon damals, namentlich aber als er wegen des Vorwurfs einer Hinneigung zur Sozialdemokratie sein Rezensentenamt verloren hatte, benutzte er vielfach die »Kölnische Zeitung« als Sprachrohr. In ihr hat er z. B. 1895 als erster die Ausstellung der Worpsweder Malerschule, die man damals in Bremen als Lachkabinett bezeichnete, anerkennend besprochen und dadurch weitere Kreise darauf aufmerksam gemacht. Und diese Gedanken hat er bis in seine letzte Zeit weitergesponnen, wie der Aufsatz »Die Lüneburger Heide in der neueren Malerei und Dichtkunst« in der »Zeitschrift für den deutschen Unterricht« (1905, S. 640—650) beweist. Ehe noch das gegenwärtig so beliebte und schon gedankenlos gebrauchte Wort »Heimatkunst« geprägt war, hat B. unzählige Male die sachlich gleiche Forderung erhoben und in diesem Sinne schon 1891 die erste Biographie des Marschendichters Hermann Allmers (Oldenburg, Schwartz) verfaßt. Einen Verein ehemaliger Schüler seiner Realschule rief B. ins Leben und leitete die jungen Männer dadurch an, sich mit den Erscheinungen des modernen Geisteslebens zu beschäftigen und anderen davon mitzuteilen.

Eine aufrechte Persönlichkeit, ein Feind alles Cliquenwesens, trat B. für die Belebung der geistigen Interessen im Volke ein. Dabei leitete ihn der Gedanke, daß es nur auf diesem Wege möglich sei, der fortschreitenden Zerklüftung des Volkes in Klassen Einhalt zu tun. In einer Aufsatzreihe »Die neuere soziale Dichtung« im »Protestantenblatt« (1906 Nr. 24—26) bringt er diesen Gedanken zu beredtem Ausdruck.

Die Anerkennung für sein Wirken fand einen erfreulichen Ausdruck in einer großartigen öffentlichen Trauerfeier, die nach seinem Tode in der Realschule am Doventor stattfand.

Ein Porträtrelief hat Bildhauer Hermann Seekamp in Bremen geschaffen. —

Außer den oben im Vorbeigehen genannten Schriften sind noch zu nennen: »Stenographie und Schule im Nordwesten Deutschlands« (Leipzig, Kuß 1887); »Das französische Bayreuth« (Goslar, Lattmann 1900); »Auf dem Heimwege, Geschichten und Skizzen« (Berlin, Fontane u. Co., jetzt Fleischel u. Co. 1902); »Übersicht über die neuere deutsche Literatur 1880—1903« (Kassel, Weiß 1903, Sonderausgabe des von ihm neu bearbeiteten Teils der »Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts« von Kirchner, deren 2. Aufl. — Kassel, Weiß 1902 — er besorgte); »Die neue Kunstkritik« (Ohlau, Leichter 1904); "Theaterreform in Bremen« (Bremen, Hauschild 1905); »Die Erlösung von der Geldgier« (Berlin, Fleischel u. Co. 1907, aus dem Nachlaß veröffentlicht, und zwar in einer Form, die nur den Grundriß dessen darstellt, was er beabsichtigte); »Meinungen« (Leipzig, Teutonia 1907, eine Sammlung von pädagogischen Aufsätzen). Als Herausgeber veröffentlichte er »Das Allmersbuch« (Goslar, Lattmann 1901).

Dresden. *Dr.* Armin Tille.

von Nathusius, Martin Friedrich Engelhard, * 24. September 1843, † als Professor der praktischen Theologie an der Universität Greifswald 9. März 1906.

v. N. hatte das große und seltene Glück, in einem Elternhause aufzuwachsen, in dem eine in hohem Maße angeregte und anregende Atmosphäre herrschte. Waren doch seine Eltern Philipp und Marie Nathusius weit über den Kreis der Familie und der persönlichen Bekanntschaft hinaus einflußreich und bedeutsam. Philipp von Nathusius, der 1861 gemeinsam mit seinen drei jüngeren Brüdern in den Adelsstand erhoben war, ein Rittergutsbesitzer, hatte sich von 1849 an ganz der Herausgabe und Leitung des »Volksblattes für Stadt und Land« gewidmet und hat in der Geschichte der Inneren Mission als der Begründer des Neinstedter Rettungshauses für verwahrloste Knaben sich einen unvergänglichen Namen geschaffen (vgl. Eleonore Fürstin Reuß, Ph. v. N., das Leben und Wirken des Volksblattschreibers. 1900.) Die Mutter, Marie Nathusius, geb. Scheele (gest. 1857), ist eine viel gelesene, heute noch sehr geschätzte Volksschriftstellerin gewesen (»Elisabeth«, »Langenstein und Boblingen«, »Tagebuch eines armen Fräuleins« u. a.). — Zu Althaldensleben geboren, besuchte v. N. das Gymnasium zu Quedlinburg bis 1862 und sodann bis 1867 die Universitäten Heidelberg, Halle, Tübingen und Berlin, um Theologie zu studieren. Von bedeutsamem Einfluß auf den jungen Studenten waren A. Tholuck in Halle und Tobias Beck in Tübingen. Nach absolvierten Staatsprüfungen widmete sich v. N. dem praktischen Pfarramt und wurde seit 1869 in Wernigerode als Hilfsprediger beschäftigt, bis er 1873 als Pastor in Quedlinburg Anstellung fand. Schon bald trat hier die ihm eignende Gabe einer außergewöhnlichen Rednergeschicklichkeit in seinen stark besuchten, gern gehörten Predigten deutlich zutage. Von 1885 ab war er Pastor an der lutherischen Gemeinde zu Barmen-Wupperfeld, wo er neben ergiebigster Predigtwirksamkeit und unermüdlicher Seelsorgerarbeit an einzelnen und durch Vereinstätigkeit es dennoch verstand, einige Zeit des Tages zu wissenschaftlicher Fortarbeit zu erübrigen. Freilich eignete ihm die glückliche

Gabe außerordentlich schnellen und zugleich gewissenhaften Arbeitens, wobei ihm das treffende Wort zu Gebote stand, wie nur selten jemandem. Eine in scharfer Selbstzucht angeeignete und geübte Konzentration der Gedanken und ein peinliches Zuratehalten der zu Gebote stehenden Zeit ermöglichten es dem pfarramtlich vielbeschäftigten Geistlichen, noch literarisch tätig zu sein. So entstanden: Timotheus, ein Ratgeber für junge Theologen in Bildern aus dem Leben. 1881. Unser Wandel ist im Himmel. (Predigtsammlung). 1881. Das Wesen der Wissenschaft und ihre Anwendung auf die Religion. 1885, u. a.

Völlig gerüstet war v. N. daher, als ihm nach Bindemanns frühzeitigem Tode 1888 die Berufung auf den Greifswalder Lehrstuhl für praktische Theologie zuteil wurde. Hier hat er es verstanden, als Dozent wie als Universitätsprediger und als väterlicher Freund und Berater der Studenten eine lange Reihe von Jahren hindurch eine reichgesegnete Tätigkeit zu entfalten. Eine große Anzahl der jüngeren Geistlichen unserer Zeit verdankt die erste Anleitung und Anweisung zu einer segensvollen Amtsführung gerade dem, was v. N. ihnen im Kolleg und in den praktischen Übungen bot, wo neben den homiletischen ganz besonders seine katechetischen Ratschläge von den Studenten geschätzt wurden. Wie den beruflichen, so suchte v. N. auch den privaten Verkehr mit der studentischen Jugend für letztere möglichst gewinnvoll zu gestalten. Aller kopfhängerischen, weltfremden Art war er gründlich abgeneigt. Selbstlos und hilfsbereit, wie er war, wußte er liebevoll, teilnehmend und freundlich der Studenten, die Sonntags nachmittags Zutritt in sein Haus hatten, sich anzunehmen, ihnen aus ihrer Schüchternheit herauszuhelfen und, wo er Nöte innerer oder äußerer Art merkte, ihnen mit Rat und Tat beizuspringen.

»Aus dem praktischen Amte hervorgegangen, suchte v. N. auch in Greifswald die wissenschaftliche Arbeit und die Tätigkeit als Dozent mit dem umfassenden Wirken auf weite Kreise unseres Volkes zu verbinden, indem er als Universitätsprediger, als oft begehrter Festredner, als unermüdlich tätiger Schriftsteller, insbesondere als Mitherausgeber der seit 1879 erscheinenden, aus dem »Volksblatt für Stadt und Land« hervorgegangenen »Allgemeinen Konservativen Monatsschrift«, für die er die kirchlichen Monatsberichte schrieb, seine reichen Gaben und sein warmes Interesse an Volk und Kirche betätigte.« (D. Haußleiter, Chronik der Univ. Greifswald, 1905—06, S. 6). Diese Interessen drückten ihm auch die Feder in die Hand zur Abfassung des großen, zweibändigen Werkes: »Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage«, 1893—94, in welchem er die Wege zur Lösung der sozialen Aufgaben aus den Grundsätzen der christlichen Ethik mit Ernst und Nachdruck abzuleiten unternahm. Als erste wissenschaftliche Verarbeitung dieser Auffassung wird das Buch seine bleibende Bedeutung behalten, wie es ihm schon bei Lebzeiten des Verfassers nicht an reicher Zustimmung und Anerkennung gefehlt hat.

In einer auf den Grundgedanken dieses Werkes sich aufbauenden Schrift: »Was ist christlicher Sozialismus?« gab v. N. leitende Gesichtspunkte für evangelische Pfarrer (1897). Über »Christliche Liebe und soziale Hilfe« orientierte sein Vortrag von 1902, und im gleichen Jahre sein Aufsatz: »Die kirchlichen

Aufgaben in bezug auf die Arbeiterbewegung.« Bedeutsam ist auch seine Arbeit über »Die christlich-sozialen Ideen der Reformationszeit und ihre Herkunft« (1887). Die letzten Jahre beschäftigte er sich literarisch besonders auf dem Gebiete, auf dem er auch praktisch ein Meister war: der Katechetik. Seine Anschauungen, die er sich hier erarbeitet hatte, legte er dar in dem »Handbuch des kirchlichen Unterrichts nach Ziel, Inhalt und Form« (1903).

Schwer ward es dem unermüdlich-fleißigen, arbeitsfreudigen Manne, sich darin zu finden, daß Krankheit und Siechtum ihn seit November 1904 zu Muße und völliger Arbeitsenthaltung zwang. Eine auf starkem persönlichem Christentum basierte Hoffnung ließ ihn immer noch arbeitsreiche Zukunftstage schauen, deren Erwartung die trübe Gegenwart der letzten Monate ihm erträglich machte. In stillem Frieden ist er am 9. März 1906 in der Mitte der Seinen entschlafen. Seinem Wunsche entsprechend ist die Leiche in Neinstedt a. H. beigesetzt worden.

D. M. v. Nathusius veröffentlichte:

Unser Wandel ist im Himmel (Predigten). 1881. — Timotheus. Ratgeber für junge Theologen in Bildern aus dem Leben. 2. Aufl. 1883. — Das Wesen der Wissenschaft und ihre Anwendung auf die Religion. Grundlegung für die theologische Methodologie. 1885. — Katechismus-Predigten, nach der Ordnung des Kirchenjahres gehalten. 2. Aufl. 1889. — Bibelfestpredigten. 1885. — Zur Geschichte des Toleranzbegriffes (Greifswalder Studien, D. H. Cremer dargebracht). 1895. — Was ist christlicher Sozialismus? Leitende Gesichtspunkte für evangelische Pfarrer. 2. Aufl. 1897. — Die christlich-sozialen Ideen der Reformationszeit und ihre Herkunft. 1897. — Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage. 1893—94, in 2., völlig neubearbeiteter Aufl. 1897. — Der Ausbau der praktischen Theologie zur systematischen Wissenschaft. Ein Beitrag zur Reform des theologischen Studiums. 1899. — Zur Charakteristik der Circumcellionen des 4. und 5. Jahrhunderts in Afrika. Greifswalder Univers.-Programm 1900. — Die kirchlichen Aufgaben in bezug auf die Arbeiterbewegung. (Neue Kirchl. Zeitschrift.) 1902. — Handbuch des kirchlichen Unterrichts nach Ziel, Inhalt und Form. 1903 f. — Über die Bedeutung christlicher Erkenntnis. (Salz und Licht, Heft 5.) 1903. — Hefte der Freien kirchlich-sozialen Konferenz, Nr. 1: Die Frauenfrage. Nr. 5: Bibel und Frauenbewegung. Nr. 26: Christliche Liebe und soziale Hilfe. — Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Nr. 55: Naturwissenschaft und Philosophie. (Eine Beleuchtung der neuesten materialistischen Kundgebungen Du Bois-Reymonds.) Nr. 80: Wissenschaft und Kirche im Streit um die theologischen Fakultäten. Nr. 92: Die Verfassung der evangelischen Kirche und die neuesten Versuche zu ihrer Verbesserung in Preußen. Nr. 131: Die Kernfrage im Kampf für das Apostolikum gegen die Schule Ritschls. Nr. 150: Die Inspiration der Heiligen Schrift und die historische Kritik. Nr. 179: Die Unsittlichkeit von Ludwig XIV. bis zur Gegenwart. (Ein Beitrag zur Geschichte des sittlichen Urteils.) Nr. 208: Über wissenschaftliche und religiöse Gewißheit. — Rezensionen im Theologischen Literaturbericht. — Mitherausgeber der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift.

Alfred Uckeley.

von Milde, Natalie, Gesanglehrerin, Schriftstellerin, Frauenrechtlerin, * 31. März 1850 in München, † 30. März 1906 in Weimar. Ihr Vater war der Opernsänger Fedor v. Milde in Weimar, der sich 1851 mit seiner Kollegin Rosa Agthe verheiratete. Aus den Händen der Mutter (Sängerin Wehner gen. Haller) wurde das Kind frühzeitig zu Vater und Stiefmutter ins Haus genommen und völlig gleichberechtigt mit den beiden Söhnen des Paares aufgezogen, später auch gerichtlich legitimiert. Nach dem Besuch des Sophien-

stiftes in Weimar widmete sich N. v. M. mit voller Hingabe dem Studium und dann dem Unterricht des Gesanges, der in ihren Eltern so hervorragende Vertreter besaß, denn Fedor v. M. war seinerzeit ein Stern der Weimarischen Hofoper (erster Wolfram im Tannhäuser, erster Telramund im Lohengrin und berühmter Hans Sachs in den Meistersingern), und Rosa v. M. (bekannt als erste Elsa im Lohengrin) gab ihrem Gatten nichts nach, wie auch beide später nach dem Abgang von der Bühne mit vielem Erfolg Gesangunterricht erteilten. Zur Frauenrechtlerin entwickelte sich N. v. M. ganz allmählich infolge ihres Gesangunterrichts, der sie beständig mit der weiblichen Jugend in Berührung brachte, und durch eingehende Studien auf pädagogischem Gebiete. Als sich aus dem kleinen und ungestümen »Frauenverein Reform«, der 1888 entstanden war, 1897 der größere und gesetztere »Verein Frauenbildung-Frauenstudium« herausgebildet hatte, wurde N. v. M. 1900 für dessen Gruppe Weimar zur ersten Vorsitzenden erwählt und verstand es, durch besonnenes und kluges Auftreten während ihrer ganzen Vorstandschaft alle ungesunden Extreme zurückzuhalten. Sie förderte die Sache des Vereins mit aufopfernder Hingabe und gründete 1902 in demselben ein besonderes Lesezimmer für Frauen der Stadt Weimar. Ihre gründliche allgemeine Bildung, — sie war auch eine begeisterte Goethefreundin und Goethekennerin — ihr harmonisches, künstlerisches Wesen, ihre wohltuende, durch klangvolles Organ unterstützte Beredsamkeit machten sie zu einer der berufensten und beliebtesten Rednerinnen der Frauenbewegung. Ihr edler Idealismus bewahrte sie vor Zersplitterung im Vereinsleben, stets blickte sie auf das Ganze und sah und vertrat die Frauenfrage immer als Menschheitsfrage. Manche Seiten der Frauenbewegung sind von ihr in eigenen Arbeiten beleuchtet worden. Sie veröffentlichte folgende Schriften: Frauenfrage und Männerbedenken (1890); Der Richter zwischen Mann und Weib (1893); Goethe und Schiller und die Frauenfrage (1895); Ist die Frauenbewegung natürlich? (1896); Frauenliebe und -leben in der Literatur (Vortrag auf dem internationalen Kongreß für Frauenwerk in Berlin 1896, gedruckt in den Berichten desselben, S. 335—342); Unsere Schriftstellerinnen und die Frauenbewegung (1900); Gegenwart und Zukunft der Familie (1902, Erwiderung auf einen gleichbetitelten Aufsatz von Prof. Schmoller). Daneben gab sie 1901 die »Briefe in Prosa und Poesie von Peter Cornelius an Fedor und Rosa v. Milde« heraus, eine dankenswerte Darbietung, die viel dazu beigetragen hat, das Interesse für ihrer Eltern Freund P. Cornelius und seine Tonwerke neu zu wecken. Ihr letztes literarisches Werk »Maria Pawlowna, ein Gedenkblatt« (1904) feiert das Andenken der Großherzogin-Großfürstin von Sachsen-Weimar als Stifterin der segensreichen Frauenvereine und Industrieschulen im Großherzogtum Sachsen. Wie sehr ihr die Frauensache am Herzen lag, beweist auch der Umstand, daß sie den ganzen selbstverdienten Teil ihres Vermögens, etwa 20000 Mark, der Frauensache wollte zugute kommen lassen. Ihr Testament, errichtet 1901, bezeichnet dies als ihren »letzten und innigen Wunsch« und bestimmt, das Geld solle verwendet werden »auf arme talentvolle Mädchen, welche studieren wollen«. »Da ich das längst nicht ausführen durfte, was ich mir für meine geliebte Frauensache vorgesetzt hatte, ist mir der Gedanke einer pekuniären kleinen Hilfe

tröstlich. Jeder Taler ist selbst verdient.« Leider konnte diese klare letztwillige Verfügung nicht in Kraft treten, weil die Erblasserin zwar das Datum unter das Testament geschrieben, aber die gesetzlich geforderte Ortsangabe hinzuzufügen vergessen hatte — wahrhaft tragisch bei einer Dame, die für bessere Unterweisung ihres Geschlechtes auch in rechtlichen und geschäftlichen Dingen so eifrig eingetreten war.

Nachrufe in der »Weimarischen Zeitung« 1906 Nr. 75 vom 30. März und in der Zeitung »Deutschland« (Weimar) 1906 Nr. 87 vom 30. März zweites Blatt. — Gedächtnisfeier für Frl. Natalie v. Milde, gehalten am 9. April 1906 vom Verein Frauenbildung-Frauenstudium (Weimar 1906, mit Bildnis; enthält Reden von den Damen H. Obrist-Jenicke, M. Stritt und M. v. Bülow.) — Zeitung »Deutschland« (Weimar) 1906 Nr. 194 vom 19. Juli zweites Blatt. — Berichte der Abteilungen des Vereins »Frauenbildung-Frauenstudium« für 1906/7 S. 45.

Weimar. Ellen Mitzschke.

Goullon, Karl Heinrich, homöopathischer Arzt und Schriftsteller, * 8. Juni 1836 in Berka a. d. Ilm, † 25. Oktober 1906 in Weimar. — Er war der älteste Sohn des Geh. Medizinalrates und Amtsphysikus *Dr.* Konrad Ludwig Heinrich Goullon in Weimar († 1883), der als erfolgreicher Vorkämpfer der Homöopathie bekannt ist. Seine Jugendzeit verlebte G. im Elternhause zu Weimar und durchlief das dortige Gymnasium. 1855 bezog er die Universität Jena, um sich der Arzneiwissenschaft zu widmen, und setzte sein Studium 1858 in Leipzig, 1859 in Berlin fort. Im letztgenannten Jahre promovierte G. in Jena mit der Dissertation »*De meningitide granulosa*« und bestand bald darauf die ärztliche Staatsprüfung in Weimar. Als Assistenzarzt bei der Landes-Irrenheilanstalt in Jena gewann er ein bleibendes Interesse für die Psychiatrie und ging deshalb 1861 noch auf einige Monate nach Paris, um die Einrichtungen der dortigen öffentlichen und privaten Irrenanstalten kennen zu lernen. Die gesammelten Erfahrungen verwertete er später in dem Buche »Grundriß der Geisteskrankheit. Unterhaltende und belehrende Mitteilungen über das Schicksal der Irren« (Sondershausen 1867). 1862 begleitete G. einen jungen geisteskranken Grafen nach seiner Heimat in Russisch-Polen, um ihn neben den Eltern regelmäßig zu beaufsichtigen. Dort erhielt der junge Doktor auch die Erlaubnis zur Ausübung ärztlicher Praxis in der Umgegend, und er benutzte diese Gelegenheit zur Erprobung der homöopathischen Heilmethode, mit der ihn sein Vater bekannt gemacht hatte. Die Erfolge, die er unter dem polnischen Landadel und unter der Bauernschaft erzielte, fielen so zu seiner Zufriedenheit aus, daß er dauernd für die Homöopathie gewonnen ward. Der Ausbruch des polnischen Aufstandes zwang ihn schon 1863 zur Rückkehr in die deutsche Heimat, wobei die Vorsicht zu mancherlei Umwegen und Irrfahrten nötigte.

Zunächst begann G. nun in dem Landstädtchen Stadtremda bei Rudolstadt zu praktizieren, bis er sich 1865 in Weimar als Arzt niederlassen konnte. Sein ganzes folgendes Leben lang bis zum Tode, also mehr als 40 Jahre, hat er da zum Segen kranker Mitmenschen gewirkt. Aber nicht bloß in Weimar selbst und dessen Umgebung fand er seine Patienten, sondern mit dem Wachsen seines ärztlichen Ansehens ward er häufig auch nach ent-

fernteren Gegenden zu Untersuchungen und Beratungen gerufen, und seine schriftlichen Raterteilungen und Verordnungen gingen in bedeutendem Umfange bis in weitentlegene Länder, selbst nach Afrika, Asien und Amerika. Es war hauptsächlich seine ausgedehnte literarische Tätigkeit auf dem Gebiete der homöopathischen Heilwissenschaft, die ihn zu solchem Ansehen und zu so ehrenvoller Stellung in der homöopathischen Welt erhob. Bereits im Jahre 1864 begann G. mit schriftstellerischen Arbeiten. Er wurde Mitarbeiter an der Jenaer »Allgemeinen Zeitschrift für Pharmazie«, an der »Allgemeinen homöopathischen Zeitung«, an Hirschels »Neuer Zeitschrift für homöopathische Klinik«, und dann besonders an der »Leipziger Populären Zeitschrift für Homöopathie«, für die er von ihrer Gründung (1870) an bis in seine letzten Lebensjahre eine ungemein große Anzahl von Aufsätzen geschrieben hat. Zeitweilig wirkte er an der 1872—1877 erschienenen »Internationalen homöopathischen Presse« als Fachredakteur für differentielle Arzneimitteldiagnose und redigierte dann sechs Jahre lang (1878—1883) die alte »Homöopathische Rundschau«. Auch bei den meisten anderen homöopathischen Zeitschriften betätigte sich G. als Mitarbeiter, und seine Aufsätze wurden gern von der homöopathischen Presse des Auslandes übersetzt. Von seinen selbständigen Werken ist der »Grundriß der Geisteskrankheit« schon erwähnt worden. Diesem folgte sein Buch »Die skrophulösen Erkrankungen und die Vorzüge ihrer Behandlungsweise nach den Prinzipien und Erfahrungen der Homöopathie«, von dem 1897 eine zweite Auflage erschien. Weiter veröffentlichte er eine »Gesundheitspflege derjenigen Berufsarten, welche vorwiegend mit geistiger Arbeit beschäftigt sind oder eine sitzende Lebensweise führen«. Seine Abhandlungen »*Diabetes mellitus* und seine erfolgreiche Behandlung« und »Was verspricht und was leistet Graphit in der homöopathischen Praxis?« (beide Leipzig 1872), sowie »*Thuja occidentalis*« (Leipzig 1877) wurden vom Zentralverein der homöopathischen Ärzte Deutschlands, seine Arbeit »Über das Verhältnis der Virchow'schen Zellular-Pathologie zur Homöopathie« (im 5. Band der »Internationalen Homöopathischen Presse«) von der Hahnemann-Sociedad in Madrid mit Preisen gekrönt. Eine fernere Schrift handelt über »Das Bienengift im Dienste der Homöopathie" (Leipzig 1880). Ebenso verfaßte er eine »Gebrauchsanweisung zur homöopathischen Reiseapotheke« (Leipzig 1896). Von Casparis »Homöopathischem Haus- und Reisearzt« bearbeitete G. die 11. Auflage (Leipzig 1873), von Hirschels »Homöopathischem Arzneischatz« die 17. Auflage (Leipzig 1895), von seines Vaters Handbuch »Die Krankheiten der ersten Lebensjahre und ihre homöopathische Behandlung« die 3. Auflage (Leipzig 1899); auch übersetzte er aus dem Englischen die Broschüre von Burnett »Über die Heilbarkeit des grauen Stares auf arzneilichem Wege« (Leipzig 1884).

Viele Auszeichnungen und Anerkennungen zwar nicht von behördlicher Seite, aber von gelehrten Körperschaften des In- und Auslandes wurden ihm für seine umfangreiche literarische Tätigkeit zuteil, und er konnte mit Recht von sich sagen, daß sein Name in der gesamten homöopathischen Welt geachtet und geehrt sei. Vornehm und würdig war stets seine Schreibweise, und niemals hat er seiner Feder etwas Grobes oder Unartiges entschlüpfen

lassen, wenn es galt, Angriffe abzuwehren und literarische Fehden auszufechten. Im persönlichen Umgang erwies sich G. als ein liebenswürdiger Mensch von natürlichem, ungezwungenem Wesen, der sich die Herzen leicht gewann und den seine Patienten hoch verehrten. Während er sich stets hilfsbereit für seine Mitmenschen und opferwillig für bedürftige Patienten zeigte, war er für seine eigene Person von ungemeiner Anspruchslosigkeit und seltener Bescheidenheit. Die Arbeit im Dienste der Kranken füllte sein ganzes Leben aus und selbst als Schwerkranker hat er noch bis in die allerletzten Tage vor seinem Ende Patienten empfangen und beraten.

G. Puhlmann, *Dr.* Heinrich Goullon in Weimar, in der »Leipziger Populären Zeitschrift für Homöopathie« 1890 S. 161 (mit Porträt). — P. Mitzschke, Heinrich Goullon, in der Zeitung »Deutschland« (Weimar) 1906 Nr. 305 vom 7. November, drittes Blatt, und in der neuen »Homöopathischen Rundschau« IV. Jahrgang (Charlottenburg 1906) Nr. 12 S. 181 f. — *Dr. med.* Heinrich Goullon in Weimar, in der »Leipziger Populären Zeitschrift für Homöopathie« 1906 Nr. 23/24 S. 183 ff. (mit Porträt).

Weimar. Paul Mitzschke.

Cramer, Richard, Professor und Baurat, * 13. Juni 1847 in Köthen, † 9. September 1906 in Berlin. C. war der Sohn eines herzoglich Anhaltischen Schul- und Konsistorialrats; er legte, 18 Jahre alt, das Abiturientenexamen ab und studierte nach kurzer praktischer Tätigkeit 1865 bis 1868 an der Königlichen Gewerbeakademie in Berlin. Er wurde Konstrukteur bei Hoppe und Hummel und war bei den Neubauten der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn und bei denen der Anhaltischen Eisenbahn tätig. 1877 ließ er sich in Berlin als Zivilingenieur nieder, nachdem er durch zahlreiche Reisen in Deutschland, England, Frankreich und Belgien sein Wissen erweitert hatte. Erstaunlich groß ist die Zahl seiner Arbeiten. Das Lichthofdach und das Kuppeldach der Ruhmeshalle, Umbauten im Alten und Neuen Museum, die Reichsbank, die Börse, viele Kirchen und Synagogen sind in ihren konstruktiven Details von C. berechnet worden. Er wurde bei dem Bau des Hoftheaters in Hannover, vieler Privattheater in Berlin und großer Stadttheater zur Lösung schwieriger Baukonstruktionen berufen und wirkte auch bei deren maschineller Einrichtung mit. An der konstruktiven Ausgestaltung einer großen Anzahl von Geschäfts- und Warenhäusern in Berlin, Frankfurt a. M., Köln und anderen Orten hat er hervorragenden Anteil genommen. Besondere Aufmerksamkeit widmete er der Ausgestaltung hydraulischer Aufzüge, die er für die Packhofsanlagen in Berlin entwarf. Bei allen diesen Bauten standen ihm Architekten zur Seite. Von Werken, die er allein ausführte, bedürfen die zahlreichen Gasanstalten besonderer Erwähnung (Dessau, Gotha, Potsdam, Erfurt, Lemberg, Warschau, Schöneberg, Leipzig, Magdeburg, Charlottenburg). An diese reihen sich die Wasserwerke in Steglitz und Wannsee, endlich die Entwürfe und Ausführungen von Brückenbauten. So die Havelbrücke in Spandau, Brücken in Danzig, Halle und Berlin. 1894 wurde C., der nie ein Staatsexamen gemacht hatte, zum außerordentlichen Mitglied der Königlichen Akademie des Bauwesens ernannt und erhielt 1899 den Titel eines Königlichen Baurats und den Roten

Adlerorden IV. Klasse. Anläßlich des 50jährigen Gründungsfestes des Vereins Deutscher Ingenieure erhielt er den Titel: Professor.

Vgl. Zentralblatt der Bauverwaltung. 15. September. H. Fuchs.

Gura, Eugen, kgl. bayerischer Kammer- und Hofopernsänger, * 8. November 1842 in Pressern bei Saaz in Böhmen, † 26. August 1906 in Leoni am Starnberger See (Bayern). — Im Nordwesten Böhmens, wo der Egerfluß aus dicht bewaldeten, vonBurgen bekrönten Bergen zunächst dem Städtchen Klösterle und der Stadt Kaaden aus der Enge des Gebirgstales tritt, um der Kreisstadt Saaz zuzueilen, liegt, eine Viertelstunde vom rechten Egerufer entfernt, das Dorf Pressern. Dort wurde G., wie er selbst erzählt, unter dem niedrigen Schindeldache des mehr als bescheidenen Schulhauses als der einzige Sohn des Volksschullehrers Franz Josef Gura geboren. Seine Mutter war die jüngste Tochter des kinderreichen, in stattlicher Behaglichkeit lebenden Landrichters Josef Engst, dessen Gutshof auf der hinter Pressern sich hinziehenden Hochebene stand. Ein Schullehrer, zumal auf dem Lande, muß alles können. Vater Gura war aber ein tüchtiger Musiker, der seinem Sohn den ersten Klavierunterricht erteilen und, was mehr wert war, auch Geschmack mit auf den Weg geben konnte. Nach seinem schweren Tagewerk schrieb der alte Gura beim spärlichen Schein der Lampe noch Musikalien für seinen Jungen ab, um ihm die Klassiker, vor allem Beethoven zugänglich zu machen. Der kleine Eugen war schon eine Art dörfliches Wunderkind, als die Neigung zu einer andern Kunst in ihm erwachte, die ihn zeitlebens nicht mehr losließ, zu der er aber die Anregung nicht im väterlichen Hause finden konnte. Der Knabe kritzelte und zeichnete wo er konnte und wollte Maler werden. Von dieser »brotlosen Kunst« wollten aber die Eltern nichts wissen, und das war sein Glück; denn als G. die Anfangsgründe der Musik überwunden hatte, fand er selbst mehr Geschmack daran. Aber fürs nächste war auch von der Musik nicht die Rede, er mußte nach Komotau auf die Realschule, später nach Rakonitz auf die Oberrealschule und sollte Techniker, Baumeister oder Chemiker werden, kurz etwas Praktisches. In letzterem tschechischen Städtchen lernte er einen musikfreundlichen Regierungsbeamten kennen und durch ihn Mozart, Weber und zuletzt auch den Tannhäuser Wagners: in Klavierauszügen. Als er nun aber gar in Wien, wo er später das polytechnische Institut besuchte, den Tannhäuser im Kärtnerthor-Theater hörte, war seine Berufswahl, ihm selbst noch unbewußt, entschieden. Am 15. Mai 1861 hörte Richard Wagner in Wien zum ersten Male seinen Lohengrin. Alois Ander, Luise Dustmann in den Hauptrollen. Wagner sprach zum Publikum, und der junge G. notierte sich stenographisch seine Worte und folgte ihm heimlich nach der Vorstellung, ahnungslos, daß er dem angebeteten Meister einst näher treten werde. Denn vorerst war es noch immer nicht die Musik, sondern die Kunst überhaupt, die den technischen Künsten näherstehende Malerei, die ihn vom Brotstudium erlösen sollte. Er erhielt die Erlaubnis vom strengen Vater, die Akademie der bildenden Künste in Wien zu besuchen. Er hörte dort u. a. die Vorlesungen Eitelbergers über Kunstgeschichte, über Albrecht Dürer und die alten italienischen Meister. Durch einen von München kommenden Maler veranlaßt zog er jedoch im Oktober

1863 in die Kunststadt an der Isar, um dort die Malschule Anschütz' zu besuchen. Ein von den jungen Künstlern übermütig gedichtetes und aufgeführtes Trauerspiel »Ritter Kuno von Eberstein« und die sich anschließende Fidelität des Künstlerfestes sollte die entscheidende Wendung im Schicksal des jungen G. herbeiführen. Er mußte singen: Schubert, Beethovens Adelaide, und seine jungen Freunde, sein Lehrer Anschütz erkannten, daß der junge Mann besser Sänger als Maler würde. Er selbst hatte nie im Traum daran gedacht und nicht einmal seine Stimme erkannt, denn er hielt sich für einen Tenor. Franz Hauser aber, der einst gefeierte Wiener Baßbariton, brachte G. bald auf den richtigen Weg. Der junge Maler ging noch lange in die Akademie und ins Konservatorium, bis Franz Lachner, auf G. aufmerksam gemacht, ihn im Theater Probe singen ließ und G. vom 1. April 1865 an für die Münchner Oper mit einem vorerst sehr bescheidenen Gehalt verpflichtet wurde. Aber erst am 14. September desselben Jahres kam G. als Graf Liebenau im Waffenschmied zum ersten Auftreten. Obwohl der junge Bariton jedesmal gefiel, wurde er doch sehr wenig beschäftigt; freilich wurde er von dem Stimmriesen Kindermann vorläufig in den Schatten gestellt. So trachtete denn G. von München fortzukommen, um so mehr als er in Landsberg a. L. eine Braut seiner harrend wußte.

Er ging nach Breslau zu Direktor Theodor Lobe. In der ersten in dem nach dem Brande neu erbauten Stadttheater gegebenen Oper, den Hugenotten, sang G. den Nevers und gefiel. Am 4. Oktober 1868, genau vier Monate nachher, verband er sich mit seiner geliebten Therese. In Breslau nun fand er die regere Beschäftigung, nach der er sich so sehr gesehnt hatte. Am 27. Februar, wenige Wochen nach seiner Hochzeit, hatte er die Freude neben Tichatschek als Tannhäuser, zum erstenmal den Wolfram von Eschenbach singen zu dürfen — jene Rolle, in der er später zahllose Male und an den verschiedensten Bühnen Triumphe feierte. Seine Tätigkeit in Breslau war so recht geeignet, den jungen Künstler in seinen Beruf tüchtig einzuführen. Heute sang er eine der großen Baritonrollen, morgen eine Baßbuffo-rolle, und dann wieder trat er als Schauspieler in einem klassischen Trauerspiel auf. Aber das Glück sollte nicht lange währen. Lobe mußte seine Direktion wegen Teilnahmslosigkeit des Publikums aufgeben und G., der so einer ungewissen Zukunft entgegensah, wandte sich mit seiner kleinen Familie — sie hatte sich inzwischen um zwei Köpfe vermehrt — nach Leipzig, wo er am 5. September 1870 mit dem alten Erfolge als Wolfram zum erstenmal auftrat. Wie nicht anders möglich, ist G. in Leipzig auch als Konzertsänger im Gewandhaus aufgetreten, und hier hat er so recht eigentlich den Grund zu seinem späteren Ruhm als Oratorien- und Konzertsänger gelegt. Bis in diese siebziger Jahre in Leipzig zurück datiert auch G.s mutvolles Eintreten für vergessene oder unterschätzte Meister des Liedes. Er war der erste, der im Gewandhaus ein Lied von Robert Franz sang, er erweckte Loewes Lieder und Balladen zu neuem Leben und ist bis zum Abschluß seiner Künstlerlaufbahn der berufenste Interpret Loewescher Balladen, insbesondere des »Nöck«, »Archibald Douglas«, »Ritter Oluf«, »Edward« und des »Prinz Eugen« geblieben. In die Leipziger Zeit fällt auch seine persönliche Berührung mit Richard Wagner, die für ihn von entscheidender Tragweite sein sollte.

Am 20. Dezember 1874 kam im Leipziger Stadttheater jene Aufführung von Spohrs Jessonda zustande, über die Wagner im 10. Band seiner Schriften unter dem Titel »Über eine Opernaufführung in Leipzig« berichtet. Dort bespricht er eingehend die Leistung G.'s als Tristan d'Acunha und sprach sich ebenso lobend zur Frau des Künstlers aus, die zufällig an jenem Abend neben ihm in der Loge saß: »Sagen Sie ihm: er ist ein Mann, ein Mann!« Schon damals nahm Wagner G. für seinen in Bayreuth darzustellenden Ring des Nibelungen in Aussicht. Da er aber für den Wotan und Hans Sachs schon den stimmgewaltigen Franz Betz im Auge hatte, konnte nur der Gunther in der Götterdämmerung für G. in Frage kommen. In mehreren Briefen jedoch bat der Meister G., sich auch für den Wotan und Donner (Rheingold) bereit zu halten. Letzteren sang er denn auch dort. Inzwischen war das Leipziger Stadttheater in andere Hände übergegangen, und Pollini erhaschte diesen günstigen Augenblick, um den Künstler, der eben in der Vollkraft seiner Jahre stand, unter glänzenden Versprechungen nach Hamburg zu locken. Von Bayreuth übersiedelte G. gleich nach Hamburg. Wie sechs Jahre vorher stellte sich G. auch den Hamburgern, am 3. September 1876, als Wolfram vor. Bayreuth und der rührige Pollini trugen den nun gefestigten Ruhm des Sängers bald in alle Lande. Konzertreisen führten ihn nach Holland, Gastspiele nach England. Er sang dort (1882) den Holländer, Wolfram, Minister in Fidelio, den Telramund und, vermutlich durch Jenny Lind vermittelt, auch in einem Hofkonzert. Der Erfolg war überall der gleiche. Aus den Briefen an seine Söhne und aus seinen am Ende seines Lebens geschriebenen Memoiren leuchtet noch der Stolz auf seine Triumphe. Die Freude, die höchste seiner Freuden gehört aber immer — und das ist für G. charakteristisch — seiner kleinen, sich immer mehr vergrößernden Kupferstichsammlung. Er erwirbt in Holland und England alte Dürer- und andere Drucke, hat von anderen kleineren Lieblingen bald das ganze Lebenswerk beisammen und ruft, nachdem er die Geschichte seiner Kunstschätze erzählt, begeistert aus: »Die Wonnen, die diese Werke dem Kunstfreund und Enthusiasten zu bereiten vermögen, und sei ihm vom Schicksal beschieden, auch nur eine Auswahl von wenigen Blättern zu besitzen, sie sind allein imstande dem Leben einen Inhalt zu verleihen, der alle Nichtigkeiten des Daseins verschwinden macht. Keine der Künste, auch nicht die Musik, kann den hohen Reiz des hehren Kunstbesitzes, die stillen Freuden, die der Anblick und das Sichversenken in diese unsterblichen Werke gewähren, jemals aufwiegen!« Die Erinnerungen G.s, die er nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Anregung einer Freundin seines Hauses ein Jahr vor seinem Tode niederschrieb und die lange nicht das bieten, was man von ihm erwarten durfte — sie sind, vermutlich schon infolge des bereits leidenden Zustandes ihres Verfassers für ein so reiches Leben merkwürdig matt ausgefallen — sind mit verschiedenen Zeichnungen und Radierungen G.s geschmückt. Sie zeigen u. a. sein Geburtshaus in Pressern und die Umgebung seiner Villa am Starnberger See. Dort hatte er sich ein später sich mählig ausdehnendes Heim geschaffen, schon bevor er in München gebunden war. Natürlich schwebte ihm dabei immer ein Engagement an der Münchener Hofbühne als letztes Ziel vor. Nach längeren Unterhandlungen mit dem da-

maligen Generalintendanten Frhrn. v. Perfall kam es im Winter 1882—83 zu einem zweimaligen Gastspiel, und am 5. Oktober 1883 trat G. sein letztes Engagement als Telramund an. Im Jahr darauf sang G. in den bekannten Separatvorstellungen für den unglücklichen König Ludwig II. den Amfortas im »Parsifal« neben Reichmann, der dazu, wie auch andere Gäste, von Wien nach München berufen worden. Neben diesem nicht gerade für die Theatergeschichte — denn die Münchener Aufführungen des Parsifal fanden ja nur als geheime Privatvorstellungen mit Ausschluß jedes Publikums statt —, aber für die Geschichte dieses Werkes interessanten Datum merkt G. noch eines besonders an: den 15. Oktober 1885, wo er mit beispiellosem Erfolge in der köstlichen, unter Liszt in Weimar durchgefallenen, unter Hermann Levi in München der deutschen Bühne wiedergewonnenen Oper »Der Barbier von Bagdad« von Peter Cornelius zum ersten Male die Titelrolle sang. Dieses Datum blieb auch für die Zukunft bedeutungsvoll, denn nun konnte dieses so lang verkannte Werk nicht mehr ganz verschwinden, namentlich dank der meisterhaften, vom vornehmsten Humor getragenen Darstellung des Abdul Hassan durch G. Er sang ihn auch noch am Tage seiner 25jährigen Bühnentätigkeit, am 14. September 1890 unter besonderen Ehren. Auch nach dem Tode Wagners blieb G. dem Hause Wahnfried verbunden: er übernahm bei den Festspielen im Jahre 1886 den König Marke und wieder den Amfortas, ebenso 1889 und 1892 und dazu den Hans Sachs. Im Jahre 1896 nahm G. Abschied von der Bühne, nachdem er kurz vorher noch die Freude erlebt hatte, in einer Musteraufführung des Don Juan im kleinen Kgl. Residenztheater, in der sein Sohn die Titelrolle sang, den Leporello spielen zu können. Dieser Sohn Hermann hatte vom Vater Intelligenz und Spieltalent, leider nicht den ganzen Zauber seiner Stimme geerbt. Er wirkt gegenwärtig als geschätzter Bariton und Oberregisseur an der Schweriner Oper, während der andere Sohn dem Kgl. Schauspiel der Münchener Hofbühne als nützliches Mitglied angehört. Das Prinzregenten-Theater, das Münchener Festspielhaus, half G. noch einweihen. Es wurde zur Eröffnung des Hauses, am 20. August 1901, der dritte Akt der Meistersinger aufgeführt. Er sang da zum letzten Male den Hans Sachs. Dem Konzertleben blieb G. aber noch lange treu. Sein edles, aber nie sehr robustes Organ konnte da im kleineren Raume noch viele Perlen verstreuen. Schubert, Schumann, Loewe, Hugo Wolf, Hans Sommer kamen durch ihn zu einer zum Teil noch immer vollendeten Darstellung. Ein Jahr später nahm G. auch vom Konzertpodium Abschied, mit ihm wohl der größte und berufenste Sänger Loewescher Balladen. Es lag in der Natur der Dinge, daß seine Kraft zuerst auf der großen Bühne zu versagen anfing, als er noch im Konzertsaal zauberhafte Wirkungen ausübte, schon durch den überzeugenden künstlerischen Vortrag allein. G. ist aber auch ein intelligenter, geschmack- und humorvoller Schauspieler gewesen, dem man jede Rolle glaubte, weil er immer gewissenhaft ganz in jeder, auch der undankbarsten Aufgabe aufging. Er hat wohl Schüler gehabt, aber keinen, der irgendwie von sich reden gemacht hätte. Das Beste und Individuellste, was er besaß, konnte er eben keinem hinterlassen. — Leider war dem Meistersänger ein schweres, lange dauerndes Siechtum beschieden. Eine frühzeitige Arterienverkalkung trübte zuerst seinen klaren Geist kaum merklich, machte aber immer fühlbarere Fort-

schritte; es war ein langsames und schmerzvolles Sterben, als er, von seiner inzwischen auch schon verstorbenen treuen Gattin mit letzter Aufopferung aller Kräfte gepflegt, in seinem Tuskulum am Starnberger See den letzten Atemzug tat — ein edler, liebenswürdiger Mensch, durch und durch ein Künstler von Gottes Gnaden.

Zu seiner Biographie wird die verläßliche Hauptquelle natürlich immer sein Buch »Erinnerungen aus meinem Leben, von Eugen Gura. Leipzig. Breitkopf & Härtel 1905« bleiben. Nekrologe brachten bei seinem Tode alle Tagesblätter, der Theateralmanach der Deutschen Bühnengenossenschaft (18. Jahrg. 1907). Die Daten in Eisenbergs Großem Deutschen Bühnenlexikon dürften auf seinen eigenen Mitteilungen beruhen. Aus seinen reiferen Jahren existiert ein Pastellbildnis von ihm, das Wilhelm Hecht gemalt hat; auch seine Erinnerungen enthalten ein wohlgetroffenes Porträt aus seinen Ruhmestagen. Am 4. August 1907, wenige Wochen vor dem ersten Gedenktag seines Todes wurde im Friedhof zu Aufkirchen, wo G. unfern seiner Villa begraben liegt, mit einer schönen Feier ein sinniges Denkmal enthüllt, das Adolf v. Hildebrand entworfen hat.

München. Alfred Frhr. v. Mensi.

Lautenschläger, Karl, Kgl. Maschinerie-Direktor und Ehrenmitglied der Kgl. Theater in München, * 11. April 1843 zu Bessungen bei Darmstadt, † 30. Juni 1906 in München. — L. war einer der genialsten Theatertechniker unserer anspruchsvollen Zeit. Früh verlor er seinen Vater, einen Bäckermeister, und da seine Mutter bald den Hofschauspieler und Szenerie-Inspektor des Darmstädter Hoftheaters, Christian Bormuth, heiratete, kam der Knabe schnell mit dem Theater in Fühlung. Schon trat er als Tells Knabe auf, und Emil Devrient, der das Talent des aufgeweckten Jungen gelegentlich eines Gastspiels in Darmstadt entdeckt hatte, wollte seine fernere Ausbildung übernehmen. Seine Mutter widersetzte sich aber diesem Ansinnen und gab auch später nur mit Widerstreben zu, daß er vom Maschinenmeister Karl Brand in die Lehre genommen wurde. Er war erst 17 Jahre alt, als er schon für den zeitweise abwesenden Lehrmeister den ganzen Dienst als Maschinenmeister versehen konnte. In den Jahren 1859—63 sah er an der Seite Brands die Bühneneinrichtungen der meisten Theater und bildete sich so zu einem hervorragenden Theaterpraktiker aus. Er war durchaus Antodidakt. Allgemeine Bildung und tieferes Wissen hat diesen anschlägigen Kopf nie besonders beschwert. Aber kaum zwanzigjährig konnte er, am 13. September 1863, am Rigaer Stadttheater eine selbständige Stellung übernehmen und ausfüllen, und nach zwei Jahren konnte er einem Ruf an das Stuttgarter Hoftheater folgen, wo er bis 1880 blieb. Die Münchner Hofbühne bereitete gerade ihre Mustervorstellungen in diesem Jahre vor, als L. nach München berufen wurde, das er nun nicht mehr verlassen sollte. Hier konnte er so recht zeigen, was die wackeren Söhne Miedings zu leisten imstande sind. L. war nicht nur der szenische Organisator der bekannten geheimen Separatvorstellungen König Ludwigs II., sondern er hatte auch auf dessen Schlössern manch ungewöhnliche technische Einrichtung zu treffen. Sein Ruhm und Ruf stieg, und er wurde in die halbe Welt berufen, um Theater einzurichten. So danken ihm das Schweriner Hoftheater, das neue Rigaer Stadttheater, das Lessing-, das Berliner- und das Viktoria-Theater in Berlin ihre Einrichtungen. In Bologna richtete er den Tannhäuser ein, in Paris als »Monsieur Lauf« im Auftrag der fran-

zösischen Edison-Gesellschaft die Große Oper mit seinem patentierten elektrischen Bühnenapparat. Die Verwendung der Elektrizität für die Beleuchtung der Bühne und als Motor geht ganz und gar auf L. zurück. Das kleine Königliche Residenztheater in München war das erste Theater, dem die jetzt so allgemeine elektrische Beleuchtung zuteil wurde. Bei der elektrischen Ausstellung des Jahres 1881 in Paris kam L. auf den Gedanken, und die des Jahres 1883 in München hat ihn wohl noch darin bestärkt. Unter den Intendanten v. Perfall und v. Possart konnte L. alle seine technischen Wunder und Teufeleien los werden, zu denen schon die wie an keiner andern Bühne häufigen Aufführungen Wagnerscher Werke einen steten Anlaß boten. So richtete er auch 1903/04 noch die ersten der später so berüchtigten und angefeindeten Conriedschen Parsifal-Aufführungen in New York ein, wie es denn überhaupt zuletzt keine bedeutende Bühne des In- und Auslandes gab, die nicht mindestens seinen technischen Rat verlangt hätte.

An der Münchner Hofbühne wirkte L. bis zum 1. Juni 1902 in nicht weniger als 116 Neuinszenierungen. Es wurden ihm die Goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst, Orden und Ehren verliehen, er wurde zum Ehrenmitgliede des Kgl. Hoftheaters ernannt. Bleibender als diese Ehren werden seine Werke aller Orten seinen Namen auf die Nachwelt bringen, vor allem drei: die Einrichtung des Münchner Wagnerfestspielhauses, des Prinzregenten-Theaters, die sogenannte Shakespeare- und die Dreh-Bühne. Die Shakespeare-Bühne wurde vom damaligen Oberregisseur des Kgl. Schauspiels Jocza Savits erdacht und unter Mitwirkung und Unterstützung seines Chefs Frhrn. v. Perfall 1889 ausgeführt. L. konstruierte den Bühnenapparat zur sinnreichen Vereinfachung der Szenerie, welche es ermöglichte, Shakespearesche und andere Dramen vollständig, ungestrichen und bei offenen Verwandlungen in kürzester Zeit zu spielen: den Aufbau auf der Bühne mit einem Mittelvorhang und das vorgebaute Proscenium. Die Erfindung der Shakespeare-Bühne, die wohl anderwärts nachzuahmen versucht wurde, aber mit Weglassung inhärenter Teile, so daß ein Erfolg nicht zu erwarten war, ist ja eigentlich so recht gegen den modernen Ausstattungs-, Dekorations- und Maschinenluxus gerichtet; sie hätte also einem modernen zauberkundigen Bühnentechniker wenig sympathisch sein müssen. Näher stand L. deshalb auch sein eigenstes Werk, die Drehbühne, die es ermöglicht, drei verschiedene Dekorationen auf eine elektrisch zu bewegende Drehscheibe zu setzen und so ebenfalls bei offener Szene in wenigen Sekunden das Bühnenbild zu verwandeln. L. richtete die kleine Bühne des Residenztheaters so ein, und Ernst v. Possart brachte dann darauf die schnell berühmt gewordenen Neuinszenierungen Mozartscher Werke, des Figaro (1895), Don Giovanni (1896), die Entführung (1897) und Così fan tutte (1897) in der Originalfassung und im Zeitkostüme heraus. Am schönsten bewährte sich die Drehbühne bis heute bei den Aufführungen des Don Giovanni und von Così fan tutte, wo eben die meisten Verwandlungen nötig sind. Ein nicht zu verschweigender Nachteil der Lautenschlägerschen Erfindung ist die starke Resonanz der auf den Bühnenboden aufgesetzten Drehscheibe (besonders im Schauspiel, das natürlich auf der nicht abzunehmenden Drehbühne, auch wenn sie nicht benützt wird, ebenfalls gespielt werden muß) und die Kleinheit der jedesmal dem Zuschauer zugekehrten Kreissegmente, die das jeweilige Bühnenbild ergeben. L. hatte

übrigens später sein Eigentumsrecht an der Drehbühne noch gerichtlich zu verteidigen.

Auch nach seiner Demission im Jahre 1902, deren Gründe eigentlich niemals ganz bekannt wurden — L. stand noch in den besten Jahren — ist er der Münchner Hofbühne ein stets bereiter Berater geblieben. Meist war er aber auf Reisen, um neue Bühnen einzurichten oder alte Einrichtungen zu verbessern. Ein krebsiges Magen- und Leberleiden, gegen das L. natürlich vergeblich in Karlsbad Heilung gesucht hatte und dem auch eine Operation nicht mehr Einhalt tun konnte, verschlimmerte sich 1906 plötzlich, so daß L., der noch voller Pläne war und seine Erfahrungen auch in einem Buch über moderne Theatertechnik niederlegen wollte, ihm erliegen mußte. Er hat leider weder dieses Buch, noch einen Schüler, noch einen annähernd ebenbürtigen Nachfolger hinterlassen, nur das allgemeine Bedauern, daß dieser anschlägige Kopf so früh seiner Kunst entrissen worden.

Einen kurzen Abriß seines Lebens brachte der Almanach der Deutschen Bühnengenossenschaft (18. Jahrgang, 1907), längere Nachrufe die Tagesblätter und einige technische Zeitschriften.

München. Alfred Frhr. v. Mensi.

Cloos, Ulrich, Regierungs- und Baurat, * 16. August 1852 in Goch am Rhein, † 8. Mai 1906 in Köln. C. besuchte das Gymnasium in Saarbrücken, und mußte, um sich die Mittel zum Studium zu erwerben, nach Absolvierung der Provinzial-Gewerbeschule, in praktische Dienste treten. Nach 3jähriger Unterbrechung seiner Studien bezog er zuerst 1875 die Technische Hochschule zu Karlsruhe, und legte 1880 in Berlin die Bauführerprüfung ab. Durch vier Jahre war er nun beim Bau der Berliner Stadtbahn beschäftigt, wurde 1884 Regierungsbaumeister und leitete als solcher den Bau des zweiten Geleises der Fischbachbahn, bei der außerordentliche Schwierigkeiten zu bewältigen waren. 1896 wurde er Leiter der Betriebsinspektion Saarbrücken und in Anerkennung hervorragender Verdienste in dieser Stellung 1903 als Mitglied der Königlichen Eisenbahndirektion Köln zum Umbau der Bahnanlagen berufen.

Vgl. Zentralblatt der Bauverwaltung. 23. Mai. H. Fuchs.

Heyne, Moriz, Universitätsprofessor der deutschen Philologie, * 8. Juni 1837 in Weißenfels, † 1. März 1906 in Göttingen.

H. war der Sohn eines Seilermeisters und er hat die Herkunft aus dem Handwerkerstande gern mit Behagen herausgekehrt: den großen Archäologen Christian Gottlob Heyne, den obersächsischen Leineweberssohn, nannte er gern »den Onkel«. Die Mittel des Vaters und des Großvaters reichten nur eben hin, ihm neben der Bürgerschule einigen Privatunterricht erteilen zu lassen. Auf diesen gestützt erwarb H. an der Hallischen Lateinschule das Zeugnis der Reife für Prima und trat dann in den Kanzleidienst der Justizverwaltung — er hat also niemals eine höhere Lehranstalt besucht. 1857 wurde er Supernumerar, später Aktuar; durch eine frühe Heirat gewann er die Mittel, im Herbst 1860 die Universität Halle zu beziehen und sich dem Studium der Sprachwissenschaft und des deutschen Altertums zu widmen.

Von seinen Lehrern hat allein Heinrich Leo stärker auf ihn eingewirkt, das meiste aber verdankte er seinem energischen Privatstudium; er war Autodidakt und ist es sein Leben lang geblieben. Schon in seinem vierten Semester gab er die »Kurze Laut- und Flexionslehre der altgermanischen Dialekte« (Paderborn 1862) heraus, die bis zum Jahre 1880 noch dreimal gedruckt wurde und jedenfalls bis zur 3. Auflage (1874) ein nützliches und sehr beliebtes Handbuch war. Seine Ausgabe des »Beowulf« (Paderborn 1863) legte er der Fakultät als Doktorschrift vor: am 3. Dezember 1863 wurde er unter Dispens vom Maturitätszeugnis promoviert; ein Jahr später folgte die Habilitation. 1869 erhielt H. ein Extraordinariat, 1870 wurde er als Ordinarius nach Basel berufen, wo er der Nachfolger Wilhelm Wackernagels war, 1883 bot ihm die preußische Regierung ein Ersatzordinariat in Göttingen an, hauptsächlich um seine Kraft dem Grimmschen Wörterbuch zu erhalten, zu dessen Mitarbeiter H. seit 1867 zählte: denn er hat mehrfach geschwankt, ob er nicht den akademischen Beruf mit der Leitung eines Museums vertauschen solle, und er würde in diesem Falle wohl der Lexikographie Valet gesagt haben. So siedelte er nach Göttingen über und ist hier neben allen seinen Arbeiten und Interessen bis an sein Ende auch als akademischer Lehrer tätig gewesen, anfangs als Stütze und Ersatz für den greisen Wilhelm Müller, später mit jüngern Kräften zur Seite.

Den oben erwähnten literarischen Erstlingen war die Neubearbeitung des Stammschen »Ulfilas« (1865), eine eigene Edition des »Heliand« (1866), die Sammlung der »Kleinere Denkmäler der altniederdeutschen Sprache» (1867), schließlich eine »Kleine altsächsische und altniederfränkische Grammatik« (1873) gefolgt; die meisten dieser Werke haben mehrere Auflagen erlebt, ohne sich aber andauernd des inneren Anteils und der äußeren Sorgfalt H.'s zu erfreuen. Denn es waren in ihrer Entstehung Lohn- und Notarbeiten gewesen — sein Interesse und seine besondere Befähigung zogen H. von Edition und Grammatik hinweg zu Wortforschung und Altertumskunde. In der Vereinigung dieser beiden Gebiete und in der gegenseitigen Befruchtung der Geschichte der Realien und der Wörter lag H.s Stärke und Eigenart. H. hat an dem »Deutschen Wörterbuch« der Brüder Grimm die Buchstaben H. I, J, L, M ganz allein, die Buchstaben R und S (bis etwa zur Mitte) mit weitgehender Unterstützung seiner von ihm zur Mitarbeit erzogenen Göttinger Schüler bearbeitet; zuletzt hatte er das Z in Angriff genommen, denn er wollte das große nationale Werk persönlich zum Abschluß bringen: bei dem Worte »zahllos« ist er abberufen worden. Es sind alles in allem 4 Bände mit ca. 11000 Spalten, auf deren Titelblatt sein Name steht. Er beherrschte die lexikographische Technik in eminentem Maße und arbeitete flotter als irgend ein anderer unter den Nachfolgern der Grimms, wenn auch freilich nicht so tief bohrend und so mit behaglicher Anmut ausgestaltend wie Rudolf Hildebrand.

Doch allmählich erschien dem zum Meister geschulten Wortforscher diese Beschränkung auf wenige Buchstaben als ein erniedrigender Frondienst: es drängte ihn, seine Erfahrung, seinen Überblick über den deutschen Sprachschatz und seine sichere Technik auch einmal an einem vollständigen Wörterbuch eigensten Wurfes zu erproben, und so entstand sein »Deutsches Wörterbuch« in 3 Bänden (1890—1895, 2. Aufl. 1906). Es war kaum abgeschlossen,

als H. zur Ausführung eines weit ältern Lieblingsplanes überging, eines, den er seit seinen akademischen Anfängen mit sich herumgetragen hatte. Von jeher hatten ihn, auch beim Studium und bei der Interpretation der Texte, die Realien ganz besonders angezogen: aus der Arbeit am Beowulf erwuchs ihm schon 1864 die Studie »Über die Lage und Konstruktion der Halle Heorot«. In Basel hat er die Schöpfung seines Amtsvorgängers, die »Mittelalterliche Sammlung«, von wertvollen, aber äußerlich unscheinbaren Anfängen zu einem stattlichen Museum ausgestaltet, in Göttingen eine »Städtische Altertumssammlung« aus dem Nichts geschaffen und mit bescheidenen Mitteln zu überraschender Ausdehnung gebracht: in wenig mehr als einem Dezennium ist hier ein kulturgeschichtliches Museum für Südhannover erwachsen, das durch Reichtum und Vielseitigkeit des Materials und durch seine lehrreiche Anordnung ein vielfach zum Wetteifer anspornendes Vorbild geworden ist. Aus den Arbeiten für Basel waren einzelne Studien, wie die über die »Basler Glasmalerei des 16. Jahrhunderts« (1883) und eine Tafelpublikation »Kunst im Hause« (2 Teile; 1880, 1882) hervorgegangen, die liebevolle Beschäftigung mit den Antiquitäten Niedersachsens nährte und zeitigte den Plan der »Deutschen Hausaltertümer«, die in fünf Büchern ein Bild der materiellen und gesellschaftlichen Kultur unserer Vorfahren von den ältesten Zeiten bis zum 16. Jahrhundert bieten sollten. In den Jahren 1899 bis 1903 sind 3 Bände erschienen, welche »Das deutsche Wohnungswesen«, »Das deutsche Nahrungswesen«, »Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen« behandeln; ein vierter Band war begonnen, der Abschnitt über »Das deutsche Handwerk« wird als Torso demnächst veröffentlicht werden.

H.s Arbeitskraft war bis zu seinem Ende ungebrochen: das Leiden, dem er nach kurzer Krankheit erlag, hat er in seiner Gefährlichkeit wohl kaum erkannt. Zettel von der Wörterbucharbeit lagen auf seiner Bettdecke, als ihm die Besinnung zu schwinden begann. Sein Tod hinterließ eine Lücke, die nicht nur an der Universität, sondern auch in weiten Kreisen der Bürgerschaft empfunden wurde. Denn der »Geheime Rat« war durch die Tätigkeit für das Städtische Museum mit allen Schichten der Bevölkerung in nahe Beziehung getreten: er genoß eine Popularität, wie sie wohl nie zuvor ein Göttinger Hofrat erfahren hat. In seiner äußeren Erscheinung, wie in seinem ganzen Gehaben waren die Züge des Gelehrten und des Bürgers einer kleinen Stadt höchst eigenartig gemischt — und Nähe und Abstand wurden wechselnd und doch gleichmäßig empfunden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 62 vom 16. März 1906. — Chronik der Kgl. Georg-August-Universität für das Rechnungsjahr 1905 (worin vollständige Bibliographie).

Göttingen. Edward Schröder.

Renk, Anton, Dr. phil., Schriftsteller, * 10. September 1871 in Innsbruck, † 2. Februar 1906 ebenda. — R. absolvierte in Innsbruck das Gymnasium, studierte auf der dortigen Universität Philosophie und Germanistik, besuchte Italien, genoß seine reiche Schönheit, das Beste aber gab ihm das Volk seiner Heimat. »Wenn ich zurückdenke« sagt er einmal, »wie viel meinem Eigenwesen vollständig entsprechende, weil in der Natur begründete Freude ich aus dem Umgange mit dem Volk erhielt, so drängt es mich, diesen Dank auch abzutragen.« Besser und schöner als er es in seinen Schriften und Dichtungen

tat, konnte er seinen Dank nicht abtragen. In zahlreichen Aufsätzen berichtete er in Zeitschriften Österreichs und Deutschlands über Land und Leute Tirols. Auch selbständige Monographien widmete er dieser Aufgabe. Hervorgehoben zu werden verdienen die Schriften »Im obersten Inntal Tirols« (1899) und »Der Tod in den Alpen« (1900). R. erzählt uns in seinen kulturgeschichtlich wertvollen Monographien von den Sagen und Märchen, die bei den Tirolern noch lebendig sind, ihren eigentümlichen Sitten und Gebräuchen, ihren Vorstellungen über Welt, Leben und Tod, von ihren Gesängen und Sprüchen. Auch in künstlerisch geformten Novellen und Geschichten führt er uns ins Tiroler Volksleben ein. Die Prosa R.s, die neben Novellen auch Märchen umfaßt, ist lebendig und frisch; der Stil ist plastisch. In der Seelenzeichnung zeigt er sich als starker Beobachter und Könner. Seine beste Kraft entfaltete R. aber doch in der Lyrik. Die drei Gedichtbände »Ranken« (1894), »Über den Firnen . . . . Unter den Sternen« (1901), »Sonnwendbuch« (1904) sind in erster Linie zu nennen. Fern von aufdringlicher Originalitätssucht und ebensofern von aller Geneigtheit, Konventionellem sich zu bequemen, gab R. seinen Gedichten festgefügte, wohlgebildete, reine Formen, um in sie köstlichen Inhalt zu fassen. Lebhafte, reiche Phantasie, herzenstiefes, warmes Gemüt lebt in seinen stimmungsstarken Dichtungen. Den Bergen, dem Hochgebirge wandte er seine besondere Liebe zu; wie wenige bringt er in seinen Gedichten die eigenartige Schönheit der Natur und des Lebens in jener erhabenen Welt zur Anschauung. Gleich Gilm und Pichler war R. ein begeisterter Deutscher, gleich ihnen schrieb auch er politische und sonstige Tendenzdichtungen. Ich nenne hier die Gedichtsammlung »Tiroler und Buren« (1901), worin er sich auf die Seite der deutschen Stammesbrüder in Südafrika stellt, und weise auf den Band Dichtungen »Pax vobiscum« hin. Hier tritt er in ehrlicher Überzeugung feurig für die Idee des allgemeinen Friedens ein; der blutige Krieg dünkt ihm kulturwidrig, menschenunwürdig. Überall erscheint hier R. nicht nur als bedeutender Dichter, sondern auch als edler, nur dem Besten und Reinsten zustrebender Mensch.

Vier Bde. von »A. R.s Werke. Hg. v. Jungtirol« erschienen 1907 und 1908 in München. In den ersten zwei Bdn. stehen die Gedichte R.s, die beiden anderen enthalten Prosaschriften. Der erste Bd. wird durch eine kurze Biographie R.s von F. Kranewitter eingeleitet; der zweite Bd. enthält ein Bildnis R.s. Am Schlusse des ersten Bds. sind alle selbständig erschienenen Werke des Dichters verzeichnet.

München. Dr. Arnulf Sonntag.

Beemelmans, Friedrich Wilhelm, Ministerialrat im Kaiserl. Ministerium für Elsaß-Lothringen. * 1837 in Prummern, Rgbz. Aachen, † 2. April 1906 in Straßburg i. E. Absolvierte das Gymnasium in Aachen und setzte seine Studien an der Bauakademie in Berlin bis 1862 fort. Er wurde hierauf Bauführer der Berlin-Stettiner und Niederschlesisch-Märkischen Bahnbauten, machte den Feldzug 1866, der ihn bis Königgrätz führte, mit, wonach er als Abteilungsbaumeister beim Bau der Berliner Ringbahn tätig war. Der Ausbruch des Krieges 1870 unterbrach diese Laufbahn. Er wurde der Feldeisenbahnabteilung zugeteilt und zeichnete sich bei der Wiederherstellung des großen Tunnels bei Dammskirch (Belfort) aus; mit dem Eisernen Kreuz

am weißen Bande kehrte er aus dem Kriege zurück. 1872 wurde er als Eisenbahnbaumeister bei der Generaldirektion der Reichseisenbahnen angestellt und 1873 zum Bau- und Betriebsinspektor befördert. In dieser Stellung war B. in hervorragender Weise an den umfangreichen Wiederherstellungsarbeiten der elsässischen Bahnen beteiligt und erhielt für seine Verdienste um die Ausgestaltung neuer Linien 1876 den Roten Adlerorden IV. Klasse. 1879 wurde er oberster technischer Referent für Wegebau und Eisenbahnwesen und 1880 Ministerialrat, als welcher er die Anlage neuer Straßen, die Herstellung großer Rheinbrücken, den Bau zahlreicher Lokalbahnen förderte; 1892 übernahm er auch das Referat über die Hochbauten und entfaltete auch in diesem Amte eine umfassende Tätigkeit. Die Vollendung des Landesausschußgebäudes, der Neubau der Universität, das Justiz- und das Ministerialgebäude sind seiner Initiative zu danken.

Vgl. Zentralblatt der Bauverwaltung. 7. April. H. Fuchs.

Hartmann, Karl Robert Eduard von, der letzte der sieben großen Denker Deutschlands, *Dr. phil.*, Kgl. Preuß. Oberleutnant a. D., * am 23. Februar 1842 zu Berlin, Lindenstraße Nr. 112, † am 5. Juni 1906 zu Großlichterfelde, Marienstraße 7a. — Als das einzige Kind eines preußischen Hauptmanns, späteren Generals der Artillerie, aus dessen Ehe mit der Tochter eines Arztes, *Dr. med.* Dohse, genoß H., gehegt von der Liebe und Sorgfalt beider Eltern, von früh auf eine Gemüt und Geist gleichmäßig anregende Erziehung: besonders durch den Vater, der auf ihn, zugleich mit der ernsten Lebensauffassung und dem hohen Pflichtgefühl, die ihm selbst eigen waren, auch jenen klaren Blick und nüchternen Wirklichkeitssinn übertrug, der den Sohn später befähigen sollte, zu der Zeit der Bismarckschen Realpolitik auch die deutsche Philosophie aus dem Reiche des reinen Gedankens in die Welt der natürlichen Wirklichkeit herabzuführen, ohne sie doch ihres idealen Zuges zu berauben. Früh reif, lernte H. schon im vierten Jahre beim Vater lesen, bekam dann zunächst etwas Unterricht durch einen Hauslehrer und trat zu Ostern 1848 in die Königliche Seminarschule zu Berlin, wo er, außer in Naturwissenschaften und deutscher Literatur, besonders wichtige Anregungen durch den Religionsunterricht empfing und der künftige Denker sich schon in lauten Zweifeln des neunjährigen Knaben an gewissen Grundlehren des Christentums ankündigte. Auf dem Friedrich-Werderschen Gymnasium, das er von Ostern 1852 ab besuchte, fesselte ihn erst von der Obersekunda an (1855) wieder die Mathematik wegen ihrer nun schon mehr oder minder deutlich von ihm »geahnten philosophischen Bedeutung als Zauberschlüssel zur anderweitig unmöglichen Lösung begrifflich gestellter Aufgaben«. Und daneben die Physik, wo Professor Bertram den Grund zu seiner späteren Erkenntnislehre legte und ihn zuerst auf den Gedanken führte, daß ein wirklicher Stoff außer und neben der Kraft eine leere Einbildung sei. An den alten Klassikern, namentlich den Lateinern, fand er wenig Geschmack. Nur Sophokles entzückte ihn, und ganz überwältigt ward er von der einfachen Größe des Thukydides, an dem ihm zuerst »das Wesen des Klassischen aufging«: als der (ihn selbst später auszeichnenden) »natürlichen Kunst, ohne Kunst an jeder Stelle in schlichter Weise das Nötige zu sagen und das Ganze logisch zu ordnen«. — Im ganzen empfand H. die Schule jedoch als eine

drückende Last und seine kühne Freidenkerei, zusammen mit seiner ihnen unverständlichen Schwärmerei für Kunst, trennten ihn auch von den meisten seiner Genossen. Um so eifriger beschäftigte er sich mit persönlichen Liebhabereien, las viel schöne Literatur, übte fleißig Musik, studierte sie auch theoretisch und zeichnete und malte schon früh in Professor Brückes Atelier.

Mit sechzehn Jahren, nach wohlbestandenem Maturum, verließ H. das Gymnasium. Das Studium war ihm so verleidet, daß er nach der Universität kein Verlangen trug. Um so weniger, als seinen fein veranlagten und gebildeten Sinn das laute studentische Wesen abstieß. Er sehnte sich (wie er selbst sagt) »nach einer bestimmten und zwingenden Berufstätigkeit, die ihm hinlänglich Muße freilassen sollte, um die Künste und Wissenschaften dilettantisch mit Erfolg zu betreiben, aber zugleich die jugendliche Kraft in fest vorgezeichneten Bahnen zusammenhielt und vor der Verlotterung des Sichselbstüberlassenseins bewahrte.« Beides aber glaubte er im Offizierstande zu finden. »In dem preußischen Militarismus (so schreibt er) bewunderte ich einen kunstvollen Organismus, innerhalb dessen die straffste Subordination unerläßliches Mittel zum Zweck ist, und ich war Philosoph genug, um zu wissen, daß die einmal begriffene Notwendigkeit auch im konkreten Falle nicht mehr als äußerer Zwang empfunden wird.« So wurde H. aus eigenem freien Entschluß Soldat. Und er hat es, mit Recht, später nie bedauert; denn er hat so eine ganz andere Charakterbildung empfangen und das menschliche Leben, die Grundlage alles philosophischen Weiterdenkens, weit anschaulicher, unmittelbarer und vielseitiger kennen gelernt, als dies für gewöhnlich einem Jüngling möglich ist, der sich von Anfang an für die Laufbahn eines Gelehrten bestimmt. —

Am 1. Oktober 1858 trat H. in das Garde-Artillerie-Regiment zu Berlin ein, exerzierte das übliche Vierteljahr zu Fuß und am Feldgeschütz, kam dann nach Spandau, um hier den Festungsdienst kennen zu lernen, ward im August 1859 zum Fähnrich ernannt und behufs Ausbildung im Reiten zur Feld-Artillerie nach Berlin zurückversetzt, kam sodann auf die Artillerie- und Ingenieurschule, wurde hier zum Offizier befördert, machte als solcher im Jahre 1860 die große Belagerungsübung bei Jülich mit und wurde im Jahre darauf zur Aushilfe bei der Artillerie-Prüfungskommission abkommandiert: überall wegen seiner hervorragenden Leistungen von den Vorgesetzten hochgeschätzt und vielfach durch königliche Belobigung ausgezeichnet, bei den Kameraden aber als vermeintlicher »Streber« weniger beliebt und noch weniger in seinen idealen Bestrebungen verstanden. Denn diese verfolgte er auch als Soldat weiter, benutzte alle dienstfreien Nachmittage zum Aktzeichnen im Atelier, zum Malen daheim, zum Musizieren oder zum Lesen philosophischer, kunst- und naturwissenschaftlicher Werke aller Art und widmete die Abende dem Theater oder dem geselligen Verkehr in den verschiedensten Berufs- und Gesellschaftskreisen, um sich so einen freien Blick über das Leben in seiner Gesamtheit zu bewahren. Da brachte der Juli 1861 eine unerwartete Wendung. H. hatte das Unglück, sich eine heftige Quetschung der linken Kniescheibe zuzuziehen, zu der sich, nach verfehlter Kaltwasserbehandlung, sofort Rheumatismus gesellte. Die mehrfachen Badereisen, die der junge Offizier, zwischendurch noch immer wieder Dienst tuend, in den nächsten Jahren unternahm, bereicherten wohl seine Menschen- und Weltkenntnis und

erschlossen ihm neue Landschaftsbilder, aber sie brachten ihm zuerst nur vorübergehende, dann gar keine Besserung mehr. Und so erbat und bekam er 1865 schließlich seinen Abschied mit dem Charakter als Premierleutnant. Innerlich war er um diese Zeit längst schon auf neuen Wegen. Als ihm, drei Jahre zuvor der Gedanke an die etwaige Notwendigkeit eines Berufswechsels zuerst nahe getreten war, hatte er den Vorsatz gefaßt, gegebenenfalls Maler zu werden. Ein Jahr später aber war ihm sein Beruf dazu wieder zweifelhaft geworden, weil er merkte, daß es ihm »an der intuitiven Kraft sinnlicher Gestaltenbildung vor dem geistigen Auge fehlte«. Und nun warf er sich ein ganzes Jahr mit verdoppeltem Eifer auf die musikalische Komposition. Allein auch hier konnte er sich nicht genugtun. Seine Leistungen blieben hinter seinem rascher fortschreitenden Kunstverständnis zurück. Und er erkannte, daß ihm auch hier zu wirklich eigenartigen Schöpfungen der Götterfunke des Genies fehle, ohne den nun einmal in der Kunst, wie in der Wissenschaft auch, die höchsten Ziele unerreichbar bleiben. So verschloß er denn seine Noten, wie er vorher Pinsel und Palette verschenkt hatte, und konnte nun mit Fritz Reuter sagen »ein Stück Ballast flog nach dem anderen über den Bord meines Lebensschiffleins«. Es war im Herbst 1864. Aber jemehr er über Bord geworfen, je leichter sein Nachen geworden, desto mehr war er in das richtige Fahrwasser gekommen. Ja, er fühlte es selbst, daß er »nun erst, mit der Rückkehr zur Wissenschaft, und zwar in der Gestalt des freien philosophischen Denkens, zu seinem wahren Beruf zurückgekehrt war, der ihm früher nur dunkel vorgeschwebt hatte und von anderen, vordringlicheren Neigungen und Talenten zeitweilig überwuchert war.« —

Schon in seinem 13. und 14. Lebensjahre nämlich hatte H. (wie er selbst berichtet), mit dem Niederschreiben von Gedanken, Einfällen, Fragen, Zweifeln und Aphorismen begonnen und sodann im Jahre 1858, teils noch auf dem Gymnasium, teils im Beginn der Militärzeit, seine erste zusammenhängende Arbeit geschrieben: »Betrachtungen über den Geist«, in denen er, vorwiegend noch auf dem Boden eines aufklärerischen Deismus, aber schon mit pantheistischer Beimischung, für den psychologischen Determinismus und die im Tode erfolgende Wiederverschmelzung des individuellen mit dem absoluten Geiste eintrat. Dann hatten ihn besonders psychologische Probleme beschäftigt und in einer (1859) zu Spandau verfaßten Abhandlung über »Die Geistestätigkeit des Empfindens« hatte er bereits die Annahme eines besonderen Empfindungsvermögens bestritten und das Empfinden aus Begehren und Denken (oder Vorstellen) abzuleiten versucht: was ihm freilich bei seiner damaligen Unkenntnis des Unbewußten nicht recht gelingen konnte. Die nächsten drei Jahre brachten wegen der stärkeren Inanspruchnahme durch den Dienst und die künstlerischen Neigungen eine längere Pause in diesen philosophischen Arbeiten. Doch wurde H. in dieser Zeit (1860 und 1862) durch den im Hause seiner Eltern verkehrenden Privatgelehrten Dr. Ludwig Hoffmann mit Schelling und mit Hegel bekannt gemacht; was ihn, trotz seiner entschiedenen Ablehnung der dialektischen Methode, doch zunächst in seiner angeborenen rationalistischen Denkweise bestärkte. Und als er im Frühjahr 1863 die alten Versuche wieder aufnahm, da schrieb er neben einer Reihe kleinerer, meist psychologischer Aufsätze (über Freundschaft, Gewissen, Ehre u. a.) sowie einigen Heften Aphorismen,

die zum Teil schon spätere Grundpfeiler seines Systems (wie die Formel zur Vereinigung des Optimismus und des Pessimismus, die Teleologie und die Atomtheorie) enthielten, zunächst eine größere Abhandlung »Über den Wert der Vernunft und der Erkenntnis für das menschliche Handeln und Glück«. Sie sollte den abstrakten Rationalismus, der sein Denken und Streben bis dahin beherrscht hatte, noch einmal zusammenfassen und in seiner vollen Leistungsfähigkeit darstellen. Aber indem er ihn so in seinem ganzen Umfange zu verherrlichen suchte, ward er sich gerade seiner Schranken bewußt und von selbst schon über ihn hinausgetrieben. Es bedurfte nur noch eines entscheidenden Anstoßes von außen. Und ein solcher ward ihm durch die Bekanntschaft mit Schopenhauer im Herbst 1863. Zwar konnte er, geschult wie er war, dessen offenbare Schwächen und Einseitigkeiten nicht übersehen. Aber er erkannte beim Lesen seiner Werke deutlicher als zuvor die bis dahin mehr nur gefühlten Mängel der Allvernunftlehre Hegels. Und er sah zugleich die Möglichkeit, über sie hinauszugelangen und den in seiner Gegnerschaft gegen die dialektische Methode schon angelegten Bruch mit dem rationalistischen Prinzip endgültig zu vollziehen. Hatte er doch selbst, vier Jahre vorher, in seiner Abhandlung »Über die Geistestätigkeit des Empfindens« Denken und Begehren schon für die wurzelhaften Quellen der Empfindung und damit der ganzen inhaltlichen Erscheinungswelt erklärt. Nun brauchte er diese beiden seelischen Vermögen statt im rein psychologischen ja nur im metaphysischen Sinne zu fassen und er hatte auch schon die Vereinigung von Hegel und Schopenhauer vollzogen, hatte die Grundlage einer neuen Weltanschauung gewonnen, die die Allvernunftlehre des einen und die Allwissenslehre des anderen gleichermaßen in sich aufhob.

Zwar hatte vor ihm bereits Schelling in seinem letzten System ähnliche Gedanken verfolgt, aber auf dem Boden des christlichen Gottesbegriffes, den Blick getrübt durch eine theologisierende Mystik, und darum ohne durchschlagenden Erfolg. H. dagegen erkannte in dem Begriff des unbewußten Allgeistes die Zauberformel, die allein die Vereinigung jener beiden Gegensätze ermöglichte. Auch dieser Begriff lag gewissermaßen in der Luft. Schon Leibniz hatte sich der Annahme unbewußter Vorstellungen bedient und in ihnen das Band gesehen, welches jedes Wesen mit dem ganzen übrigen Universum verbindet. Kant hatte den Gedanken aufgegriffen und besonders in seiner Anthropologie weiter entwickelt. Fichte hatte dann gelegentlich Gott oder die Einheit der unendlichen Vernunft mit dem unendlichen Willen als das substanzielle Wissen ohne Bewußtsein bezeichnet. Schelling hatte in seinem ersten System von dem »Ewig-Unbewußten« gesprochen, »was, gleichsam die ewige Sonne der Geister, sich durch sein eigenes ungetrübtes Licht verbirgt«. Schopenhauers blinder Wille, der den bewußten Intellekt erst hervorbringt, war ebenso ersichtlich ein unbewußter Wille, wie die logische Idee Hegels, die erst auf dem Wege durch die Natur zu sich selbst kommt, unausgesprochen eine unbewußte Vernunft war. Und nicht nur in der Metaphysik, auch in der Psychologie hatte der Begriff des Unbewußten Eingang gefunden und war von Carus, Fortlage, J. H. Fichte u. a. mehr oder weniger zur Erklärung der seelischen Erscheinungen herangezogen worden. Allein seine ganze Tragweite zu erkennen,

ihn in den Mittelpunkt unserer ganzen Weltanschauung hineinzurücken und so eine neue Epoche des menschlichen Denkens einzuleiten, das war dem Genie H.s vorbehalten, der dabei, fern von allen hemmenden Einflüssen akademischer Schulmeisterei, in glücklicher Unbefangenheit ganz auf sich selbst angewiesen war. Denn die Hörsäle der Universität hatte er nur als neugieriger Gymnasiast einige Male besucht. Dann aber nicht wieder. Einem glücklichen Instinkte folgend, war er »bei der Wasserleitung vorüber bis zu den Quellen« gegangen: zu den Werken der großen Selbstdenker vor ihm. Freilich hatte er sie zunächst noch ohne Plan und bestimmten Zusammenhang mit seiner eigenen Schriftstellerei gelesen. Im Herbst 1864 aber, nach dem endgültigen Verzicht auf alle Künstlerträume, begann er mit ihrem systematischen Studium. Und als er im Begriff des Unbewußten die Formel gefunden hatte, die ihm die Welt und ihre Erscheinungen deuten sollte, da machte er sich noch gegen Ende desselben Jahres daran, seine Gedanken in größerem Maßstabe zu ordnen und niederzuschreiben: wie bisher bei seinen kleineren Versuchen, so auch jetzt noch ohne jede Rücksicht auf die Öffentlichkeit: nur aus dem Bedürfnis heraus, sich in seinem eigenen Denken zurechtzufinden. Erst mit dem Fortschritt der Arbeit kam ihm der Gedanke an eine spätere Veröffentlichung. Aber ohne daß er es damit eilig gehabt hätte. Ließ er die Arbeit doch in den Sommern 1865 und 66 während zweier Erholungsreisen ganz ruhen und verfaßte obendrein, durch die Lektüre Immermanns angeregt, zwischendurch im Herbst 1866 noch ein Drama »Tristan und Isolde«, dem er dann im Jahre 1868 noch ein zweites »David und Bathseba« hinzufügte. Ja, selbst nach Vollendung des Werkes im April 1867 blieb das druckfertige Manuskript noch ein reichliches Jahr unberührt im Pulte des jungen Denkers liegen, der inzwischen (im Sommer 1867) noch eine kleine Schrift »Über die dialektische Methode« verfaßte, und erst die zufällige Bekanntschaft mit einem entgegenkommenden Verleger im Frühjahr 1868 gab den Anstoß zur Einleitung des Druckes.

Im November 1868 erschien das Werk dann unter dem Titel »Philosophie des Unbewußten« und erregte bald das allgemeinste Aufsehen. Die bedeutendsten Tageszeitungen und Zeitschriften brachten ermunternde, anerkennende, ja vielfach geradezu glänzende Besprechungen: zum Teil von literarisch hervorragenden Persönlichkeiten, wie R. v. Gottschall, Moritz Carrière, Hieronymus Lorm u. a.. Man begrüßte das Werk als »eine originelle, epochemachende Leistung«: »als Erzeugnis eines Denkers, der die Phraseologie und die Schablone verschmähe und befähigt erscheine, eine Brücke zwischen den Naturwissenschaften und der Philosophie zu schlagen«. Der Name des bis dahin unbekannten jungen Mannes, der inzwischen für jene kleinere Schrift von der Universität Rostock den Doktortitel bekommen hatte, war bald in aller Leute Mund. Auch das Ausland beeilte sich, von ihm Kenntnis zu nehmen. Und der für ein solches Werk ganz unerhörte Absatz von allein acht deutschen Auflagen mit 11250 Exemplaren in zehn Jahren zeigte, daß die Anteilnahme und der Beifall der gebildeten Kreise zunächst eher zu- als abnahm. Anders in den Fachkreisen. Der bekannte Hegelianer Professor Erdmann in Halle schenkte freilich in der zweiten Auflage seines vielgelesenen Grundrisses der Philosophie (1870) dem Werke eine eingehende und vorwiegend günstige Besprechung; was zur Folge hatte,

daß H. noch im selben Jahre von drei Seiten her ein akademischer Lehrstuhl angetragen wurde, den er aber ausschlug: teils wegen seines Leidens, teils um sich, unbehindert durch alle äußeren Rücksichten, die volle Unabhängigkeit des Denkens zu wahren. Auch Professor Überweg (in Königsberg) trat mit H. in Verbindung und ward nur durch seinen frühen Tod (1871) verhindert, nach außen hin für ihn zu wirken. Im allgemeinen aber fanden die Fachgelehrten, ob Naturforscher, Theologen oder Philosophen, nur zu tadeln. Und der Tadel wurde um so heftiger, je mehr der Beifall in Laienkreisen zunahm.

Was die Theologen abstieß, war — außer dem vielfach mißverstandenen Pessimismus, gegen den sich die meisten Angriffe, auch der Philosophen, richteten — vor allem zweierlei: einmal der nachdrückliche Hinweis auf die leibliche Bedingtheit des Bewußtseins und die bloße Scheinhaftigkeit des »Ich«, was beides den Unsterblichkeitsglauben bedrohte, und zum anderen die ausdrückliche Leugnung der Persönlichkeit Gottes. Immerhin hielten sich die zahlreichen Gegenschriften zuerst noch in anständigen Grenzen, wie man denn überhaupt auf theologischer Seite von Anfang an (bis heute) der allgemeinen philosophischen Bedeutung H.s verhältnismäßig noch am meisten gerecht geworden ist. Als aber H. im Jahre 1872 mit dem Aufsatz »Der Kampf zwischen Kirche und Staat« gegen die politischen Umtriebe der katholischen Kirche vorging und später (1874) in der geistsprühenden Schrift »Die Selbstzersetzung des Christentums und die Religion der Zukunft« nicht nur die Orthodoxie beider Bekenntnisse, sondern fast mehr noch den sogenannten »liberalen Protestantismus« bekämpfte und somit die gesamte christliche Religion als innerlich überwunden verwarf, da erhob sich bald ein ungeheurer Sturm gegen ihn. Von Kanzeln und Kathedern herab zog man gegen den »Materialisten« und »Gottesleugner«, den »Feind der Religion« und »leibhaftigen Antichristen« zu Felde, bezeichnete sein ganzes System wohl gar als »der Hölle abgelauscht« und spielte den Kampf in die konfessionelle Tagespresse hinüber, wo er bald in ein wüstes Gezänk ohne jede sachliche Bedeutung ausartete. Erst mit dem Ende der siebziger Jahre flaute die Erregung langsam ab: die frommen Herren von der Presse hatten sich ausgeschimpft und auch die wissenschaftliche Theologie fand es geratener, sich nach vermeintlicher »Widerlegung' des Pessimismus« um »die Schrulle des Unbewußten« nicht weiter zu bekümmern.

Nicht minder entschieden als die der Theologen, wenn auch von Anfang an weniger laut, war die Abneigung der Philosophen vom Katheder. Schon daß die literarische Kritik sich unterfangen hatte, über ihre Köpfe hinweg einem Nichtfachmanne zu dem Rufe eines großen Denkers zu verhelfen, mochte manche Herren von der Zunft verdrießen. Dazu waren die wenigen noch übrigen Schüler Hegels durch den gleichzeitigen Angriff auf die dialektische Methode, die zahlreicheren Anhänger Herbarts durch die unerhörte Nichtberücksichtigung ihres großen Meisters von vornherein gegen den kühnen Neuerer und vermeintlichen »Schopenhauerianer« eingenommen. Für die große Mehrheit der Jüngeren aber, die, dem skeptischen Zuge der Zeit folgend, soeben alle menschliche Erkenntnis in die Grenzen des Bewußtseins eingesperrt hatten, für die genügte es schon, daß H. überhaupt eine Erkenntnis des Übersinnlichen erstrebte, um von der Höhe ihres ver-

meintlichen »Kritizismus«, kantischen »Idealismus« oder »Positivismus« herab mit Geringschätzung über ihn abzuurteilen und sein ganzes Werk als den Ausfluß einer unkritischen Naivität oder philosophischen Rückständigkeit zu bezeichnen. Und nicht besser erging es ihm bei den Naturforschern. Die empfanden es zunächst schon als einen Angriff auf die selbstherrliche Würde ihrer eigenen, allein zur Lösung der Welträtsel berufenen Wissenschaft, daß »die induktive Methode« hier zu »spekulativen Ergebnissen« führen, also die Naturwissenschaft der verachteten Metaphysik nur als Sockel und Leiter dienen sollte. Und H.s Eintreten für den Glauben an Naturzwecke, seine Annahme einer unbewußt organisierenden Tätigkeit hinter dem blinden Mechanismus der Atome, seine Auflösung der Materie in stofflose Kräfte, die Gleichsetzung der Kraft mit dem Willen, die Beseelung der Pflanzen und die Einführung gar von Unterbewußtseinen für die mittleren Hirnteile, die Rückenmarksabschnitte und die Ganglienknoten — alle diese und viele andere, vermeintlich mit den sichersten Ergebnissen der Physik im Widerspruch stehende »Erfindungen« stempelten in den Augen aller mechanistischen Naturforscher — und wer war in dieser Zeit kein Mechanist? — die »Philosophie des Unbewußten« ohne weiteres zu einer dilettantischen Ausgeburt mystischer Phantasterei.

So in dem Endurteil von dem »unwissenschaftlichen« Charakter des ganzen Werkes übereinstimmend, hielten beide Teile, Philosophen und Naturforscher, in der größeren Mehrzahl sich offenbar der Mühe einer eingehenden Begründung ihrer Ansichten ganz enthoben. Wenigstens war das, was in Wirklichkeit gegen H. vorgebracht wurde, im allgemeinen sehr gering oder minderwertig. Und was an philosophischen Kritiken wirklich Beachtung verdiente, wie die Schriften von Vaihinger, Frauenstädt, Bahnsen, Volkelt, Rehmke u. a., das fand rasch seine Widerlegung durch den Angegriffenen selbst in einer Reihe von Aufsätzen, die später als »Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten« in einem Bande gesammelt erschienen (1874. Zweite Auflage 1877 unter dem Titel »Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart«). Oder durch seine Anhänger, wie Dr. Moritz Venetianer (»Der Allgeist« 1874) u. A. Taubert (»Der Pessimismus und seine Gegner« 1873). Ja, ehe noch irgendein öffentlicher Angriff von ihrer Seite erfolgte, hatte H. mit der Schrift »Das Ding an sich und seine Beschaffenheit« (1871. Zweite und dritte Auflage unter dem Titel »Kritische Grundlegung des transzendentalen Realismus« 1875 und 1889) schon den Kampf in das Lager seiner neukantischen Gegner hineingetragen und den Nachweis geliefert, daß in Kants Erkenntnislehre zwei verschiedene Gedankenreihen durcheinanderlaufen, von denen die eine, folgerichtig zu Ende gedacht, zum Verzicht auf jede Erkenntnis, die andere dagegen zu seinem eigenen, H.s Standpunkte hinüberführt. Aber was brauchte man innerhalb der Zunft die Angriffe eines solchen »Dilettanten« zu beachten? Man zuckte nur einfach die Achseln, erwähnte seinen Namen womöglich gar nicht mehr oder nur mit geringschätzigem Lächeln über den »Phantasten« und »Metaphysiker« und hielt so bald auch die studierende Jugend von jeder ernsteren Beschäftigung mit seinen Schriften zurück. Und wie die Philosophen, so machten es die Naturforscher. Zunächst freilich schien es,

als ob hier, nach ein paar würde- und wertlosen Schmähschriften zweier obskurer Skribenten, die von H.s Anhängern A. Taubert und Karl du Prel leicht zurückgewiesen waren, im Jahre 1872 mit der anonymen Schrift »Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Deszendenztheorie« (1872) ein vernichtender Schlag gegen H. geführt würde. Und wie Haeckel, der sich die Ansichten des ungenannten Verfassers ausdrücklich aneignete (vgl. Natürliche Schöpfungsgeschichte. Vierte Auflage. Vorwort), so glaubten die Naturforscher allgemein, hier eine vollständige Widerlegung der »Philosophie des Unbewußten« zu besitzen. Aber H. blieb die Antwort nicht schuldig. Er griff die Gegner auch hier wieder im eigenen Lager an, schied in einer seiner glänzendsten Schriften die Abstammungslehre und die Zuchtwahllehre als »Wahrheit und Irrtum im Darwinismus« (1875), setzte sich dabei besonders mit Haeckels mechanistischer Naturansicht auseinander, gab zugleich in der lichtvollen Abhandlung »Zur Physiologie der Nervenzentra« (1875) dem naturwissenschaftlichen Teile seines Erstlingswerkes eine neue festere Grundlage und enthüllte sich schließlich in der zweiten Auflage jener anonymen Gegenschrift (1877) selbst als deren Verfasser: wobei er die Gründe für seine ungewöhnliche, gerade durch das Verhalten der Gegner gerechtfertigte Kampfweise angab, nur einige nebensächliche Punkte der Kritik bestehen ließ und im übrigen all die Einwände, die er sich vom Standpunkte der mechanistischen Naturwissenschaft aus gemacht hatte, widerlegte. Da war nun freilich guter Rat teuer. Dem Denker nur so einfach, wie bisher, »laienhafte Unkenntnis der Naturwissenschaftlichen Tatsachen« vorwerfen, das ging nun offenbar nicht mehr an; in eine ernstliche Erörterung des Für und Wider aber einzutreten, dazu fühlte man sich außerstande. Und so folgte man dem guten Beispiele der Kathederphilosophen: man ignorierte die Werke H.s mit Einschluß der vorher so viel gepriesenen Schrift »Das Unbewußte usw.« wie auf stillschweigende Verabredung.

Diese Haltung der Fachkreise blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf die große Masse der Gebildeten. Waren diese anfangs gerade durch die heftigen, allseitigen Angriffe auf H. angeregt worden, sein viel umstrittenes Buch selbst in die Hand zu nehmen, so mußte dieses mehr äußerliche Interesse notwendig einschlafen, als der laute Widerspruch nach und nach verstummte. Obendrein war der ganze Anteil an einem so ernsten philosophischen Werke von vornherein bei vielen wirklich nur eine »Modesache« gewesen. Vor allem aber kamen die Parteien, die sich anfangs am meisten für H. erwärmt hatten, mehr und mehr dahinter, daß sie seine eigentlichen Absichten in Wahrheit mißverstanden hatten. Seinen Pessimismus hatte man als unfruchtbaren Weltschmerz im Sinne Schopenhauers gedeutet, seine Verwandtschaft mit diesem überhaupt für viel enger gehalten, als sie es wirklich war, aus seinem philosophischen auch auf politischen Freisinn geschlossen, seinen Kampf gegen das Christentum als einen Kampf gegen die Religion verstanden und die ersten Hindeutungen auf eine künftige Ethik in der »Philosophie des Unbewußten« nicht beachtet oder nicht weiter ernst genommen. Und nun zeigte sich mit jeder neuen Schrift, daß H. in religiöser und sittlicher, wie in politischer Hinsicht weit konservativer war, als man in den links stehenden Kreisen wünschte und wünschen konnte.

So erschien er nun den einen nicht mehr radikal genug, während er den anderen noch immer zu radikal blieb: ein Umstand, der um so mehr ins Gewicht fiel, als mit den siebziger Jahren die Zeit des gemäßigten Liberalismus überhaupt zu Ende ging und das deutsche Volk sich immer mehr in zwei extreme Lager spaltete. Ja, durch eine Reihe politischer Aufsätze, die 1881 unter dem Titel »Die politischen Aufgaben und Zustände des Deutschen Reiches« gesammelt auch in Buchform erschienen, hatte H., wie vordem die Klerikalen, so nun auch die Agrarier, die Sozialisten und die Freisinnigen direkt vor den Kopf gestoßen, und all diese Parteien über trugen ihre Abneigung gegen den Politiker ohne weiteres auch auf den Philosophen H. Auch traten mit dem Ausgange des Kulturkampfes die idealen Fragen überhaupt gegen die materiellen in den Hintergrund. Das metaphysische Feuer, das die »Philosophie des Unbewußten« vorübergehend wieder angefacht hatte, erlosch völlig in den Wogen des Parteigetriebes. Und wer sich in den aufreibenden wirtschaftlichen und sozialen Kämpfen dieser Zeit wirklich noch mit anderen Dingen abzugeben wünschte, der suchte Zerstreuung in der neuen, eben damals mit großem Lärm auf den Plan tretenden naturalistischen Kunst, die Hand in Hand mit dem scheinbar siegreichen Darwinismus allen Geist aus dem Leben verbannte und die »Umwelt« zur alleinigen Ursache alles menschlichen Denkens und Handelns machte. Oder wem das nicht genügte, der wandte sich dem neuen philosophischen Gestirn Friedrich Nietzsches zu, der mit seinem dichterischen Schwunge die Einbildungskraft berauschte, mit den Halbwahrheiten seiner scharf geschliffenen Aphorismen alle nicht ganz festen Köpfe blendete und mit seiner völligen Verneinung aller bisherigen Gedankenentwicklung den radikalen Parteien ebenso entgegenkam, wie der Bequemlichkeit, die sich mit solch leichtfertigem Absprechen nur allzu gern der Notwendigkeit einer ernsteren Gedankenarbeit enthoben sieht. Die »Philosophie des Unbewußten« aber war nicht mehr »zeitgemäß« und ihr Verfasser nur der längst überholte »Modephilosoph« eines glücklich dahingegangenen, vermeintlich »von müdem Weltschmerz angekränkelten Geschlechtes«: ein Mann, dessen neue »dickleibige Bücher« man um so weniger zu beachten brauchte, als ja seine ganze »uferlose« Schriftstellerei von »berufener Seite« längst als »unwissenschaftlich« erwiesen worden war.

Inzwischen aber war dieser selbe Mann, unbeirrt durch die Strömungen des Tages und unbekümmert um den augenblicklichen Erfolg, mit immer gleicher Spannkraft tätig an seinem Werke. Im Juli 1870 hatte er sich mit einer Jugendfreundin, der Tochter eines preußischen Obersten, Agnes Taubert, vermählt, die nicht nur ihm selber eine aufopfernde Gattin und dem einzigen aus ihrer Ehe hervorgegangenen Töchterchen eine liebevolle Mutter war, sondern auch mit verschiedenen Schriften (besonders: »Philosophie gegen naturwissenschaftliche Überhebung« 1872, und »Der Pessimismus und seine Gegner« (1873) ebenso kühn wie gewandt in die Kämpfe um die »Philosophie des Unbewußten« eingriff. Zwar ward dieser Bund im Mai 1877 durch den Tod der Frau vorzeitig gelöst, aber H. hatte das Glück, schon im Herbst 1878 in Fräulein Alma Lorentz, der Tochter eines Bremer Großkaufmannes, eine neue Lebensgefährtin zu finden, die sich des vereinsamten Mannes und seines Hauses treu sorgend annahm, sich mit dem

gleichen Eifer und Verständnis wie die erste in seine Gedankenwelt einlebte, ihm bei seinen Arbeiten teilnehmend zur Seite stand, später auch selbst zu der Feder griff (»Zurück zum Idealismus« 1902) und im Laufe der Jahre ihn mit fünf Kindern (einem ersten rasch wieder gestorbenen Knaben, einem zweiten Knaben und drei Mädchen) beschenkte. Und so, zufrieden im eigenen traulichen Heim (erst in Berlin selbst und dann seit Mitte der achtziger Jahre in Groß-Lichterfelde), geliebt und verehrt von den Seinen, denen er der beste Gatte und der fürsorgendste Vater war, durch Bücher, Zeitungen und einen großen Freundeskreis geistig hochstehender Männer (wie Otto Pfleiderer, Lasson, Döring u. a.) lebendig mit der Außenwelt verbunden, ohne doch selbst mit in ihr Getriebe hineingerissen zu werden, »weltabgeschieden (wie er selbst schrieb), aber nicht weltfremd«, vielmehr alle Wandlungen des Zeitgeistes, alle politischen Ereignisse ebenso wie alle wissenschaftlichen Neuerscheinungen von seiner stillen Warte aus aufmerksamen Blickes verfolgend und selbst immer wieder mit der Feder in sie eingreifend — so schuf H. in den 37 Jahren nach Erscheinen der »Philosophie des Unbewußten«, neben einer Unzahl von kleineren Schriften und Aufsätzen verschiedensten Inhalts, eine lange Reihe monumentaler philosophischer Werke, denen unsere Gegenwart jedenfalls nichts und auch die Vergangenheit nur wenig Gleichwertiges an die Seite zu stellen hat. Das erste Jahrzehnt von 1868—1878 brachte neben den bereits erwähnten erkenntniskritischen, naturphilosophischen und metaphysischen Arbeiten noch mehrere bedeutsame Beiträge zur Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft: wie z. B. die Aufsätze »Anfänge naturwissenschaftlicher Selbsterkenntnis« (1873, mit Bezug auf Du Bois-Reymonds viel besprochene Ignorabimus-Rede) und »Ernst Haeckel als Vorkämpfer der Abstammungslehre« (1874). Dazu die ersten Versuche auf dem Gebiete der Ästhetik und der Geschichte der Philosophie, wie die Aufsätze: »Zur Ästhetik des Dramas« (1868 und 1875), »Das Problem des Tragischen« (1868), »Shakespeares Romeo und Julie« (1873), »Zur Geschichte der Ästhetik« (1871), »Ein chinesischer Klassiker« (1870), »Das philosophische Dreigestirn des 19. Jahrhunderts« (1875) u. a. m. — alle später vereinigt in den »Studien und Aufsätzen« (1875). Auch die zuerst (1870) unter einem Decknamen (F. A. Müller) veröffentlichten, im Lärm des großen Kriegsjahres aber kaum beachteten »Briefe über die christliche Religion« fallen in diese erste Periode und legen Zeugnis dafür ab, mit welcher Gründlichkeit H. sich schon zu Anfang seiner Laufbahn in die geschichtlichen Urkunden des Christentums versenkt hat, und wie er tatsächlich der gewaltigste Gegner ist, der dieser Religion bisher überhaupt erstanden ist.

Das zweite Jahrzehnt brachte dann zunächst »Die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins« (1879): die erste und bis auf diesen Tag die einzige, dem Gegenstand in seinem ganzen Umfange wirklich gerecht werdende »ethische Prinzipienlehre«: d. h. eine systematische Entwicklung der mannigfaltigen Erscheinungsformen des sittlichen Bewußtseins in ihrem inneren Zusammenhange, mit kritischer Abwägung jeder einzelnen von ihnen und »mit besonderer Rücksicht auf brennende soziale und kirchliche Fragen der Gegenwart«. Dann folgte im Jahre 1880, als H.s junge Frau nach der Geburt eines ersten rasch wieder verstorbenen Söhnchens im Wochenbett

ernstlich erkrankte, während er selbst mit einer neuen schweren Kniegelenkentzündung darniederlag, aus eigenster Lebenserfahrung heraus geschrieben die tief schürfende Abhandlung über »Die Bedeutung des Leides«. Sie erschien mit verschiedenen anderen Arbeiten, worunter besonders noch der Aufsatz über »Kant als Vater des modernen Pessimismus« als bedeutsam zu nennen ist, vereinigt in einem Bändchen »Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus«. Und ihr gesellte sich noch im selben Jahre eine neue Schrift wesentlich theologischen Inhalts »Die Krisis des Christentums in der modernen Theologie«, die zusammen mit ihrer Vorgängerin über »Die Selbstzersetzung des Christentums« (1874) in kurzen Zügen schon das Programm der H.schen Religionsphilosophie enthielt. Diese selbst folgte dann in den beiden nächsten Jahren: erst der historisch-kritische Teil »Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengange seiner Entwicklung« (1881) und dann der systematische Teil »Die Religion des Geistes« (1882). Und an sie schloß sich wenige Jahre später schon das nächste große Werk des Denkers: die Ästhetik, und zwar ebenfalls in zwei Teilen: einer kritischen Geschichte der »Deutschen Ästhetik seit Kant« (1886) und einem systematischen Ausbau der »Philosophie des Schönen« (1887). — Damit war die Philosophie des Bewußtseins durch H. in ihrem vollen Umfange erschöpft: das sittliche, das religiöse und das ästhetische Bewußtsein. Und zwar im Laufe eines einzigen Jahrzehntes und durch fünf große Werke von wahrhaft klassischer Vollendung: alle gleichermaßen ausgezeichnet durch ihre Tiefe, wie durch ihre Klarheit, durch ihren unübertroffenen Gedankenreichtum, wie durch ihre wundervolle Form, besonders ihren großartigen, übersichtlichen Aufbau. Und daneben hatte der unermüdliche Denker mit seiner wohl einzig dastehenden Schaffenskraft noch Zeit gefunden, nicht nur die Erziehung seiner Kinder zum großen Teil selbst in die Hand zu nehmen, sondern auch mit einer ganzen Reihe von kleineren Schriften und Aufsätzen in die wissenschaftlichen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Kämpfe des Tages einzugreifen, so daß wir aus dieser Zeit von ihm u. a. noch »Die politischen Aufgaben und Zustände des Deutschen Reiches« (1881, in zweiter erweiterter Auflage unter dem Titel »Zwei Jahrzehnte deutscher Politik« 1889), »Die modernen Probleme« (1886 mit einer großen Abhandlung über den Somnambulismus), »Das Judentum in Gegenwart und Zukunft« (1885), »Die philosophischen Fragen der Gegenwart« (1885) und die Schrift über den »Spiritismus« (1885) zu verzeichnen haben.

Die nächsten acht Jahre nach dem Erscheinen der Ästhetik brachten auf philosophischem Gebiete nur eine kleinere systematische Arbeit »Das Grundproblem der Erkenntnistheorie« (1889) und daneben auf der einen Seite das Schriftchen über »Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome« (1893), auf der anderen »Die sozialen Kernfragen« (1894), ein »Ergebnis dreißigjähriger Studien und Reflexionen«: gefolgt von den »Tagesfragen« (1896), einer Sammlung von Aufsätzen allgemeineren, teils politischen Inhalts. Im übrigen waren diese acht Jahre mit philosophiegeschichtlichen Studien ausgefüllt, als deren erste kleinere Früchte im Jahre 1888 eine Kritik von »Lotzes Philosophie« und im Jahre 1893 eine Darstellung von »Kants Erkenntnistheorie und Meta-

physik in den vier Stadien ihrer Entwicklung« erschienen. Dann aber folgte, nach solcher Zeit der Sammlung und Einkehr auf philosophischem Gebiete, von 1896 in raschen Absätzen wieder eine Reihe großer und schwerwiegender Werke. Zuerst (1896) die »Kategorienlehre«: das theoretische Hauptwerk H.s, ohne Frage eine der bedeutendsten Leistungen der ganzen neueren Philosophie. Dann die zweibändige »Geschichte der Metaphysik« (1899 und 1900). Dann »Die moderne Psychologie«: eine kritische Geschichte der deutschen Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1901). Dann »Die Weltanschauung der modernen Physik«: eine Naturphilosophie der unorganischen Natur, gestützt auf die neuesten Ergebnisse der physikalischen Forschungen (1903). Dann »Das Christentum des Neuen Testaments«: die zweite, zum Teil umgearbeitete Auflage der früher erwähnten »Briefe über die christliche Religion« (1905). Und schließlich »Das Problem des Lebens«: eine Reihe von Studien über alle wichtigeren Probleme der Lebensforschung nach dem heutigen Stande der Wissenschaft, verbunden mit einem geschichtlichen Rückblick auf die Entwicklung der modernen Biologie seit den Tagen Darwins (1906). Und neben diesen größeren Werken, die (nach Professor L. Steins Urteil) den Denker überall »in höchster Reife und Vollendung« zeigen: den ganzen von der Gegenwart angehäuften Schatz von Erfahrungstatsachen auf dem Gebiete der Natur-, wie auf dem der Geisteswissenschaften mit vollkommener Sicherheit beherrschend und gedanklich zur Einheit einer innerlich geschlossenen Weltanschauung verknüpfend — neben diesen fünf oder sechs größeren Werken brachte dasselbe fruchtbare Jahrzehnt an kleineren Arbeiten u. a. noch eine Darstellung von »Schellings philosophischem System« (1897), eine tief eindringende Kritik von »Wundts System der Philosophie« (1898. Preußische Jahrbücher Bd. 66), »Ethische Studien« (1898), eine Reihe von Beiträgen »Zur Zeitgeschichte« (1900) und verschiedene wichtige Aufsätze über Aug. Weismann, Joh. Reinke, H. Driesch, Wilh. Ostwald, Dorners Religionsphilosophie, »Die letzten Fragen der Erkenntnistheorie und Metaphysik«, »Die allotrope Kausalität«, »Die Unermeßlichkeit der Welt«, den »Wert der Welt« und »Die Grundlage des Wahrscheinlichkeitsurteils«. Ja, in der gleichen Zeit entstand auch noch ein achtbändiges »System der Philosphie im Grundriß«, das, im Herbst 1905 abgeschlossen, noch einmal die ganze Lebensarbeit H.s in gedrängter Darstellung zusammenfaßt und im Laufe der nächsten zwei Jahre (1908 und 1909) vollständig erscheinen soll. Und auch damit war die Schaffenslust und Kraft des großen Denkers nicht erschöpft. Sein nächstes Werk sollte eine »Philosophie der Geschichte« werden. Und schon war er, geistig frisch wie nur je, seit Ende 1905 mit den Vorarbeiten dazu beschäftigt, als ihn im April 1906 ein schon lange sich vorbereitendes Magenleiden auf das Krankenlager warf und nach acht qualvollen Wochen am 5. Juni der Tod ihn erlöste. An seinem Grabe aber schloß der erwähnte Freund des Hauses und geistvolle Theologe Prof. D. O. Pfleiderer seine tief empfundene Trauerrede mit den Worten: »Früher, als wir alle es gedacht, hat die tödliche Erkrankung ihm die Feder aus der fleißigen Hand genommen. Dennoch ist sein Lebenswerk vollendet. Es liegt vor uns in seinen Schriften als der gewaltige Gedankenbau, auf der Erde fußend und zum Himmel ragend, Zeit und Ewigkeit, Natur und Geist,

Gott und Welt in Einheit zusammenschließend. Und es steht vor uns in dem harmonischen Bilde seiner Persönlichkeit, in deren unvergeßlichen Zügen die heitere Ruhe des Weisen geschrieben stand, aus deren schönen, strahlenden Augen die Klarheit des Geistes und die Güte des Herzens zu uns sprach.« —

Freilich, es waren nur wenige, die es wirklich wußten, was die Wissenschaft, was unser Volk und was die gesamte Kulturmenschheit an Eduard v. Hartmann verloren hatte. Wohl widmeten alle größeren Tageszeitungen und Zeitschriften Deutschlands seiner Persönlichkeit, wie seinem vielseitigen Schaffen ehrenvolle Nachrufe. Aber ein richtiges Verständnis für die eigentliche philosophische Bedeutung des Mannes verrieten doch nur die allerwenigsten dieser Auslassungen. Und die, deren Aufgabe es gewesen wäre, ihre Zeitgenossen gerade darüber aufzuklären: die amtlichen Vertreter der Philosophie verhielten sich schweigend. Nur Professor L. Stein hielt in der Aula der Universität Bern vor zahlreicher Versammlung eine würdige Gedächtnisrede auf den »ersten Denker deutscher Zunge«. Und in Berlin veranstaltete die philosophische Gesellschaft eine Feier zu Ehren des Verstorbenen. Aber von den persönlichen Freunden H.s wie Professor Lasson, Döring u. a. abgesehen, glänzten auch hier, wie am Grabe H.s, die Universität und die Behörden — durch Abwesenheit. Und doch bricht sich, allen lange angehäuften Vorurteilen zum Trotz, die Einsicht in die wahre Bedeutung des Mannes heute auch in den Fachkreisen langsam Bahn. Schon i. J. 1888 war H. in dem Kieler Professor Aug. Krohn ein warmer Freund und Bewunderer erstanden, der in ihm »den einzigen Vertreter des deutschen Geistes« sah, »der sich der mächtigen Zeit unserer politischen Wiedergeburt in Rat und Tat gewachsen gezeigt habe«. Auch Franz Hoffmann (in Würzburg) und G. Glogau (in Kiel) näherten sich, jener in den achtziger, dieser in den neunziger Jahren H. Und wie der eine in seinen eigenen Gedanken vielfach durch ihn beeinflußt wurde, so suchte ihm der andere, freilich infolge des Widerstandes der Jesuiten vergeblich, noch einen Lehrstuhl zu verschaffen. Aber ihre Stimmen verhallten, ebenso wie die älteren von Professor Lasson und Volkelt, ungehört in der allgemeinen Abneigung gegen die »Philosophie des Unbewußten«: um so mehr, da Krohn und Glogau, beide rasch nacheinander, in frühen Jahren starben. Und so mußte der bedeutendste Schüler H.s, Professor A. Drews, sich noch Ende der neunziger Jahre mit einem Lehrstuhl an der Technischen Hochschule in Karlsruhe begnügen. Heute aber liegen die Sachen wesentlich anders. Haben doch jene wissenschaftlichen Richtungen oder Lehren, die H. seinerzeit feindselig gegenüberstanden und seine Ansichten wütend bekämpften oder meist ungehört verdammten, inzwischen selbst mehr oder weniger abgewirtschaftet. So in der Philosophie besonders die neukantische Richtung und der ganze ebenso unfruchtbare, wie widerspruchsvolle Skeptizismus oder Agnostizismus; in der Naturwissenschaft aber der dogmatische Materialismus und mechanische Darwinismus mit seinem Aberglauben an den Stoff und die Allmacht der natürlichen Zuchtwahl. Ja, die allerneueste Biologie bewegt sich unverkennbar in den Bahnen, die ihr H. schon vor 35 Jahren vorgezeichnet hat. Und wo dessen Werke »zufällig« einem der Jüngeren in die Hände fallen, da finden sie ein lautes Echo. So erklärt z. B. der bekannte Physiker Chwolson (in Petersburg), er habe H.s »Weltanschauung der modernen Physik«, dieses »großartige

Werk des berühmten Denkers«, »mit staunender Bewunderung studiert« und mehr daraus gelernt als von allen seinen Fachgenossen. Joh. Reinke (in Kiel) rechnet die Schrift »Wahrheit und Irrtum im Darwinismus« zu dem Besten, was je über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, und fragt erstaunt, »wie war es möglich, daß wir Botaniker und Zoologen eine so wichtige Arbeit nicht kennen lernten?« Hans Driesch (in Heidelberg) bezeichnet H.s Untersuchungen über das Wesen des Lebens als »außerordentlich bedeutungsvoll, da sie zum ersten Male bewußt aus dem Leben gewonnene Grundbegriffe den grundlegenden Begriffen des Anorganischen gegenüberstellen«. Und der bekannte geistvolle Philosophiehistoriker Windelband nennt H.s »Kategorienlehre« mit Recht »die bedeutendste Erscheinung auf diesem Gebiete seit Hegels Logik« und das »großartigste Erzeugnis begrifflicher Architektonik, das die letzten Jahrzehnte in Deutschland gezeitigt haben«. Und so ist es denn heute wirklich nur noch eine Frage der Zeit, wann H.s gewaltiges Lebenswerk auch in der Zunft allgemeine Anerkennung finden wird. —

Es erübrigt nun nur noch, hier einen kurzen Überblick über die geschichtliche Stellung, sowie die Grundgedanken und den inneren Zusammenhang seines ganzen Systems zu geben. H.s Methodenlehre bildet den Abschluß aller neueren Untersuchungen auf diesem Gebiete von Descartes bis zur Gegenwart. Denn er zuerst hat grundsätzlich mit der auch von Kant für die Philosophie noch festgehaltenen Forderung einer unbedingten Gewißheit gebrochen, und indem er das wirkliche Sein als unbewußtes der unmittelbaren Erfahrung des Bewußtseins entrückte, auch die Unmöglichkeit einer mehr als bloß wahrscheinlichen Erkenntnis dargetan. So ist nicht Kant, wie man gewöhnlich sagt, sondern erst H. der Begründer einer wahrhaft kritischen Philosophie geworden. Er zuerst hat die Bahn für eine induktive Philosophie frei gemacht und diese so in Hinsicht der Methode, wie in Hinsicht der Zuverlässigkeit ihrer Erkenntnis mit den einzelnen Sonderwissenschaften auf eine Linie gestellt, indem er die Aufgabe aller realen Wissenschaft dahin bestimmte, von der gegebenen Erfahrung des Bewußtseins auf das Jenseits des Bewußseins oder das Jenseits der Erfahrung zu schließen. — Damit übereinstimmend führt H. in der Erkenntnistheorie den transzendentalen Idealismus Kants durch Aufdecken seiner wahren Folgen ad absurdum, zieht die von Kant und allen seinen Anhängern im Widerspruch mit ihren Grundsätzen verstohlen eingeschmuggelten realistischen Annahmen ans Licht und erweitert sie zu einem folgerichtig durchgeführten »transzendentalen Realismus«, der den berechtigten Kern des Idealismus (nämlich die Einsicht in die Unmöglichkeit einer unmittelbaren Erfahrung von irgendeinem Sein jenseits des Bewußtseins) und den berechtigten Kern des naiven Realismus (nämlich den Glauben an das Dasein und die Erkennbarkeit einer außerbewußten natürlichen Wirklichkeit) in sich aufnimmt, ihre beiderseitigen Irrtümer und Einseitigkeiten aber ausscheidet und so tatsächlich die höhere Synthese ihrer relativen Wahrheiten darstellt. — In der Naturphilosophie verwirft H. die reine Stoffbewegungslehre oder Hylokinetik ebenso wie die moderne qualitative Energetik (Ostwalds u. a.) und stellt beiden seinen atomistischen Dynamismus gegenüber, der den Glauben an einen außerhalb des Bewußtseins wirklich daseienden

Stoff als widersinnig und zu keiner Erklärung etwas taugend bekämpft, die Materie in ein bloßes System gesetzmäßig bestimmter Atom- und Zentralkräfte auflöst und die verschiedenen Energieformen als bloße Gesamtergebnisse aus verschiedenartig zusammengesetzten mechanischen Energien der Atome und Moleküle betrachtet. In der Biologie aber ist H. der Vorkämpfer und bedeutendste Vertreter des Neovitalismus. Wie er, ohne die Wahrheit der Abstammungslehre zu verkennen, doch die Irrtümer der Darwinschen Zuchtwahllehre am frühesten durchschaut hat, so hat er auch die Unzulänglichkeit jeder mechanistischen Ansicht gegenüber den biologischen Fragen von jeher betont und zur Erklärung des Lebens die Annahme besonderer immechanischer und überenergetischer, nach eigenen höheren Gesetzen unbewußt wirkender Kräfte gefordert. — Dem entspricht seine Psychologie, die den Materialismus ebenso wie die reine Bewußtseinsseelenlehre bekämpft, zur Erklärung der gegebenen, aber aus sich selber schlechterdings unverständlichen Bewußtseinserscheinungen außer den materiellen Dispositionen und mechanischen Energien des Gehirns noch vorbewußte Seelentätigkeiten oder synthetische Intellektualfunktionen (= Kants Kategorien) annimmt, Wille und Vorstellung als die beiden untrennbar zusammengehörigen Seiten dieser unbewußten Seelentätigkeit betrachtet und an die Stelle des bloßen Parallelismus körperlicher und bewußt geistiger Vorgänge eine mittelbare, eben durch jene unbewußte Tätigkeit der Seele vermittelte Wechselwirkung zwischen Körper und Bewußtsein setzt. — H.s Metaphysik aber gründet sich auf den Gedanken, daß Natur und Geist oder gesetzmäßig bestimmte Kraftäußerung und vorstellungsmäßig bestimmter Wille am letzten Ende eins und dasselbe seien, und daß beide, Wille und Vorstellung (oder Kraft und Gesetz) im Verein den Urgrund der doppelseitigen (subjektividealen und objektivrealen) Erscheinungswelt bilden. Diese Metaphysik ist also zunächst »Identitätsphilosophie«, aber mittelbare im Gegensatz zu der bisherigen Behauptung einer unmittelbaren Einheit von Bewußtsein und wirklichem Sein. Sie ist ferner (wie schon bemerkt) eine Synthese der Hegelschen Allvernunftslehre und der Schopenhauerschen Allwissenslehre, insofern sie die Vernunft (oder Vorstellung) und den Willen als die beiden zusammengehörigen Attribute, Eigenschaften oder Wesensbestimmungen eines unbewußten Allgeistes auffaßt (Panpneumatismus). Sie ist »Idealrealismus«, insofern sie den Inhalt der gegebenen Erscheinungswelt durch die Vernunft (Idee oder unbewußte Vorstellung), ihr wirkliches Sein oder Da-Sein aber durch den Willen bestimmt sein läßt. Sie ist »konkreter Idealismus«, insofern sie an Stelle der abstrakten, mit bewußten menschlichen Begriffen verwechselten Ideen Platos und all seiner Nachfolger eine einheitliche, aber in sich gegliederte, durchaus konkrete Idee oder unbewußte Vorstellungstätigkeit setzt, die in sich ebenso bestimmt und mannigfaltig ist, wie die vielheitliche Erscheinungswelt, deren übersinnlichen Bestimmungsgrund sie bildet. Und sie ist »konkreter Monismus«, insofern sie im Gegensatz zu Plotin, Spinoza und allen anderen Pantheisten die Wirklichkeit der Welt und ihrer konkreten Erscheinungen trotz der Einheit ihres wesenhaften Grundes festhält und so die Wahrheit des Individualismus mit der des Monismus verbindet. Damit aber ist sie die erste wissenschaftlich begründete Form des »Pantheismus«, während alle früheren nur Erzeugnisse entweder der bloßen Ahnung oder der mystischen Sehnsucht

oder einer die Wirklichkeit vergewaltigenden und überfliegenden Phantasie waren.

In der Axiologie oder Wertschätzung des Lebens und der Welt bekämpft H. ebenso den einseitigen Pessimismus Schopenhauers, wie den einseitigen Optimismus Leibnizens oder Hegels und verbindet die Einsicht in den Leidüberschuß des Lebens (eudämonologischer Pessimismus) mit dem Glauben an den zweckmäßigen Entwicklungsfortschritt (teleologischer Optimismus). Der Pessimismus hat bei ihm nichts mit gefühlsmäßigem, tatenlosem Weltschmerz zu tun. Er ist in theoretischer Hinsicht reines, gefühlsfreies Wissen um das überwiegende Leid des Daseins und in praktischer Hinsicht die Voraussetzung ebenso des religiösen, wie des sittlichen Bewußtseins, insofern er uns dort mit der Sehnsucht nach Erlösung erfüllt und hier (genau wie bei Kant) zum Beweggrunde wird, auf alles selbstsüchtige Streben zu verzichten und in sittlicher Hingabe mitzuarbeiten an der zweckmäßigen Entwicklung des Ganzen. — Dementsprechend bekämpft H. in seiner Ethik (in Übereinstimmung mit Kant) ebenso allen Eudämonismus wie alle Heteronomie (Fremdgesetzgebung) und fordert eine »autonome Moral« oder sittliche Selbstbestimmung, wobei er aber (im Gegensatz zu Kant und Schopenhauer) den sittlichen Triebfedern des Geschmacks, des Gefühls und der Vernunft gleichmäßig Rechnung trägt und sich bei der Frage nach den Zielen und dem letzten Grunde der Sittlichkeit zugleich (mit Hegel) auf den Glauben an eine zweckmäßige Entwicklung und (mit Schopenhauer) auf den Gedanken der Alleinheit alles Seienden stützt. — In der Religionsphilosophie berücksichtigt H. Vorstellung, Gefühl und Wille gleichmäßig, erweitert den Begriff des Gottesmenschen zu dem der Gottmenschheit, betont die Einheit von Glauben und Gnade, verwirft alle Fremderlösung zugunsten einer Selbsterlösung des begnadeten, gottdurchwalteten Menschen und erstrebt eine Vereinigung der wertvollen Bestandteile des Christentums und der des Buddhismus oder eine Überwindung des jüdisch-christlichen Theismus und des abstrakten Monismus der Inder durch den Fortgang zu der höheren, sie beide in sich aufhebenden Stufe des konkreten Monismus: d. h. zu der Religion des unpersönlichen Gottesgeistes, die er ebenso historisch durch immanente Kritik jener beiden großen geschichtlichen Religionsformen, wie psychologisch durch Untersuchung und Deutung der gegebenen Erfahrungstatsachen des religiösen Bewußtseins begründet. — In der Ästhetik endlich bekämpft er den abstrakten Idealismus, der die wahre Schönheit in einer Welt übersinnlicher Ideen sucht (Plato, Plotin, Schelling, Schopenhauer u. a.), ebenso wie den abstrakten Formalismus, der sie nur in der sinnlichen Form finden möchte (Herbart), und sucht die richtige Mitte zwischen beiden Einseitigkeiten in einem konkreten Idealismus, der (mit Hegel) das Schöne als »das sinnliche Scheinen der Idee« auffaßt, den Begriff des »ästhetischen Scheines« (im Anschluß an Schiller) weiter ausbildet und die psychologischen Bedingungen des künstlerischen Schaffens und Empfindens in ihrer Bedeutung voll anerkennt, aber ohne sie (mit der rein empirischen oder psychologischen Ästhetik) für seine letzten Ursachen zu halten und in ihnen einen Aufschluß über das eigentliche Wesen des Schönen zu suchen.

So erstreckt sich Hartmanns System über alle Gebiete der Philosophie. Auf allen hat er die bisherigen Untersuchungen vertieft oder bis zu Ende

geführt, auf allen die fruchtbaren Keime oder Ansätze seiner Vorgänger zur Entfaltung gebracht und selbst wieder fruchtbare Keime in unermeßlicher Fülle ausgestreut. Ja, man kann, ohne zu übertreiben, ruhig sagen: in der ganzen Geschichte der Philosophie gibt es kein anderes System mehr, das so den Zusammenhang mit der ganzen Gedankenarbeit der Vergangenheit wahrt und zugleich die sämtlichen Erfahrungen der Gegenwart in sich aufgenommen hat, — keines, das so allumfassend und so gewissenhaft in allen seinen Teilen durchgearbeitet ist, — keines, bei dem alle Ergebnisse aus hundert verschiedenen Gedankenreihen so genau zusammenpassen und sich so zur Einheit zusammenschließen, wie bei H. Die konkret-monistische Philosophie Hartmanns ist der erste große induktiv begründete Bau einer wahrhaft einheitlichen Weltanschauung. Und wenn die Nachwelt sich erst gründlicher in das Studium seiner Werke versenkt, dann wird H. auch allgemeiner als das anerkannt werden, als was er von den wenigen, die ihn und den ganzen Umfang seiner Lebensarbeit heute wirklich kennen, schon bei seinem Tode verehrt worden ist: als einer der größten Denker des deutschen Volkes. —

Anhang: Eduard von Hartmanns Schriften: A. Systematische Werke: 1. Das Problem der Erkenntnistheorie (1871. Dritte Auflage 1889). — 2. Kategorienlehre (1896). — 3. Das sittliche Bewußtsein (1879. Zweite Auflage 1886). — 4. Die Religion des Geistes (1882. Dritte Auflage 1907). — 5. Philosophie des Schönen (1887). — 6. Philosophie des Unbewußten (1868. Elfte Auflage 1904). Drei Bände: der erste mit einem längeren Vorwort (57 S. enthaltend: a) Mein Verhältnis zu früheren Philosophen. b) Der Zusammenhang meiner Schriften. c) Der Begriff des Unbewußten. d) Zur Geschichte der Philosophie des Unbewußten) und einem Anhange: »Zur Physiologie der Nervenzentra«; der dritte mit den Schriften: »Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Deszendenztheorie«, »Wahrheit und Irrtum im Darwinismus« und »Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Philosophie des Unbewußten«. — 7. System der Philosophie im Grundriß (1907/09) in acht Teilen: und zwar, Erkenntnislehre, Naturphilosophie, Psychologie, Metaphysik, Axiologie (oder Wertlehre), Ethik, Religionsphilosophie und Ästhetik.

B. Historisch-kritische Arbeiten: 8. Das religiöse Bewußtsein der Menschheit (1881/1888. Dritte Auflage 1906). — 9. Das Christentum des Neuen Testaments (1870 »Briefe über die christliche Religion«. Zweite Auflage 1905). — 10. Die Krisis des Christentums in der modernen Theologie (1880/1888). — 11. Geschichte der Metaphysik (1899/1900). Erster Band: bis Kant. Zweiter Band: seit Kant. — 12. Kants Erkenntnistheorie und Metaphysik in den vier Perioden ihrer Entwicklung (1893). — 13. Kritische Grundlegung des transzendentalen Realismus (Erste Auflage unter dem Titel »Das Ding an sich und seine Beschaffenheit«. 1871 b. 1875. Dritte Auflage 1889). — 14. Schellings philosophisches System (1897). — 15. Über die dialektische Methode (1868). — 16. Lotzes Philosophie (1888). — 17. I. H. von Kirchmanns erkenntnistheoretischer Realismus. — 18. Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart (Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten. 1874/1877). — 19. Die deutsche Ästhetik seit Kant (1886). — 20. Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus (1880/1892). Inhalt: Die Axiologie und ihre Gliederung. Die Stellung des Pessimismus in meinem System. Plotins Axiologie. Kant als Vater des modernen Pessimismus. Der Pessimismus in der Lyrik. Ist der Pessimismus schädlich? kann er erziehlich wirken? führt er zum Selbstmord? ist er wissenschaftlich zu begründen? Die Lust als kritischer Wertmaßstab. Dörings philosophische Güterlehre. Der Pessimismus und der Gottesbegriff. Die Bedeutung des Leides. — 21. Philosophische Fragen der Gegen-

wart (1885). Inhalt: Die Schicksale meiner Philosophie. Mein Verhältnis zu Schopenhauer. Die Schopenhauersche Schule. Philosophie und Christentum. Übersicht der wichtigsten philosophischen Standpunkte. Zur Pessimismusfrage. Zur Religionsphilosophie. Was ist Nirvana? Indische Gnosis oder Geheimlehre. Die Grundbegriffe der Rechtsphilosophie. Kant und die heutige Erkenntnistheorie. Die Realdialektik. — 22. Kritische Wanderungen durch die Philosophie der Gegenwart (1889). Inhalt: Zur Geschichte der neuesten Philosophie. Zu Schopenhauers hundertjährigem Geburtstage. Mein Verhältnis zu Hegel. Wundts Ethik. Die Motivation des sittlichen Willens. Eine neue dialektische Form der Mystik. Zur Erkenntnistheorie. Die Ergebnisse der modernen Sprachphilosophie. — 23. Ethische Studien (1898): Unterhalb und oberhalb von Gut und Böse. Nietzsches neue Moral. Stirners Verherrlichung des Egoismus. Die antike Humanität. Heteronomie und Autonomie. Der Wertbegriff und der Lustwert. Ethik und Eudämonismus. Religionsphilosophische Thesen. — 24. Die moderne Psychologie: eine Geschichte der deutschen Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1901). — 25. Die Weltanschauung der modernen Physik (1902). — 26. Das Problem des Lebens: biologische Studien (1906). Inhalt: Die Abstammungslehre seit Darwin. Mechanismus und Vitalismus in der modernen Biologie. Die qualitative Energetik. Organisches und Unorganisches. Die Zelle. Die stammesgeschichtliche Entwicklung der mehrzelligen Organismen. Die regulatorischen Leistungen des Organismus. Der Tod. Die Vererbung. Die Bedeutung der geschlechtlichen Fortpflanzung. Die stammesgeschichtliche Entwicklung der Säugetiere und des Menschen. Das Lebensprinzip. Energetik, Mechanik und Leben. Die Finalität im Verhältnis zur Kausalität. Die psychophysische Kausalität. — 27. Noch nicht gesammelte wissenschaftliche Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften: Die Grundlagen des Wahrscheinlichkeitsurteils (Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie. Mai 1904). Die letzten Fragen der Erkenntnistheorie und Metaphysik (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Bd. 108). Transzendentaler Idealismus und Realismus (ebenda Bd. 99). Zum Begriff der Kategorialfunktion (ebenda Bd. 115). Wundts System der Philosophie (Preußische Jahrbücher Bd. 66). Ein Neuschellingianer (Portig; ebenda Bd. 78, Heft 3). Moderne Naturphilosophie (Ostwald; ebenda Bd. 109). Dorners Religionsphilosophie, (ebenda Bd. 114). Fechners Universalbewußtsein (in der »Sphinx« Juni 1891). Die allotrope Kausalität (Archiv für systematische Philosophie. 1898. Bd. V, Heft 1). Ein neuer Schopenhauerianer (Karl Peters; in der Gegenwart 1883 Nr. 24). Robert Hamerling als Philosoph (ebenda 1891, Nr. 1).

C. Populäre Schriften: (9). Das Christentum des Neuen Testaments (1870/1905). — 28. Die sozialen Kernfragen (1896. In billiger Volksausgabe, 1907, in A. Reimanns deutscher Bücherei). — 29. Gesammelte Studien und Aufsätze (1876. Dritte Auflage 1888). Inhalt: Mein Entwicklungsgang. Über wissenschaftliche Polemik. Leibniz als politischer Optimist. Der Kampf zwischen Kirche und Staat. Prinzip und Zukunft des Völkerrechts. Ein chinesischer Klassiker. Symptome des Verfalls im Künstler- und Gelehrtentum. Das Gefängnis der Zukunft. Das schönste Denkmal des Dichters. Zur Ästhetik des Dramas. Das Problem des Tragischen. Ältere und moderne Tragödienstoffe. Shakespeares Romeo und Julie. Der Ideeninhalt in Goethes Faust. Schillers philosophische Gedichte. Aus einer Künstlerwerkstatt (Otto Ludwig). Zur Geschichte der Ästhetik. Naturforschung und Philosophie. Anfänge naturwissenschaftlicher Selbsterkenntnis. Ernst Haeckel als Vorkämpfer der Abstammungslehre in Deutschland. Die Lebenskraft. Das Wesen des Gesamtgeistes. Atomismus und Dynamismus. Schopenhauer und die Farbenlehre. Das philosophische Dreigestirn des 19. Jahrhunderts: Schelling, Hegel, Schopenhauer. — 30. Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage (1881/1889). — 31. Moderne Probleme (1885/1888). Inhalt: Was sollen wir essen? Unsere Stellung zu den Tieren. Die Gleichstellung der Geschlechter. Die Lebensfrage der Familie. Die heutige Geselligkeit. Die Wohnungsfrage. Moderne Unsitten. Zur Reform des Universitätsunterrichts. Das Philosophiestudium auf den Universitäten. Die Überbürdung der Schuljugend. Die preußische Schulreform von 1882. Der Streit um

die Organisation der höheren Schulen. Der Bücher Not. Die epidemische Ruhmsucht unserer Zeit. Der Somnambulismus. — 32. Tagesfragen (1896). Inhalt: Steuern wir einer Plutokratie entgegen? Die Gefahr der Demokratie. Unsere Verfassung. Der Niedergang der Volksvertretung. Die Reform der Volksvertretung. Die kirchlichen Zustände in Preußen. Die Jungfernfrage. Der Zweikampf. Das Spiel. Lotterie und Totalisator. Die preußische Schulreform von 1892. Der deutsche Unterricht im Gymnasium. Das Ende des naturwissenschaftlichen Zeitalters. Freie und unfreie Künste. Über Schriftstellerei, Erfolg und Kritik. Das Philosophiestudium durch Lektüre. Wie wird man Philosoph? — 33. Zur Zeitgeschichte: neue Tagesfragen (1900). Inhalt: Europäische Politik und Weltpolitik. Der Neutralitätsvertrag mit Rußland. England und Deutschland. Ein Rückblick auf das alte Jahrhundert. Ein Ausblick auf das neue Jahrhundert. Sozialdemokratie und Anarchismus als Abspaltungen aus dem Liberalismus. Die Kampfmittel gegen die Sozialdemokratie. Die agrarische Frage. Die Kreditwirtschaft. Das heutige Gymnasium. Die Kanalfrage. — 34. Das Judentum in Gegenwart und Zukunft (1885). — 35. Zur Reform des höheren Schulwesens (1875). — 36. Die Selbstzersetzung des Christentums und die Religion der Zukunft (1874. Dritte Auflage 1888). — 37. Der Spiritismus (1885; 1898). — 38. Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome (1891). — 39. Dramatische Dichtungen (Pseudonym: Karl Robert, 1871). — Noch nicht gesammelte Aufsätze allgemeinverständlichen Inhalts: Ein Umschwung in der modernen Biologie (Reinke; in der »Gegenwart«. 1902 Nr. 1). Ein vitalistischer Zoolog (H. Driesch; ebenda 1902 Nr. 27). Weismanns Neudarwinismus (in »Nord und Süd«. Sommer 1904). Die Unermeßlichkeit der Welt (Preußische Jahrbücher Bd. 101, Heft 2). Der Individualismus der Gegenwart (ebenda Bd. 96, Heft 21). Wundts Weltanschauung (in der »Gegenwart«. 1901, Nr. 27/28). Zur Geschichte der christlichen Religion (ebenda 1900, Nr. 14). Das Wesen des Christentums in neuester Beleuchtung (gegen Ad. Harnack; in der »Gegenwart«. 1901, Nr. 1). Das Wesen des Christentums (ebenda 1901, Nr. 14 und 15). Der Wert der Welt (in »Deutschland«. März und April 1903).

Schriften über Eduard von Hartmann und seine Philosophie: Arthur Drews, Professor der Philosophie zu Karlsruhe: Ed. von Hartmanns philosophisches System im Grundriß. (Nächst den Werken des Philosophen selbst die Hauptquelle für alle Hartmanniana. Mit Porträt. Zweite vermehrte Ausgabe. Heidelberg, Karl Winter. 1906). Derselbe: Das Lebenswerk Ed. von Hartmanns (Theod. Thomas, Leipzig 1907). Derselbe: Die Lebensanschauung Ed. von Hartmanns (in der Zeitschrift: »Leben«. Herbst 1906). O. Plümacher: Der Kampf ums Unbewußte. Mit einem chronologischen Verzeichnis der Hartmannliteratur bis 1890 (1880. Zweite Auflage 1890). Dieselbe: Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart (Heidelberg, Weiß. 1883; 1888). Max Schneidewin: Lichtstrahlen aus Ed. von Hartmanns Werken (H. Haacke, Sachsa 1881). Derselbe: Offener Brief an Ed. von Hartmann (zum 50. Geburtstage des Philosophen. 1892). Theod. Kappstein: Ed. von Hartmann; eine Einführung in seine Gedankenwelt. Vorlesungen gehalten an der freien Hochschule Berlin. Mit Porträt und Faksimile. (Fr. A. Perthes, Gotha 1907). — Dr. Raphael Koeber »Das philosophische System Ed. von Hartmanns« (1884. Heute längst veraltet). — Joh. Volkelt »Das Unbewußte und der Pessimismus« (1873. Heute ebenfalls veraltet). — Eine Darstellung der Hartmannschen Philosophie im Auftrage der Pariser Sorbonne ist in Arbeit und wird hoffentlich bald erscheinen. Ebenso eine zweite (von Dr. Otto Braun) für Frommanns »Klassiker der Philosophie«. — Eine wohlgelungene Büste Hartmanns von A. E. Bouć ist zu haben im Atelier Gebrüder Micheli. Berlin 1906. Verschiedene Porträts in Nachbildung u. a. bei Hermann Haacke, Sachsa im Harz, bei der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Freiburg i. Br. Wilhelm v. Schnehen.

Zimmermann, Julius, Landschaftsmaler, * 1824 zu Augsburg, † 16. April 1906 in München, erregte schon während seiner Gymnasialstudien, ebenso wie sein geistesverwandter Freund Max von Menz (1824—95) große Erwartungen

des Zeichenlehrers Franz Dahmen. Indessen besuchte Z. noch die Universität, schwenkte dann aber doch zur Kunst über, wozu er an der Akademie unter der Leitung seines Vaters, des nachmals so wohlbekannten Historienmalers und Galeriedirektors Clemens von Zimmermann (1788—1869) historische und genrehafte Gegenstände behandelte. In erster Reihe eine Szene aus der Apostelgeschichte, wie Paulus den Zauberer blendet (lithographiert von S. Braun), aber auch Bildnisse und Familienszenen, darunter eine glückliche Mutter (1854), ein »Junger Musikant« (1858) und »Spaziergang« (1861). Vorzüglich wendete er sich zur Landschaft, welche Z. insbesonders als Aquarellist, im Sinne von Leopold Rottmann (1813—81) und August Löffler (1822—66) virtuos behandelte. Große Tätigkeit entfaltete Z. als Lehrer für Zeichnen und Malen an der K. Pagerie, am Max-Joseph-Stifte und Ludwigs-Gymnasium; fast alle Mitglieder des Königshauses sah er als Schüler. Am nächsten stand ihm der mehr als dilettantisch begabte Bankdirektor Theodor von Sendtner (1823—1895), dessen feingestimmte Bilder zwar nie in den Handel kamen, aber auf allen Ausstellungen willkommene Aufnahme fanden. Am liebsten nahm Z. die Motive aus dem Schwarzwald, Altbayern und der Schweiz. Zu seinen besten Aquarellen gehörten ein Blatt vom Vierwaldstättersee (1872), der Reichenbachfall (1873); eine Landschaft bei Interlaken (1876); der Brienzersee mit Ringgenburg (1885); am Tännenstock bei Hallein (1890); Schloß Arenenberg; der Bahnhof in Zürich. Köstliche Holzstock-Zeichnungen lieferte er zu illustrierten Prachtwerken, besonders zu der von Gsell-Fels bearbeiteten »Schweiz« (1875). Begabt mit einem gesellschaftlich glänzend wirkenden Humor hat er sich im Gedenkbuch der Münchener Künstlergenossenschaft mit voller Porträtähnlichkeit als »Maler, Holzhacker und Zimmermann« verewigt. Sein Nachlaß kam Anfangs Dezember 1907 nachträglich zur Ausstellung.

Vgl. Eggers Kunstblatt. 1854, V., 335. Maillinger 1876, III., 915. Fr. v. Böttticher 1901, II., 1058. Nr. 165 »Allgemeine Ztg.« 10. April 1906.

Hyac. Holland.

Beer, Eduard, Baurat, Direktor der städtischen Wasserwerke in Berlin, * 3. Januar 1848 in Pobethen (Provinz Ostpreußen), † 17. Januar 1906 in Berlin. B. absolvierte mit 17 Jahren das Kniphöfische Gymnasium in Königsberg i. Pr., bezog 1866 die Königliche Bauakademie in Berlin und legte die staatlichen Prüfungen für das höhere Baufach ab. Hierauf war er bei den Bauten der Magdeburg-Halberstädter und der Berliner Nordbahn praktisch tätig, verließ aber bald diese Stellung und leitete 1879 bis 1882 den Bau des Landeshauses für die Provinz Ostpreußen in Königsberg i. Pr. Nach einer Studienreise nach Italien und einer kurzen Dienstzeit bei der Generaldirektion der Landfeuersozietät der Kurmark trat er 1884 als Vorsteher der Bauabteilung Tegel der städtischen Wasserwerke in Berlin ein, wo er sich durch vorbildliche Neuanlagen dauernde Verdienste erworben hat. Seit 1886 mit der Oberleitung der Neubauten für die Wasserwerke Berlins betraut, trat er 1889 definitiv in städtische Dienste und wurde 1893 als Direktor des Wasserwerkes berufen. B.s Wirken fand nach anfänglicher Anfeindung volle Anerkennung.

Vgl. Zentralblatt der Bauverwaltung. 27. Januar. Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure.

H. Fuchs.

Herger, Edmund, Genremaler, * 13. Juni 1860 zu Remda, † 21. November 1906 in München, studierte 1872—78 in Weimar bei Brendel und Theddy, ging darauf zu Defregger nach München, welchem er sich anfangs innig anschloß, folgte dann aber dem Einfluß aller übrigen Zeitgenossen. Nach damaliger Sitte oblag er mit unermüdlichem Eifer dem Studium von Interieur: Bauernstuben, Burg- und Klosterwinkeln, die er mit passender Staffage belebte. Ebenso Gutes, ja überraschend Feingestimmtes leistete er mit zahlreichen Landschaften, in denen sich alle Probleme, Moden und Manieren der jüngsten Dezennien widerspiegelten. Dazu gehören beispielsweise die »Winterfreuden« einer zahlreichen Jugend am schulfreien sonnigen Nachmittag auf dem städtischen Schloßberg; die Produktionen einer wandernden Schmiere auf offenem Dorfplatz, beuteteilende Landsknechte, Sonntagsjäger à la Grützner, Heiratsvermittler, ein kleiner »Kegelspieler« und »Tafelmusikant« — womit er ganz in Defreggers Schuhe trat, indes die »Faune auf der Keilerjagd« und der alpenwildanpirschende »Zlatorog« einen Umschwung zu Böcklin bekundete, während ein mit subtiler Finesse durchgeführtes Brustbild einer Bäuerin an Leibl denken ließ. Ebenso köstlich war der spielende Lichtertanz über dem in einer Glasvase prangenden Blumenstrauß. Dann kamen wieder charakteristische Tierköpfe und ein humoristischer Esel mit einer an Braiths Wahrhaftigkeit erinnernden Auffassungsgabe. Seine Vielseitigkeit bewies H. mit den 1887—91 im Schloße Grubhof ausgeführten mythologischen Decken- und Wandbildern, womit der Künstler in einem, ihm zwar neuen, aber ganz zuständigen Gebiet anscheinend ganz salonsicher sich bewegte. — Sein im Münchener Kunstverein (Mai 1907) ausgestellter, aus mehr denn achtzig Nummern bestehender Nachlaß gab ein lebendiges Zeugnis dieses vielseitigen, immer frischen Könnens. Holzschnitt und Photographie haben sich verhältnismäßig bisher wenig seiner Werke bemächtigt.

Hyac. Holland.

Bork, Wilhelm, Geheimer Baurat, Mitglied der Königlichen Eisenbahndirektion Berlin, * 1842 in Jakobshagen in Pommern, † 9. März 1906. Wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, offenbarte jedoch frühzeitig eine außergewöhnliche Begabung, so daß er das Königliche Gewerbeinstitut besuchen konnte. Seine Ingenieurtätigkeit begann er, nach Abschluß der Studien beim Bau der Berliner Verbindungsbahn und trat 1870 zur Thüringischen Eisenbahn über, wo er beim Bau der Linie Gera-Eichicht mit dem Bau der Brücken und der maschinellen Einrichtung beschäftigt war. 1872 Maschinenmeister in Erfurt, 1876 Lokomotivwerkstättenleiter daselbst und nach Verstaatlichung der Thüringischen Bahn 1883 Maschineninspektor. 1887 wurde B. nach Berlin versetzt, wo er als Vorstand der Hauptwerkstätte bis 1895 eine hervorragende Tätigkeit entfaltete. 1890 wurde er zum Eisenbahndirektor und 1895 zum Mitglied der Königlichen Eisenbahndirektion Berlin befördert. Sein Name drang durch zahlreiche Aufsätze in technischen Zeitschriften und durch einige Erfindungen, wie eine Radreifenbefestigung und einen Geschwindigkeitsmesser in weitere Kreise. Seiner Initiative sind die Versuche, Hauptbahnen elektrisch zu betreiben, zu danken.

Vgl. Zentralblatt der Bauverwaltung. 17. März. H. Fuchs.

Hahn, Josef, Landschaftsmaler, * 15. Dezember 1839 in München, † 22. Mai 1906 ebendaselbst, absolvierte das Gymnasium zu Scheyern, besuchte bei Julius Thaeter die Zeichenklasse der Münchener Akademie, bildete sich unter Adolf Stademanns (1824—95) Leitung zum Landschafter, betätigte seine hervorragenden Talente als Lehrer an der kunstgewerblichen Fortbildungsschule, wo er durch drei Dezennien jüngere Kräfte mit einem Schönheitssinn für Formen in die richtige Bahnen leitete. Unzählige, später hervorragende Gewerbemeister danken ihm zeitlebens für seine künstlerische Führung und Unterweisung. Jeden freien Augenblick nützte H. zu Ausflügen in die Berge von Altbayern und Tirol, wo ihm besonders die Chiemsee- und Bodenseegelände zu fein abgetönten Stimmungsbildern begeisterten, welche in der Heimat, wie im Ausland freudige und ehrende Aufnahme (Goldene Medaille in London 1875) fanden. Durch weitere Studienreisen nach Norddeutschland, nach der Havel und mit besonderer Vorliebe in der Umgegend von Berlin, jüngte er, fortwährend seinen Gesichtskreis erweiternd, diese idyllische Kunst. — Eine Ausstellung im Münchener Kunstverein fand allseitige Teilnahme; der Nachlaß wurde mit gutem Erfolg durch H. Helbing (12. Dezember 1906) versteigert.

Vgl. Singer 1896, II., 110. Kunstvereinsbericht f. 1906, S. 15.

Hyac. Holland.

Fabini, Ludwig, k. u. k. Feldzeugmeister, wirklicher Geheimrat usw., * am 29. August 1830 in Waldhütten bei Mediasch (Siebenbürgen), † am 9. September 1906 in Igls bei Innsbruck. Der Sohn eines alten siebenbürgisch-sächsischen Pfarrergeschlechtes — ein Ahnherr, der Generaldechant Johann Fabini, verteidigte 1642 mannhaft auf dem Landtage in Weißenburg (heute Karlsburg) das Recht der sächsisch-evangelischen Pfarre in Bürkös — hat er in einem Familienleben, leuchtend in musterhafter Ordnung, durchweht von dem edelsten Geiste des evangelischen Christentums, die glücklichen Tage der Jugend verlebt.

Auf dem Schäßburger Gymnasium oblag er, wie sein um drei Jahre älterer Bruder Theodor, den Mittelschulstudien. Der Schluß derselben fiel in das Jahr 1848. Als im November dieses Jahres die siebenbürgisch-sächsische Nation ein Jägerbataillon — das spätere 23. k. u. k. Feldjägerbataillon — equipierte und unter die kaiserlichen Fahnen ins Feld stellte, trat F. mit seinem Bruder Theodor, dieser nach beendigten Rechtsstudien, jener dem Schlusse seiner Gymnasialstudien nahe und einer der tüchtigsten Schüler seiner Anstalt, begeistert für Thron und Vaterland, treu dem Wahlspruch der alten sächsischen Fahne »*ad retinendam coronam*« freiwillig in die Reihen der »sächsischen« Jäger in Mediasch ein (5. November). »Bewährt euch edel und brav, wie ich mich dessen von euch versehe«, schrieb der Vater an die ins Feld ausrückenden Söhne. Beide haben die Mahnung tief ins Herz sich gegraben. Theodor F. fiel bei dem Sturm auf die Brücke bei Piski am 9. Februar 1849, Ludwig F. hat des Vaters Mahnung in einem langen, mühevollen Leben betätigt. An ihm hat sich das Wort des englischen Dichters: »Die Jugend zeigt den Mann, gleichwie der Morgen den Tag verkündet« voll und ganz bewahrheitet. Sobald der Feldzug des Jahres 1849 beendet war, begab sich F. nach Schäßburg, legte dort die Maturitätsprüfung ab und kehrte im

Herbste 1850 wieder zu seinem Bataillone zurück. Mit diesem marschierte er in dessen neue Garnison nach Lemberg. Nach wenigen Wochen wurde er zum Leutnant im 5. Jägerbataillon ernannt. Die Zeit des Friedens benutzte F. zu eifrigem Studium.

In den Schlachten, die er dann mitgemacht, hat er mehr als einmal dem Feinde ins Auge geblickt und sich als tapferer und entschlossener Offizier bewährt. So im Feldzuge in Italien (1859), so im Kriege gegen Preußen im Jahre 1866 im Treffen bei Trautenau, wo er mit zwei Kompagnien, ungeachtet einer Blessur am Fuße, die Angriffe seines Bataillons geschickt einleitete und mit Entschlossenheit ausführte, so bei Neu-Rognitz und bei Königgrätz. Insbesondere bei dem letztgenannten Schlachtorte hat F. seinen früher errungenen Lorbeeren neue hinzugefügt. Allgemein ist anerkannt worden, daß er damals als Kommandant der Vorhut auf dem Marsche nach Unter-Dohalic rastlos tätig war und mit großer Umsicht alle Anordnungen zur Instandsetzung der Verteidigung der Zuckerfabrik bei Unter-Dohalic traf. Während des Rückzuges durchwatete er die Bistritz, sammelte seine Abteilungen und hielt die Höfe so lange besetzt, bis die eigenen Truppen den Rückzug bewirkt hatten und er erneuert den Befehl erhielt, zurückzugehen. In Anerkennung »seiner hervorragenden tapferen und vorzüglichen Leistungen« in diesem Feldzuge erhielt F. eine Allerhöchste Belobung und vorzugsweise für sein Verhalten im Treffen bei Trautenau den Orden der Eisernen Krone 3. Klasse mit der Kriegsdekoration.

Nach dem Kriege (1868—1870) trat F. in die Kriegsschule ein und wurde nach Absolvierung derselben als Hauptmann des Feldjäger-Bataillons Nr. 28 — zugeteilt dem Generalstabe — bei der Militärabteilung des Generalkommandos in Hermannstadt verwendet und im selben Jahre zum provisorischen Generalstabschef der 35. Infanterietruppendivision in Klausenburg ernannt. 1875 wurde er Generalstabsmajor und kam zum Generalkommando nach Prag. Hier lenkte er durch seine Tüchtigkeit die Aufmerksamkeit des Feldzeugmeisters und Kommandierenden Generals Josef Freiherrn von Philippovic auf sich und fand in ihm bald einen Freund und Gönner. Und als nun im Auftrage des Berliner Kongresses österreichisch-ungarische Truppen unter dem Oberkommando des Feldzeugmeisters Philippovic in Bosnien und der Herzegowina eindrangen, nahm der Oberkommandant F., der inzwischen Oberstleutnant geworden war, als Souschef des Generalstabes mit. Der Feldzugsplan und ein historisch-politisches Memorandum hierzu war von F. ausgearbeitet worden. In dem letzteren wurde darauf hingewiesen, daß es für Österreich-Ungarn von höchster Wichtigkeit sei, in Bosnien mit solcher Übermacht aufzutreten, daß auch nicht der geringste Mißerfolg zu befürchten sei. Dadurch werde es zu einem Axiom des ganzen Orientes, daß mit diesem Staate anzubinden nicht gut sei. Das Prestige müsse durch ein solches Vorgehen derart steigen, daß man für die Zukunft gewonnenes Spiel habe. Zu diesem Zwecke brauche man etwa fünf Armeekorps, die mobilisiert werden müßten. Leider wurden die beanspruchten Kräfte nicht sofort bewilligt, sondern nur etwa 80000 Mann. Als mit diesen kein Auskommen zu finden war, wurden weitere Truppenmassen mobilisiert, so daß schließlich elf Truppendivisionen in Bosnien standen, also etwa so viel, als F. in seinem Memorandum gefordert hatte.

Bei Aufstellung der zweiten Armee kam F. in die Operationskanzlei derselben. Die Disposition für die Einnahme von Sarajevo, die am 19. August 1878 erfolgte, war die Arbeit F.s. Aus dem eroberten Lande brachte er neben einer allerhöchsten belobenden Anerkennung auch das Ritterkreuz des Leopoldordens mit. Diese Auszeichnung gewann noch mehr an Bedeutung dadurch, daß der Armeeoberkommandant Philippovic F. seinen eigenen Leopoldsorden, welchen er durch volle dreißig Jahre getragen hatte, an die Brust heftete. Wie sehr F. die Achtung seines Vorgesetzten besaß, beweist übrigens auch der Umstand, daß dieser ihn nach Beendigung des Feldzuges mit sich nach Prag nahm. Hier rückte F. noch als Oberstleutnant zum Generalstabschef des Generalkommandos vor. Im Jahre 1880 zum Oberst im Generalstabskorps ernannt, übernahm er später das Kommando der 17. Infanteriebrigade und 1891 als Generalmajor die 22. Brigade. Zwei Jahre später avancierte er zum Feldmarschalleutnant und erhielt das Kommando der 14. Infanterietruppendivision. Nach dreijähriger erfolgreicher Tätigkeit auf diesem Posten wurde F. seines umfassenden, gründlichen Wisssens, seiner praktischen Fähigkeiten und seiner besonderen Charaktereigenschaften wegen für die Stelle des Kommandanten der Armeeschießschule in Bruck a. L. und des Präses der Prüfungskommission zur Beurteilung der Stabsoffiziersaspiranten ausersehen.

Aber schon 1897 wurde er Kommandierender General des 6. Korps in Kaschaú und Wirklicher Geheimrat. Gleichzeitig verlieh ihm sein Allerhöchster Kriegsherr das Infanterieregiment Nr. 102. Das nächste Jahr brachte seine Ernennung zum Feldzeugmeister, und als die nationalen Wirren in Böhmen, namentlich in dessen Hauptstadt den Gipfelpunkt erreicht hatten, wurde F. die Stelle des Korpskommandanten und Kommandierenden Generals in Prag zuteil. Daß diese Wahl für den schwierigen Posten eine glückliche gewesen, zeigte die Beruhigung in Prag, sobald F. daselbst erschienen war. In demselben Jahre feierte er sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum; es war auch das Jahr, in welchem Kaiser Franz Josef sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum beging. Der Monarch übersandte ihm die goldene Erinnerungsmedaille und ein huldvolles Handschreiben, in dem er der langen Dienstzeit F.s gedachte. »Was Sie«, heißt es in diesem, »im Kriege und im Frieden Hervorragendes geleistet, in welch ausgezeichneter Weise Sie in den vielfachen und schwierigen Verhältnissen wirkten, bleibt immer in meiner dankbaren Erinnerung.«

Auch die Heimat vergaß nicht des Jubilars. Die Stadt Mediasch verlieh ihm ihr Ehrenbürgerrecht. Der Abordnung der Stadt, die ihm das Diplom nach Pretac (bei Mediasch) brachte, wo er bei seinem älteren Bruder Johann weilte, der dort Pfarrer war, antwortete er: »Unter den Ehrungen, die mir diese Tage gebracht haben, stelle ich nicht in die letzte Reihe die Ehrung, die mir heute die Stadt Mediasch durch Verleihung ihres Ehrenbürgerrechtes zugedacht hat. Ich danke an diesem Tage vor allem Gott, der mich bis hierher in Gesundheit und voller Rüstigkeit geleitet hat. Ich danke Seiner Majestät, meinem allergnädigsten Herrn, dessen Gnade mich die höchste militärische Stufe hat ersteigen lassen. Ich danke meinem unvergeßlichen Elternhause, das in seiner schlichten Einfacheit mich gelehrt hat, das Gute zu wollen und das Schlechte zu meiden. Ich danke meinem Vater, der mich mit Milde strenge erzogen, ich danke meiner guten Mutter, die mich ermahnt

hat: edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie mich zu den Ihren zählen wollen, ich danke es Ihnen um so mehr, als ich auch einmal von diesem Erdenwallen ausruhen will, wo meine gottseligen Eltern ruhen, an ihrer Seite.«

Auch die nächsten Jahre brachten F. ein reiches Maß von Ehrungen. Als er am 29. August 1900 in den großen Manövern bei Pilsen seinen 70. Geburtstag feierte, gratulierte ihm unter Führung des Generaltruppeninspektors, Generals der Kavallerie Prinz zu Windischgrätz das Offizierskorps in überaus herzlicher und ehrender Weise. Und als der deutsche Kronprinz Kaiser Franz Josef am 14. April 1901 seine Aufwartung machte, wurde F. ihm als militärischer Begleiter beigegeben.

Vier Jahre darauf bat er, da seine angegriffene Gesundheit ihm nicht mehr erlaubte, seinen Dienst in gewohntem Pflichtgefühl zu erfüllen, um seine Versetzung in den Ruhestand. Sie wurde ihm von seinem Kriegsherrn in allerhuldvollster Weise und unter Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens gewährt. Außer den bisher genannten Ehrenzeichen besaß F. den Stefansorden, die Militärverdienstmedaille am Bande des Militärverdienstkreuzes und am roten Bande, den preußischen roten Adlerorden I. Klasse, das Komturkreuz des italienischeu Ordens St. Mauritius u. Lazarus und das Großkreuz des rumänischen Ordens vom Stern. F. sollte sich nicht lange des Ruhestandes erfreuen. In Igls bei Innsbruck, wo er bei seinem Neffen, dem gleichnamigen Generalstabsoberst, weilte, ist er an Arterienverkalkung schon am 9. September 1906 gestorben.

Bis zu seinem Tode ist F. ein treuer Sohn seines Volkes geblieben und seinem Wunsche gemäß in Mediasch neben seinem Vater bestattet worden. Mit berechtigtem Stolze hat das sächsische Volk, dem er entsprossen, F. auf seiner Laufbahn immer höher steigen sehen, mit berechtigtem Stolze hat es auf ihn geblickt, dessen hohe Gerechtigkeit, seltene Güte, große Umsicht und persönliche Tapferkeit allen, die einmal seine Untergebenen gewesen sind, in unauslöschlicher Erinnerung bleiben werden. Auch bei seinem Volke wird sein Andenken nie vergehen.

Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt. Nr. 7569 (1898) von F. Sch.

Hermannstadt. Dr. Fr. Schüller.

Boltzmann, Ludwig, Physiker, * 20. Februar 1844 in Wien, † 5. September 1906 in Duino. B.s Vater, der k. k. Finanzkommissär war, starb frühzeitig. Ein Bruder B.s, namens Albert, der gleichfalls ein hochbegabter Jüngling war, starb schon als Gymnasialschüler an Lungentuberkulose. So lebte B. in seinen jungen Jahren allein mit seiner Mutter, einer geborenen Bauernfeind, und seiner Schwester Hedwig, welche gleichfalls kein hohes Alter erreichte. Das Leben dieser Schwester endete in geistiger Umnachtung. Die Gymnasialstudien absolvierte B. in Linz. Im Jahre 1863 bezog er die Wiener Universität; hier studierte er Mathematik und Physik unter Moth, Stefan und Petzval. Schon damals trat er in engfreundschaftliche Beziehungen zu Loschmidt. 1866 promoviert habilitierte er sich bereits im Jahre darauf für Physik an der Wiener Universität. Schon vorher war er Assistent Stefans geworden (1867). Doch hatte er auch die Lehramtsprüfung für Gymnasien abgelegt und das Probejahr am akademischen Gymnasium in Wien absolviert.

B. taugte nicht zum Mittelschullehrer; er verstand es nicht Disziplin zu halten. Seine starke Kurzsichtigkeit mag das Ihre dazu beigetragen haben, daß er nicht dazu kam, die Herrschaft über die Klasse zu erlangen. Es blieb ihm aber glücklicherweise erspart, den ihm nicht zusagenden Beruf als Lückenbüßer längere Zeit auszuüben. Kaum war er in das akademische Leben eingetreten, so erhielt er eine Berufung nach Freiburg i. B. Seine Mutter bewog ihn, den Ruf nicht anzunehmen. Doch erleichterte ihm die österreichische Unterrichtsverwaltung diesen Schritt durch Gewährung einer Remuneration. Als junger Privatdozent verlobte sich B. mit Fräulein Henriette von Aigentler, einer Dame, die — zu jener Zeit war dies wohl eine Seltenheit — selbst mathematischen und physikalischen Studien obgelegen hatte. Bald nach dem Freiburger Ruf erhielt er — bereits verlobt — eine Berufung an das Polytechnikum in Zürich. Diesen Ruf lehnte er gleichfalls ab. Er erhielt aber alsbald eine ihm zusagende Stellung, indem er bereits nach drei Semestern Privatdozentur zum ordentlichen Professor der theoretischen Physik in Graz ernannt wurde (1869). Hier blieb er bis 1873 mit zwei Unterbrechungen: in den Jahren 1871 und 1872 war er je ein Semester beurlaubt; er verbrachte diese Zeit in Heidelberg und Berlin mit Studien und Arbeiten; dabei trat er dem Mathematiker Königsberger, den Physikern Kirchhoff und Helmholtz, dem Chemiker Bunsen näher und lernte die berühmte Mathematikerin Sonja Kowalewska kennen. 1873 übernahm er als Nachfolger seines Lehrers Moth eine Professur der Mathematik an der Universität in Wien. 1876 kehrte er aber wieder nach Graz, und zwar als Professor der Experimentalphysik zurück. In demselben Jahre vermählte er sich mit Fräulein von Aigentler. Nun blieb B. volle vierzehn Jahre in Graz. Ein Intermezzo in dieser Zeit war seine Ernennung zum Nachfolger Kirchhoffs an der Berliner Universität, die schon vollzogen über seine Bitte vom Kaiser Friedrich wieder annulliert wurde. 1890 verließ er aber Graz und ging als Professor der theoretischen Physik nach München. Hier blieb er bis 1894, in welchem Jahre er als Nachfolger seines Lehrers Stefan als Professor der theoretischen Physik an die Wiener Universität zurückkehrte. 1900 nahm er eine Berufung in gleicher Eigenschaft nach Leipzig an, wo er aber nur zwei Jahre blieb, um 1902 wieder nach Wien zu gehen. Hier hielt er in den letzten Jahren neben seinen Vorlesungen über theoretische Physik auch solche über Naturphilosophie.

Die hervorragende Stellung, welche sich B. in der wissenschaftlichen Welt durch seine Arbeiten eroberte, zeigt sich schon äußerlich durch die zahllosen Ehrungen, mit welchen er überhäuft wurde: alle hervorragenden Akademien der alten und neuen Welt haben ihn zu ihrem Mitglied gemacht, vier ausländische Universitäten, Oxford, Christiania, New Hawen und Worcester ihn zum Ehrendoktor kreiert; er besaß das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft und den bayrischen Maximiliansorden.

Die verschiedenen Professuren — theoretische und experimentelle Physik, Mathematik und Philosophie — welche B. bekleidete, sind der äußere Ausdruck für den Kreis der wissenschaftlichen Interessen, welche seinem Denken und Arbeiten Richtung und Inhalt gaben. Was er auf dem Gebiete der Physik in theoretischer und experimenteller Hinsicht leistete, sichert seinem Namen Unsterblichkeit.

Durch seine Lehrer und Freunde, Loschmidt und Stefan, wurde seine Aufmerksamkeit auf zwei Gebiete hingelenkt: die kinetische Gastheorie und die Maxwellsche Theorie der elektrischen Erscheinungen. Er hat es selbst erzählt, daß ihm Stefan auf die Frage, was er studieren solle, um in die Elektrizitätslehre einzudringen, eine englische Grammatik in die Hand gab, die ihm den Zugang zu Maxwell eröffnen sollte. Von Maxwell hat er die tiefsten Anregungen empfangen, der erkenntnistheoretische Standpunkt, den Maxwell in der theoretischen Physik einnahm, hat in B.s philosophischen Überlegungen, ähnlich wie bei Hertz, eine große Rolle gespielt.

B.s erste große Experimentalarbeiten betrafen die Maxwellsche elektromagnetische Theorie des Lichtes. Aus dieser Theorie ergibt sich eine eigentümliche Beziehung zwischen dem elektrischen und optischen Verhalten von die Elektrizität nicht leitenden Substanzen. Ihre Dielektrizitätskonstante, eine Zahl, welche angibt, um wievielmal geringer die zwischen zwei Elektrizitätsmengen wirkende Kraft ist, wenn sich diese Elektrizitätsmengen in der Substanz befinden, verglichen mit der Kraft, die sie aufeinander im leeren Raume ausüben, ist nach Maxwell gleich dem Quadrat ihres Brechungsquotienten, welcher durch den Quotienten aus der Lichtgeschwindigkeit im leeren Raum und der Lichtgeschwindigkeit in der Substanz bestimmt ist. B. prüfte und bestätigte diese Beziehung an einer Reihe von Gasen. Die großen experimentellen Schwierigkeiten, welche hierbei zu überwinden waren, legen ein glänzendes Zeugnis für B.s experimentelle Geschicklichkeit ab.

Wendet man diese Maxwellsche Beziehung auf doppeltbrechende Kristalle an, in welchen sich das Licht in verschiedenen Richtungen mit verschiedener Geschwindigkeit fortpflanzt, so folgt aus derselben die Verschiedenheit der Dielektrizitätskonstante nach verschiedenen Richtungen. B. war der Erste, der diese Konsequenz gezogen und sie zugleich einer experimentellen Untersuchung an Kugeln, die aus den rhombischen Kristallen des Schwefels geschliffen waren, unterworfen hat. Die experimentellen Schwierigkeiten waren hier noch größer als jene der Untersuchung über Gase, und schon die Ausarbeitung der Versuchsmethode, welche scharfsinnige mathematische Überlegungen erforderte, war an sich ein Meisterstück.

So gab B. die ersten experimentellen Belege für die Maxwellsche Theorie. Als dann viele Jahre später Hertz den gleichen Boden betrat und durch seine berühmten Versuche den Sieg der Maxwellschen Theorie definitiv entschied, kehrte B. neuerdings als Experimentator zu der Maxwellschen Theorie zurück, indem er eine Methode für die Beobachtung elektromagnetischer Strahlen angab und sie zu elektrooptischen Versuchen verwendete.

Die durchaus originale Art, in welcher B. dem Maxwellschen Gedankenkreis gegenübertrat, erhellt am klarsten aus seinen Vorlesungen über die Maxwellsche Theorie, die er in Buchform selbst herausgegeben hat. Wenn B. in einer Rektoratsrede, die ein Nachruf auf Kirchhoff war, den Begriff der Schönheit auf theoretisch-physikalische Untersuchungen angewendet und den ästhetischen Gehalt derselben mit unvergleichlichem künstlerischem Pathos an Beispielen illustriert hat, so dürfen diese Vorlesungen B.s über die Maxwellsche Theorie als eines der glänzendsten Beispiele für die Berechtigung jenes Wortes genannt werden.

Das Gebiet, dem B. sein ganzes Leben hindurch ununterbrochene Arbeit zugewendet, auf welchem er seine höchste Leistung vollbracht hat, ist die mechanische Theorie der Wärme in dem strengen Sinn, welche die Wärme als kinetische Energie unsichtbarer Bewegungen betrachtet. Es ist das Verdienst B.s, wenn der auf die Gase bezügliche Teil dieser Theorie heute als ein imposantes Gebäude dasteht. Die Grundauffassung der mechanischen Wärmetheorie läßt den ersten Hauptsatz der Thermodynamik als den Ausdruck des Prinzips der Erhaltung der Energie erscheinen. Ist die Wärme, wie es diese Theorie ausspricht, nichts anderes als eine Bewegungsenergie, dann gilt für sie der in der Mechanik festgestellte Satz von der Erhaltung der Energie, und die Einheit der Wärmemenge muß unter allen Umständen einem gewissen, experimentell festzustellenden Betrag mechanischer Energie unwandelbar gleich sein. Dies ist ja, wie Robert Mayer und Joule gezeigt haben, in der Tat der Fall. Der sogenannte zweite Hauptsatz der Thermodynamik bringt aber eine sehr unwillkommene Einschränkung des ersten. Man kann nämlich eine gegebene Menge mechanischer Energie vollständig in Wärme, eine gegebene Wärmemenge aber nur zu einem gewissen Teil in mechanische Energie zurückverwandeln. Letztere Tatsache steht zwar nicht im Widerspruch mit dem ersten Hauptsatz, wie zur Zeit der Auffindung des zweiten Hauptsatzes eingewendet wurde und gelegentlich auch heute noch behauptet wird, indem das Umwandlungsverhältnis des in Arbeit verwandelten Teiles der gegebenen Wärmemenge wieder genau der Mayer-Jouleschen Äquivalentzahl zwischen Wärme und Arbeit entspricht. Aber sie zeigt, daß vom Standpunkt der praktischen Verwertbarkeit zu Arbeitsleistungen die Wärme einen geringeren Wert hat als die mechanische Energie. Den größten Betrag einer gegebenen Wärmemenge verwandelt man in Arbeit mittels eines sogenannten umkehrbaren Prozesses, d. h. eines solchen Vorganges, der in allen seinen Teilen, ohne Zuhilfenahme anderer, ursprünglich an den Vorgängen nicht beteiligter Körper, rückgängig gemacht werden kann. Nun sind aber solche Vorgänge ein Ideal. Alle in der Natur vorkommenden oder technisch realisierbaren Vorgänge sind nicht umkehrbar, irreversibel; dadurch wird die Ausnützbarkeit einer gegebenen Wärmemenge noch weiter eingeschränkt. Zur Beschreibung dieses Sachverhaltes wurde von Clausius ein neuer Begriff gebildet, die Entropie. Bei jedem natürlichen irreversiblen Prozeß nimmt die Entropie zu. Wenn wir erfahren wollen, wie ein gegebenes System von Körpern sich verhalten wird, so sagt uns der erste Hauptsatz darüber nichts aus; der zweite gibt die Lösung: sind Vorgänge möglich, bei welchen eine Vermehrung der Entropie des Systems eintritt, so treten diese Vorgänge ein; wenn nicht, so geschieht nichts. Wie läßt sich nun das Prinzip der Entropievermehrung vom Standpunkt der mechanischen Theorie der Wärme deuten?

B. hat diese Frage durch konsequente Anwendung der Grundgedanken der sogenannten kinetischen Theorie der Gase für den gasförmigen Zustand beantwortet und damit gezeigt, wie sich vom Boden der mechanischen Auffassung der Wärmevorgänge eine Interpretation des Entropiebegriffes geben lasse. Freilich ist diese Deutung keine rein mechanische, indem sie, wie die genannte Theorie der Gase, neben Prinzipien der Mechanik noch solche der Wahrscheinlichkeitsrechnung — statistische Prinzipien — heranzieht. Es sei hier, weil es sich um die Hauptleistung B.s handelt, eine eingehendere

Darstellung der B.schen Ideen gegeben. Wir schließen uns dabei den Ausführungen Professor Waßmuths an, welche in seinem Erinnerungsblatt an Ludwig Boltzmann mitgeteilt sind (Ludwig Boltzmann. Ein Erinnerungsblatt von Prof. Dr. Anton Waßmuth in Graz. Beilage zur Münchener Allg. Zeitung vom 31. Jan. u. 1. Febr. 1907). Nach der kinetischen Theorie macht man sich vom gasförmigen Aggregatzustand folgende Vorstellung: Die Molekule des Gases schwirren frei durcheinander. Sie bewegen sich immer geradlinig, bis sie mit einem anderen Molekul zusammenstoßen. Durch die Zusammenstöße erfährt im allgemeinen sowohl die Größe als auch die Richtung der Geschwindigkeit eines Molekuls eine Änderung. Es werden sonach in dem Gase die verschiedenartigsten Werte der Geschwindigkeit vorkommen; der physikalische Zustand des Gases wird durch den Mittelwert der Geschwindigkeiten seiner Molekule bestimmt. Maxwell hat gezeigt, wie die verschiedenen Werte der Geschwindigkeit über die Gasmolekule verteilt sind. Die Wahrscheinlichkeit des Zustandes eines Gases ist nach B. um so größer, durch je mehr Kombinationen der Teilchen er herbeigeführt werden kann.

Es werde die Geschwindigkeit, welche in dem Gase am häufigsten vertreten ist, als Einheit angenommen. Es gibt dann noch andere Geschwindigkeiten im Gas, z. B. 0.5, 1.5, 2.5 u. s. f. Alle Molekule, deren Geschwindigkeiten nahe an eins liegen — und diese ist sehr häufig — bilden eine Gruppe, deren Geschwindigkeiten, folglich auch Bewegungsenergien, nahe einander gleich sind. Ebenso bilden die Molekule, deren Geschwindigkeit nahe an 0.5 liegt, eine solche Gruppe u. s. f. Wir wollen diese Gruppen als Elementargebiete bezeichnen. Es gibt also sehr viele derartiger Elementargebiete. Zur Veranschaulichung begnügen wir uns mit der Annnahme, daß nur sieben solcher Elementargebiete vorhanden seien und daß es sich im ganzen um zehn Molekule a_1, a_2, a_3 .... a_{10} handle. Dann kann es vorkommen, daß in einem bestimmten Moment die Molekule nach ihrer Bewegungsenergie über die sieben Elementargebiete in der Weise verteilt sind, wie dies in dem Schema I angegeben ist:

Schema I.

Elementargebiet	1	2	3	4	5	6	7
Zahl der in dem Elementargebiet vorhandenen Molekule	1	2	0	0	1	4	2

d. h. also, daß die meisten Molekule, nämlich vier, sich im sechsten Gebiet, ferner im zweiten und siebenten je zwei, im ersten und fünften je ein, im dritten und vierten gar kein Molekul befinden. Diese Verteilung der Molekule kann aber, da ja die Molekule a_1 bis a_{10} einander gleichwertig sind, auf die mannigfaltigsten Weisen zustande kommen. Es kann z. B. das Molekul a_4 in einem der Gebiete 1, 2, 5, 6, 7, ebenso das Molekul a_7 in einem dieser Gebiete usw. sich befinden. Für diese verschiedenen Möglichkeiten erhält man das Schema II:

Schema II.

Das Molekul	a_1	a_2	a_3	a_4	a_5	a_6	a_7	a_8	a_9	a_{10}
kann sich befinden im Elementargebiet	6	1	7	5	6	2	2	6	6	7
oder in	6	1	7	5	6	2	2	6	7	6
oder in	6	1	7	5	6	2	2	7	6	6
oder in										

Immer ist hierbei die Verteilung, wie sie Schema I darstellt, erfüllt, stets sind 4 Molekule im Gebiet 6, je 2 in den Gebieten 2 und 7, je eines in 1 und 5, und keines in 3 und 4. Die Zahl W der möglichen derartigen Verteilungen, wie im Schema II einige angeschrieben sind, ergibt sich nach den Regeln des Permutierens zu

$$W = \frac{1\times 2\times 3\times 4\times 5\times 6\times 7\times 8\times 9\times 10}{1\times 1\times 2\times 1\times 1\times 2\times 3\times 4\times 1\times 2} = 37800.$$

Der durch das Schema I dargestellte Zustand kann demnach auf 37800 Arten hergestellt werden, und wir müßten, um das Schema II vollständig anzuschreiben, 37800 Zeilen dazu verwenden. Bestimmen wir nun in ganz analoger Weise die Zahl der Arten, in welchen man einen Verteilungszustand herstellen kann, in welchem von unseren 10 Molekulen vier im ersten, drei im zweiten, zwei im dritten und eines im vierten Elementargebiet, und gar keines in den Gebieten fünf bis sieben vorhanden sind, so findet man sie gleich

$$\frac{1\times 2\times 3\times 4\times 5\times 6\times 7\times 8\times 9\times 10}{1\times 2\times 3\times 4\times 1\times 2\times 3\times 1\times 2\times 1} = 12600.$$

Während also die erstgenannte Verteilungsart auf 37800 verschiedene Arten hergestellt werden kann, vermag man die zweite nur auf 12600 verschiedene Arten zu realisieren. Noch kleiner, nämlich 252, wird die Zahl der Arten, wo je fünf Molekule in je einem Elementargebiet untergebracht sind, während sich in den restlichen fünf Elementargebieten gar kein Molekul befindet. Für die erste Verteilungsart sind also 37800, für die zweite 12600, für die dritte bloß 252 Möglichkeiten günstig, es ist daher relativ die erste Verteilungsart wahrscheinlicher als die zweite im Verhältnis von 37800 : 12600, die zweite wahrscheinlicher als die dritte im Verhältnis von 12600 : 252, die erste wahrscheinlicher als die dritte im Verhältnis von 37800 : 252. Die geringste relative Wahrscheinlichkeit hat der Fall, daß alle 10 Molekule die gleiche Bewegungsenergie haben, also in einem Elementargebiet liegen, es gibt da nur eine einzige Möglichkeit. Die Wahrscheinlichkeit eines bestimmten Zustandes ist daher um so größer, je größer die Zahl der Elementargebiete, je weniger geordnet die Verteilung, je ungeordneter der Zustand ist.

Denken wir uns nun, daß die zehn Gasmolekule mit gleichen Geschwindigkeiten, also auch gleicher Bewegungsenergie, in ein sonst leeres Gefäß eintreten und daß das Gefäß nach ihrem Eintritt sofort geschlossen wird. Die Molekule werden an die Wände des Gefäßes prallen, von diesen zurückgeworfen; es werden Zusammenstöße zwischen ihnen stattfinden, wobei Änderungen ihrer Geschwindigkeit zustande kommen werden. Mit diesen Änderungen ändert sich aber sofort die Verteilung der Gasmolekule in den verschiedenen Elementargebieten, die ursprüngliche Verteilung, wo alle Molekule in einem einzigen Elementargebiet eingeordnet waren, die Verteilung von kleinster Wahrscheinlichkeit, macht einer anderen Verteilung von größerer Wahrscheinlichkeit, wo die Molekule in mehreren Elementargebieten eingeordnet sind, Platz. Je länger die Molekule sich selbst überlassen bleiben, desto wahrscheinlichere Zustandsverteilungen nehmen sie an. Die natürliche Veränderung ist also die, daß der Zustand des Gases aus dem jeweils vorhandenen Zustand in einen wahrscheinlicheren übergeht. Ist endlich derjenige Zustand erreicht, von welchem ab eine Vergrößerung der Wahrscheinlichkeit nicht mehr möglich ist, so findet keine weitere Veränderung mehr statt, es

ist Gleichgewicht eingetreten. Genau das gleiche Verhalten wie die Zustandswahrscheinlichkeit zeigt nun die als Entropie bezeichnete Größe: sie nimmt bei jedem natürlichen Vorgang zu. Kann sie in einem gegebenen Fall nicht weiter zunehmen, hat sie den in diesem Falle größtmöglichen Wert erreicht, so tritt weiter keine Veränderung mehr ein, es ist ein Gleichgewichtszustand erreicht. Man kann also die Zustandswahrscheinlichkeit als ein Maß für die Entropie ansehen und den Entropiesatz auch so aussprechen, daß man sagt, die Naturvorgänge verlaufen so, daß die beteiligten Körper aus weniger wahrscheinlichen Zuständen in immer wahrscheinlichere übergehen.

Eine zusammenfassende Darstellung der Gastheorie, welche ihm auch noch andere fundamentale Arbeiten verdankte, z. B. über das Verhältnis der beiden spezifischen Wärmen eines Gases bei konstantem Druck und konstantem Volum, über die Dissoziation, gab B. in seinen Vorlesungen über Gastheorie, die in zwei Bänden erschienen sind. Auch für die Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften hat er, in Gemeinschaft mit einem seiner Schüler, J. Nabl, den Artikel über Gastheorie bearbeitet.

Von den übrigen Arbeiten B.s seien erwähnt seine in Gemeinschaft mit Töpler ausgeführte Experimentaluntersuchung »über die Luftschwingungen in Pfeifen«, seine Weiterführung der Helmholtzschen Studien über Wirbelbewegung, seine Untersuchungen über elastische Nachwirkung, die durch prinzipielle Gesichtspunkte bemerkenswerte Untersuchung über das Hall-Phänomen und seine theoretische Begründung des von Stefan aus den Beobachtungen von Dulong, Petit, de la Provostaye und Desains abgeleiteten Gesetzes, daß die Gesamtstrahlung eines Körpers proportional ist der vierten Potenz seiner absoluten Temperatur. Das Stefan-Boltzmannsche Strahlungsgesetz ist eine der Grundlagen der nun bereits weit ausgebildeten Lehre von der Strahlung.

Außer den bereits genannten zusammenfassenden Darstellungen hat B. noch Vorlesungen über die Prinzipe der Mechanik (zwei Bände) veröffentlicht, nicht gehaltene Vorlesungen, wie er bemerkt. Eine widerspruchsfreie Darstellung der klassischen Mechanik ist es, die er hier versucht, in Betätigung eines sehr gesunden, von ihm wiederholt betonten Konservativismus.

Neben diesen fachwissenschaftlichen Arbeiten hat B. wiederholt und gern das Wort an einen größeren Kreis gerichtet; diese Vorträge hat er kurz vor seinem Tode in einem Bande »Populäre Schriften« zusammengefaßt. Hier finden wir seine Akademierede über den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie, einen meisterhaften populären Vortrag über die Maxwellsche Theorie, Antrittsvorlesungen (über Mechanik), verschiedene Aufsätze über die Stellung und den Charakter der Theorie in der Physik und vieles andere. Dieses — freilich stellenweise gar nicht populäre — Buch gibt überhaupt ein übersichtliches Bild über B.s Denken und Forschen und läßt dabei auch die Persönlichkeit B.s vor dem geistigen Auge des Lesers erstehen. In diesem Buche finden wir seine Polemik gegen die Energetik, seine »einzige« philosophische Abhandlung, einen Vortrag über Schopenhauer und eine eigenartige Darstellung seiner Reiseeindrücke in Amerika, wo er wiederholt Vorlesungen gehalten hat. Das alte »*Le style c'est l'homme*« darf auf diese Darstellung mit voller Berechtigung angewendet werden.

B. war ein Forscher von hoher Originalität und scharf umrissenem eigenartigen Typus. Die Resultate, die er erreicht hat, gehören der Wissen-

schaft, jeder Jünger derselben kann sich sie aneignen. B.s Forschungsmethode gehört ihm allein. Sein mathematisches Genie in Verbindung mit einer seltenen plastischen Vorstellungskraft, die er dem künstlerischen Einschlag in seiner Persönlichkeit verdankte, gibt seiner Methode den Charakter. Er geht geraden Weges auf das Problem los. Eine Fülle, die andere verwirrt, ordnet er mit Leichtigkeit, das mathematische Dickicht, das ihr entsprießt, durchschlägt er. Und dazu kommt die beispiellose Durchdringung des Tatsachenmaterials, die ihn in jeder Frage zu raschem Urteil befähigte.

Auch in seinen Vorlesungen, als Lehrer, bewährte er diese Eigenart. Er entwickelt die Voraussetzungen in einfacher Art, gewissermaßen wie sie sich natürlich darbieten. In den Grundlagen für die Darstellung eines Problems tritt keine durch die späteren Entwicklungen bedingte und sie vielleicht erleichternde Wendung auf. Das gab eine kristallene Klarheit. Die Durchführung selbst mochte dann alle Hilfsmittel der Analysis erfordern — B. war der Mann dazu, sie zu handhaben und auch ein großes Auditorium von mannigfaltigen Graden der Begabung und Vorbildung ans Ziel zu führen. Freilich hat ihn das, zumindest in seinem Wiener Auditorium, immer Schweiß gekostet; im buchstäblichen Sinne des Wortes, denn der enge, unzulängliche Hörsaal war so dicht gefüllt, daß ihm selbst knapp Raum blieb, um die Länge der Tafel abschreiten zu können.

Der Antrag, nach dem Abgange Machs über Naturphilosophie zu lesen, kam seinen philosophischen Neigungen entgegen. Diese stammten bei ihm aus zwei Wurzeln: der idealistischen Denkrichtung, die allen großen Forschern eigen ist, und dem Drange nach Klarheit, welcher bei der Beschäftigung mit prinzipiellen Fragen des Faches zwangläufig zu erkenntnistheoretischen Überlegungen führt. Wiewohl B. gelegentlich Kant als einen Esel erklärte und Schopenhauer mit der Grobheit Schopenhauers behandelte, die idealistische Grundstimmung verband ihn der idealistischen Philosophie näher, als er es Wort haben mochte. Diese philosophische Stimmung ließ ihn auch die von Maxwell als fruchtbares Forschungsmittel in die theoretische Physik eingeführte Methode der dynamischen Illustration zu einem allgemeinen Erkenntnisprinzip erweitern. Im Grunde seines Herzens aber war er ein Vertreter der mechanischen Naturansicht und speziell der Atomistik, deren Wert für die Naturwissenschaften er in scharfsinniger und überzeugender Weise wiederholt dargelegt hat. Auch die Analysis hat nach B. atomistischen Charakter. Eine wichtige Rolle maß er dem Entwicklungsgedanken bei. Das Maxwellsche Prinzip schien ihm aber die Möglichkeit zu geben, die mechanische Auffassung mit dem Idealismus zu vereinigen. So blieb er denn von dem Phänomenalismus Machs durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt, die seine wechselnde Stellung gegen diesen größten dem Boden der Naturwissenschaften entsprossenen Erkenntnistheoretiker verständlich macht. Wie sehr B. von philosophischen Fragen bewegt wurde, konnte man in den letzten Jahren wiederholt beobachten. Die Sitzungen der philosophischen Gesellschaft besuchte er häufiger als die der physikalischen, und auch im Privatgespräch betrat er mit Vorliebe das philosophische Gebiet. Auch hier trat B.s Originalität, manchmal in paradoxer Weise, zutage. Der Titel seines letzten in der philosophischen Gesellschaft gehaltenen Vortrages: »Erklärung der Entropie und der Liebe aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung« mag diese Behauptung illustrieren.

B. war sogar ein wenig Pessimist. In humoristischer Weise hat er dies gelegentlich der Feier seines sechzigsten Geburtstages in seiner Tischrede erklärt, in welcher er erzählte, daß er um Mitternacht zwischen Faschingsdienstag und Aschermittwoch in einem Hause, das ein großes Vergnügungslokal beherbergte, unter den verhallenden Klängen der Fastnachtsmusik zur Welt gekommen sei. Von da stamme sein halb lustiges, halb trauriges Gesicht. Das gleiche Bild zeigt B.s Geschick: ein Leben voll glücklichster Arbeit, reich an äußeren Erfolgen und innerem Glück, gesegnet mit allen Ehren, getragen von der Liebe der Seinen, der Verehrung der ganzen wissenschaftlichen Welt — und dann sein tragischer Tod, den er, in einem Zustande nervöser, durch Überarbeitung herbeigeführter Zerrüttung, sich selbst gegeben hat.

Dem Verfasser bekannt gewordene Nekrologe:

Ettinghausen, A. v. Nachruf, gehalten bei der Gedächtnisfeier für B. im naturwiss. Verein für Steiermark. Mitteilungen dieses Vereins 1906. — Bryan, G. H. *Proceedings of the Royal Society of London 1907.* — Hasenöhrl, F. Wiener elektrotechnische Zeitschrift 1906. — Höfler, A. Süddeutsche Monatshefte 1906, Heft 10. — Jäger, G. Zeitschrift für Mathematik und Physik (Herausgeber Escherich, Mertens, Wirlingen) Wien 1906.

Professor Dr. Anton Lampa (Wien).

Hirschwald, Herrmann, Gründer und Leiter des Kunstgewerbe-Magazins zu Berlin, * zu Lauenburg in Pommern am 12. Dezember 1845, † zu Berlin am 4. April 1906. — Der Name dieses Mannes ist mit der Entwicklungsgeschichte des neuen deutschen Kunstgewerbes innigst verknüpft. An seiner Wiederbelebung und Erneuerung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hat er sich durch seine verständnisvolle rastlose Tätigkeit für dessen Sache große Verdienste erworben. Von allen ersten deutschen Autoritäten auf diesem Gebiet ist das jederzeit anerkannt worden. Er hatte das Glück, gerade zur rechten Zeit geboren zu werden, d. h. daß er in den Jahren der jugendlichen Kraft, des Unternehmungsdranges und der frischen Begeisterungsfähigkeit nach Berlin kommen konnte, als hier die große Bewegung zur Reform oder richtiger zur völligen Erneuerung des deutschen Kunstgewerbes eben begonnen hatte. Diese datiert bekanntlich vom Jahr 1867 und der damaligen zweiten Pariser Weltausstellung. Auf ihr war durch die sich hier aufdrängende Vergleichung der Leistungen anderer Nationen, besonders Frankreichs, Englands und Japans, in allen angewandten Künsten mit denen der Deutschen uns die Erkenntnis aufgegangen, wie sehr wir in dem gesamten Kunstgewerbe zurück geblieben wären und wie dringend not es täte, alle Mittel energisch in Bewegung zu setzen, um eine gründliche Besserung dieses Zustandes herbeizuführen. Das Londoner South Kensington Museum, seine Mustersammlungen und seine Lehranstalt boten das beste Vorbild, auf welchem Wege das am sichersten zu erreichen sei. Die Frau Kronprinzessin, die in ihrer britischen Heimat Zeuge des, vor allem durch dies Institut beförderten, raschen, gewaltigen Umschwungs auf dem Gebiet des englischen Kunstgewerbes gewesen war, schützte im Verein mit ihrem Gemahl diese Reformbestrebungen in ihrem neuen Vaterlande mit liebe- und verständnisvollem Eifer. Durch eine Vereinigung von ausgezeichneten Männern, Künstlern, Technikern und wohlhabenden opferfreudigen Kunstfreunden, war unter

dem niederschlagenden und wieder anfeuernden Eindruck jener Pariser Erfahrungen in Berlin im folgenden Jahr das »Kunstgewerbemuseum« gegründet worden; anfänglich ein Privatunternehmen, das, auf gesunden Grundlagen fußend, sich zu immer größerer Bedeutung entwickelte. Seine eingreifende Wirkung auf das Berliner Kunstgewerbe wurde bereits auf der ersten Wiener Weltausstellung von 1873 erfreulich offenbar. Als junger Kaufmann kam H. in seinem zwanzigsten Jahr nach Berlin. Lebhaftes Interesse an allem künstlerischen und gewerblichen Schaffen beseelte ihn und ließ ihn lebhaft teilnehmen an der neuen mächtigen Bewegung auf dem Gebiete dieser menschlichen Tätigkeiten. Dr. Julius Lessing, einer der eifrigsten und einsichtigsten Bahnbrecher und Führer dieser Bewegung, Mitbegründer und Direktor des Museums, hatte 1872 unter der Protektion des Kronprinzlichen Paares im Zeughaus die erste Ausstellung von in Berliner Besitz befindlichen Meisterwerken des Kunstgewerbes der Vergangenheit veranstaltet. Hier lernte H. das in früheren Jahrhunderten geschaffene Herrliche und den ganzen ungeheuren Abstand der Leistungen der Gegenwart von jenen leuchtenden Beispielen kennen und ermessen. Lessings sachliche, klare, geistvolle Berichte über die Wiener Weltausstellung in der Berliner Nationalzeitung aber öffneten ihm den Blick über das, was dem deutschen Kunstgewerbe der Gegenwart not tat, wenn es wieder zu einer neuen Blüte gelangen sollte. Als dann unsere Gewerbetreibenden und ihre Berater den Beschluß faßten, im Sommer 1879 eine Berliner Gewerbeausstellung zu veranstalten und die vorbereitenden Arbeiten dafür begannen, entschied sich H. dafür, seine geschäftliche Tätigkeit ganz in den Dienst des Kunstgewerbes zu stellen. Im Juni 1879 versandte er an die Berliner Kunstgewerbetreibenden und die Aussteller ein Rundschreiben, in welchem er mitteilte, daß er im Anschluß an die Ausstellung ein Magazin für die Erzeugnisse des gesamten Berliner Kunstgewerbes in dem Hause Unter den Linden 154—55, eröffnen werde, um durch die permanente Ausstellung stilvoller und gediegener Leistungen des hiesigen Kunstfleißes das Interesse des gebildeten Publikums für das heimische Gewerbe dauernd zu gewinnen. Den einzelnen Gewerbezweigen verhieß er jede ersprießliche Unterstützung durch Zuführung von Entwürfen und Modellen mustergültiger Erzeugnisse der fremdländischen Industrie, durch tätige Beihilfe bei Versuchen zur Vervollkommnung einzelner Zweige der kunstgewerblichen Technik oder bei Herstellung kostbarer Einzelstücke. Das Magazin würde für das gesamte Berliner Kleinkunstgewerbe eine Zentralstelle bilden, bei welcher keine der größeren und kleineren Werkstätten Berlins unvertreten bleiben solle.

Dieser Aufruf fand in den betreffenden Kreisen lebhaften Widerhall und seitens namhafter einflußreicher Persönlichkeiten, besonders auch der beiden Direktoren des Kunstgewerbemuseums, der Professoren Grunow und Julius Lessing, kräftige Unterstützung. Am 18. Oktober jenes Jahres, am Geburtstag des Deutschen Kronprinzen, des Schützers und Förderers aller Bestrebungen, die auf den Fortschritt auf den Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes im Vaterlande gerichtet waren, wurde das Magazin in jenem Eckhause Unter den Linden und der Kleinen Kirchstraße eröffnet. An dem raschen Aufschwung und der glänzenden Entwicklung dieses H.schen Unternehmens hatte wohl die Gunst der Verhältnisse, der Umstand, daß das Ma-

gazin in einer Zeit gegründet war, als das starke Bedürfnis eines solchen Instituts sich in Berlin geltend machte, wesentlichen Anteil. Aber der Hauptgrund lag doch in der Persönlichkeit H.s; in seiner Umsicht, seinen durch Studien und Beobachtung beständig vertieften und erweiterten Kenntnissen auf den Gebieten alles kunstgewerblichen Schaffens und aller einschlägigen Verhältnisse, in seinem scharfen, sicheren Blick für die beständigen allmählichen Wandlungen des Geschmacks; in seinem rastlosen Tätigkeitsdrange, seinem schönen Ehrgeiz »allzeit voran« zu sein, nur wirklich gute, gediegene, untadlig gearbeitete Erzeugnisse aus fremden und seinen eigenen Werkstätten aufzunehmen. In letztern wurden von kunstgewerblichen Arbeiten besonders solche aus gepreßtem und geschnittenem Leder und getriebenem Kupfer bald mit vollendeter Meisterschaft hervorgebracht. Später erweiterte sich das Feld ihrer Tätigkeit und dehnte sich auch auf das der Kunstmöbelfabrikation aus. Und dabei war er unermüdlich tätig, die kunstgewerbliche Bewegung in allen deutschen Landen, wie im Auslande zu beobachten, sich auf weiten Reisen persönlich durch eigene Anschauung darüber zu unterrichten, neue wichtige Verbindungen anzuknüpfen. So gelang es ihm, seinem Berliner Institut seinen Platz in der ersten Reihe aller ähnlichen Unternehmungen zu erobern und zu erhalten. Sein eigenes Ansehen wuchs mit dem von ihm geschaffenen Magazin. Er sah sich anerkannt als Autorität in allen Angelegenheiten des Kunstgewerbes. Vom Reichskommissar für die beiden Weltausstellungen in Australien 1888 und 1889 wurde er zur Beurteilung und Begutachtuug der zur Aufnahme für beide eingereichten Erzeugnisse herangezogen. Die Weltausstellung in Chicago besuchte er persönlich. Durch die dort empfangenen Eindrücke bestimmt, schritt er nach seiner Heimkehr zu einer Umgestaltung seines Kunstgewerbemagazins. Dessen bisheriger einseitiger Charakter wurde abgeschafft, das »Deutsche Kunstgewerbemagazin« in ein internationales umgewandelt und 1892 in die weiten schön gruppierten Räume der ersten drei Stockwerke des neuen Gebäudes Leipziger Straße 117 verlegt. Sie boten in ihren Sälen und Treppenhäusern geeigneten Raum, um die ins Enorme gesteigerte Menge von ausgewählten kunstgewerblichen Erzeugnissen aller Kulturvölker künstlerisch geschmackvoll und übersichtlich gruppiert darin zur Aufstellung zu bringen. Aber dieser Rahmen wurde innerhalb der folgenden sieben Jahre bereits wieder zu enge. Das Magazin übersiedelte 1900 in das gegenüberliegende Haus No. 13, in dessen sämtlichen Geschossen, die sich an drei Seiten eines großen hellen Hofes (des General-Postamtsgebäudes) hinziehen, nun auch den wiederum stark vermehrten Produkten des Kunstgewerbes und einer Fülle reiner — plastischer und graphischer — Kunstwerke bequeme Aufstellung gegeben werden konnte. Seinen alten Namen hatte das Magazin inzwischen in dem »Hohenzollern-Kaufhaus« umgewandelt; zu einer permanenten kunstgewerblichen Ausstellung großen Stils war das ursprüngliche Magazin herangewachsen. Innerhalb der so gefüllten Räume veranstaltete H. dann noch periodische Sonderausstellungen von erlesenen Objekten einer bestimmten Gattung, wie die der köstlichen Schmucksachen des großen originellen französischen Meisters Lalique, sowie die von Bronzen und Modellen Rodins und anderer französischer Bildhauer, wie die von Holzschnitten aus allen Zeiten der Geschichte dieser vervielfältigenden Kunst, wie die von Schmucksachen und Möbeln

nach den Entwürfen des Belgiers Van der Velde, wie der Erzeugnisse der neuen Wiener kunstgewerblichen Werkstätten, oder der modernen farbig gedruckten Radierungen. Das vornehme kunstgebildete einheimische und fremde Publikum hatte längst gelernt, die eigentümlichen Vorzüge dieses Instituts und der Leistungen auch der damit verbundenen eigenen Werkstätten H.s nach Gebühr zu würdigen. Die Firma wurde mit großen Aufträgen zur Lieferung vollständiger Einrichtungen in verschiedenem Stil und Geschmack überhäuft. Aber wenn sich in allen immer mannigfacheren Unternehmungen H.s sein durchdringender scharfer Geschäftsverstand offenbarte, so bekundete sich darin doch nicht minder die schöne ehrliche Begeisterung nicht nur für das Kunstschöne und alles wirklich gut und vollendet Gearbeitete, sondern für alles Große und Gute, alles Wahre und Echte, das er als solches erkannt hatte. Die Quelle und Wurzel dieser Begeisterungsfähigkeit aber waren sein warmes, lauteres Gemüt. Dem entquoll und entsproß auch seine starke, innige Familienliebe, seine Wonne an Gattin und Sohn. In ihrem Besitz fand er sein höchstes Glück, wie im Leben mit ihnen im traulichen, mit erlesenem Geschmack eingerichteten Heim den höchsten Genuß. Ebenso zeigte er sich immer der innigsten und dauerhaftesten Freundschaft fähig. Jedem, den er einmal in sein Herz geschlossen, kennen und schätzen gelernt hatte, bewahrte er treueste Anhänglichkeit und Zuneigung sein Leben lang. In den letzten Jahren begann der erst Fünfzigjährige zu kränkeln und trübe Todesahnungen suchten ihn immer häufiger heim. Aber vergebens mahnte ihn sein leidender Zustand, sich Ruhe zu gönnen. Sein leidenschaftlicher Eifer, immer an der Vervollkommnung und der Erhaltung seiner Schöpfung auf ihrer Höhe zu arbeiten, ließ sich auch durch Rücksichten auf sein eigenes Wohl nicht dämpfen. Er machte es wie »die Kerzen, sie leuchten, indem sie vergehn«. Seine große Widerstandskraft unterlag endlich doch im Kampf mit der Krankheit. Am 4. April 1906 hat dies brave, warme, treue Herz aufgehört zu schlagen. Die Asche des in Hamburg verbrannten entseelten Körpers ruht in einem köstlichen, kunstvollen Gefäß auf dem Kirchhofe zu Friedrichsfelde bei Berlin. Dort hat sie einen würdigen Platz gefunden unter dem Denkmal, das nach dem Entwurfe eines Freundes, des bekannten Architekten Baurat Wolffenstein ausgeführt wurde.

Ludwig Pietsch.

Flüggen, Josef, Historienmaler, * 3. April 1842 in München, † 3. November 1906 auf seiner Villa zu Bergen (bei Traunstein), erhielt die ersten gründlichen Eindrücke im Atelier seines Vaters Gisbert Flüggen (1811 bis 1859. Vgl. »Allg. Deut. Biogr.« 1878, VII. 140), welchen man ob den immer hochdramatischen, dem bürgerlichen Leben entnommenen Rührstücken den »Iffland unter den Malern« benannte. — Folgenreiche Anregung gewährte Carl Pilotys glänzende Schulung, die 1866 durch den Besuch von Paris, London und Belgien zur Abrundung kam. Es gehörte aber immer noch der Mut der Jugend dazu, um nach Schwinds Vorgang mehrfach ähnliche Szenen aus dem Leben der Thüringer Landgräfin Elisabeth zu wagen. Auch der Abschied Margaretens, der Gattin des »entarteten« Albrecht, von ihren Kindern, wobei die Mutter im Übermaß des Schmerzes

ihre Zähnchen dem Liebling in die Wange biß — eine glücklicherweise vereinzelte Kundgabe der Liebe — wurde im Bilde verherrlicht; ein für malerische Zwecke kaum zwingender Stoff. Schwind hatte auf seinem Wartburgbilde wenigstens den Moment erwählt, wie Kunigunde von Eisenberg, das schöne Edelfräulein, als Ehefrieden trennende Circe zum erstenmal dem minnesiechen Herzog kirrend erscheint. Es ist unglaublich, mit welch widerstrebenden Stoffen die »Historien«-Maler sich damals abquälten. So mußte Uhlands Ballade mit den drei in Lebensgröße an der Totenbahre von »Wirthins Töchterlein« klagenden Gesellen allen Duft einbüßen. Es bleibt ein vergeblich Bemühen, den klangreichen Rhythmenzauber der »Drei Zigeuner« Lenaus mit realistisch schmierfinkigen Slowaken auf die Leinwand zu bannen, weil niemand malen kann, wie über die Saiten des am Baum hängenden Zimbal »der Windhauch lief« und über des Schlafenden »Herz ein Traum ging«! Es wäre überhaupt neuerdings die Lektüre oder richtiger das Studium von Lessings »Laokoon« über die Darstellbarkeit und Grenzen der einzelnen Künste unseren malenden und meißelnden Eleven zu empfehlen, nach deren landläufiger Meinung der Verfasser der »Hamburger Dramaturgie« »gar nichts von der Kunst verstanden« habe. Wie viele Maler, beispielsweise auch F., vergeudeten ihre Zeit, den sein »Verlorenes Paradies« diktierenden Milton darzustellen, bis Munkacsy mit den einfachsten Mitteln die Schilderung der riesigen Geistesarbeit des erblindeten Dichters löste. — Besser glückte es für Flüggen, aus eigenen Erlebnissen seine Stoffe zu nehmen, z. B. »Am Strand von Genua«, und mit lebenatmenden Porträts. Für die Galerie des Bayerischen National-Museums freskotierte F. die »Vertreibung der Österreicher aus der Stadt Kelheim 1705 durch den Bürgermeister Matthias Kraus« (Spruner 1868, S. 181). Mehr an das Vorbild Ferdinand Pilotys (vgl. »Allg. Deut. Biogr.« 53, 161) gemahnte das große Repräsentationsstück die »Hochzeit einer Augsburger Patriziertochter« (1871, gestochen von Albrecht Schultheiß), wobei ein Schwarm von Gästen die Brautgeschenke überbringt. Die etwas opernhafte Inszenierung bildete nebst seinen Beiträgen zum großen illustrierten Prachtwerk von Scheffels »Ekkehard« (mit Liezen-Mayer, Herterich, Gabriel Max u. a.) die Ouvertüre von Flüggens späterer Berufstätigkeit. Ein erfreulicher Auftrag wurde ihm durch die Ausschmückung der kolossalen Räume des für Freiherrn von Sarter erbauten Rheinschlosses »Drachenburg« (bei Königswinter), wobei F. sich mit Hermann Schneider und Ferdinand Wagner in die Aufgabe teilte. Auf F. fiel die Darstellung der Märchen von Schneewittchen, Dornröslein, des Rhein und der Mosel mit den charakteristischen Einzelfiguren von Ahr, Lahn, Neckar und Main. Mit großer Begeisterung löste er sein Werk (vgl. Lützows Zeitschrift 1884, XIX, 182). Dann nahm er mit einem Genrestück, wie eine Witwe »Das letzte Kleinod« zum Wucherer bringt (Nr. 15, »Illustr. Frauenztg.« 1883) und dem »Tod der hl. Elisabeth« (vgl. »Kunst für Alle« 1888, S. 341 und Nr. 2351 »Illustr. Ztg.« Lpz. 21. Juli 1888), Abschied von der Ölmalerei. Schon früher hatte F. begonnen, Szenen aus den Opern Richard Wagners zu bearbeiten. Davon erschienen 1880 auf der Düsseldorfer Ausstellung je vier, teilweise grau in grau gehaltene, einige auch farbig untertuschte Kartons zu Lohengrin, Tannhäuser, Tristan und den Meistersingern, wobei F. den Schwerpunkt auf die malerisch diplomatische Behandlung der Kostüme legte. Schon

bei dem großen Schützenfestzug des Jahres 1881 hatte der Künstler nach Makarts Vorgang die überraschende »Gruppe der Jagd« bis ins kleinste Detail arrangiert, die Jäger und Jägerinnen zu Fuß und zu Pferd, Armbrustschützen, Wildträger und Treiber mit der rassigen Meute der Hunde, den von holden Damen und leichten Reitern umschwärmten Prunkwagen der Diana und bei dem Weihnachtsspiel der Künstler lebende Bilder à la Rogier van der Weyden gestellt (1884). Nun widmete er sich ganz diesen szenischen Künsten und trat nach dem Tode des genialen Franz von Seitz als Direktor des Kostümwesens an die Kgl. Hofbühne (1883). Mit allen den ihm zuständigen Mitteln, mit einer seinem Vorgänger adäquaten Leichtigkeit und Eleganz der Zeichnung und dem harmonischen Farbensinn förderte er dieses mühselige, aber höchst dankbare Repertoire, wobei alle Hülfsmittel der neuesten Technik angespannt wurden. Längst mit der Kostümkunde des Mittelalters betraut, erweiterte er, nun mit ethnographischem Interesse für alle Zeiten sammelnd, seine Forschungen, alle Reproduktionsarten benutzend und nicht selten durch Originale ergänzend, wobei auch Hausgeräte und Kulturhistorisches in das Bereich seines vielseitigen Studiums gezogen wurden. Er vereinte einen wohlgeordneten, fortwährend anwachsenden Schatz, welcher nicht allein seiner künstlerisch gestaltenden Tätigkeit erwünschte Vorbilder bot, sondern wohl auch seinen Nachfolgern eine weitere Basis bieten dürfte. So inszenierte F. seit Marschners »König Hiarne« siebzehn Jahre lang alle sowohl früheren, wie neueren Opern des Hoftheaters, wobei seine Resultate auch in Weimar, Wien und Karlsruhe, sogar in Paris und London festen Fuß faßten. F. leitete die Aufführung von Wagners Werken und Mozarts Schöpfungen (Figaro, »Cosi fan tutte«, Entführung und Zauberflöte) in neue Bahnen, immer mit mustergültiger Kostümierung und malerisch fein abgetonter Zusammenstimmung des Bühnenbildes wirkend. Eine solche Kraft wurde im hohen Grade nutzbar für die Separatvorstellungen König Ludwigs II. mit deren indischem Repertoire, wie »Kalidasa«, »Urwasi« u. a., bei den französischen Prunkstücken des Barock und Rokoko, insbesondere bei Aufführung von Wagners Nibelungen und Parzival; F.s Zauberstab waltete über dem kostümlichen Teil der Festspiele im Prinzregent-Theater und weiter darüber hinaus für anderweitige Bühnen. Titel, Ehren und Würden folgten diesen artistischen Bürden. Als F. sich 1903 von seiner Amtstätigkeit zurückzog, benutzte er die ersehnte Muße zur Ausarbeitung seiner »Geschichte des Kostüms aller Zeiten und Völker«. Als Resultat ergab sich ein in fünfundzwanzig Folianten wohlgeordnetes Werk, ein Torso deutschen Sammelfleißes, welches vielleicht unter gleich genialen Händen einer Weiterführung und Ergänzung entgegenreift. — F.s aufgestapeltes Museum von Antiquitäten, Möbeln, Textilen, Kostümen und anderweitem Urväterhausrat, mit Atelierschmuck, Ölgemälden, Handzeichnungen, Aquarellen wurde durch Hugo Helbings Auktionsanstalt 1899 und 1907 andern Sammlern und Liebhabern zugänglich gemacht und verwertet.

Vgl. Maillinger 1876, III., 2176 ff. Singer 1895, I., 454. Fr. v. Böttticher 1895, I., 314. Porträts und Biographien in Nr. 11. Über Land und Meer, XXIII. Jahrgang 1869. Nr. 3035 »Illustr. Ztg.«, Lpz. 29. August 1901. Alex Braun im Münchener Kunstvereinsbericht f. 1906, S. 13. A. Rosenberg, Moderne Kunst. 1894, III., 87.

Hyac. Holland.

Schell, Herman, Professor der Apologetik und vergleichenden Religionswissenschaften an der Universität Würzburg, einer der größten katholischen Theologen der Neuzeit. * am 28. Februar 1850 in Freiburg i. B., † 31. Mai 1906 in Würzburg, wurde Sch. Ende der sechziger Jahre Schüler des damaligen Privatdozenten Franz Brentano in Würzburg. Von diesem in die Aristotelesforschung eingeführt, promovierte er 1873 in Freiburg i. B. in der Philosophie, 1883 in Tübingen in der Theologie. 1879—1881 machte er Studien am deutschen Nationalhospiz der »Anima« in Rom. Am 26. November 1884 wurde er von König Ludwig II. zum außerordentlichen Professor in der Würzburger theologischen Fakultät ernannt. 1888 erfolgte seine Beförderung zum Ordinarius.

Mit einer faszinierenden Lehr- und Rednergabe und einem tiefgründenden, spekulativen Talente ausgestattet, warf sich Sch. mit Feuereifer und unbesieglicher Energie auf die Probleme, welche der katholischen Theologie aus ihrer Eingliederung in den Organismus der deutschen Universitäten und aus dem modernen Wissenschaftsbetrieb überhaupt, besonders aber aus der gewaltigen Gedankenarbeit der neueren deutschen Philosophie erwuchsen. In einer ungewöhnlich ausgedehnten und intensiven schriftstellerischen Tätigkeit suchte er das katholische Dogma in die Perspektiven der modernen Fragestellungen zu rücken und gegen die philosophischen Einwürfe durch neue, scharfsinnige Begründung zu verteidigen. Er folgte dabei den Bewegungen, welche das philosophische Wissen der letzten Generation in Eduard von Hartmann nahm, einerseits, weil Hartmanns System ihm als der konsequenteste Ausläufer der Gedankenentwicklung seit Kant erschien, andererseits, weil kaum ein anderer so tief wie Hartmann eine großartige Synthese des Zeitwissens mit den Grundgedanken der deutschen Spekulation erstrebte, besonders aber, weil kein neuerer Denker so scharf wie Hartmann die Spitze der modernen Gedankenbewegung gegen die Fundamente des Christentums zurichtete, indem er im Anschluß an das »Testament« von David Friedrich Strauß (1872) die neuere, deutsche Theologie als »unchristlich« zu erweisen suchte und (1880) die »Krisis des Christentums« proklamierte. Den christlichen Monotheismus suchte Hartmann als Monosatanismus darzustellen durch scharfe Zuspitzung der uralten Probleme der Theodizee und besonders der Frage nach der Ewigkeit der Hölle.

Unter diesen Auspizien stand Sch.s Lebensarbeit. Der Zweifel der neueren Aristotelesforschung am theistischen Charakter des aristotelischen Gottesbegriffes führte ihn zu Plato zurück. Der Einschränkung des Kausalitätsgesetzes auf das Gebiet der Sinnlichkeit durch Kant setzte er eine schrankenlose Ausdehnung dieses Gesetzes entgegen. Er wollte nicht, wie Schopenhauer dem Theismus vorwarf, den Gaul des Kausalitätsgesetzes vor der Station »Gott« ausspannen, sondern stellte den Gottesbegriff selbst unter dieses Gesetz, indem er mit der platonischen Schule Gott als »Ursache seiner selbst« erklärte. Er tat aber dies nicht im Sinne Spinozas, welcher eine Fortentwicklung des göttlichen Wesens zu immer größerer Vollkommenheit annahm, sondern er lehrte eine ewige Vollkommenheit (*actus purissimus*) des göttlichen Wesens, das er aber nicht mit Aristoteles als ruhend, sondern mit Plato als ewige Selbsttat auffaßte.

Von diesem Gesichtspunkte aus suchte Sch. das katholische Dogmengebäude neu zu fundamentieren: die positiven Sätze des kirchlichen Dogmas

suchte er sämtlich festzuhalten; nur die spekulative Begründung derselben wollte er auf eine neue Basis stellen. Die in glänzender und origineller Form auf allen Gebieten der religiösen Frage von Sch. aufgeführte Gedankenarbeit löste großen Enthusiasmus auf der einen, lebhaften Widerspruch auf der anderen Seite aus. Die Neuheit und Kühnheit der Ideen; die Schwierigkeit und Sublimität der von ihm mit Vorliebe behandelten höchsten Probleme, um welche sich der Streit der katholischen Schulen seit 600 Jahren dreht; besonders aber in manchen Fragen eine scharfe Bekämpfung der traditionellen Theologie und ein absichtliches Offenlassen weitausschauender, für das Dogma zweifellos gefährlicher Perspektiven: all das wirkte zusammen, um bei dem unstreitig hervorragenden, geistigen Gehalt der Sch.schen Schriften eine Bewegung von solcher Intensität auf theologischem Gebiete hervorzurufen, wie sie die neuere Zeit jedenfalls seit der Infallibilitätsfrage nicht mehr erlebt hat. Die ganze gebildete Welt, nicht bloß in Europa, sondern darüber hinaus wurde in das lebhafteste Interesse für die Ideen Sch.s hineingezogen.

Besonders war dies der Fall, seitdem Sch. 1896 zum ersten Rektor der neuen, prächtigen Universität in Würzburg gewählt worden war, für welche er die stolze, einigende Aufschrift gefunden hatte: »*Veritati.*« Am 28. Oktober 1896 weihte er die neue Heimstätte der über die alte, fürstbischöfliche Stiftung längst hinausgewachsenen Universität ein mit einer aufsehenerregenden, geistvollen Rede über »Theologie und Universität«. Im gleichen Jahre verfaßte er zwei Schriften, welche rasch ihren Rundgang durch alle Länder machten und zum wichtigsten und entscheidenden Ereignisse seines Lebens wurden: »Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts« und »Die neue Zeit und der alte Glaube«. Sch. entrollte in diesen Schriften ein Programm, um dem Katholizismus die vielfach verlorenen Positionen im Geistesleben der Völker zurückzuerobern und ihm zur Vollentfaltung der in seinem Schoße ruhenden Kräfte zu verhelfen. Im sensationslüsternen Strohhaufen der Tageskritik zündete aber das, was er gegen herrschende Mißstände vorbringen zu müssen glaubte, mehr als das wirklich Wertvolle, das er zu einem gesunden Fortschritte geltend zu machen bemüht war. Sch. wurde der bestgelobte und bestgehaßte katholische Denker der Gegenwart. Sein Name wurde zum Programm auch für minderwertige Richtungen, mit deren Gesamttendenz er innerlich nichts zu tun hatte, wie für den sogenannten Reformkatholizismus Joseph Müllers, welcher Sch.s Namen in kirchlichen Kreisen in Mißkredit brachte.

Gegen Sch.s Theologie traten auf: in einseitiger Kritik der Neuthomist Gloßner, in maßvollerer Weise und mit tieferer Gründlichkeit der Benediktiner Janssens, der Jesuit Hurter und später die Jesuiten Chr. Pesch und Stufler. Der Hauptgegner Sch.s an dem Orte seiner Wirksamkeit war Dompfarrer Braun. Am 15. Dezember 1898, wenige Monate, nachdem Bischof Stein von Würzburg nach München übergesiedelt war, verurteilte die Indexkongregation mehrere Schriften Sch.s. Einen Widerruf forderte Rom von Sch. nicht. Sch.s Unterwerfung unter das Dekret der Indexkongregation wurde von Freund und Feind mißdeutet. Diese Unterwerfung war kein Widerruf. Das Recht der Kirche, glaubensgefährliche Schriften zu verbieten, ist ein unverletzliches; zu entscheiden, ob ein solches Verbot durch sachliche Gründe oder Opportunität veranlaßt erscheint, ist ihre Sache. Der Bischof von Würzburg hatte Januar 1904

und Dezember 1905 Unterredungen mit Sch. über seine theologische Auffassung. Über die erste Unterredung machte der Bischof ohne Sch.s Wissen Aufzeichnungen, welche schon dadurch mangelhaft sind, daß in ihnen die Texte aus Sch.s Werken höchst ungenau, ja teilweise direkt falsch wiedergegeben sind; in der zweiten, von Sch. unterzeichneten Aufzeichnung ist durchaus von keinem Widerruf die Rede; Sch. lehnt dort nur Interpretationen seiner Lehre ab, welche mit dem Dogma in Widerspruch stehen. Diese Aufzeichnungen fanden nach Sch.s Tod durch Vertrauensbruch ihren Weg in die Öffentlichkeit. Sch.s Feinde benutzten sie, um seinen Charakter zu schänden. Das ist Unrecht: Schell lebte und starb als überzeugter Katholik, der mit Liebe an seiner Kirche hing. Seine Unterwerfung unter das Urteil der Kirche war durchaus loyal. Aber diese Unterwerfung bedeutet nach seiner Auffassung kirchenrechtlich nicht das, was seine Feinde daraus folgerten. Die Kirche hat dem hochverdienten Gelehrten das kaudinische Joch des Widerrufes erspart; sie kann aber ihrem Prinzip nach nicht darauf verzichten, in Glaubenssachen ihre unverrückbaren Positionen festzuhalten und deren Anerkennung von all ihren Gliedern, auch den besten und edelsten, zu fordern.

Am 31. Mai 1906, abends 8 Uhr, verschied Sch., während eines Gewitters heimeilend, an einem Herzschlag. Sein Tod löste die lebhaftesten Sympathien für ihn aus. Eine große Zahl hervorragender Katholiken erließ einen Aufruf zur Errichtung eines Grabdenkmals, darunter der Bischof v. Henle von Regensburg und der Erzbischof v. Abert von Bamberg. Der Theologieprofessor Ernst Commer in Wien schrieb, in pietätloser Weise Merkles Leichenrede auf Sch. kritisierend, eine wissenschaftlich wertlose Broschüre, worin er nachzuweisen suchte, daß das Denkmal für Sch. als Demonstration gegen die Kirche beabsichtigt sei und daß Sch. das geheime Haupt einer internationalen Verschwörung gegen Rom gewesen sei. Durch diese Darstellung irregeleitet, erließ der apostolische Stuhl am 14. Juni 1907 ein Schreiben an Commer, worin das Vorgehen Roms gegen Sch.s Schriften als gerechtfertigt erklärt, aber unter energischer Abweisung von Sch.s Irrtümern sein edler Charakter warm gelobt wurde. Auf die Beschwerde des Denkmalkomitees gegen Commers Darstellung erkannte der hl. Stuhl durch Schreiben vom 27. Juli 1907 die pietätvolle Absicht der Unterzeichner des Denkmalsaufrufes an. Das Denkmal wird von Seebök ausgeführt und im Sommer 1908 auf Sch.s Grab enthüllt.

Commers Schrift rief einen heftigen Kampf hervor, besonders seitdem durch Hennemann seine früheren Briefe an Sch. veröffentlicht wurden, in denen er zu Sch.s Lebzeiten dessen Schriften mit maßlosen Lobeserhebungen bedacht hatte, die er nach seinem Tode verdammte. Der apostolische Stuhl wurde mit dieser Affäre zu Unrecht in Beziehung gesetzt, weil der Papstbrief vom 14. Juni 1907 keineswegs eine Approbation der Schrift Commers bedeutete, sondern nur dieselbe als Gelegenheitsanlaß benützte, um die klare Stellungnahme der Kirche in der gefährlichen Verwirrung bestimmt zum Ausdruck zu bringen. Die Stellungnahme des hl. Stuhles ist kein Hindernis für die Hoffnung der gebildeten Katholiken, daß Sch.s Lebenswerk nach Ausscheidung mancher, zweifellos gefährlicher Positionen für Kirche und Vaterland zum Segen gereichen wird.

Größere Schriften Schells: I. Theologische Schriften: 1. Das Wirken des dreieinigen Gottes, 1884; 2. Katholische Dogmatik (4 Bände), 1889/93; 3. Gott und Geist (2 Bände), 1895/96; 4. Religion und Offenbarung, 3. Aufl. 1907; 5. Christus, 17. Tausend 1906; 6. Jahve und Christus, 2. Aufl. 1907.

II. Nichttheologische Schriften: 1. Die Einheit des Seelenlebens nach Aristoteles 1873; 2. Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts, 7. Aufl. 1899; 3. Die neue Zeit und der alte Glaube, 2. Aufl. 1898; 4. Das Problem des Geistes, 2. Aufl. 1897; 5. Theologie und Universität, 1897. Dazu kommt eine Fülle kleinerer Gelegenheitsschriften, deren gesammelte Ausgabe bei Schöningh in Paderborn durch Hennemann in Vorbereitung ist.

Literatur: Ernst Commer, Herman Schell und der fortschrittliche Katholizismus, Wien, 2. Aufl. 1908; Hennemann, Commers Briefe an Schell, Würzburg 1907; F. X. Kiefl, Herman Schell, Mainz, 2. Aufl. 1907; Kiefl, die Stellung der Kirche zur Theologie von Herman Schell, Paderborn 1908; Hennemann, Widerrufe Schells? Würzburg 1908.

Kiefl.

Eckardt, Aloys, Landschafts- und Genremaler, * 1845 zu Lichte, † 1. März 1906 in München. Früh verwaist, kam der Knabe in eine Porzellanfabrik mit notdürftigem Unterhalt, so daß er nach vierjähriger Lehrzeit nach Eisfeld übersiedelte und dort Holzwaren bemalte. Das Feldzugsjahr 1866 brachte ihn unter die Waffen, dann nach Wien, wo er als Porzellanmaler sich erfolgreich betätigen konnte, bis ihm der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges abermals die Muskete eines Thüringer Infanteristen in die Hand spielte. In Frankreich schwer erkrankt, wurde er nach Berlin ins Lazarett verbracht; hier vertrieb er sich die Zeit der Rekonvaleszenz, ein neuer Quentin Massys, mit Aquarellen, welche die Aufmerksamkeit der caritative Pflege übenden edlen Kronprinzeß Friedrich erwarben, die sich einige seiner Blättlein erbat und durch gnädige Gegengabe den Maler erfreute. Abermals auf den Kriegsschauplatz zurück, blieb E. bis zum Friedensschluß im Regiment, das er bei guter Führung absolvierte. Frisch nahm er seine liebgewonnene Arbeit wieder zu Wien auf und brachte es mit der ihm eigenen Energie fertig, seine längst gehegten Pläne zu verwirklichen. Obwohl mit knappen, buchstäblich dem Munde abgesparten Mitteln, wagte er die Fahrt nach dem goldenen Vlies, fand Aufnahme an der Münchener Akademie und in Lindenschmit den erhofften vielseitigen Lehrer, dessen Malweise der strebsame Schüler sich schnell zu eigen machte. Nun ging es rasch vorwärts, mit den besten seiner jüngeren Zeitgenossen die Wette bietenden Genrebildern, deren malerische Probleme und Beleuchtungs-Effekte ihn anzogen. Darunter die Bude einer »Fischhändlerin«, eine Szene in der »Waschküche«, wobei nicht allein mit den Händen, sondern auch mit der Rede die Arbeit förderlich besorgt wird; die im Keller ihr Geflügel rupfenden Frauen; ein die zuhörenden Mädchen durch Jägerlatein überraschender Holzschläger; der »Schwierige Fall« zweier feiner Stadtkinder, die einem ländlichen Schmiedemeister ihren beim Rodeln gründlich zerbrochenen Schlitten zur Reparatur bringen, das Innere einer Thüringer Handfertigkeits-Schulstube und Schreinerei mit aufgeweckten, ihrem Lehrer im verständnisinnigen Erfahren lauschenden Knaben. Die Krone aber bildete eine »Schmiede« mit den vom glühenden Eisen angestrahlten hämmernden Zyklopen, eine neben Menzels Walzwerk immer selbständig berechtigte Leistung. Mit diesen und anderen Arbeiten, darunter auch viele ansprechende »Stilleben«, hatten sich alle Erwartungen

und Hoffnungen seiner Jugend erfüllt. Doch machte sich ein quälendes Leiden hemmend fühlbar, da des Künstlers Herztätigkeit störend funktionierte. Eines Tages stand es plötzlich still. In Erinnerung seiner Thüringer Waldheimat hielt E. in seinem Atelier eine Anzahl gefiederter Sänger, freifliegende Finken, Meisen und andere Lieblinge, ein echter Sohn des schönen Thüringer Landes!

Vgl. Fr. v. Böttticher 1895, I., 252. Karl Söhn im Kunstvereinsbericht f. 1906, S. 12.

Hyac. Holland.

Harburger, Edmund, Genremaler, * 4. April 1846 zu Eichstätt, † 5. November 1906 zu München, kam kaum einjährig mit seinen Eltern nach Mainz, wo er 1858 den Vater verlor und von der Schulbank weg seinen Unterhalt in einem Baugeschäft selbst verdienen mußte. Lieber hätte H., in welchem sich damals schon der Künstler ahnungsvoll regte, statt nach Kelle und Winkelmaß zu Pinsel und Palette gegriffen. Nach langer Lehrzeit, an die er stets gerne zurückdachte, da ihm die Familie seines Chefs freundlich näher rückte, sollte H. 1866 zur weiteren Ausbildung die technische Hochschule in München besuchen, doch zog es ihn aus den Kollegien des Polytechnikums mehr nach den Sälen der Kunstakademie, welche ihm, trotz mangelhafter Vorkenntnisse, die ersehnte Aufnahme bot. Und er kam mit ausdauerndstem Fleiß, scharfer, unermüdlicher Beobachtungsgabe und seinem Feingefühl für Helldunkel erst bei Karl Piloty, dann bei Wilh. Lindenschmit, wobei auch W. Diez' Vorgang förderlich mitwirkte, bald in das ersehnte, wünschenswerte Fahrwasser. Die Mittel zur weiteren Ausbildung verschaffte er sich durch Beiträge zu illustrierten Zeitschriften, die anfänglich von anderen, z. B. von Kollarz, auf Holz gezeichnet wurden, darunter die »Fischzucht«-Scherze »Aal, Back-, Gold- und Tinten-Fisch« (in Nr. 4 »Über Land und Meer« 1869. XXIII, 77). Den Grund zu H.s nachmaliger, weitreichender Berühmtheit legten die »Fliegenden Blätter«, als diese seine humoristische Begabung erkennend, derselben den weitesten Tummelplatz öffneten. Kaspar Braun sah in H. einen Teil seiner eigenen Jugend, eine neue erfreuliche Kraft, welche so ziemlich in dieselben Fußtapfen trat; er hoffte in ihm einen Ersatz für den seither ganz vergessenen Friedrich Michel Heil, den gewandten Schilderer problematischer Charaktere, welcher todkrank und ohne Pflege, ganz verlassen, in schauerlicher Weise am 26. November 1865 im eigenen Atelier verbrannte.

Hier machte H. vielfache Phasen durch. Anfänglich mehr Illustrator und Causeur, lag ihm die eigentliche Karikatur ferner, desto schneidiger betrieb er als sein Fach die ironisierende, bald sehr zugespitzte Schilderei gewisser Typen. So beispielsweise das ganze männliche standesgemäße Dienstpersonal vom Hans, Hansl, Johann, Schani, Jean und dem zum Herrn Oberkellner promovierten Johannes, die kauenden, schlingenden, speisenden, schlampampenden, tafelnden, dinierenden Esser, die ganze äskulapische Klimax, vom landläufigen Bauerndoktor bis zum geheimrätlichen Spezialisten, alle Schattierungen der Professoren, die Couleur der ewigen, selbst nach zwölf Semestern noch durchgefallenen Studenten, die ganze Schmiere und den Bettelstolz mimender Kulissenreißer, Komödianten, ihrer Direktoren und affinitären Dichterlinge; die ganze Misère der Kneipgenies, Bierduseler

und Schnapsbrüder, die in dem Motto: »Nur einmal in meinem Leben möcht' ich mir begegnen, wann ich Geld hätte« gipfelnden jovialen Lumpen katexochen; die Spezies der Knall-Protzen, die höher ansteigende Serie der baronisierten Bankiers und Kommerzienräte, Fettbäuche und Amtsrichter, insbesondere aber die Wucherer und Auslese der Kornbauern, über die auch Karl Stieler in seinen Dialektdichtungen die zürnende Geißel schwang: Dieser ganze Kreis von menschlichen Auswüchsen bildete die Domäne seines Stiftes, die er auch gerne mit dem immer bereitwilligen Pinsel festhielt. Eine Auslese davon bietet das »Harburger-Album« (München 1902, bei Braun u. Schneider), welchem eine gleiche Sammlung von »Fünfzig Bildern« (ebendaselbst) zur Seite ging; ebenso eine Kollektion von »Trinksprüchen«. Auch illustrierte H. die Gedichte in Pfälzer Mundart »Etwas zum Lachen« von Fr. Lennig (Mainz, bei Fr. Kirchheim), welche bis 1872 in siebenter Auflage erschienen. Dazu machte sich bei H., ebenso wie bei dem ihm vielfach verwandten Fritz Steub, das Streben bemerkbar, mit prägnantester Zeichnung auch eine breitere Farbenwirkung zu erzielen.

Unermüdlich mit dem Zeichenstift, übte H. Pinsel und Palette; fortgesetzte Ausflüge nach den Bergen Altbayerns und Tirols brachten neue, kostbare Studien. Zu seinen ersten Errungenschaften gehörte die Ölstudie einer »Wirtsstube in Stafflach am Brenner« (1872), welche er mit Figuren staffiert noch zweimal zu Bildern gestaltete, die, wie ein ganzes Programm wirkend, als glänzendes Zeugnis seines ernsten Strebens und Könnens gelten. Diese namentlich in den helldunklen Partien meisterhaft durchgearbeitete Skizze erschien nachmals 1906 auf der Berliner und 1907 auf der Münchener Ausstellung: »Eine prächtige Harmonie aus Braun und Weiß, mit dem reiflichen Abwägen der feinsten Zwischentöne«. So sammelte H. in Tirol, wo es noch die schönsten getäfelten Stuben und die traulichen »Herrgottwinkel«, die mächtigsten Öfen in den verräucherten Weinkneipen gibt, ein kaum aufarbeitbares Kapital von Skizzen und Studien. Diese bevölkerte er dann nicht allein mit einsamen Rauchern und Trinkern à la Teniers und Ostade, sondern auch mit figurenreichen Szenen. So schilderte H. eine Wirtsstube, in welcher die verlängerte Gemeinderatsitzung unter allzu lebhafter Handhabung von Bierkrügen einen ziemlichen Siedegrad erreichte; in diesen wahren Hexenkessel von bäuerlichem Meinungsaustausch fällt eine, vielleicht vor drohendem Regensturz fliehende, Unterschlupf suchende städtisch feine Familie, die in ihrer Rat- und Fassungslosigkeit die »Kontraste« (1873) verstärkt. In einem ähnlichen »Interieur« hat ein »Dorfbarbier« seine säuberliche Tätigkeit begonnen; anderswo wird »Jägerlatein« doziert (1874) oder die »Erziehung des Bacchus« (1876) dargestellt. Öfters wiederholte sich die Konsultation eines »Dorfarztes«, eine »Weinprobe« (1882), dann verstieg er sich wohl auch zu einem venetianischen Fischhändler, einer Ansicht der Stadt vom Atelierfenster aus, einem Facchino und einer »Bella« à la Eugen von Blaas. Damit waren seine italienischen Erinnerungen fertig. Ein paarmal erwählte H. eine arme, unter sehr gemischten Empfindungen an einem reichen Trousseau arbeitende »Näherin« (radiert von W. Wörnle); ganz unübertrefflich durch die subtile Stimmung: zwei in ihre Arbeit versunkene, Rüben und Äpfel schälende Mädchen — ein bewunderungswertes Bijou (1883). Die ersten Mutterfreuden der jungen Gattin, die behagliche Ruhe einer im

urväterlichen Lehnstuhl rastenden alten Frau; ein in vorübergehenden Dissonanzen befindliches, unerschütterlich bewährtes Freundespaar, treue »alte Herren« und ähnliche aufregende Szenen. Einmal ließ er sich gar zu würfelnden Soldaten im Kostüm des Dreißigjährigen Krieges und zu einer »Szene am Roulette« hinreißen; auch zu einem landschaftlichen Ausschnitt, einem kleinen Stilleben, oder zu etlichen Porträts: seinem eigenen in jüngeren Jahren und im gereiften Mannesalter, letzteres in halber Figur: unter dem eingeknüllten Künstlerhute erscheint die stramme Gestalt, mit dem scharf auslugenden Auge, dem langen graumelierten Puritanerbarte, ein »*selfmade man*« im ganzen Sinne. Dazu (teilweise mit Lenbach gemalt) seine Gattin und Kinder, dabei ein »Familienbild«, mit dem die Maman zeichnenden Jüngsten. Er hatte den Traum seiner Jugend reichlich erfüllt, sich und den Seinen ein Haus gebaut mit einem tauglichen Atelier, in welchem ungesucht die Modelle sich einstellten. Für diese oft fragmentarischen Erscheinungen lagen Kostüme bereit, auch allerlei kulturhistorische Unbezahlbarkeiten, beispielsweise ein aus dem XVII. Jahrhundert gerettetes, wohlerhaltenes, großes, voll eingerichtetes Puppenhaus, aber auch Bauernkästen mit Schnitzwerk, alten Tischen, Bänken und Stühlen. H.s Bilder hatten in allen Galerien, Kunstvereinen und Sammlungen Aufnahme gefunden, waren in der Heimat ebenso wie in England und Amerika salonfähig, durch Photographie, Stich und Holzschnitt volkstümlich geworden; alle kunstgeschichtlichen Kompendien verzeichneten seinen Namen, Lebensgang, sein Wirken und Schaffen. Sein 60. Geburtstag wurde mit großen Ehren gefeiert. Aber nimmer nahet das Glück frei von Leide. Die letzten Jahre brachten vielfach Pein und Schmerzen, die der Patient heroisch ertrug mit demselben Humor, der ihm zeitlebens die Hand geführt hatte.

Vgl. Pecht, Münchener Kunst. 1888. S. 406. Lützow, Ztschft. 1884. XIX, 157. Nr. 1581. *L'Univers Illustré II.* VII. 1885. Universum 1887. III, 40 (Rosegger). Kunst f. Alle. 15. V. 1888. Rosenberg, Münchener Maler seit 1871. S. 56. Ders. in Velhagen u. Klasings Monatshefte. 1890. 151—163. Ders. in Gesch. der modernen Kunst. 1894. III, 103. H.s Haus. Nr. 2442. Illustr. Ztg. Leipzig. 19. IV. 1890. H.s Atelier: Vom Fels zum Meer. 1889. 90. 1. Hft. G. Fuchs in Nr. 518 Neueste Nachrichten 9. XI. 1906. Fr. v. Bötticher. 1895. I, 460. Alex. Heilmeyer. 264. Allg. Ztg. 11. VI. 1907. Medaillonporträt und Büste von Jos. Floßmann (1907). Arena. Januar 1907, S. 1053ff.

Hyac. Holland.

Matthiessen, Heinrich Friedrich Ludwig, emeritierter ordentlicher Professor der Physik an der Universität Rostock, * 22. September 1830 in Fissau bei Eutin, † 15. November 1906 zu Rostock i. M. M., dessen Vater Lehrer war, besuchte das Gymnasium in Eutin, verließ es 1851 mit dem Reifezeugnis und studierte in Kiel Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaften, speziell Physik unter der Leitung von Gustav Karsten. Von 1854 bis 1855 war er in Kiel Konservator am Zoologischen Museum, dann Assistent am Physikalischen Institut, promovierte 1857 zum Dr. phil. und habilitierte sich in Kiel als Privatdozent der mathematischen Physik. 1859 wurde er Lehrer der Mathematik und Physik am Gesamtgymnasium in Jever, 1864 Subrektor am Gymnasium in Husum, wurde 1873 zum Professor ernannt und 1874 als ordentlicher Professor der Physik an die Universität Rostock be-

rufen. Dort war er Direktor des 1875 neu eingerichteten Physikalischen Instituts und Seminars, Mitglied der Prüfungskommissionen für Kandidaten des höheren Schulamts in Physik und mathematischer Geographie, der ärztlichen Vorprüfung, der pharmazeutischen Staatsprüfung und der Prüfung für Nahrungsmittelchemiker, seit 1888 Direktor des Astronomisch-meteoronomischen Observatoriums, Konservator der großen Kreisteilmaschine des landesherrlichen Industriefonds, Inspektor des elektrischen Beleuchtungswesens, der Gas- und Wasserversorgung der Universitätsinstitute sowie Administrator und Berechner der akademischen Waisenkassen. Er war Dekan seiner Fakultät und bekleidete 1885—86 das Rektorat der Universität. Seit 1862 war er Mitglied der Mathematischen Gesellschaft zu Jena und seit 1885 der Kaiserl. Leopold.-Karol.-Akademie der Naturforscher in Halle. 1883 wurde ihm von der medizinischen Fakultät der Universität Zürich die Ehrendoktorwürde verliehen. 1890 machte er mit Unterstützung der preußischen Akademie der Wissenschaften und des mecklenburg-schwerinschen Ministeriums eine dreimonatliche Reise nach dem nördlichen Eismeer zum Studium des physikalisch-optischen Baues der Augen der Walfische; seine gewonnenen Resultate hat er in einer Festschrift zu v. Helmholtz' 50jährigem Doktorjubiläum am 2. November 1891 niedergelegt. 1905 wurde er auf sein Ansuchen unter Verleihung des Komthurkreuzes des mecklenburgischen Hausordens der Wendischen Krone vom Halten von Vorlesungen entbunden und nahm seinen dauernden Wohnsitz in dem mecklenburgischen Badeort Müritz. Von körperlichem Leiden suchte er im nächsten Jahre Heilung in Rostock und dort im Universitäts-Krankenhause machte eine Herzlähmung seinem Leben am 15. November unerwartet ein Ende. Am 17. November fand für den langjährigen Hochschullehrer vor der Beerdigung ein feierlicher Trauergottesdienst in der Aula der Universität statt, bei welcher der derzeitige Dekan der philosophischen Fakultät Professor Kern an der aufgebahrten Leiche dem verdienten Gelehrten warme Worte der Anerkennung zollte. — Bis in sein hohes Alter war M. schriftstellerisch tätig. Seine Publikationen bewegen sich auf den Gebieten der Mathematik, Physik, Astronomie, Meteorologie und Physiologie. An selbständigen Schriften hat er veröffentlicht: Über die Gleichgewichtsfiguren homogener, frei rotierender Flüssigkeiten, Kiel 1857; Über die Anordnung der Elektrizität auf isolierten Leitern von gegebener Form und die Methode der Messung des Bindungskoeffizienten der elektrischen Verstärkungsapparate, Jever 1861; Die algebraischen Methoden der Auflösung der literalen quadratischen, kubischen und biquadratischen Gleichungen nach ihren Prinzipien und ihrem innern Zusammenhang dargestellt, Husum und Leipzig 1866; Kommentar zur Aufgabensammlung von Heis für Schüler, Köln, 1870, 4. Aufl. Köln 1902; Schlüssel zur Aufgabensammlung von Heis für Lehrer und Studierende Bd. I, II, Köln 1873, 3. Aufl. Köln 1886; das Klima von Athen, Schleswig 1873 (Aug. Mommsen, Griechische Jahreszeiten, Heft 2); Grundriß der Dioptrik geschichteter Linsensysteme, Leipzig 1877; Grundzüge der antiken und modernen Algebra der literalen Gleichungen, Leipzig 1878; Übungsbuch für den Unterricht in der Arithmetik und Algebra für höhere Bürgerschulen nebst Sammlung der Resultate in 2 Heften, Köln 1882, 5. Aufl. 1902. Von ihm herausgegeben wurden: Heis und Eschweiler, Lehrbuch der Geometrie, Bd. I, Planimetrie, Aufl. 7, Stereometrie, Aufl. 4, Köln 1881, Trigonometrie,

Aufl. 3, Köln 1887; Heis, Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der allgemeinen Arithmetik und Algebra, Aufl. 48—111, Köln 1877—1906. Die in Zeitschriften verstreuten Arbeiten einzeln anzugeben, würde zu weit führen. Auch einige Vorträge hat M. gehalten. Die Verdienste der preußischen Staatsregierung um die Förderung der exakten Wissenschaften (Rede in der Aula zu Husum bei der Feier des Geburtstags des Königs Wilhelm I., 1869); Die Ökonomie in der physikalischen Natur und ihre Ausnutzung für den menschlichen Haushalt (Rostocker Rektoratsrede am 28. Februar 1886); Reiseberichte aus Finmarken: Land und Leute, Walfang (öffentlicher Vortrag in der Aula der Rostocker Universität, Winter 1890—91.)

Aufzeichnungen von Prof. Matthiessen; Poggendorffs biographisch-literarisches Handwörterbuch; Albertis Lexikon schleswig-holsteinscher Schriftsteller; Hellmanns Repertorium der deutschen Meteorologie; Mittag-Lefflers *Acta mathematica;* Kukulas Allgemeiner Hochschulen-Almanach; Rostocker Anzeiger, Jahrg. 26, No. 268, 270, 271 Beiblatt 2.

A. Vorberg.

Christ, Fritz, Bildhauer, * 7. Januar 1866 zu Bamberg, † 5. Juli 1906 in München, erhielt rechtzeitig im Hause des Vaters, eines wohlbekannten Steinmetzmeisters, Anregung und Förderung, so daß er schon mit schönen technischen Kenntnissen (Ende 1880) nach München gehen konnte, um sich bei seinem hochbegabten Bruder Adam Christ weiter zu bilden. Als aber letzterer durch jene während eines Künstlerfestes ausgebrochene Brandkatastrophe am 19. Februar 1881 hinweggerafft wurde, verlor F. die erwartete Stütze. Ein Stipendium aus der Kgl. Kabinettskasse ermöglichte dem zu den schönsten Hoffnungen berechtigten Eleven die Fortsetzung seiner Studien an der Akademie, erst bei Professor Widnmann, wo Ch. rasch sich hervortat und durch die Figur eines »Sterbenden Kriegers« die große silberne Medaille als höchste Auszeichnung erwarb, dann bei Eberle und Ruemann. Zahlreiche Aufträge für Grabdenkmäler folgten, wobei der junge Künstler durch die Verbindung von Stein und Bronze sein feines Schönheitsgefühl glänzend bewährte. Für einzelne, meist in Metallguß vervielfältigte Statuetten erfolgten Medaillen von den Expositionen zu Chicago, München, Paris und Kopenhagen; die Münchener Glyptothek erwarb eine Frauengestalt in Marmor. Seine Vaterstadt Bamberg bestellte ein Denkmal für König Ludwig II. Unter solchen Auspizien konnte Ch. daran denken, einen eigenen Herd zu gründen. Am 19. April 1906 begann die Hochzeitsreise nach dem Süden; kurz nach der Rückkehr machte eine Blinddarmentzündung diesem von Glück und Freude getragenen Leben ein überraschendes Ende. Wenige Tage vorher zeigte er einem Freunde das reizende, eben vollendete Figürchen einer lächelnden »Fortuna« mit den Worten: »Das Glück reicht dem Menschen nur die Hand, um dieselbe wieder zurückzuziehen; ein vollkommenes Glück gibt es nicht.« Der zierliche Bronzeguß trug bei der nachmals im Glaspalast veranstalteten Gesamtausstellung seiner Schöpfungen den mit Trauerflor umwundenen Lorbeerkranz der Münchener Künstler-Genossenschaft. Andere in Marmor, Bronze und Edelmetall vervielfältigte, verschieden benannte, höchst gefällige Gestalten vollenden diese Korona, darunter eine »Seerose«, »Bacchantin«, »Perle«, »Gratulantin«; das reizende Köpfchen eines »jugendlichen Bacchus«, dazu eine »Judith«, eine »Nymphe« mit Schmuckkästchen,

»Susanna«, »Salome«, aber auch »Colchicum«, »Verführung«, »Sünde« usw. betitelte Gestalten. Zu dem wahren Porträtbild seiner faszinierenden Erscheinung gehörten auch eine rührende Anspruchslosigkeit, die ihn trotzdem zum lebendigen Mittelpunkt jeder Geselligkeit, insbesondere bei Künstlerfesten, machte, wo er lebende Gruppen von klassischen Kämpfern, Ringern und Fechtern inszenierte, auch archäologische Szenen aus Mesopotamien und dem Lande der Pharaonen, aus Persepolis und Hellas, so daß die uralt echten Skulpturen aus Königsgräbern unter das elektrische Licht gerückt schienen. Dazu stellte er mit Hilfe von Kindern lebende Imitationen von Meißener Porzellanfigürchen, so daß ein Impresario, freilich vergeblich, glänzende Angebote machte. Als kühner Turner oblag er mit Gletscherseil und Nagelschuhen waghalsigem Alpensport bei Hochtouren im Karwendel und Wilden Kaiser. Bekannt in alpinen Kreisen wurde seine, noch dazu mit einem taubstummen Gefährten namens Fick unternommene Tour nach dem übelberüchtigten »Totenkirchlein«, wo sie sich, obendrein führerlos, verstiegen und in der Not durch einen Kamin zwängten, der heute noch ihren Namen trägt. In allen Angelegenheiten der Kunstgenossenschaft bewies er sich mit Wort und Tat als immer bereiter Helfer. »*Media in vita*« mußte er von hinnen! Unwillkürlich drängt sich das Sophokleische Wort auf »Nimmer nahet im Leben das Glück lauter und frei von Leide!«

Vgl. Singer 1906, VI., 54. Münchener Kunstvereinsbericht 1907, S. 11 ff. Katalog der Münchener Jahresausstellung 1907, Nr. 1745—57.

Hyac. Holland.

von Rothmund, August, *Dr.* Professor, Geheimrat, * 1. August 1830 zu Volkach als Sohn des Kgl. Physikus und späteren Professors der Chirurgie an der Universität München Dr. Christoph von Rothmund; † 27. Oktober 1906 in München. Studierte in München unter dem Physiologen Harless, dem Anatomen Schneider und den Klinikern Ringseis und Gietl; in Würzburg unter Virchow, Kölliker, Kiwisch und Scherer. Dann 2 Jahre Assistent der chirurgischen Abteilung des Münchener allgemeinen Krankenhauses; darnach ärztlich tätig bei der ersten Münchener Cholera-Epidemie. Er lag weiterhin in Wien bei Schuh und Dumreicher chirurgischen und bei Eduard von Jäger ophthalmoskopischen Studien ob. Darauf folgte ein längerer Studienaufenthalt in Prag bei Arlt, in Berlin bei Albrecht v. Graefe und in Paris bei Sichel und Desmarres. Ihm folgte alsbald auf Grund einer Abhandlung über »Künstliche Pupillenbildung« die Habilitation an der Universität München. 1856 und 1857 Vorstand der chirurgischen Poliklinik, übernahm v. R. gleichzeitig die Leitung der im Jahre 1822 gegründeten Schlagintweitschen Augenheilanstalt, die sich unter ihm innerhalb weniger Jahre derartig entwickelte, daß die Zahl der Betten rasch auf 60 anwuchs. Ihr Wirkungskreis erstreckte sich schließlich weit in die benachbarten Kronländer des österreichischen Kaiserstaates, nach Süden sogar bis in die Poebene. 1859 — zur Zeit, als v. R. in Verona freiwillig ärztliche Kriegsdienste leistete — erfolgte die Beförderung zum außerordentlichen Universitätsprofessor. — Ernennung zum ordentlichen Professor der Augenheilkunde, 19. März 1863.

Gleich Hasner in Prag verließ v. R., unbeirrt durch die Strömung, die in den sechziger Jahren die Extraktion des Altersstares mit der

Erhaltung der Iris durch die *Extract. scler. c. Iridect.* zu verdrängen suchte, die klassische Methode nie ganz, sondern bediente sich ihrer fortgesetzt eklektisch überall da, wo ihm die günstigen Voraussetzungen dafür nur irgendwie gegeben zu sein schienen. Auch urgierte v. R. bereits 1874, daß bei beiderseits schwarzen Pupillen die Kranken auf dem Auge, das mit Erhaltung der Iris und des Pupillenspieles vom Stare befreit worden war, ein viel besseres Sehvermögen hatten, als auf dem andern mit Linearschnitt, d. h. mit Iridektomie operiertem Auge. Ebenso wies er mit Eduard Meyer (Paris) schon damals auf die Nachteile hin, die die vielfach gebräuchliche präparatorische Erweiterung der Pupille durch Atropin auf den Heilverlauf der Starextraktion ausübte.

v. R. war mit Mooren und Pagenstecher d. Ä. einer der Ersten, die einen Anstaltsbericht veröffentlichten. — Der für die Jahre 1861/62 wurde von Zehender mit dem Bemerken referiert: »Es hat uns sehr befriedigt, hier einen ausführlich räsonnierenden Bericht und nicht bloß ein trockenes Verzeichnis der behandelten Krankheitsformen zu erhalten.«

Bezüglich der Entstehung und des Wesens der Kurzsichtigkeit trat v. R. bereits seit dem Anfang der sechziger Jahre in Wort und Schrift mit überzeugenden Gründen für eine Scheidung dieser Refraktionsanomalie in verschiedene Unterarten ein. Schon damals beobachtete er bei Landleuten das Auftreten von Staphyloma posticum mit starker Kurzsichtigkeit und das erblich-familiäre Vorkommen dieses Übels.

Durch die Abhandlung über »Chromhidrose oder Chromokrinie der Augenlider und deren Ursache«: eine Krankheit, die als eine höchst eigentümliche Farbabsonderung in den Augenlidern oder als eine schlau durchgeführte Simulation von seiten des Patienten angesehen wurde, bewies v. R., daß es sich um eine Seborrhoe handelt und die Färbung lediglich durch einen Niederschlag von feinen Kohlenteilchen auf die durch allzu starke Sekretion der Talgdrüsen und Abschuppung der dünnen Epidermis zustande gekommenen seborrhoeischen Stellen des Randes der Augenlider verursacht wird.

Auf den Zusammenhang von Erkrankungen des Auges mit anderen Krankheiten lenkte v. R. bereits zu einer Zeit, in der die Ophthalmologie ein in ihrer Entwicklung begründetes vorwiegend lokalistisches Gepräge besaß, die Aufmerksamkeit durch die Abhandlung über »Katarakten in Verbindung mit einer eigentümlichen Hautdegeneration«.

Sein therapeutisches Wollen und Können bauten sich auf gesunden Erwägungen auf. So beseitigte er unter anderm zweimal eine Amaurose infolge von Ischämie der Retina mit gleichem Erfolge wie Alfred Graefe — dieser hatte in einem Falle das durch eine Iridektomie erreicht — mit der keinerlei Verstümmelung des Auges bedingenden Paracentese. Er ging dabei von dem Gedanken aus, daß durch raschen Abfluß des Humor aqueus ein leerer Raum in der Höhle des Augapfels erzeugt, mithin eine Kongestion herbeigeführt werde, die vielleicht die Netzhautgefäße wieder füllen könnte.

Bereits in den siebziger Jahren betonte v. R., daß durch die medikamentöse Antiseptik mit all den Behelfen, die man damals für unerläßlich hielt (Carbolspray usw.), als solche auch für die operativen Eingriffe und insbesondere auch für die Staroperationen nicht die Hoffnungen auf Erzielung

einer wesentlich höheren Heilziffer der Kataraktextraktion erfüllt werden würden, die auf dem Höhepunkt der Begeisterung für diese Neuerung in der Behandlung von vielen gehegt wurden. Er wies vor allem auf die Tatsache hin, daß auch in der »vorantiseptischen Zeit«, wo die operative Chirurgie noch mit großen Verlustziffern zu rechnen gewöhnt war, operative und traumatische Wunden des Auges eine gute Heiltendenz zeigten. Neben Reinheit des Bindehautsackes und neben Unversehrtheit der Lidränder und des Tränen-ableitenden Apparates komme für die fehlerfreie Heilung der Bulbuswunden mindestens ebenso sehr die tadellose Beschaffenheit des angewendeten Instrumentariums als auch die geübte Hand des Operateurs sehr belangreich in Betracht: Gesichtspunkte, die in ihrer Tragweite später durch Steffan ins richtige Licht gestellt wurden; nicht minder durch die bakteriologischen Untersuchungen, die in dem Ergebnis gipfeln, daß es bisher noch durch kein Verfahren gelungen ist, die Oberfläche des Bulbus derart keimfrei zu machen, daß der Augenoperateur stets und ausnahmslos sicher ist, ein steriles Operationsgebiet zu besitzen.

Auch die im letzten Jahrzehnt bei den Augenärzten zu allgemeiner Wertschätzung gelangte methodische Anwendung von subkonjunktivalen Injektionen geht auf v. R. zurück. Er hat bereits 1866 davon mit Lösungen von Kochsalz und Salzsäure (1,0:5000.0) zur Resorptionsbeförderung von Hornhautexsudaten Gebrauch gemacht. Auch die von v. R. gegebene kurze Erklärung der Wirkung dieser Behandlung: Entstehung eines Reizzustandes im Auge und dadurch bedingte Vermehrung des Stoffwechsels ist in neuerer Zeit durch zahlreiche experimentelle Untersuchungen vollkommen bestätigt worden.

Das gleiche gilt von der unter Mitwirkung von Buhl entstandenen Arbeit über »die Entstehung und Behandlung der epidermoidalen Zysten der Regenbogenhaut«.

Auch war v. R. der erste deutsche Ophthalmologe, der die in neuerer Zeit zu so großer Bedeutung gelangte Entfernung eines im Innern des Auges sitzenden Eisensplitters durch den Magneten mit Glück bewerkstelligte (1873).

v. R. legte in seiner klinischen Tätigkeit je länger desto eindringlicher den Nachdruck auf die Augenheilkunde. Auch im Unterricht und in der praktischen Unterweisung seiner Zuhörer kam das in der Art zum Ausdruck, daß das praktische Bedürfnis und die als zuverlässig erprobten Heilmittel stets im Brennpunkt der Erörterung standen.

Eversbusch.

Lewinski, Alfred v., königlich preußischer General der Infanterie, * 14. Januar 1831 zu Münster i. W., † 21. Juli 1906 in Görlitz. — »Ich dien'!« lautete der Denkspruch, den v. L. einmal als kommandierender General für einen jungen Sammler niederschrieb; in einem langen, treuen und erfolgreichen Dienstleben hat er diesem Spruch lebendigen Ausdruck geliehen. Zu drei Malen und in verschiedenen Bereichen stand er am Feinde: 1864 in der Front, 1866 in der Adjutantur eines Armeeoberkommandos, 1870/71 im Generalstabe einer Division; wie Werder (Hans), Lentze, Hilgers, Scherff, Fischer und andere, die ebenfalls als Generalstabsoffiziere von Divisionen am deutsch-französischen Kriege teilnahmen, erreichte v. L. nach-

mals hohen Generalsrang. — Sohn eines Offiziers, der 1870 als Oberstleutnant a. D. verstarb, trat Alfred v. L. 1848 beim Kolbergschen Grenadier-Regiment Nr. 9 ein, wurde im nächsten Jahre Sekondleutnant, besuchte die allgemeine Kriegsschule und erhielt 1858 die Beförderung zum Premierleutnant. 1860 trat er in das neugebildete 2. Pommersche Infanterie-Regiment Nr. 49, 1862 als Hauptmann und Kompagniechef in das 8. Brandenburgische Infanterie-Regiment Nr. 64 über. An der Spitze der 3. Kompagnie des letzteren Regiments zog er gegen Dänemark aus; das Gefecht an der Büffelkoppel brachte ihm den Roten Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern, der Übergang nach Alsen das Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens mit Schwertern ein. Es folgte, von 1864 bis 1867, ein Kommando als Adjutant bei dem von Prinz Friedrich Karl befehligten III. Armeekorps. Dem Prinzen war v. L. schon früher näher getreten; 1858/59 Lehrer der Taktik, Militärliteratur und Dienstkenntnis an der Divisionsschule in Stettin, war er in letzterem Jahre Mobilmachungsadjutant der 3. Division gewesen und hatte in den frischen Geist, der von des Prinzen Divisionsführung ausstrahlte und dem ganzen Heere zugute kam, einen derartigen Einblick gewonnen, daß er, mit Hinzunahme seiner späteren Erfahrungen, über Prinz Friedrich Karl das Gesamturteil gefällt hat: »Ich schätze ihn als Soldaten so hoch wie keinen zweiten.« Auch während des Feldzugs gegen Österreich verblieb er beim Prinzen, trat als Adjutant zum Oberkommando der I. Armee und erwarb den Kronenorden 3. Klasse mit Schwertern. Bald reihte sich dem Schlachttage von Königgrätz ein erheblicher Teil der ernstesten Kämpfe von 1870/71 an. v. L. war inzwischen, 1867, zum Generalstabe der 5. Division versetzt und in demselben Jahre zum Major befördert worden. Als solcher erlebte er Spicheren und Vionville, Noisseville, Beaune la Rolande, Orléans und Le Mans, die Schlachten seiner Division. Stülpnagel hieß ihr ruhmvoller Führer. Gewiß waren der außerordentliche Ehrgeiz dieses Generals und die Schattenseiten, die sich in Verbindung mit dergleichen zu offenbaren pflegen, feststehend. Aber die glänzenden soldatischen Eigenschaften Stülpnagels geboten Hochachtung und Vertrauen, und seine Fürsorge für die Untergebenen, so auch für jedes Mitglied des Stabes, war weitgehend und außer allem Zweifel. Als Grundton des Verhältnisses zwischen dem Divisionskommandeur und seinem Generalstabsoffizier herrschte gutes Einvernehmen. »Major v. L.«, schreibt der damalige Feldprediger der Division, »ist auch im Kriege stets heiter und unverdrossen und hält auf gute Kameradschaft«. v. L. brachte beide Eiserne Kreuze aus dem Feldzuge heim; spät, erst 1873, erhielt er den *pour le mérite*. Der kommandierende General Konstantin v. Alvensleben hatte diesen Orden für L. wiederholt vergeblich erbeten; als ihn dieser endlich empfing, fühlte sich Alvensleben durch die späte Verleihung, wie er an L. schrieb, »tief gekränkt«, und es war dies einer der Gründe seines vorzeitigen Rücktritts. Zeit seines Lebens aber war v. L. stolz darauf, die sämtlichen preußischen Kriegsorden — es war dies eine Seltenheit — sein eigen zu nennen. — Ende 1872 wurde er, seit Anfang des Jahres Oberstleutnant, Chef des Generalstabes des IX. Armeekorps, 1874 in dieser Stellung Oberst. 1878 bis 1880 führte v. L. das 2. Posensche Infanterie-Regiment Nr. 19, von 1880 bis 1885 — seit 1881 als Generalmajor — die 9. Infanteriebrigade. Bis 1889 unterstand ihm alsdann — 1886 war er Generalleutnant

geworden — die 4. Division. Als Gouverneur von Straßburg wurde er 1890 General der Infanterie und erhielt im nämlichen Jahre als Nachfolger des Generals v. Heuduck das Kommando des XV. Armeekorps. Wegen eines Starleidens trat er indessen bereits 1892, mit dem Großkreuz des Roten Adlerordens mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe dekoriert, in den Ruhestand, aus dem ihn 1906 — er stand im 76. Lebensjahre — der Tod abrief. Soviel im Umriß über des äußere Leben dieses Mannes, der, um an den zu Anfang erwähnten Wahlspruch wiederanzuknüpfen, sein ganzes Dasein hindurch die strengste Pflichtauffassung vertrat, dabei sich selbst dessen so wenig bewußt, daß eine etwaige Erörterung darüber, wie weit eine übernommene Pflichterfüllung zu gehen habe, bei ihm gar kein Verständnis gefunden hätte, der — einem Mitglied seiner Familie sei das Wort gelassen — »instinktiv pflichttreu war bis ins kleinste, ohne rechts oder links, nach oben oder nach unten zu sehen«. »Seine Auffassungen waren sehr strikte, gradlinige; er kannte auch bei anderen nur ein Ja oder Nein, ein Schwarz oder Weiß, ein Gut oder Schlecht.« Unaufrichtigkeit war ihm fremd; Scheinwesen ignorierte er; daß andere, etwa Untergebene, ihm gegenüber schmeichelten, »schusterten«, war ausgeschlossen. Sein Familienleben — er lebte in kinderreicher Ehe — war ein sehr glückliches, sein Wohlwollen gegen Untergebene ein ungemein werktätiges. Wenn er es aber für unfein gehalten hätte, für seine engere Familie, seine Söhne ein gutes Wort einzulegen, so bedeutete es für ihn eine Hauptfreude, mit Wort und Tat diejenigen zu fördern, die ihm dienstlich unterstanden und die es ihm wert schienen. Außergewöhnliche Bescheidenheit entwickelte er in der Beurteilung seiner selbst. Gern betonte er das notwendige Glück des Soldaten, das auch ihm stets der wichtigste Helfer gewesen sei. Der eigenen schlichten Lebensführung entsprach es, daß ihm auch anderwärts jeglicher Luxus zuwider war. Mit den neuzeitlichen Ansprüchen an das Leben konnte er sich durchaus nicht befreunden; immer wieder eiferte er gegen den »verheerenden Hang zum Wohlleben« und wies darauf hin, wie einfach früher die Offizierkorps gelebt hätten, ohne an Vornehmheit oder Geselligkeit zu verlieren. Kurzum, man darf Alfred v. L. jenen Charakteren beigesellen, deren Wesen am besten durch den Begriff »altpreußisch« bezeichnet wird.

Berliner Militär-Zeitung 1906, Nr. 31. — D. Kretschmar, beim Stabe der 5. Infanterie-Division 1870/71, Basel 1896, S. 163; Krieg, General C. v. Alvensleben, Berlin 1903, S. 154. — Briefliche Mitteilungen des Generals v. L. selbst an den Unterzeichneten; Mitteilungen eines Sohnes, des Oberstleutnants beim Stabe des Grenadier-Regiments Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11 v. L.

Koburg. Archivar Dr. Krieg.

Seidel, Heinrich, * am 25. Juni 1842 in Mecklenburg zu Perlin, einem der gräflichen Familie von Bassewitz gehörenden Gut und kleinen Kirchdorf, wo sein Vater Prediger war, † 7. November 1906 zu Groß-Lichterfelde. Bei der Taufe erhielt S. außer dem Rufnamen noch die Namen Friedrich Wilhelm, Karl, Philipp, Georg und Eduard; denn es waren sieben Taufpaten da, von denen jeder nach alter Sitte einen Namen spendete. Im Frieden des kleinen Dorfes hat S. seine Kindheit verlebt, und was ihn dort umgab, und was er sah, hat sich tief ihm eingeprägt. Das schlichte Pfarrhaus, das

kurz vor seiner Geburt noch mit Stroh gedeckt war, daneben der Garten mit Obstbäumen und Blumenbeeten, dann das herrschaftliche Gebäude, in dem allerhand Merkwürdiges zu sehen war, ein stilles Plätzchen an der alten Kirchhofsmauer, wo er in der Sommerszeit gern träumend im Grase lag, im Kirchturm, der von Schwalben umflogen war, der Raum, wo die Glocken hingen, endlich das wogende Kornfeld und im Hintergrunde der dämmernde Wald: alles das ist ihm wohl im Gedächtnis geblieben und hat später Platz gefunden in seinen Dichtungen. In seinem Büchlein von Perlin nach Berlin hat S. seine Kinder- und Jugendzeit auf sehr anziehende Weise beschrieben.

In Perlin besuchte der kleine Heinrich die Dorfschule, wurde dann von seinem Vater und mit Pensionären zusammen von einem Seminaristen unterrichtet. 1850 wurde sein Vater als Prediger an die Nikolaikirche in Schwerin, der Hauptstadt des größeren der beiden Mecklenburgs, versetzt und siedelte mit den Seinen — es waren zu Heinrich, dem ersten Sprößling, noch zwei Kinder hinzugekommen — dorthin über. S. kam dort zunächst in die erste Klasse einer Vorbereitungsschule und von da in die Quinta des Gymnasiums, in der er sich ziemlich lange aufgehalten hat. Auch in Schwerin blieb er in trautem Verkehr mit der Natur. Das reiche Vogelleben auf dem großen Schweriner See und an dessen Ufern gab ihm Gelegenheit, genau mit all den reizenden Vogelarten bekannt zu werden, die in seinen kleinen Geschichten eine so große Rolle spielen. Auch wachsen in der Schweriner Gegend schöne einfache Rosen, Rosen aber sind die Lieblingsblumen des Dichters geworden, der um die Rosenzeit zur Welt gekommen ist. In seinen Erzählungen, Märchen und Liedern, wie viel blüht und duftet da von wilden und Gartenrosen!

1859 wurde S. konfirmiert, man ging in der Familie darüber zu Rat, was er werden sollte, und entschied sich für das Maschinenbaufach. So verließ er als Tertianer das Gymnasium und wurde Lehrling in der Schweriner Lokomotiv-Reparaturwerkstätte, wo er ein halbes Jahr blieb. Nachdem er dann ein halbes Jahr Privatunterricht in der Mathematik genommen hatte, bezog er, 18 Jahre alt, das Polytechnikum in Hannover. Dort begann für ihn, im Verein mit guten Gesellen, ein fröhliches Leben. Er trat der Verbindung »Obotritia« bei, die, benannt nach den ehemaligen wendischen Bewohnern Mecklenburgs, den Obotriten, eine größere Anzahl seiner Landsleute umfaßte. In Hannover fing er in aller Stille zu dichten an, wozu er von Hause etwas mitgebracht hatte. Sein Großvater und mehr noch sein Vater war poetisch veranlagt gewesen, und von letzterem sind hübsche Erzählungen und Lieder in die Öffentlichkeit gekommen. Das fröhliche Leben des jungen S. aber in Hannover erreichte dadurch ein Ende, daß 1862 sein Vater starb. Da nicht genug Mittel vorhanden waren, um ihn auf der Polytechnischen Hochschule weiter studieren zu lassen, mußte er anderwärts untergebracht werden und kam als Lehrling in die kleine Maschinenfabrik von Kählert in der mecklenburgischen Stadt Güstrow, wo er wie ein gewöhnlicher Handwerker zu arbeiten hatte. Dabei aber lernte er vom Leben nicht wenig kennen, was für ihn von Wert war, und hat manchmal bei den Hammerschlägen, während er mit der Feile am Schraubstock stand, gedichtet. Bei solcher Arbeit entstand sein Gedicht »Die weiße Rose«, das mehrfach vertont worden ist.

1866 kam er nach Berlin, zuerst als Schüler der Gewerbe-Akademie. 1868 trat er in die Wöhlertsche Lokomotivenfabrik ein und erhielt darauf eine Stellung beim Neubau der Potsdamer Bahn. 1872 wurde er angestellt beim Neubau der Anhalter Bahn und blieb dabei bis 1880. In dieser Stellung hat er etwas geleistet, das ihm einen Namen gemacht hat, ehe er noch als Dichter bekannt war. Das ist die Konstruktion des eisernen Daches der Ankunftshalle auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin, die nach seiner Berechnung gemacht ist. Das war ein Kunststück, wie es damals auf dem ganzen Kontinent sonst noch nicht vorhanden war; denn die Ankunftshalle besitzt eine Spannweite von 62½ Metern. Auch manche kleinere Arbeiten noch auf ähnlichem Gebiet hat er damals ausgeführt.

1872 hat S. sich in Berlin einen eigenen Herd gegründet, an dem er Freude und Frieden fand und mehrere Kinder emporblühen sah. Als 1880 die Arbeiten bei der Anhaltischen Bahn ein Ende fanden, entsagte er dem Ingenieurberuf und ging ganz zur Schriftstellerei und Dichtkunst über. Mit Vertretern der Poesie hatte er in Berlin schon nicht lange nach seiner Ankunft dort Fühlung gewonnen. Er wurde Mitglied eines literarischen Vereins, des »Tunnels über der Spree«, in dem er mit namhaften Dichtern, wie Fontane, Felix Dahn, Scherenberg, Friedrich Eggers und andern noch in Berührung kam.

Bis 1880 einschließlich sind schon 7 Bändchen mit Dichtungen S.s erschienen, darunter im Verlag von Rudolf Hoffmann in Peterswaldau, später Breslau, 1871 »Der Rosenkönig«, 1872 »Blätter im Winde«, 1873 »Fliegender Sommer«, 1874 »Aus der Heimat« und 1875 »Humoristische Skizzen«, ferner im Verlag von Luckhardt in Berlin 1880 »Winterfliegen«. Diese sieben Bändchen enthalten eine Anzahl überaus reizender Sachen, von denen nur erwähnt seien: »Erzählungen der vier Freunde«, »Der gute alte Onkel«, »Das arme alte Gespenst«, »Professor Muckensturms Lebensretter«, »Der Rosenkönig« und »Hans Peiter Semmelmann«. Alle diese Sachen sind Meisterstücklein an anmutiger Schreibart und köstlichem Humor, die sieben Bändchen fanden aber nur wenig Beachtung. Darum sind sie nicht verloren gegangen, denn ihr Inhalt ist von Liebeskind in Leipzig, der 1880 S.s Verleger wurde, in die dann von ihm herausgegebenen Seidelbücher aufgenommen worden. Zuerst aber erschien im Liebeskindschen Verlag 1881 das Buch »Leberecht Hühnchen, Jorinde und andere Geschichten«. Mit diesem Leberecht Hühnchen, dem entzückenden, dem Leben entnommenen Idyll, ist S. dann auf einmal einer der beliebtesten und gelesensten Dichter geworden, und das mit Recht. Zu der Figur Leberecht Hühnchens aber hat ihm Modell gestanden ein Hannoverscher Studiengenosse, Karl Hohn, und außerdem, als er die Fortsetzungen zu seinem ersten »Hühnchen« schrieb, ein in einem Berliner Vorort ansässiger Mann von ähnlicher Art, der in Freundeskreisen »Hunold Müller von der Havel« genannt wurde. Was selbst in den Vororten der deutschen Reichshauptstadt an Poesie zu finden ist, wenn einer nur das richtige Auge dafür besitzt, geht ja aus einer ganzen Anzahl der Schöpfungen S.s hervor.

Bis 1896 hat S. in Berlin gewohnt und zwar im »Karlsbad«, einer stillen Straße, die bis in die neunziger Jahre eine sogenannte »Privatstraße« geblieben ist. Als er wegen Verkaufs des Hauses von dort wegziehen mußte,

erwarb er sich ein kleines Anwesen in Groß-Lichterfelde bei Berlin, wo er seitdem hauste, sich viel mit Blumenzucht beschäftigte, etwas Obst und Gemüse baute und vorübergehend auch einen kleinen Hühnerhof besaß. Dort ist er im Krankenhause, in das er gebracht werden mußte, nach schwerem Leiden, das er geduldig und gefaßt ertrug, in der Morgenfrühe gestorben. Der Schreiber dieses Aufsatzes, der 1880 S. kennen lernte und dann sehr viel mit ihm, zumal auf der Heide und am Seestrand, umhergewandert ist, konnte, als er gestorben war, von ihm sagen:

»Du hast gewahrt dir lebenslang
Getreu' der Seele Ruh,
Und auch den letzten schweren Gang
Gingst still und lächelnd du.«

S. hat vieles geschrieben, was lange Zeit noch Menschen, die Sinn für die Natur, für das Einfache und für wahre Poesie haben, erfreuen wird. Er selbst hielt für das Beste, das er geschaffen hat, seine Märchen, und nicht mit Unrecht, glaube ich, denn auch seine reizendsten kleinen Geschichten sind im Grunde Märchen, die, wie alle echten Märchen, die größte Vertrautheit mit der Natur zur Grundlage haben. Seine Märchen im besonderen Sinne sind mit allerliebsten Illustrationen von Karl Röhling unter dem Titel »Wintermärchen« zuerst in der Deutschen Verlagsanstalt Union in Stuttgart erschienen, in demselben Verlag auch seine »Kinderlieder und -geschichten«. Auch für die Kinderwelt hat er vieles geschaffen, was in den Kreisen der Kleinen mit Freude aufgenommen worden ist. Abgesehen von den Märchen, ist dies alles in Versform gehalten und von munterer und lustiger Art.

S.s Gedichte, die zuerst auf einzelne Bändchen verteilt waren, sind 1903, in einen Band zusammengefaßt, in einer Gesamtausgabe erschienen, die außer vielem Ernsthaften, Anmutigen und Zarten auch Humoristisches und Drolliges in Menge enthielt. Eine kleine Sammlung solcher Sachen, die besonders zum Vortrage in Gesellschaften geeignet sind, erschien 1896 in besonderer Ausgabe unter dem Titel »Die Musik der armen Leute und andere Vorträge«. Darunter ist das auch vortrefflich vertonte Stück, das dieser Sammlung den Namen gegeben hat, »Die Musik der armen Leute«, ein solches, das auch in Zukunft überall, wo es zum Vortrage gelangt, Vergnügen und von Herzen kommenden Beifall erregen wird.

S. war ein Mecklenburger und Niederdeutscher von Hause aus und beherrschte die plattdeutsche Mundart mit vollkommener Sicherheit. Eine Anzahl ganz allerliebster plattdeutscher Gedichte enthält seine Gedichtsammlung, und auch unter seinen Prosasachen ist etwas Plattdeutsches, außerdem fällt er in seinen kleinen Erzählungen, die in Mecklenburg spielen, wenn es die Gelegenheit gibt, ins Plattdeutsche hinein und handhabt es dann auf eine solche Weise, das denjenigen, die es gut verstehen können, wenn sie es hören, das Herz im Leibe lacht.

Ein Vogelsprachenkundiger war S., wie es wenige sonst wohl gegeben hat und noch gibt. Das führte ihn dazu, den Text zu einem Vogelbuch zu schreiben, für das Hektor Giacomelli die Bilder geliefert hat. Das Buch, das 1888 im Verlag von B. Elischer in Leipzig erschienen ist, nennt sich »Natursänger«. Es enthält die Abbildungen von zwanzig unserer heimischen Vogelarten. Diese hat S. beschrieben und jeder Beschreibung ein

allerliebstes kleines Gedicht, das sich auf den Vogel, mit dem er zu tun hat, bezieht, hinzugefügt. Von diesen Vögeln will ich nur nennen Goldhähnchen, Rotkehlchen, Pirol, Schwalbe, Zaunkönig, Grasmücke, Eisvogel, Nachtigall, Kohlmeise, Buchfink und Zeisig. Auf alle, auch auf den Sperling, hat er etwas Hübsches zu sagen gewußt.

Aus dem Verlage von Liebeskind in Leipzig gingen nach dem Tode dieses Verlegers kurz vor 1900 S.s Bücher in den Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart über. Erschienen sind in beiden Verlagshandlungen zusammen bis zu S.s Tode folgende Bände: Bei Liebeskind: I. Leberecht Hühnchen, Jorinde und andere Geschichten. II. Vorstadtgeschichten. III. Neues von Leberecht Hühnchen und andern Sonderlingen. IV. Geschichten und Skizzen aus der Heimat. V. Die goldene Zeit. VI. Ein Skizzenbuch. VII. Glockenspiel (Gedichte). VIII. Leberecht Hühnchen als Großvater. IX. Sonderbare Geschichten. X. Der Schatz und anderes. XI. Neues Glockenspiel (2. Sammlung der Gedichte). XII. Berliner Skizzen. XIII. Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. XIV. Die Augen der Erinnerung und anderes. Darauf bei Cotta: XV. Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. XVI. und XVII. Wintermärchen. Nach S.s Tode erschienen als XVIII. und XIX. Band Fortsetzung und Schluß von »Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande«, der reizendsten aller Schuljungengeschichten. Dann erschien im vergangenen Jahre noch ein Nachtrag unter dem Titel: »Ludolf Marzipanis und anderes von Heinrich Seidel. Aus dem Nachlaß herausgegeben von H. W. Seidel« (dem einen der Söhne S.s), und auch dieses Büchlein enthält noch manches Hübsche. So sind von S., abgesehen von hier und dort verstreuten Prosaaufsätzen und Gedichten — solcher besitzt auch Schreiber dieser Zeilen, mit dem er vielfach in Versen verkehrt hat, nicht wenige — im ganzen zwanzig kleine Bände vorhanden. Kleine Bände sind es nur, aber ihrer zwanzig, die viel enthalten, was noch vielen Menschen Freude bereiten wird. Etwas Einheitliches ist dadurch zustande gebracht, daß die Cottasche Buchhandlung 1900 eine Gesamtausgabe von S.s Schriften begonnen hat. »Leberecht Hühnchen«, der aller Liebling ist, mit den verschiedenen Fortsetzungen existiert daneben in einer hübsch ausgestatteten Sonderausgabe, die der Deutschen Kaiserin gewidmet ist. Zu seinem 60. Geburtstag, 25. Juni 1902, wurde S. von der philosophischen Fakultät der Universität Rostock zum Ehrendoktor ernannt. Diese von seinem Heimatland ihm erwiesene Ehrung hat ihn sehr erfreut.

S. war ein niederdeutscher, im besonderen ein mecklenburgischer Dichter von angeborenem Kunstverständnis und in hohem Grade mit der Natur vertraut, ein Mensch von heiterem Wesen, geschickt in dem, was er angriff, ein treuer Freund und ein guter Wandergesell.

J. Trojan.

Burckhardt, Heinrich, Glasmaler, * 13. Mai 1822 zu Eisfeld in Thüringen, † 22. August 1906 zu St. Georgen am Ammersee. Sein Leben und Entwickelungsgang ist untrennbar mit seinem jüngern Bruder Christian Burckhardt (* 16. April 1824 zu Eisfeld, † im September 1893 in München. Vgl. »Allgem. Deut. Biographie« XXXX, 381) verbunden. Beide empfingen auf der Münchener Akademie gründliche Bildung, wendeten sich zu der unter

Ainmillers Leitung frisch aufblühenden Technik, der Glasmalerei, gründeten 1854 für diesen Kunstzweig ein eigenes Atelier, in welchem sie ihre selbständigen Kompositionen zur Ausführung brachten. Wie in einer mittelalterlichen »*Fabrika*« (Bauschule) arbeiteten sie neidlos und von dem beiderseitigen freudigen Gefühl des Schaffens getragen mit gleichem Wetteifer verständnisinnigst Hand in Hand, jeder völlig selbstlos für die vereinten Aufgaben alle Kraft einsetzend. Mit ihren tüchtigen Leistungen schmückten sie alsbald viele Kirchen des Elsaß, zu Meiningen, Saalfeld, Bremen, Osnabrück, Heilbronn und Worms. Herzog Maximilian von Bayern zeichnete ihre Anstalt durch Verleihung des Hoftitels aus, ihre Vaterstadt Eisfeld verlieh den Brüdern das Ehrenbürgerrecht. Großartige Fensterbilder lieferten sie für das Ulmer Münster und die Martinskirche zu Landshut. Weitere Aufträge erfolgten für die Schweiz, Frankreich, England, Amerika, sogar nach China. Nach dem Tode seines Bruders blieb Heinrich unter Beihilfe seines gleichnamigen Neffen Heinrich B. (* 4. Oktober 1853) bis ins vorgerückte Alter unermüdlich tätig. Dann zog sich Heinrich B. von den anstrengenden Arbeiten zurück in die idyllische Ruhe der schönen Ammersee-Gelände, wo er, das »*otium cum dignitate*« genießend, in seiner Liebe und Begeisterung für die Natur der Landschafterei oblag, nur zu seines Herzens stiller Erquickung, ohne mit diesen Erzeugnissen in die Öffentlichkeit zu treten. Sein vorgenannter Neffe machte sich auch durch ansprechende Genrebilder einen geachteten Namen.

Vgl. Kunstvereins-Bericht f. 1906, S. 11. Bericht des Vereins für christliche Kunst 1907, Seite 12. Singer 1895, I. 199. Fr. v. Bötticher 1895, I. 144.

Hyac. Holland.

Gossmann, Friederike, K. K. Hofburgschauspielerin, vermählte Gräfin Prokesch von Osten, * in Würzburg 23. März 1838, † in Gmunden 14. August 1906. Als Tochter des Gymnasialprofessors Gossmann und der Sängerin Johanna Constanze Gossmann-Weinzierl kam sie 1840 mit dem Vater nach München, wo sie nach dem frühen Verlust der Mutter bald in einem Pensionat untergebracht wurde, um später für den Beruf einer Gouvernante herangebildet zu werden. Der Zug zum Komödienspiel rebellierte aber schon in dem Kinde derart gegen alle Schulregelrechtigkeit, daß für das Gouvernantentum schlechte Aussichten waren. Es gab Strafen und Szenen. Der Vater wollte von Bühnenträumen durchaus nichts wissen. Da war die Kleine nahe daran, durch einen Gewaltstreich sich frei zu machen und mit einer Seiltänzertruppe durchzugehen, die in jener gemütlichen Zeit sich noch unter freiem Himmel produzierte und die glühende Bewunderung des Kindes auf sich zog. Ein Gericht Dampfnudeln — die Schwärmerei der kleinen Durchbrennerin — die vor der Geniefahrt in die weite Welt noch unwiderstehlich lockten, hielt sie ab, rechtzeitig mit den »Künstlern« zu verschwinden. Ohne auf sie zu warten, waren die Seiltänzer, jeder ein Requisitenstück seiner Kunst auf dem Rücken, per pedes abgezogen, der nächsten Landstraße zu. Diese bittere Enttäuschung drückte aber nur vorübergehend den Hang zur Kunst in den Hintergrund. Die ungestümen Bitten des Kindes setzten es endlich doch beim Vater durch, daß die Königl. bayerische Hofschauspielerin Constanze Dahn um eine Prüfung angegangen wurde. Der Ausspruch der Meisterin war: »Für die Bühne geboren!« Sofort nahm sie

selbst die Kleine in Unterricht, und binnen kurzem fand sie die Schülerin reif, an ihrer Seite zum erstenmal aufzutreten. Die erste Rolle der kaum Fünfzehnjährigen war Leonie im »Damenkrieg«. Nun ging es vorwärts mit dem ganzen Feuer der ersten Jugend und Begeisterung. Das erste Engagement führte sie nach Königsberg zu einer Gesellschaft, die abwechselnd auch in Danzig und Elbing spielte. Dann kam die junge Künstlerin 1855 nach Berlin, wo sie Charlotte Birch-Pfeiffer und der Direktor des Hamburger Thalia-Theaters, Maurice, kennen lernten. Beide erkannten in ihr auf den ersten Blick ein wunderbar urwüchsiges, frisches Talent, wie es die deutsche Bühne lange nicht besessen. Ein Engagement auf zwei Jahre 1855—1857 an das Thalia-Theater in Hamburg war die unmittelbare Folge dieser Bekanntschaft. Der Ruf der blutjungen Künstlerin zog aber sehr bald auch die Aufmerksamkeit Laubes auf sich. Es erfolgte ein Gastspielantrag, auf Engagement abzielend, vom Burgtheater in Wien. Maurice wollte den eben aufgegangenen Stern seiner Bühne, in den bereits ganz Hamburg verliebt war, natürlich nicht so schnell verlieren und bestand auf seinem Kontrakt. Unter seiner Leitung entfaltete sich eigentlich erst recht F. G.s ureigenstes Talent. Er lenkte ihre Begabung in die richtige Bahn, da er in ihr sofort die echte Naive, ihrer ganzen Individualität und Erscheinung nach, erkannt hatte, während sie zum tragischen Fach sich berufen glaubte. Wie nun die siebzehnjährige Künstlerin zwischen diesen beiden Mächtigen ihr Recht zu erobern, ihren flammenden Ehrgeiz zu befriedigen suchte, ist köstlich in ihren an Laube gerichteten Briefen und auch in den Tagebüchern jener Zeit zu lesen. Zugleich mit ihrem Brief schickte sie Laube ihr Repertoire von 72 Rollen, naiven, sentimentalen, tragischen! Sie fürchtete sich vor nichts. Durch wiederholte Sturmpetitionen ihrerseits und die Nachgiebigkeit von Direktor Maurice kam endlich doch ein Gastspiel am Burgtheater im Juni 1856 zustande. Laube hatte eine Reise nach Hamburg nicht gescheut, um auch das Seine zur Ermöglichung dieses Gastspiels zu tun. F. G.s erste Gastrolle in Wien war Marianne in Goethes Geschwistern, dann Margarethe in »Erziehungsresultate«, Wolfgang Goethe im »Königslieutnant« und Röschen in »Rose und Röschen«. Die Kritik war sofort enthusiastisch, das Burgtheaterpublikum im Sturm erobert. Das Engagement wurde hierauf für das Jahr 1857 abgeschlossen und F. G. kehrte glückestrunken noch einmal nach Hamburg zurück. Die Tagebuchaufzeichnungen aus jener Zeit sind überschäumend lebensfreudig; sie sind liebenswürdig aufrichtig durch und durch. »Kurz aber schwindlig soll mein Leben sein!« Und sie genießt es in vollen Zügen, wird umschwärmt, angebetet, verhätschelt, doppelt nun, wo ihr Verlust bevorsteht. Sie genießt, wie es nur die erste Jugend wagen kann, tanzt bis zum Umsinken, reitet stundenlang im strömenden Regen, kommt tropfnaß, vergnügt nach Hause und spielt abends. Von Tollheiten, Amüsements aller Art erzählen ihre Tagesreferate, die immer zum Schluß noch geschrieben werden, manchmal im Bette noch und dann oft in eine ernste, ja vernichtende Selbstschau ausklingen. Ein Gastspiel Dawisons übte einen mächtigen Eindruck auf sie. Im Zusammenspiel mit ihm kommt sie zu der Erkenntnis, daß sie noch nichts kann, nichts ist neben diesem Künstler. In dieser Zeit fuhr F. G. nach Berlin, um mit der Birch-Pfeiffer die »Grille« zu studieren, und hängt wieder einmal

sehr ernsten Gedanken nach, weil ihr die Birch-Pfeiffer sagte, sie hätte sich verbummelt.

Dem Antritt des Wiener Engagements gingen viele Hindernisse voraus, und Laube konnte nicht genug bieten, wollte die junge Künstlerin aber doch sobald wie irgend möglich in Wien haben. »Mein lieber Direktor«, schreibt sie am 20. Februar 57, »schien über den pekuniären Schadenersatz, den man ihm für meine kleine Person bieten wollte, etwas beleidigt zu sein und ich bin es auch. 1000 Mark für zwei Monate! Maurice sagte, wenn ein Stück einschlüge, brächte ich ihm das an einem Abend ein.« Sie unterzeichnet sich »Ihr jüngstes Lorbeerbäumlein«, wahrscheinlich eine eigene Äußerung des sonst so Gestrengen wiederholend, mit dem sie in ihren Briefen überhaupt in vertraulichster Rückhaltlosigkeit spricht. Sie will eine Rolle in einem Stück von ihm haben. »Erinnern Sie sich Ihres Versprechens in Hamburg auf dem Wege vom Hotel Belvedere nach Hotel Kronprinz? Lassen Sie mich nur erst in Wien sein, dann quäle ich Sie so lange, bis für mich eine Rolle von Ihnen geschrieben ist.« — Laube schickte 500 fl. für Reise- und Übersiedlungskosten. Die Quittung dafür lautete: »Nun bin ich ein Krösus!«

Im Mai 1857 trat F. G. in der »Grille« ihr Engagement im Hofburgtheater an. Der Erfolg war womöglich noch stürmischer, als bei ihrem Gastspiel. Die Kritik sprach in Superlativen. Das Publikum war vernarrt in die kleine Grille. Der Enthusiasmus kannte keine Grenzen. Das Glück des Erfolges machte die junge Künstlerin aber durchaus nicht blind für das, was sie am Burgtheater von den großen Künstlern jener Zeit noch lernen konnte. Mit Begeisterung blickte sie zu ihnen auf. Eine ihrer angebetetsten Gestalten war die Tragödin Julie Rettich, neben welcher sie sich humoristisch bescheiden das Radieschen des Burgtheaters nannte. Auf der schwindelnden Höhe ihrer Popularität führte sie jene liebenswürdige, für einen der Grundzüge ihres Wesens charakteristische Tat aus, durch welche sie die Existenz einer schwer bedrängten Familie rettete. Dieser gehörte eine kleine Mehlmesserei in Mariahilf, welche durch geschäftliches Unglück unter den Hammer kommen sollte. F. G. entschloß sich, an einem bestimmten Tage in der Mehlmesserei zu verkaufen. Als dies bekannt wurde, pilgerte »ganz Wien« in den kleinen Laden. Die Equipagen des Adels und der Finanzwelt standen reihenweise der engen Gasse entlang. Alle Welt wollte Mehl von der Gossmann haben, und so steuerte das gemütliche Wien seinem vergötterten Liebling in wenigen Stunden die Summe in die Hand, welche die Inhaberin des Geschäfts, eine Witwe und ihre Kinder, vor dem Ruin sicherte.

Die außerordentlichen Erfolge am Burgtheater trugen der jungen Künstlerin die glänzendsten Gastspielanträge zu. Da sie keine Rechenmeisterin war, hielten Soll und Haben nie gleichen Schritt und die Nebeneinnahmen der Gastspiele waren ihr daher sehr willkommen. Laube wollte aber nichts davon wissen und gab sie nur selten auf kürzeste Zeit frei. Darauf schrieb sie ihm gelegentlich am 20. März 58: »Liebster bester Herr Direktor! Wenn Sie nicht wollen, daß die kleine Grille mit Nächstem versiegelt wird, so unterstützen Sie mit allen Kräften die Berücksichtigung beifolgender Kleinigkeiten!?!? Aber kein Vorschuß, bitte recht schön. Ich wüßte nicht, daß ich das jemals wieder abzahlen könnte. Für das kaiserliche Theater ist es eigent-

lich doch eine Kleinigkeit und für mich die dreizehnte Arbeit des Herkules, jedenfalls die schwierigste von den zwölfen. Schneider H. wird sich die Ehre geben, noch mit einer Rechnung von *à peu près* 600 fl. zu erscheinen. Sie sehen, die 1500 fl. sind beisammen. Bitte, bitte, rangieren Sie mich; ich verspreche auch recht fleißig, gesammelt!? und sparsam zu sein. In tiefen Schulden ersterbend, hochachtungsvoll F. G.«

Nach wenig Jahren, 1859, verließ F. G. das Burgtheater, um freier über ihre Gastspielreisen verfügen zu können. Es zog sie aber bald wieder dahin zurück. Dies wiederholte sich dreimal, bis sie am 7. März 1861 das Burgtheater gänzlich verließ, um wenige Tage später sich mit Graf Prokesch von Osten, dem Sohne des österreichischen Internunzius in Konstantinopel, des ausgezeichneten Kenners und Schilderers des Orients, zu vermählen. Wien wollte an den Verlust seiner Grille nicht glauben. Die Tagesblätter widmeten der jungen Frau die begeistertsten Nachrufe. F. G. zog mit ihrem Gatten, nach einem längeren Aufenthalt in Konstantinopel und Ägypten, dann nach Gmunden am Traunsee, wo sie in einem dicht neben Karl La Roches Sommersitz liegenden Häuschen glückliche Jahre, fern von der Bühne verlebte. Später übersiedelte das Paar in den größeren heutigen Prokesch-Besitz, dessen erhöhte Lage einen wundervollen Blick auf den Traunsee und die Gebirgswelt des Salzkammergutes gewährt. Hier entwickelte sich neben dem schönsten Familienleben — drei Töchter und ein Sohn wurden dem Ehepaar geboren — ein lebensvoller geselliger Verkehr, eine feingeistige Atmosphäre, die gleicherweise von der Hausfrau, wie dem Hausherrn ausging. Graf Prokesch war aus dem Armeedienst ausgetreten und widmete sich nun literarischen Arbeiten. Er trat mit verschiedenen interessanten Werken hervor, zu denen die Herausgabe eines Teils des reichen literarischen Nachlasses seines Vaters, sowie Publikationen aus dem Nachlaß von Friedrich von Gentz gehören. Zu den letzteren zählen: »Aus dem Nachlaß Friedrich von Gentz'.« 2 Bde. Gerold. Wien. 1867—68. »*Dépêches inédites* du Chevalier de Gentz.« 3 Bde. Paris. Plon. 1876—77. »Zur Geschichte der orientalischen Frage.« (Briefe von Gentz). 1 Bd. Wien. Braunmüller. 1877. Zu den ersteren: Aus dem Nachlaß des Grafen Prokesch von Osten: »Mein Verhältnis zum Herzog von Reichstadt.« »Zwei Sendungen nach Italien.« Stuttgart. Speemann. 1878. »Prokesch' Briefwechsel mit Gentz und Metternich.« 2 Bde. Gerold. 1881. »Briefe des Grafen Prokesch von Osten.« 1849—1855. 1 Bd. Gerold. 1896. Eigene Arbeiten des Grafen Prokesch *jun.* waren »Nilfahrt bis zu den zweiten Katarakten«, »Führer durch Ägypten und Nubien«. Leipzig. Brockhaus.

Aus der jugendsprühenden Naiven des Burgtheaters war eine Gräfin von vornehm anmutigem Wesen und eine zärtliche Gespielin ihrer Kinder geworden. Doch das Künstlerblut und der Vollglanz ihres Ruhmes, in dem sie trotz ihres Rücktritts von der Bühne blieb, ließen sie nicht ruhen. Die verlockendsten Anträge zogen sie wieder zum Theater. Sie ging indessen auf kein festes Engagement mehr ein, sondern unternahm nur noch Gastspieltouren nach Deutschland, Holland, Rußland. Überall waren es dieselben Triumphzüge. Ihre Kunst schien noch gewachsen, noch vertiefter geworden zu sein. In einem Briefe Friedrich Nietzsches aus Bonn im Januar 1865 heißt es: »Von ihr (F. G.) muß ich euch noch viel erzählen. Wir Frankonen waren

natürlich samt und sonders in sie verliebt, heulten auf den Kneipabenden die Lieder, die sie gesungen, und rieben auf ihr Wohl einen Salamander.« Zu den Rollen, die für sie geschrieben waren, kamen neue, die sie durch die Welt tragen sollte. »Sie hat ihr Herz entdeckt« schrieb Wolfgang Müller für sie während eines Gastspiels in Köln, dann Moritz Hartmann sein »Gleich und gleich,« Halm sein »Wildfeuer«. M. Bernays widmete ihr in seinen Schriften »Zum Deutschen Drama und Theater« einen langen Aufsatz, in dem er das Wesen ihrer künstlerischen Individualität tiefgehend und begeistert zugleich analysierte. An ihrer »Grille« hebt er besonders hervor, daß sie diese Gestalt nicht aus dem Birch-Pfeifferschen Bühnenmachwerk, sondern aus ihrem eigensten Ich herausgeschaffen und darum durch elementare Wahrheit und Poesie hoch über den Wert des Stückes emporgehoben habe. »Sie formt und adelt den unfertigen Stoff, den ihr die Autoren überliefern, und bis in seine kleinsten Bestandteile hinein durchdringt sie ihn mit lebensvoller Schönheit. So wird es ihr denn auch möglich, einen bedeutungslosen, platten Dialog zur Poesie umzubilden, ihm ihre eigene Kraft und Anmut zu geben«. Die größte künstlerische Bedeutung legte Bernays ihrer Darstellung der Marianne in Goethes »Geschwistern« bei, wie sie bewundernswürdig rasch und sicher die Folge wechselnder Empfindungen hindurchgeht. »Das Drama führt uns doch nahe an eine Region von Empfindungen heran, in der ein Mensch von gesunder Sinnesart und klarem Gefühl unmöglich mit Behagen verweilen kann. F. G. weiß es durch ihre Darstellung zu verhindern, daß irgend eine unbehagliche Empfindung uns berührt. Sie offenbart hier ebenso viel künstlerische Feinheit wie tiefe Herzenskenntnis. Vor allem überzeugt uns diese Marianne gleich durch ihre ersten Worte von der unberührten Reinheit ihres Gemütes, von der kindlichen Unbefangenheit und von der frischen geistigen Gesundheit ihres Wesens.« — Hier schöpfte die Künstlerin allerdings aus ureigenster Quelle. So war sie selbst, deren Ruf während einer Laufbahn von seltenem Glanze rein und unangetastet blieb von böser Nachrede.

Auf der Höhe ihres vollsten künstlerischen Könnens, 1867, entsagte F. G. für eine Reihe von Jahren ganz der Bühne und widmete ihr Talent nur noch Vorlesungen und Gelegenheits-Aufführungen, meist für wohltätige Zwecke. Durch die Residenz des hannoverschen Hofes in Gmunden, mit dem das Haus Prokesch in freundlichsten Beziehungen stand, gab es überdies öfters festliche Gelegenheiten, bei denen die Gräfin durch kleine selbstverfaßte Dichtungen und Darstellungen mitwirkte. Sie griff jetzt überhaupt manchmal zur Feder und veröffentlichte in Jahrbüchern und Zeitschriften allerlei hübsche kleine Sachen. Schade ist es, daß sie ihre Erinnerungen an interessante Menschen und Erlebnisse aus ihrer überaus reichen, wenn auch kurzen Bühnenlaufbahn nicht zusammenfaßte. In ihrem schönen Heim in Gmunden sammelte sie in dem bekannten Grillenzimmer alle Trophäen ihrer Siegeszüge. Dieses Gemach ist heute mit seinen Bildnissen, Kränzen, Geschenken, Adressen, ein sehr charakteristisches Stück Zeit- und Bühnengeschichte.

Die Neuerscheinungen der Literatur und des Theaters wurden mit größtem Interesse verfolgt. Man konnte das so schön in der Ruhe der Halbländlichkeit Gmundens, wo doch immer ein kleiner Kreis von Menschen sich zu-

sammenfand, deren Interessen auf gleicher Höhe standen. Man las oft mit verteilten Rollen. Anzengruber begann damals endlich zur Anerkennung als Dramatiker zu kommen. Im Hause Prokesch wurde mit Begeisterung der Pfarrer von Kirchfeld gelesen, dessen Hauptrollen F. G. als Anna Birkmaier und Erzherzog Johann — der spätere Johann Orth — ein fleißiger Gast im Hause Prokesch, als Pfarrer sprach. Über die Gestalt dieses Erzherzogs, der ein hochbegabter Mensch und ein Idealist vom reinsten Wasser gewesen sein muß, schrieb sie später eine sehr hübsche Skizze in eines der Scheffel-Jahrbücher, deren fleißige Mitarbeiterin sie war. Neben einem überaus regsamen geistigen Leben gab man sich aber auch eifrig allen Übungen des Sports, Fechten, Schießen, Radeln, hin, Gräfin Fifi aber, wie sie genannt wurde, mit besonderer Vorliebe dem Wohltätigkeits-Sport im besten Sinne. Ihre warme frohe Menschenliebe ersann immer neue Feste und Formen, um Gutes zu stiften, Bedürftigen zu helfen. Ihre Kunst und ihre gesellschaftliche Stellung halfen ihr dabei. Eine ihrer schönsten und bleibendsten Schöpfungen, die heute, nach ihrem Tode noch, von ihrem Gatten treu behütet und weitergeführt wird, ist die während des ganzen Winters stattfindende Ausspeisung der Schulkinder eines armen Gebirgsdorfes in der Traunsee-Gegend, Neukirchen. Jede Weihnacht, solange F. G. lebte, fuhr das Ehepaar Prokesch über die Berge im Schlitten nach diesem Dorf, um selbst die Christbescherung zu bringen. Viele solcher Verdienste veranlaßten denn auch den Gemeinderat der Stadt Gmunden, Gräfin Prokesch in das goldene Ehrenbuch der Stadt einzutragen.

Nach langen Pausen trat F. G. noch zweimal öffentlich zu wohltätigen Zwecken auf. 1875 spielte sie im Wiener Stadttheater Gretchen im Faust, und wiederum dreizehn Jahre später 1888 in Wien und 1889 in Hamburg »Nora«, deren Rolle ihr Ibsen selbst gesandt hatte mit den Worten: »Eine Rolle für Sie!« — Also ein Menschenalter später konnte sie noch in dem gleichen Jugendfach auftreten, mit dem ihre Laufbahn begonnen hatte. Sie erlebte an diesen Abenden noch einmal die Seligkeiten des Erfolges. Ibsen sandte ihr telegraphisch seine Huldigung. Die Kritik nannte ihre Auffassung der Nora »die glücklichste Mischung eines starken geläuterten Verstandes und eines mit Leben überfüllten Naturells«.

Nach dieser letzten Rolle trat F. G. für immer in das Privatleben zurück, nur zeitweilig noch am Lesetisch ihre sonnige Kunst dem Wohltun widmend, oder einen engeren Kreis erfreuend. Helle, echte Menschenliebe war der innerste Kern ihres Wesens, der sie nie ruhen ließ. So aus ihr selbst heraus, schien über ihrem ganzen Leben ewige Sonne zu leuchten, ewige Jugend ihr beschieden. Das glücklichste Familienleben, in dem sie mehr die gute Kameradin der heranwachsenden Jugend, als die lehrende, wehrende Hausmutter war, trug und hätschelte sie. Und als die blühende Töchterschar sich verheiratete und ihr Enkel bescherte, mochte sie weder Schwieger- noch Großmutter heißen. Mimmi wollte sie schlankweg genannt sein von Groß und Klein. Ein offenherziges Bedürfnis, so viel wie möglich die Jugend oder deren Abglanz wenigstens festzuhalten, das so tief menschlich, weiblich ist, und von so wenigen ehrlich eingestanden wird, blieb ihr eigen bis zum Tode, vor dem sie ihrem Gatten, dem treuesten Gefährten der letzten schweren Zeit, noch den Wunsch aussprach, daß man ihr Angesicht bedecken möge,

falls es entstellt wäre. Selbst im Augenblick vor dem ewigen Dunkel dachte sie daran, keinen unschönen Eindruck zu hinterlassen.

F. G. starb zu der Zeit, als die Alpenwelt ihres schönen Traunsees in voller Sommerherrlichkeit prangte. Zu ihrem Begräbnis kamen viele von hohem Rang und Namen. Das Ergreifendste aber war ein langer Kinderzug, der ihrem Sarg folgte. Über 200 Kinder waren drei Stunden weit hergekommen, aus dem Gebirgsdorf Neukirchen, um ihrer heimgegangenen Wohltäterin den letzten Dank darzubringen.

In Kinderherzen, weit, weitab von der lauten Welt, hat ihr die eigene Liebe ein bleibendes Denkmal geschaffen. Ein anderes erzählt von ihrer Kunst: im Wiener Burgtheater, wo unter den plastischen Bildnissen der Größten dieser Bühne ihre feinen Mädchenzüge als »Grille« spätere Geschlechter grüßen. Goswina v. Berlepsch.

Süßmann, Hermann, *Dr. med.*, Komitatsoberphysikus, ord. Mitglied des ungarischen Landessanitätsrates, * am 22. Mai 1851 in Hermannstadt, † ebenda am 2. Januar 1906.

S. besuchte nach Vollendung der Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt im Jahre 1869 zunächst die Universität Heidelberg, um Medizin zu studieren. Der Aufenthalt daselbst — er hörte u. a. bei Arnold Anatomie und bei Helmholtz Physiologie — ist für sein ganzes Leben von der höchsten Bedeutung geworden und zwar sowohl für die Entwicklung seines Charakters wie für die tiefe Auffassung seines Berufes. Nach zweijährigem Studium in Heidelberg begab er sich nach Wien, wo an der medizinischen Fakultät die hervorragenden Professoren Hyrtl, Rokitansky, Dumreicher, Bamberger, Billroth, Hebra, Salzer ihre Hörer fesselten. In Wien promovierte S. 1875 zum Doktor der gesamten Heilkunde.

In den beiden letzten Studienjahren hatte S. an der Poliklinik unter Professor Urbantschitsch, dann an der von Professor Arlt geleiteten Augenklinik und an der chirurgischen Abteilung unter Professor Salzer gearbeitet. Schon im Mai 1875 wurde er zum Sekundararzt am Franz-Josefs-Bürgerspital in Hermannstadt gewählt und trat diesen Dienst am 1. Juli dieses Jahres an. Hier eröffnete sich dem strebsamen jungen Arzte ein weites Feld für seine Tätigkeit. Der städtische Magistrat anerkannte die erfolgreiche Wirksamkeit S.s, ernannte ihn zum Leiter des Spitals und sprach ihm seine besondere Anerkennung aus (1881). 1882 wurde er zum Primararzt an demselben Spitale gewählt. Es ist gewiß mit ein Verdienst S.s, wenn diese Anstalt, die zu S.s Zeit bei 169 Kranken nur zwei Ärzte hatte, bis heute einen derartigen Aufschwung genommen hat, daß sie zwei Primarärzte und vier Sekundarärzte in Anspruch nimmt. Auf S.s Anregung und noch unter seiner Anleitung wurden an Stelle des mangelhaft geschulten bisherigen Pflegepersonals Schwestern der evangelischen Krankenpflegeanstalt eingeführt und der Bau eines eigenen Pavillons für Infektionskranke beschlossen, allerdings aber erst 1888 ausgeführt.

Nach fünfjähriger Arbeit als Primararzt erhielt S. seine Berufung als Oberphysikus des Hermannstädter Komitates. In dieser Stellung, die seinen Wirkungskreis im Vergleich zu seinem bisherigen bedeutend erweiterte, hat S. bis zu seinem Tode sich auf jede Weise bemüht, den Sanitätsdienst des

ganzen Munizipiums zu reorganisieren. Die neue amtliche Eigenschaft ermöglichte S. vor allem sich als Hygieniker zu betätigen. In zahlreichen Aufsätzen, die in der Tagespresse erschienen, in einer großen Reihe von Flugschriften hat er immer wieder hygienische Fragen behandelt und das Verständnis weiterer Kreise für diese zu wecken versucht. Es ist ihm dies nicht immer in der erwünschten Weise gelungen, das hat ihn aber nicht entmutigt, auf dem einmal als richtig erkannten Wege weiter zu gehen.

Eine seiner ersten Bemühungen im neuen Amte bezweckte, die große Kindersterblichkeit zu beseitigen. Er führte deshalb im Hermannstädter Komitate eine gründliche Reform der Hebammen-Vorbereitung durch, veranlaßte die Gründung einer Hebammenschule in diesem Verwaltungsbezirke und den Bau für Unterbringung derselben in Hermannstadt. Gleichzeitig wurde auch ein Wiederholungskurs für die schon praktisch tätigen Hebammen eingerichtet.

Zur Bekämpfung der Infektionskrankheiten suchte er die Errichtung beweglicher Krankenbaracken durchzusetzen, was ihm zwar nicht gelang, doch erreichte er wenigstens die Aufstellung einiger Desinfektionsapparate.

Seit 1897 setzte er seine ganze Kraft dafür ein, ein Sanatorium im Höhenklima ins Leben zu rufen, das unbemittelten Rekonvaleszenten dienen sollte, denen eine Lungenkrankheit drohte. Für diese Idee hat S. auch materielle Opfer nicht gescheut, er hat aber auch maßgebende Faktoren für sie zu begeistern gesucht und sogar das Interesse und den Beistand der Regierung zu erringen verstanden. Im Zusammenhange mit seinem unermüdlichen Kampfe gegen die Tuberkulose steht auch seine Teilnahme am Tuberkulosekongreß im Oktober 1905 in Paris. Das Programm desselben weist auch einen Vortrag S.s auf, der nur wegen Mangel an Zeit wieder abgesetzt werden mußte. S.s hervorragende Tätigkeit auf hygienischem Gebiete wurde bald auch höheren Ortes erkannt und gewürdigt. Schon 1895 wurde ihm die Ehre zu teil, vom ungarischen hygienischen Landesverein zum Ehrenmitgliede gewählt zu werden, und zwei Jahre darauf ernannte ihn der Minister des Innern zum Mitgliede des Landessanitätsrates, der obersten Sanitätsbehörde Ungarns. 1905 wurde S. neuerdings auf weitere sechs Jahre in den Sanitätsrat berufen.

Neben seiner amtlichen Tätigkeit und ausgedehnten Privatpraxis fand S. doch noch Zeit, für die Hebung und Förderung seines Standes unentwegt tätig zu sein. Ihm verdankt der siebenbürgisch-sächsische Ärzteverein seine Gründung, und als Obmann der Hermannstädter medizinischen Sektion des naturwissenschaftlichen Vereins hat er unermüdlich gewirkt.

S. war bereits vor Jahren infolge einer tückischen Krankheit, der auch zwei seiner Geschwister zum Opfer gefallen waren, nahe dem Rande des Grabes gewesen. Dank der aufopfernden Pflege seiner Familie und der großen Heilkraft des Bades Borszék war er aber vollständig genesen. In den letzten Tagen vor seinem Tode klagte er wieder über Unwohlsein, zu dem eine ungewöhnlich stark auftretende Typhusepidemie in Hermannstadt mit ihren Anstrengungen und Aufregungen wohl mit beigetragen hat. Dennoch kam sein Tod, auch denen, die mit ihm tagtäglich umgingen, unerwartet. Er starb infolge eines Herzschlages.

Dr. Fr. Schuller, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen IV. Bd.

Hermannstadt. Dr. Fr. Schuller.

Hacker, Horst, Landschaftsmaler, * 8. April 1842 zu Plaussig bei Leipzig, † 18. Dezember 1906 in München, verbrachte die Jugend auf dem Rittergut der Eltern, durchlief die Kadettenschule zu Dresden und trat nach glänzendem Absolutorium als Offizier in das sächsische leichte Reiterregiment zu Großenhain. Hatte er schon auf der Schule gezeichnet, so ließ ihm jetzt der Dienst genug Zeit, die vom hohen Roß herab oder in stiller Wanderung erlauschten Eindrücke auf die Leinwand zu bannen. Das instinktive Gefühl, die weite, farbige Welt kennen zu lernen, nahm allgemach so überhand, daß er dem militärischen Dienst entsagte, um die freie Natur gründlich zu studieren. Darum übersiedelte H., vom Ruf der dortigen Künstlerschaft mächtig angezogen, nach München, trat erst bei Richard Zimmermann, dann bei Adolf Lier abermals in die Schule und ging wohlgemut an sein neues Arbeitsfeld nach den altbayerischen Bergen durch die Schweiz nach Oberitalien und den weiten Süden hinab, überall offenen Auges die neuen Eindrücke einheimsend und in Skizzen und Bildern nach eigener Erfahrung und Stimmung festhaltend. Die ihm auf allen Wegen entgegenstrahlende helle, harmonische Freude wiederzugeben, daß seine Empfindung auch aus dem Bilde den Beschauer ebenmäßig frohgestimmt und beglückend packe: das gelang ihm in hohem Grade. Gleichviel, woher er seine Motive nahm, ob aus dem Ötztal oder von dem Wetterhorn, vom Gosau- oder Ober-See (bei Berchtesgaden), oder der Axenstraße bei Flüelen, ob bei Frühling oder Sommer, in Herbst- oder Winterzeit: alles widerhallte in Eichendorffs sangesheiterer Wanderlust: »Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den führt er in die weite Welt!« Es schien immer Sonntag in seinem Gemüte. Seine Kunst ging jeder düsteren Stimmung, schwarz geballten Wolken oder pfeifendem Sturm lieber aus dem Wege; doch verwertete er auch solche Szenen. Ihm imponierte die Großartigkeit der Alpenfürsten in überwältigender Macht und Herrlichkeit. Auch ein stiller See mit trefflich gemaltem Wasser, umrahmt von tiefdunklem Tann, überragt von schnee- und eisgekrönten Gipfeln, darüber einige in klarer Luft stillhinsegelnde Wölkchen. Und dann erst der schöngeschwungene Bogen des Golfes von Neapel mit dem Vesuv. Sein Optimismus blieb dem Künstler treu und war ihm auch nötig und tröstete ihn, als böse, schwere Tage der Krankheit kamen. Das »*aequam servare mentem rebus in arduis*« ist auch eine philosophische Ästhetik! Er wurde diesem artistischen Kredo zwar nie ungetreu, aber man fühlte doch, daß sein Pinsel müder und matter wurde und der Künstler nicht mehr aus der Gegenwart Born schöpfte, sondern an Erinnerungen zehrte. Eine konventionelle Eilfertigkeit nahm überhand. In guten Tagen kamen freilich wieder Nachklänge aus der besten Zeit. Dazu zählten eine Herbstpartie aus der Ramsau (1869), Weg nach der Zwieselalm mit den Donnerkegeln, der Golf von Bajae, Motive vom Simplon. »Aus der Welt Ende« (im Suldental vor der Ortlergruppe), ein Winterabend (Rehe unter Buchen am gefrorenen Fluß; in der Ferne Sonnenuntergang und ein ragender Dom), »Waldinneres« mit Edelwildstaffage; eine große gestürzte Eiche im Winter als »Gefallener Waldkönig« (1890). Als der Künstler die größeren Studienreisen nach dem Süden einstellte, reduzierte er sich auf den Gardasee, die Reichenau und zuletzt auf Bernried, dessen herrlicher Park immer neue Motive bot. In seinem Atelier hatte er ein wahres Museum von kostbaren Seltsamkeiten und überall aufgefundenen

Kunstsachen aufgestapelt, auch Ölgemälde alter und moderner Meister, die durch Helbing zur vielumworbenen Auktion kamen. Zwei große, seine ganze Künstlerlaufbahn vorführende Kollektionen im Kunstverein ausgestellt, boten Liebhabern und Sammlern erwünschte Gelegenheit. Medaillen und Auszeichnungen waren ihm vielfach zuteil geworden, 1874 von London, 1879 Teplitz und Sydney, 1901 Lyon. Ein anziehendes Bildnis aus jüngeren Jahren malte R. Hirth du Frênes.

Vgl. Fr. v. Böttticher 1895. I. 443. Singer 1896. II. 114. Nekr. im Bericht des Münchener Kunstvereins für 1906, S. 14.

Hyac. Holland.

Jahn, Hans, Chemiker, * Küstrin 4. Juli 1853, † 7. August 1906 Berlin. Nach Absolvierung des französischen Gymnasiums in Berlin studierte er an der dortigen Universität, sodann in Heidelberg und zuletzt wieder in Berlin Chemie, Physik und Mathematik, wobei seine Lehrer hauptsächlich A. W. v. Hofmann, R. Bunsen, G. Kirchhoff und L. Kronecker waren. Im Hofmannschen Institut als Privatassistent angestellt, führte J. seine erste selbständige Arbeit über Derivate des sekundären Oktylalkohols aus, mittels deren er sodann im Sommer 1875 an der Universität Heidelberg den Doktortitel erwarb. Bald darauf empfahl ihn Hofmann an Prof. Christomanos in Athen, in dessen Laboratorium er 1875 als Assistent eintrat; ferner hatte J. nach der Ernennung zum Professor an der dortigen Universität chemische Vorlesungen zu halten. 1877 gab er diese Stellung auf und siedelte nach Wien über, wo er sich an der Universität als Privatdozent habilitierte und zugleich im Laboratorium von Prof. E. Ludwig arbeitete. Dann vertauschte er 1884 Wien mit Graz, habilitierte sich abermals und trat in das damals neue chemische Institut seines Freundes L. von Pebal ein. Nach dessen tragischem Tode wandte sich J. 1889 wieder nach Berlin, wo Landolt den durch rühmliche Arbeiten bereits bekannten Forscher mit Freude in sein damaliges Laboratorium an der Landwirtschaftlichen Hochschule aufnahm. Als Landolt 1891 die Leitung des II. chemischen Universitäts-Instituts übertragen wurde, folgte J. und habilitierte sich zugleich wieder als Privatdozent. Er wurde 1896 zum außerordentlichen Professor mit dem Lehrauftrage für Elektrochemie (1898) zum Abteilungsvorstande an dem Institute ernannt. Seine regelmäßigen Vorlesungen betrafen, außer der Elektrochemie, die Thermochemie und Thermodynamik chemischer Vorgänge, eine Einleitung in die theoretische Chemie und die Elemente der Differential- und Integral-Rechnung für Chemiker. Als mit Beginn des Wintersemesters 1904/5 das Laboratorium unter die Direktion von Prof. W. Nernst mit der Bezeichnung »Physikalisch-chemisches Institut« überging, blieb J. in der früheren Stellung.

Die wissenschaftlichen Arbeiten J.s beginnen in dem Jahre 1875, wo er sich mit dem sekundären Oktylalkohol beschäftigte und einige neue Derivate desselben darstellte. Nach seiner Übersiedelung nach Athen veröffentlichte er 1878 eine genaue Analyse des Wassers der warmen Quellen von Thermopylae und unternahm ferner eine Untersuchung griechischer Gerbmaterialien, besonders der Valonia, wobei es sich hauptsächlich um die Bestimmung ihres Gerbstoffgehaltes handelte.

Aus der in Wien im Laboratorium des Prof. E. Ludwig zugebrachten Zeit stammt eine 1880 ausgeführte Arbeit über die Einwirkung von Phosphoniumjodid auf Schwefelkohlenstoff. Eine weitere Untersuchung betrifft das Studium der Zersetzung der Dämpfe einfacher organischer Verbindungen durch Zinkstaub. 1882 folgten 1. Bestimmungen der Dampfdichte des Broms. 2. Versuche zur Darstellung der Aminbasen sekundärer Alkohole. In der letzten Veröffentlichung aus der Wiener Periode, den elektrolytischen Studien, betritt J. 1883 endlich das Gebiet, welchem er später sein Hauptinteresse zuwandte.

Die folgenden, im Universitätslaboratorium zu Graz ausgeführten Untersuchungen J.s erstrecken sich vom Jahre 1885 bis Frühjahr 1889.

Eine neue Periode in den Publikationen J.s beginnt mit der Übersiedlung nach Berlin. Hier beschäftigte er sich in dem Laboratorium der Landwirtschaftlichen Hochschule zuerst mit der elektromagnetischen Drehung der Polarisationsebene in Flüssigkeiten, besonders in Salzlösungen. In einer weiteren Abhandlung: Zur Thermochemie der Rechts- und Links-Weinsäure, wird nachgewiesen, daß die Neutralisationswärmen der beiden Säuren gegen Nikotin übereinstimmend sind. Die nun folgenden Untersuchungen stammen alle aus dem früheren sogenannten II. Chemischen Institut der Universität. Sie betreffen zunächst eine in Gemeinschaft mit Landolt ausgeführte Untersuchung über die Molekularrefraktion einiger einfacher organischer Verbindungen für Strahlen von unendlich großer Wellenlänge, ferner die latenten Verdampfungswärmen einiger organischer Verbindungen, handelnd über die Beziehungen derselben zu den Dielektrizitätskonstanten. Sodann folgt eine Notiz über die sekundären Wärmen galvanischer Elemente und die gemeinschaftlich mit G. Möller vorgenommene Arbeit »über die dispersionsfreie Molekularrefraktion einiger organischer Verbindungen«. 1895 erscheinen sodann rasch folgende Abhandlungen: Beiträge zur Thermodynamik der galvanischen Polarisation, in Gemeinschaft mit O. Schönrock. — Über die Abhängigkeit des Dissoziationszustandes einiger Säuren der Fettreihe von der Temperatur. — Über die von der Batterie während der Zersetzung gelöster Elektrolyte zu leistende Arbeit, sowie über die an den Elektroden polarisierter Zersetzungszellen lokalisierten Wärmetönungen. — Ferner folgen (1897) Elektrochemische Notizen, betreffend 1. die Elektrolyse des Natriumhydroxyds unter Anwendung einer Quecksilberkathode, 2. eine Modifikation des Warren de la Rueschen Elementes. — 1898 erschien die wichtige Mitteilung über galvanische Polarisation. Im Anschluß daran steht die Abhandlung über die galvanische Polarisation in den Lösungen der Alkalisulfate (1899). — Während der Jahre 1900 und 1901 veröffentlichte J. unter dem Titel: »Über den Dissoziationsgrad und das Dissoziationsgleichgewicht stark dissoziierter Elektrolyte« drei wichtige Abhandlungen. — Sodann erschien zu derselben Zeit die Mitteilung: Über die Nernstschen Formeln zur Berechnung der elektromotorischen Kraft der Konzentrationselemente. Eine weitere lange Reihe von Versuchen, welche J. unter Mithilfe verschiedener seiner Schüler, wie Bogdan, Bukschnewski, Oppenheimer, Goldhaber, Berliner, Redlich, Metelka und Frl. Hertz, ausführte, betrifft die »Wanderungsgeschwindigkeit der Ionen in verdünnten Lösungen«. Im Anschluß an die Dissoziationsabhandlungen erschien ferner 1902 der »Entwurf einer erweiterten Theorie

der verdünnten Lösungen«. Die letzten experimentellen Arbeiten, mit denen J. sich beschäftigte, betrafen endlich die Verfeinerung der kryoskopischen Methoden. Die zunächst erlangten Resultate, welche unter Anwendung der Haloïdsalze der Alkalimetalle erlangt wurden, finden sich 1905 in der Abhandlung: »Über die Erniedrigung des Gefrierpunktes in den verdünnten Lösungen stark dissoziierter Elektrolyte« niedergelegt, und es sollten die Versuche noch in umfangreicher Weise fortgesetzt werden. Diese Arbeiten waren schon weit gediehen, und insbesondere wurde die Meßmethode durch Benutzung einer hochempfindlichen Thermosäule verfeinert, als der Tod leider mit rauher Hand dem Plane, welcher der Wissenschaft noch wertvolle Ergebnisse geliefert hätte, ein plötzliches Ende bereitete. Es steht jedoch zu hoffen, daß das von dem Verstorbenen bereits gesammelte, wenn auch noch nicht abgeschlossene Beobachtungsmaterial, auch in seiner jetzigen Form zur Klärung mancher Fragen auf dem Gebiete der verdünnten Lösungen beitragen wird.

Wirft man einen Rückblick auf die gesamten experimentellen Arbeiten J.s, so fällt vor allem in die Augen der bewunderungswürdige Fleiß und die Sorgfalt, welche er auf die Ausführung verwandte. Die Zahl der von ihm angestellten Beobachtungen ist eine ungemein große, und stets war er bei denselben bemüht, die möglichste Genauigkeit anzuwenden, so daß den Resultaten ein unbedingtes Vertrauen entgegengebracht werden kann. Ein weiterer Punkt, der in vielen Abhandlungen J.s rühmlichst hervortritt, ist die Beherrschung des mathematischen Kalküls, was um so mehr anzuerkennen ist, als seine Studienjahre in eine Zeit fielen, wo die physikalische Chemie noch unentwickelt war und die wenigsten jungen Chemiker es für nötig hielten, sich gründliche Kenntnisse in der Mathematik anzueignen. Die Vertrautheit mit dieser Wissenschaft ermöglichte es J., in Gebiete wie die Thermodynamik einzudringen und nutzbringenden Gebrauch davon zu machen.

Die erwähnten Experimental-Untersuchungen sind aber nicht die einzigen Arbeiten J.s: er war auch in literarischer Beziehung mit Erfolg tätig. Im Jahre 1882 erschien sein Werk: »Die Grundzüge der Thermochemie und ihre Bedeutung für die theoretische Chemie« (Wien, Hölder), dessen zweite Auflage 1892 folgte. Ferner gab er 1895 bei demselben Verleger einen Grundriß der Elektrochemie heraus, welches Buch 1895 die zweite Auflage erlebte. Namentlich dieses letztere Werk hat von Anfang an durch die ungemein klare und lebendige Behandlung des Stoffes ungeteilten Beifall gefunden.

In Anbetracht der vielen verdienstvollen Leistungen J.s läßt sich fragen, wie es kam, daß seine äußere Laufbahn sich nicht in entsprechender Weise gestaltet hat. Die Gründe lagen während der ersten Zeit wohl in dem mehrfachen Wechsel der Universitäten (Athen, Wien, Graz, Berlin), an denen er wirkte, und später in der mit den Jahren immer mehr zunehmenden Schwerhörigkeit. Aber an Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste hat es ihm dennoch nicht gefehlt; so erhielt er 1906 von der Deutschen Bunsen-Gesellschaft einen Ehrenpreis, und wenige Wochen vor seinem Tode wurde ihm von seiten des Preußischen Kultusministeriums durch die Verleihung des Titels Geheimer Regierungsrat noch eine Auszeichnung zuteil. Dieselbe hat ihm, dem selbstlosen Manne, welchem alles Strebertum gänzlich fern lag, als Trost für manche erlebte Übergehungen noch aufrichtige Freude gemacht.

J.s persönliche Eigenschaften schätzten alle, die mit ihm in Berührung kamen. Von einfacher, gerader Natur, stets gefällig und immer munterer Laune, hatte er sich viele Freunde erworben. Hervorragend war sein musikalisches Talent; er spielte meisterhaft die Violine, und es machte ihm tiefen Kummer, als er vor einigen Jahren wegen stark vermehrter Schwerhörigkeit die geliebte Musik ganz aufgeben mußte. Aber das Gefühl der Vereinsamung blieb ihm dennoch erspart, da er auch den bildenden Künsten ein feinfühliges Verständnis entgegenbrachte. Der mehrjährige Aufenthalt auf dem Boden Griechenlands hatte zuerst seinen Sinn für die klassische Kunst entwickelt; später unternahm er wiederholt Reisen nach Italien, Frankreich und den Niederlanden, um sich an den Meisterwerken der Malerei, Plastik und Architektur zu erbauen. Reichhaltige Sammlungen von Abbildungen der Kunstschätze brachte er heim, und sorgfältig geführte Reisetagebücher halfen ihm, das Geschaute dauernd in der Erinnerung festzuhalten. Für alle seine Neigungen fand J. warmes Verständnis bei seiner treuen Lebensgefährtin; er hatte sich im Jahre 1883 in Wien mit Sophie von Sichrovsky, Tochter des längst verstorbenen Mitbegründers der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, vermählt und mit ihr eine von künstlerischem Geiste erfüllte Häuslichkeit geschaffen. Den zahlreichen Freunden, die in dem gastlichen Hause verkehrten, werden die dort verbrachten Stunden stets in angenehmer Erinnerung bleiben.

Nicht minder machten sich auch im Laboratorium die vorzüglichen Eigenschaften J.s geltend. In den Zimmern des Instituts, in welchem die physikalisch-chemischen Praktikanten sich befanden, herrschte immer ein reges Leben und eifrige Arbeitslust. J. gab sich sehr viel mit seinen Schülern ab und stand ihnen stets mit Rat zur Seite; viele verdanken ihm größtenteils ihre Ausbildung, einige sind der wissenschaftlichen Forschung treu geblieben, wie sein mehrjähriger Assistent Dr. W. Roth, jetzt Professor in Greifswald, Dr. K. Hopfgartner, Professor in Innsbruck, und Dr. O. Schönrock, Mitglied der Physikalisch-technischen Reichsanstalt. J. selbst arbeitete im Laboratorium mit unermüdlichem Eifer, er brachte der Wissenschaft jedes Opfer und war stets bereit, selbst kostbare Apparate aus eigenen Mitteln anzuschaffen, wenn sie vom Institute wegen des beschränkten Fonds nicht geliefert werden konnten.

J.s Gesundheit war lange Zeit, abgesehen von dem Ohrenleiden, sehr befriedigend. In den ersten Augusttagen 1906 entwickelte sich jedoch plötzlich eine Blinddarmentzündung, welche zur Aufnahme in eine chirurgische Klinik und rascher Operation nötigte. Die letztere wurde zuerst gut überstanden, aber bald trat gegen alle Erwartung Verfall der Kräfte ein, und am 7. August endigte sein Leben. Am 10. August fand das Begräbnis statt.

Zu früh fand J.s Wirksamkeit ihren Abschluß; aber was er geschaffen, hat die Wissenschaft gefördert und bereichert, sein Name wird daher dauernd in Ehren bleiben.

Auszug aus dem Nekrolog von H. Landolt im Jahrgang XXXIX, Heft 18 der Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft, 1907. Dazu: Neue Freie Presse. 6. September 1906. Natur- und Völkerkunde (eingehende, liebevolle Würdigung Jahns durch einen berufenen persönlichen Freund).

Mali, Christian, Tier- und Landschaftsmaler, * 2. Oktober 1832 zu Broekhuizen (Utrecht), † 1. Oktober 1906 in München. Die aus Schwaben stammenden Eltern waren zur Übernahme einer Gutsverwaltung nach Holland übergesiedelt; da aber der sorgende Vater schon 1833 starb, kehrte die Mutter mit ihren zehn Kindern nach Stuttgart zurück, wo sie bei ihrem Schwager, dem Maler und Kunsthändler Pieter Francis Peters (1818—1903) freundliche Aufnahme fand. Christian M. betrieb zuerst die Xylographie, bis er imstande war, sich mit seinen mühsam erworbenen kleinen Ersparnissen nach München zu wagen, wo sein älterer Bruder Jan Mali (* 7. September 1828 in Broekhuizen, † 28. Januar 1865 zu München) schon einen rühmlichen Namen als Landschafter errungen hatte. Christian machte Glück mit kleinen Dorflandschaften aus Schwaben und Franken, die er anheimelnd staffierte, wobei er geschickt auch die Architektur in den Bereich der Darstellungen zog. Eine förderliche Erweiterung seines Programms erfolgte, als M., mit seinem Landsmann A. Braith (vgl. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch 1907, X, 181 ff.) zusammentreffend, auch die Tierwelt in sein Repertoire schloß. Braith blieb ihm zeitlebens ein treuer Freund und Berater; in unzertrennlichem Einvernehmen machten sie ihre Studien, förderten und steigerten sich wechselseitig, obwohl jeder der beiden seine eigene künstlerische Straße ging: Braith in seiner virtuosen Realistik des Tierporträts, M. mit dem weiteren, frühe schon gefundenen Ausblick auf Tiere und Menschen und deren Wohnstätten; die jeweilige landschaftliche und architektonische Umgebung in warmer Farbenstimmung, in herzerfreuender Wirkung geschickt und fesselnd vereinend. Nicht allein seine alte, sondern auch die neue liebgewordene Heimat beherrschte M. völlig; M. erweiterte den Kreis seiner Studien fortwährend auf Fahrten nach Tirol, an den Bodensee, die Steiermark, nach Verona, die römische Campagna, ohne sein liebes Schwaben zu vergessen. So verarbeitete M. die eingeheimsten Erinnerungen aus dem alten Maulbronn, Aßmannshausen und Kochem an der Mosel, von Dachau und dem Frauenwörth im Chiemsee, mit heimziehenden und durstigen Herden von Schafen und Kühen, bei Sonnenschein- und Regenwetterstimmung oder »An der Table d'hôte im Stall«, einen Viehtransport über den See oder bei Frühschnee auf der Alm, den Abzug von derselben, Dorfleben und Ochsengespann bei Frühlingsmorgen, Herbstabenden und Wirtshausszenen, Begegnungen an der Stalltür, am Dorfweiher, auf der alten Brennerpost, Viehmärkte und Heuernten an bayerischen Seen; ein Morgen spielt bei Amalfi, ein Mondaufgang mit Abendglocken im Ötztal, ein schnatternder Gänsemarkt in Schwaben zu Martini, kopflose Flucht und Voltage erschreckter Rosse: alles interessant erzählt, neu erlebt und frisch geschaut in reizender Unmittelbarkeit und lebenswarmem Kolorit. Braith und M. ergänzten sich mit wechselseitiger Förderung, keiner stand dem anderen im Wege, einträchtig zogen sie ihre verschiedenen Straßen. Da der bewegliche M. praktischen Sinnes war, so galt er bald für den etwas phlegmatischen Braith als unentbehrlicher Helfer in allen realen Lebensfragen. Aus den reichlich zufließenden Resultaten bauten sie sich ein gemeinsames stattliches Heim mit sechs Ateliers, welches, da lauter Landsleute darinnen hausten, die »Schwabenburg« genannt wurde. Infolge der auf der Pariser Ausstellung 1867 errungenen Erfolge der Münchener Kunst wendeten sich viele amerikanische und englische Kunstfreunde unmittelbar gleich an die

Quellen mit Bestellungen, Aufträgen und Einkäufen. So herrschte auch in der Schwabenburg ein »gemütliches« Leben. Infolge der Verwandtschaft M.s mit Peters, der zu Stuttgart eine permanente Kunstausstellung etabliert hatte, wurden verschiedene Sammler nach der Isarstadt gerufen, wobei M. als sprachgewandter Dolmetsch beim Kauf von Bildern, Kunstwerken, Altertümern und sonstigem kosmopolitischen Salonschmuck vermittelte. Trotz dieser zeitraubenden Tätigkeit fand M. immer noch die gehörige Ruhe, um seinen anziehenden kleinen Bildern mit gewissenhaftester Durchbildung den feinsten Reiz zu verleihen.

Wie sein im Leben treu verbundener Freund Anton Braith testierte auch M. alle seine Bilder, Skizzen, Studien und Altertümer der Stadt Biberach, nebst einer Summe von 60000 Mark zum Ausbau des dort von Braith gegründeten städtischen Museums, ebenso verfügte M., neben seinem Seelenbruder zur letzten Ruhe gebettet zu werden. Im Anschluß an Braiths Stiftung vermachte M. den ganzen, aus zirka 300000 Mark bestehenden Lebenserwerb großmütig an den Münchener Künstler-Unterstützungs-Verein, auch das von Braith und M. zu München erbaute Haus nebst dem dazu gehörigen Bauplatz. Freilich mit besonderen Auflagen: 20000 Mark bestimmte er zur Errichtung für ein den beiden Freunden in Biberach zu errichtendes Denkmal. Mit einem ansehnlichen Legat bedachte M. die württembergische Stadt Weilheim an der Teck, sorgte für zwei ältere Schwestern durch Aussetzung von Leibrenten, nachdem er mehrere Verwandte und wohltätige Stiftungen schon früher namhaft bedacht und etliche ansehnliche Stipendien für jüngere Künstler gegründet hatte. Die beiden Freunde leitete der edle Grundsatz, daß alles, was sie mit dem Pinsel erworben (die Summe beziffert sich auf eine halbe Million), wieder den Künstlern zukommen solle, um den Lebensabend manches Kunstgenossen freundlicher zu gestalten oder in Fällen dringender, unverschuldeter Not helfend einzugreifen. Und dazu hatte M., ebenso wie der gleich philanthropisch veranlangte Maler und Bildner Sebastian Habenschaden (1813—1868. Vgl. Allg. Deutsche Biographie 10, 266) mit einer beinahe an Geiz grenzenden Sparsamkeit gegen sich und seine Umgebung geknausert, immer den idealen, erst nach seinem Tode bekannt gewordenen Zweck im Auge.

Prinzregent Luitpold erteilte ihm ob seiner künstlerischen Leistungen und wohltätigen Stiftungen 1903 den Michaelsorden, sein Landesherr König Karl von Württemberg den Friedrichsorden und die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und den Professortitel; verschiedene goldene und silberne Medaillen von in- und auswärtigen Ausstellungen wurden ihm zuerkannt.

Vgl. Fr. von Bötticher 1895, I, 925, Nr. 469 Münchener »Neueste Nachrichten« 7. Oktober 1906, Nr. 459. »Allg. Ztg.« 4. Oktober 1906. Porträt in Nr. 1 »Über Land und Meer«, 89. Bd. »Kunst für Alle« 1890, 14. Heft, S. 224. Fr. Pecht. Münchener Kunst 1886, S. 450. Rosenberg, Gesch. der modernen Kunst, 1894, III, 96. Fr. Ortlieb im Kunstvereinsbericht f. 1906, S. 16.

Hyac. Holland.

Meltzl von Lomnitz, Oskar, *Dr. jur.*, Direktor der Bodenkreditanstalt in Hermannstadt, * am 18. Oktober 1843 in Sächsisch-Regen, † am 1. Dezember

1905 in Hermannstadt. M. entstammte väterlicherseits einem alten Zipser Geschlechte. Sein Großvater Samuel von Meltzl war zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach Siebenbürgen gekommen und hatte im Regener Bezirk ausgedehnte Gebirgswaldungen aus adeligem Besitze angekauft, sich dauernd in Sächsisch-Regen niedergelassen und den seither blühenden Holzhandel seines neuen Heimatsortes begründet. Aber schon M.s Vater — ebenfalls Samuel genannt — war schon vollständig Sachse geworden und hatte als Vertrauensmann der sächsischen Nationsuniversität die Ausarbeitung der Gemeindeordnung für das Sachsenland auf sich genommen. Am 18. Oktober 1843 wurde ihm sein Sohn Oskar geboren. Als fünfjähriger Knabe erlebte M. die Schrecknisse der Zerstörung seiner Vaterstadt durch wilde Szeklerscharen. Auch sein Vaterhaus wurde vernichtet und den Flammen übergeben, das gesamte bewegliche Gut geplündert. Nach Absolvierung des evangelischen Gymnasiums A. B. in Bistritz (1861) und der Rechtsakademie in Hermannstadt (1866) legte er an der Budapester Universität die vorschriftsmäßigen Rigorosen ab und erwarb den Doktorgrad beider Rechte. Eine auswärtige Universität zu besuchen, erlaubten die bescheidenen Vermögensverhältnisse des Vaters nicht. Der unter dem Zwang der Umstände erwählte Beruf als Vizestaatsanwalt in seiner Vaterstadt, dann in Gyergyószentmiklos und in Marosvásárhely (1866—1875) befriedigte ihn nicht, obwohl ihm die Amtszeugnisse über seine Wirksamkeit »universales Wissen, große Verwendbarkeit und Gewissenhaftigkeit« nachrühmten. Nach langen vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich im Herbste 1875 sich an der Hermannstädter Rechtsakademie zu habilitieren. Schon im nächsten Jahre wurde er außerordentlicher und 1877 ordentlicher Professor für Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Finanzgesetzkunde. Als einer der bedeutendsten Lehrer hat M. an der Hermannstädter Rechtsakademie dann die nächsten zehn Jahre gewirkt, bis Kultus- und Unterrichtsminister Trefort es für gut befand, diese Lehranstalt, die nicht allein von sächsischen, sondern auch ungarischen und rumänischen Jünglingen besucht worden war, aufzulösen. Das war geschehen, um dem Staate die wenigen tausend Gulden, die er für die Rechtsakademie verwendete, ersparen zu können und um der juridischen Fakultät in Klausenburg eine lästig empfundene Konkurrenz aus dem Wege zu schaffen.

Neben seinem Berufe als Professor war M. schon in dieser Zeit als eifriger Schriftsteller hervorgetreten. 1870 erschien seine Arbeit über »Luxus und Luxusgesetzgebung« (Hermannstadt), 1873 seine Schrift: »Die Stellung der Siebenbürger Sachsen in Ungarn«. Hermannstadt, Schmiedicke. Dies letztere Werk fand weder bei den Sachsen, noch bei den Magyaren Beifall. Entschieden weist diese Arbeit verschiedene Mängel auf. Einmal geht sie von Voraussetzungen aus, an deren Richtigkeit man zweifeln muß, und zweitens zeigt sie im ganzen wie in den einzelnen Teilen nicht wenige Widersprüche. Die beiden nächsten größeren Arbeiten M.s beschäftigten sich mit dem ungarischen Parlamente. Die eine behandelt: »Die Zusammensetzung des ungarischen Reichstages.« Eine staatsrechtliche Studie. Hermannstadt 1880; die andere: »Die Reform des ungarischen Oberhauses.« Hermannstadt 1884. Alle bisherigen Arbeiten übertreffen aber an Bedeutung die beiden nächsten: 1. Das alte und neue Kronstadt von G. M. G. Herrmann,

Kgl. Rat. Ein Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert, bearbeitet von Oskar v. M. I. Bd. Hermannstadt 1883, II. Bd. ebenda 1887. 2. Statistik der sächsischen Landbevölkerung in Siebenbürgen. Hermannstadt 1885. Arch. f. s. Lkde. XX. Bd. und im Sonderabdrucke.

Mit großem historischem und kritischem Apparat hat M. zu Herrmann »Das alte und neue Kronstadt« Anmerkungen hinzugefügt, die eine wesentliche Ergänzung dieses Werkes bilden. Ein weiterer Vorzug der Zutaten M.s ist die eingehende Benutzung der gesamten magyarischen Literatur über den behandelten Zeitraum, sowie die gleichmäßige Verteilung von Licht und Schatten, die objektive Art der Behandlung. Eine ausführliche Einleitung, welche eine eingehende Orientierung über die bewegenden Faktoren des 18. Jahrhunderts in Siebenbürgen und Ungarn gibt, sowie die Biographie Herrmanns zeigen, mit welcher Hingebung und Liebe M. seine Aufgabe erfaßt hat. Es ist da nicht zu verwundern, wenn sich manchem Leser »Des alten und neuen Kronstadts« der Gedanke aufgedrängt hat, »ob den sachkundigen, von voller Beherrschung des geschichtlichen Stoffes zeugenden Einleitung und Bemerkungen M.s nicht noch größere Bedeutung zukomme, als dem edierten alten Texte.«

Weit über die sächsisch-siebenbürgischen Gaue trug den Namen M.s seine »Statistik der sächsischen Landbevölkerung in Siebenbürgen«. Namentlich in Deutschland fand sie bei Fachgelehrten und in den hervorragendsten Zeitschriften hohe Anerkennung. Auf Vorschlag des Statistikers Böckh wurde M. von dem im Jahre 1886 in London tagenden internationalen statistischen Institute zu seinem ordentlichen Mitgliede gewählt.

M. will in seiner »Statistik« dem sächsischen Volke »die Züge seines eigenen Bildes mit möglichster Treue entgegenhalten«. Er befaßt sich allerdings nur mit den 227 sächsischen Landgemeinden und geht nicht auf die sächsische städtische Bevölkerung ein, dafür wird aber die Landbevölkerung eingehend behandelt sowohl in ihrer Seelenzahl als auch in ihrem Verhältnis zu den nichtdeutschen Nationalitäten, ferner wird jede einzelne Gemeinde, das Zahlenverhältnis zwischen Sachsen und Nichtsachsen hervorgehoben. Ohne uns in weitere Erörterungen einzulassen, wollen wir hier nur die Schlüsse, zu denen M. infolge seiner Untersuchungen gelangt, anführen. Er sagt: »Wir haben keine Ursache zu Besorgnissen hinsichtlich des Bestandes der Sachsen in Siebenbürgen... Wir sind berechtigt, die ziemlich verbreitete Meinung, daß die Sachsen in stetem Rückgang befindlich seien, daß ihre Propagationsfähigkeit am Erlöschen sei und anderes, für eine völlig unbegründete zu erklären.«

Durch die Auflösung der Hermannstädter Rechtsakademie war M., der damals noch nicht 43 Jahre alt war, genötigt, sich nach einer anderen Anstellung umzusehen. Eine Professur an einer der beiden ungarischen Universitäten gehörte wohl nicht zu den Unmöglichkeiten, trotzdem M. als prononcierter Sachse galt, sie entsprach aber wenig seinen Wünschen und so bewarb er sich auch nicht darum. Seinen Freunden im Deutschen Reiche wäre es vielleicht gelungen, M. den Weg zu einer deutschen Lehrkanzel zu ebnen. Doch war M. es selbst, der den Gedanken hieran aufgab.

So blieb er zunächst in Hermannstadt und übernahm am 1. Januar 1886 die Leitung des »Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes«, dessen bisheriger

Leiter Dr. Karl Wolff von seiner Stelle zurückgetreten war. Seine redaktionelle Tätigkeit bei diesem Blatte hat allerdings nur acht Monate gedauert. Die von ihm im vollen Einverständnis mit den maßgebenden Persönlichkeiten zwischen den Sachsen und der Regierung angebahnte Verständigung fand bei der Mehrheit des sächsischen Volkes keinen Anklang und so trat er aus der Redaktion aus. Daß aber M. deshalb nicht das Vertrauen seines Volkes verloren hatte, bewies die Reichstagswahl des folgenden Jahres, in welcher der erste Wahlkreis der Stadt Hermannstadt ihn zu seinem Reichstagsabgeordneten berief. Dieses Mandat wurde M. auch bei den späteren Neuwahlen im Jahre 1892 und 1896 übertragen. Auch im ungarischen Reichstage hat M. als Redner Hervorragendes geleistet. Schon seine erste Rede am 17. Januar 1888, welche sich gegen die magyarisierenden Tendenzen und gegen den Sprachenzwang in den konfessionellen Volksschulen wendete, machte großen Eindruck. Selbst der König, dem M.s Rede vorgelegt worden war, machte bald darauf bei einem Hoffeste die Bemerkung zu M., er habe die Rede »mit großem Interesse« gelesen; daß er sie auch billigte, zeigte der weitere Zusatz des Königs: »Die Sachsen müssen erhalten bleiben.« Auch in der Folge der Zeit ist M. wiederholt im Reichstage für sein Volk aufgetreten, ganz besonders geschah dies aber während der Verhandlungen über den berüchtigten Banffyschen Gesetzentwurf bezüglich der Magyarisierung der Ortsnamen. Als mehrere seiner Wähler M. für sein mannhaftes Auftreten ihre Anerkennung ausdrückten, antwortete er in einem Briefe, den er an den gegenwärtigen Stadtpfarrer von Hermannstadt, Dr. A. Schullerus, richtete: »Ich darf es wohl gestehen, daß Sie mir damit eine größere Freude gemacht haben, als Sie wohl selbst erwartet haben mögen. Und zwar deshalb, weil ich mir sehr wohl bewußt war, daß mein Auftreten im Reichstag nicht ohne Folgen bleiben werde. Ja, diese meine Befürchtung beginnt schon, wie ich aus verschiedenen Anzeichen sehe, einzutreffen. Ich habe aber die Verantwortlichkeit für diese Folgen auch aufgenommen, weil ich es — alles recht erwogen — für zweckmäßig und notwendig hielt, *omnibus, quibus expedit scire*, in erster Reihe der Regierung, zu Gemüte zu führen, daß wir auch die Zähne zeigen können und auch noch weiter gehen können.«

Die Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit M.s konnte jedoch durch den Reichstag nicht vollkommen ausgefüllt werden, und so nahm er schon 1890 die Sekretärstelle an der Preßburger Handels- und Gewerbekammer an. Diese gab ihm willkommene Gelegenheit, der Publizistik treu zu bleiben. Aus dieser Zeit ist vor allem seine Arbeit über »Gewerbe und Handel der Sachsen im 14. und 15. Jahrhundert« hervorzuheben, in der er zu dem neuen Resultate gelangte, daß die bisherige Anschauung, die Blüte des siebenbürgisch-sächsischen Handels und Gewerbes sei durch den Welthandel zwischen Morgen- und Abendland bedingt gewesen, unrichtig sei. Dieser sei tatsächlich nicht durch Siebenbürgen gegangen, weshalb die Sachsen auch nie daran teil gehabt hätten.

In seiner Eigenschaft als Handelskammersekretär gab M. in den Jahren 1890—1897 die Jahresberichte der Kammer heraus, die zum weitüberwiegenden Teil aus seiner Feder stammten. Auch veröffentlichte M. in den von ihm begründeten Publikationen der Preßburger Handels- und Gewerbekammer zahlreiche Aufsätze hauptsächlich gewerblichen Inhaltes.

Wie sehr die Regierung in Budapest M.s mutvolles Auftreten im Reichstage im Gedächtnis gehalten, zeigte sie M. bei seinem Rücktritte von seiner Stellung als Handelskammersekretär. Da M. nämlich nur acht Jahre in Preßburg gewesen war, hatte er keinen Anspruch auf einen Ruhegehalt. Die Handelskammer aber votierte ihm als Zeichen ihrer Anerkennung für seine eifrige und erfolgreiche Tätigkeit einen Jahresgehalt als Abfertigung. Dieser Beschluß bedurfte der Bestätigung der Regierung. Diese verweigerte jedoch ihre Genehmigung mit dem Bemerken, M. sei in Preßburg Germanisator gewesen.

Für M. brachte das Jahr 1898 einen neuen Abschnitt in seinem Leben. Am 29. September dieses Jahres wurde er nämlich zum Direktor der Bodenkreditanstalt in Hermannstadt gewählt und übersiedelte aus Preßburg dahin. Seine reichen Kenntnisse und die Sicherheit seines Urteiles in finanziellen Fragen befähigten ihn hervorragend für diese leitende Stellung, und er hat diese Fähigkeiten mit unermüdlichem Fleiße, buchstäblich mit Selbstaufopferung in den Dienst dieser Anstalt gestellt.

Neben zahlreichen anderen organisatorischen Bestimmungen verdankt sie ihm ihr heute in Kraft stehendes Pensionsstatut und ihre »Dienst- und Disziplinarordnung«. Der Geschäftsumfang steigerte sich durch sachkundige Entwicklung der schon früher betriebenen Geschäftszweige in der verhältnismäßig kurzen Zeit der Tätigkeit M.s um über 80 Prozent, wobei für die bei Bewilligung von Darlehen geübte Vorsicht der Umstand Zeugnis ablegt, daß die Zinsenrückstände unter M.s Leitung erheblich geringer waren als bei dem so viel kleineren Geschäftsumfang von 1898.

M. war es vergönnt, die Vollendung dessen zu erleben, was schon der Begründer der Anstalt, Dr. Bedeus, sein Vorgänger, angebahnt hatte, daß die Anstalt in die Reihe der ersten heimischen Geldinstitute eintrat, was wohl am besten dadurch gekennzeichnet wird, daß ihre Pfandbriefe, die in früheren Jahren mit höherer Verzinsung oder zu einem niedrigeren Kurse als die Emissionen der Budapester Anstalten ausgegeben werden mußten, jetzt bei gleich hoher Verzinsung (4 Prozent) im Durchschnitte, mindestens den gleichen, oft längere Zeit hindurch einen höheren Kurs behaupteten, als die gleich verzinslichen Papiere erster Budapester Anstalten, und wie diese schon seit Jahren immer höher notieren, als die ungarischen Staatspapiere. Das gehobene Ansehen der Bodenkreditanstalt in Hermannstadt kam bei der Konversion der ungarischen Rente (Einbeziehung der Anstalt in das die Konversion durchführende Konsortium) und der Zusicherung der den beiden größten ungarischen Bodenkreditinstituten gewährten Steuerbegünstigungen bezüglich der österreichischen Rentensteuer zur Geltung.

In den letzten Jahren seines Lebens machte sich bei M. ein Herzleiden immer mehr bemerkbar, das um so gefährlicher wurde, da er neben seinem Amte als leitender Direktor der Bodenkreditanstalt eine Unzahl aller Arten — fast durchwegs Ehrenämter — auf sich nehmen mußte. So gehörte er als Mitglied des Landeskonsistoriums der höchsten kirchlichen Behörde des sächsischen Volkes an, so war er Mitglied zahlreicher Ausschüsse und Vertretungen des Komitates und der Stadt Hermannstadt, Vorstand des sächsischen landwirtschaftlichen Vereins, Direktor der Pensionsanstalt der evangelischen Landeskirche usw. Der geschwächte Körper M.s war schließlich den an ihn gestellten Forderungen nicht gewachsen und brach zusammen.

Ein Herzschlag riß ihn mitten aus seiner arbeits- und segensreichen Tätigkeit heraus.

Bei seinem Volke wird sein Andenken immer ein gesegnetes bleiben.

Kalender des Siebenbürger Volksfreundes. Hermannstadt 1907. Dr. Fr. Schuller, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen. IV. Bd. Hermannstadt 1902.

Hermannstadt. Dr. Fr. Schuller.

Ruemann, Wilhelm von, Bildhauer, * 11. November 1850 in Hannover, † 6. Februar 1906 in Ajaccio (Korsika), bildete sich seit 1872 in München auf der Akademie bei Jos. Knabl (s. A. D. B. 16, 260), trat vollständig vertraut mit der Technik seiner Kunst 1874 in das Atelier M. Wagmüllers (s. A. D. B. 40, 483), seines vorbildlichen Meisters und treuen Freundes, dessen Stilrichtung er sich also anschloß, daß er nach W.s am 26. Dezember 1881 erfolgtem Ableben die Vollendung des Justus von Liebig-Denkmals übernahm, wozu R. das Sockelrelief selbständig lieferte. Inzwischen entstand ein trauernder Genius als Grabdenkmal für die Familie Holste. Siegreich ging R. aus der großen Brunnenkonkurrenz für die Stadt Lindau hervor, wozu Friedrich Thiersch den architektonischen Anteil übernahm (vgl. Nr. 2165 »Illustr. Ztg.« 27. Dez. 1884). Rasch folgten die Büsten zweier Ärzte, des Direktors von Martin und Hofrats von Hecker, des Malers Squindo und Julius Severin, das Familien-Grabmal des Großindustriellen Angelo Saullich, der Latona-Brunnen für Herren-Chiemsee (Lützow. 1884. XIX, 660), die prächtigen Allegorien des Dampfes und der Elektrizität (im Palais Cramer-Klett) usw. Zu R.s nächsten Hauptwerken zählt das Landesdenkmal auf dem Schlachtfeld bei Wörth und Fröschweiler (1886—1889), wozu der Künstler doppelt berechtigt war: hatte er doch den deutsch-französischen Krieg selbst durchgemacht und am 2. Oktober 1870 vor Metz eine schwere Verwundung erhalten; R. pries diesen Tag, an welchem er »für die Größe und Einigung des Vaterlandes auf dem Schlachtfeld geblutet«, immer als »das glücklichste Ereignis seines Lebens«. Dann das Rückert-Denkmal in Schweinfurt, in welchem er den Dichter im gereiften Lebensalter, sitzend und über die »Weisheit des Brahmanen« meditierend zur Darstellung brachte (Nr. 44, Schorers Familienblatt 1890), während andere statt des Gelehrten lieber den Sänger des herzerfrischenden »Liebesfrühlings« und der patriotischen »Geharnischten Sonette« gesehen hätten. Ferner der Luitpoldbrunnen mit einer Reiterstatue des Regenten in Landau in der Rheinpfalz (Nr. 2563, »Illustr. Ztg.« Leipzig, 13. August 1892), die Kaiser-Wilhelm-Denkmale in Heilbronn und Stuttgart. In ganz charakteristischer Auffassung hat R. den Physiker Georg Simon Ohm vor dem Polytechnikum in München (vgl. Nr. 44, »Über Land und Meer«, 1895, 74, 832) sitzend dargestellt — R. hatte nun einmal die Vorliebe für diese Positur — ebenso den gelehrten Forscher Robert Mayer in Heilbronn und die Büsten des Prinzregenten (Universität Erlangen), des Fürsten Bismarck und Grafen Moltke (in der Wandelhalle des Berliner Reichstagsgebäudes und in Chemnitz), der gelehrten Prinzeß Therese von Bayern, des Malers Gysis, des Archäologen Heinrich von Brunn usw. Ein in »*naked purity*« knospendes, in holdester Unschuld prangendes, sitzendes Mädchen, mit virtuoser Bravour in Marmor gemeißelt, kam in die Staatssammlungen Berlins. Als Meisterwerk der feinsten Empfindung bei möglichst realistischer Wiedergabe des Details

hat R. die auf ihrem Totenbett liegende Herzogin Luise von Bayern künstlerisch behandelt (Original in der Münchener Glyptothek, eine Wiederholung in der Kapelle des herzoglichen Palais; vgl. Lützows Zeitschrift. 1894, S. 620).

Zu den letzten großen Werken R.s, durch welche sein Name abermals in aller Mund kam, gehören das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Nürnberg (Nr. 3255, »Illustr. Ztg.« 16. November 1905) und die Ende Dezember 1905 vor der Feldherrnhalle zu München enthüllten kolossalen Löwen (vgl. Nr. 3261 »Illustr. Ztg.« 28. Dezember 1905). Als Modell zu letzteren hatte R. ein lebendiges prachtvolles Exemplar viele Monate lang aus einer Menagerie in sein Atelier genommen, ein sprechender Beweis für die kostbare Gründlichkeit seiner Studien. Noch am Tage der Enthüllung trat R. eine Reise nach Korsika an, um seine durch akutes Lungenleiden erschütterte Gesundheit endlich zu pflegen, leider vergebens. Von der Feuerbestattung in Zürich kehrte seine Asche nach München zurück; die Beisetzung derselben im nördlichen Camposanto gestaltete sich zu einer reichen Künstlerehrung.

Die Vollendung seines Pettenkofer-Denkmals wurde unter A. von Hildebrands Obhut an Erwin Kurz übertragen. Im Jahre 1884 hatte R. mit einer Tochter des Historienmalers und Akademieprofessors Arthur Freiherr von Ramberg (s. A. D. B. 27, 203) seinen Ehebund geschlossen. Seit 1887 bekleidete er eine Professur an der Akademie, wo zahlreiche Schüler begeisterte Anregung fanden. Viele Auszeichnungen waren ihm nebst Verleihung des persönlichen Adels zuteil geworden.

Das der Natur abgelauschte Leben der toten Masse einzuhauchen, galt ihm als die vornehmste Aufgabe seiner schöpferischen Tätigkeit. Dabei ist er niemals einseitigem Materialismus verfallen; immer hat R. die Gesetze einer großen und ernsten Kunst hochgehalten. Mit hinreißender Kraft, eine faszinierende Erscheinung, verpflanzte er seine Lehre in die ihm anvertraute Jugend, und herrlich ist die Saat aufgegangen. Mit ganzer Hingabe übte er, selbst auf Kosten des eigenen Schaffens, seine Lehrtätigkeit. Bei rücksichtsloser Härte gegen Unwürdige, erwies er sich gütig und hilfsbereit für jedes ernst strebende Talent. Die lautere Ehrlichkeit seiner Überzeugung hat, wie E. v. Stieler in der Grabrede rühmte, keiner bezweifelt.

Vgl. Nr. 102, »Allg. Ztg.« 3. März 1906. Alexander Heilmeyer in »Kunst für Alle«, 1903, XVIII, 299—305 u. 1905. XX, 174. Auktions-Katalog von R.s Nachlaß bei Helbing am 5. November 1906. Kunstvereins-Bericht f. 1906, S. 17.

Hyac. Holland.

Zöckler, Otto, Professor der Theologie, * am 27. Mai 1833 in Grünberg in Hessen, † am 9. Februar 1906 in Greifswald, war der Sohn des Rektors, späteren Pfarrers, Dekans und Kirchenrats Johann Konrad Zöckler. Er verlebte seine Jugendzeit bis zum Jahre 1849 zumeist in Laubach und wurde dort von seinem Vater unterrichtet. Im Herbst 1849 kam er auf das Marburger kurfürstliche Gymnasium und wurde dort in seinem wissenschaftlichen Denken und in seinem religiösen Leben vor allem durch den Unterricht des bekannten Theologen und Literaturhistorikers August Friedrich Christian Vilmar, des damaligen Gymnasialdirektors, gefördert, ja er empfing von ihm für sein ganzes Leben bleibende Eindrücke. Widmete er sich auf

der Universität Gießen, wo er 1851—1854 studierte, vor allem der klassischen Philologie, wodurch er sich eine gründliche philologische Bildung aneignete, so wurde er doch durch den späteren Leipziger Professor Gustav Baur, der Altes Testament und praktische Theologie las, in den Kreis der theologischen Fragen gezogen. Entscheidend aber waren für ihn die philosophischen Vorlesungen des dem Protestantismus nicht fernstehenden einstigen Dogmatikers der untergegangenen Gießener katholisch-theologischen Fakultät, nunmehrigen Philosophen Leopold Schmid. Von ihm gewann er nicht nur tiefe theologische Eindrücke, sondern Schmid wies ihn auch auf die Bahn seiner Lebensarbeit, der Apologetik des Christentums gegenüber dem Materialismus und Atheismus, welche meinten, sich für ihre Theorien auf die neuen Errungenschaften der Naturwissenschaft stützen zu können. Wurde er auf diesem Wege eigentlich der dogmatischen Theologie zugeführt, so wies ihn doch seine ganze Anlage mehr nach der historischen Seite. So kam es, daß seine Arbeit als Dozent und als Schriftsteller doch mehr auf dem historischen Gebiete lag und von ihm auch da, wo er sich eigentlichen apologetischen Themen zuwandte, die historische Seite der Frage stark in den Vordergrund gestellt wurde. Z. beschloß nun seine Studienzeit mit dem Lehramtskandidatenexamen, erhielt den Dr. phil. 1854, wurde Erzieher beim Prinzen Ferdinand zu Solms-Lich, bestand 1855 die erste theologische Prüfung und trat eine längst geplante Studienreise an, welche ihn bis zum März 1856 an verschiedene Universitäten, Erlangen, Berlin u. a., führte und ihn mit einer großen Reihe bedeutender Theologen, wie Hofmann, Delitzsch, Nitzsch, Dorner, in Berührung brachte und ihn in seinem theologischen Denken befruchtete. Sodann ging er zur Absolvierung des einjährigen Kursus an das großherzoglich hessische Predigerseminar zu Friedberg und promovierte von dort aus 1856 zum Licentiaten der Theologie in Gießen; später hat er dann, 1857, auch die zweite theologische Prüfung bestanden, wurde ordiniert und widmete sich auch gelegentlicher Predigttätigkeit. Inzwischen aber hatte er sich schon 1857 in der theologischen Fakultät zu Gießen als Privatdozent eingeführt und begann nun eine rege Dozententätigkeit und lebhafte wissenschaftliche Schriftstellerei. Allein erst am 30. Juni 1863 wurde er zum a. o. Professor ohne Gehalt, erst 1865 zum besoldeten Extraordinarius ernannt. Aber bereits 1866 empfing er durch des Berliner Hofpredigers Rudolf Kögel Vermittlung die Berufung für das Fach der Kirchengeschichte, daneben der theologischen Enzyklopädie und der Apologetik nach der preußischen Universität Greifswald, wohin er im Oktober 1866 übersiedelte. Und hier in Greifswald hat er dann 40 Jahre lang unermüdlich bis zu seinem Tode gewirkt, bald im Verein mit seinem, obwohl ganz anders gearteten, dennoch mit ihm innig verbundenen Freunde Hermann Cremer. Z. hat mit andern dazu beigetragen, die theologische Fakultät der kleinen Provinzuniversität in ungeahnter Weise äußerlich und innerlich zu heben, so daß die Zahl der dortigen Studenten der Theologie von 17 zeitweise auf weit über 300 stieg und die Fakultät zur Stätte fleißiger wissenschaftlicher Arbeit wurde. Bis acht Tage vor seinem Tode hat Z. lehrend und forschend unermüdlich gearbeitet, bis ein sanfter schneller Tod ihn aus seinem reichen Leben abberief. — Z.s Hauptbedeutung liegt auf seiten seiner gelehrten Arbeit. Er ist hinsichtlich der gelehrten Literatur rezeptiv und produktiv gewesen, wie wenige Theologen seiner Zeit. Wenn man die

Reihe seiner wissenschaftlichen Werke und Publikationen durchgeht, so ist man erstaunt, wie in der Spanne eines Lebens eine solche literarische Tätigkeit möglich ist. Weniger als andere wurde er gewiß von solcher Arbeit abgezogen; hatte doch schon frühzeitig ein schweres Ohrenleiden ihm die Möglichkeit genommen, wissenschaftlichen Austausch in reicherem Maße durch das Gespräch zu pflegen; es hängt auch damit zusammen, daß er je länger je mehr sich von der Zeit und Kraft in Anspruch nehmenden synodalen Arbeit, Vereinstätigkeit etc. zurückzog. Aber auch Anlage und Bildung wiesen ihn auf die literarische Tätigkeit. Ein scharfer, klarer Verstand, verbunden mit einer guten philologisch-historischen Schulung und ein nie ermüdender, sich selbst in Zucht nehmender Fleiß und die Gewohnheit, immer schnell und mit ganzer Intensität zu arbeiten, haben die eigentlichen Vorbedingungen für diese große literarische Tätigkeit geliefert. Diese Tätigkeit lag ganz auf dem Gebiete der Theologie; allein innerhalb der Theologie beherrschte er alle Disziplinen und hat infolgedessen auf fast allen ihren Gebieten Publikationen veröffentlicht. So haben wir Arbeiten von ihm auf dem Gebiete des Alten und des Neuen Testamentes, der Dogmatik und der Kirchengeschichte. Auf den beiden ersten Gebieten handelt es sich vor allem um Kommentare zum Alten und Neuen Testamente, zu den Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments in dem Langeschen Bibelwerk und im Strack-Zöcklerschen Kommentarwerk. Auf dem Gebiete der Dogmatik hat er neben einer Geschichte der systematischen Theologie in dem von ihm herausgegebenen Handbuch der theologischen Wissenschaften u. ä. vor allem sich der Apologetik des Christentums gewidmet. Je länger je mehr ist er zwar immer wieder zu historischen Stoffen zurückgekehrt und hat auch bei dogmatisch-apologetischen Problemen immer wieder die historische Seite in den Vordergrund der Betrachtung gerückt, aber er hat es doch als seine Aufgabe betrachtet, positive Beiträge zur wirksamen Verteidigung des Christentums zu bieten. Und wie es in der Situation der Mitte des vorigen Jahrhunderts lag, handelte es sich für ihn vor allem um eine Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft. Nicht wollte er das Christentum gegen die Naturwissenschaft verteidigen, wie man ihm wohl in die Schuhe schob; er hat es vielmehr im Gegenteil immer betont, daß er in den neuen gesicherten Erkenntnissen der Naturwissenschaft eine Bestätigung des Christentums sehe; aber einer Naturphilosophie, einem Materialismus und Atheismus gegenüber, die für ihre philosophischen Ideen sich auf die Naturwissenschaft beriefen, ging er zum Angriff vor. Diesem Zwecke diente die von ihm begründete und reichlich von ihm mit Beiträgen versehene apologetische Zeitschrift »Der Beweis des Glaubens«; ferner Werke wie »Geschichte der Beziehungen zwischen Christentum und Naturwissenschaft« und »Gottes Zeugen im Reiche der Natur« und manche andere. Man braucht Z. gewiß nicht in der manchmal schwierigen Grenzbestimmung zwischen naturwissenschaftlicher und religiöser Erkenntnis überall zuzustimmen — er hat jedenfalls früher die naturwissenschaftliche Erkenntnis gelegentlich an die zeitlich bedingte Naturanschauung der biblischen Schriftsteller viel zu eng ketten wollen — das wird Z.s Verdienst zweifellos bleiben, daß er vielen klar gemacht hat, daß das Christentum durch den Materialismus keineswegs überwunden werden könne und daß er viele Mitarbeiter zu entsprechender Apologetik angeregt hat. — Aber wie gesagt, Z. war

doch mehr zum Historiker geboren, als zum Systematiker. Einen ungeheuer reichen Schatz historischen Wissens auf allen Gebieten der Kirchengeschichte, von großen Dingen bis hinein in die Minutien, hatte er sich erworben und er vermehrte ihn bis zuletzt durch beständige eingehende Lektüre der neuen Erscheinungen, so daß er gleichmäßig auf allen Gebieten der Kirchengeschichte sehr reiche Kenntnisse besaß. Eine Unzahl kleiner und größerer historischer Arbeiten vor allem in der protestantischen Realenzyklopädie, eine Menge Rezensionen, besonders im theologischen Literaturblatt, seine jährliche Berichterstattung über die kirchengeschichtliche Literatur in den »Jahresberichten für Geschichtswissenschaft« zeigten seine große historische Kenntnis und Belesenheit. Gründlich gearbeitet waren auch seine kirchen- und dogmengeschichtlichen Monographien, wie »Hieronymus« und die »Geschichte der Askese«, in zweiter Auflage unter dem Titel »Askese und Mönchtum« (1897), »Das Kreuz Christi« (1875) usw. Z.s historische Arbeiten zeichnen sich nicht gerade durch Glanz der Darstellung aus, aber sie sind durch die Masse des gelehrten Materials für den Leser sehr lehrreich; sie lassen das entwicklungsgeschichtliche Moment im Laufe der Darstellung stark vermissen, aber sie entschädigen durch die solide Gründlichkeit der auf genauer Durchforschung der Quellen beruhenden Konstatierung des Tatbestandes. So wird man, wo man immer auch an Z.s historische Arbeit anknüpft, auf einer festen, solide fundamentierten Basis der Untersuchung stehen. Dies Moment der großen Genauigkeit und Gründlichkeit wird Z.s Arbeiten auf dem historischen Gebiete einen dauernden Wert verleihen. — Wenn Z. einst in seiner Biographie den Hieronymus mit folgenden Worten charakterisierte: »Es ist durchaus von Anfang bis zu Ende ein Gelehrtenleben, ein Leben voll gelehrter Studien und mannigfaltiger schriftstellerischer Unternehmungen«, so hat er damit sein eigenes Leben zugleich gezeichnet. Aber stand ihm Wissenschaft und wissenschaftliche Beschäftigung sehr hoch, höher müssen wir gerade bei diesem Manne stellen, was er war als Persönlichkeit, als christlicher Charakter. Jeder, der in seinem Hause aus und ein ging, wer zu seinen Füßen saß und seinem gelehrten Vortrage zuhörte, wer als Student sich von ihm gern erteilten Rat holte, kurz, wer mit ihm in Berührung trat, fühlte, daß er in den Bannkreis einer edlen, durch und durch von der Kraft des Christentums geläuterten Persönlichkeit trat. Er hat wacker im Kampfe gestanden, entschieden auch in seiner kirchlichen Stellung als Lutheraner, aber die Liebe war doch das höchste Gesetz seines Lebens.

Vgl. meinen Aufsatz »Otto Zöckler« in »Reformation« 1906, S. 322—325; Chronik der Universität Greifswald 1905/06 S. 4—5; Otto Zöckler, Erinnerungsblätter. Gütersloh 1906 (Bertelsmann), 128 S. mit einem Bilde des Entschlafenen und Beiträgen von seinem Sohne Theodor Zöckler, V. Schultze und Steude; zur Bibliographie der Werke Zöcklers, vgl. Meusels »Kirchliches Handlexikon« (1902) Bd. VII. S. 384—386; ferner dazu zur Ergänzung Zieler und Scheffer: »Das akademische Deutschland« (Leipzig 1905) 1. Bd. Biographie Zöcklers. Eine vollständige Bibliographie bringt H. Jordan, »Verzeichnis der lit. Veröffentlichungen O. Zöcklers« (Gütersloh 1907, C. Bertelsmann) 32 S., auch abgedruckt als Anhang zu der nach Z's. Tode von Jordan und Schlapp herausgegebenen »Geschichte der Apologie des Christentums« (ib. 1907). Vgl. zahlreiche Nachrufe etc. in Zeitungen, Zeitschriften etc.

Erlangen. H. Jordan.

Bekk, Adolf, Dr. phil., k. k. Schulrat, * 16. Juni 1830 in Baden bei Wien, † 13. September 1906 in Bad Gastein. — B., seit seinem zweiten Lebensjahre des Vaters beraubt, verlebte eine trübe Jugendzeit. In einer geistlichen Erziehungsanstalt in Wien untergebracht, mußte er freudlos die Jahre des Gymnasialstudiums hinbringen. Die Universität besuchte er zuerst in Leipzig, um Medizin zu studieren. Er ging aber bald zum Studium der Philosophie und Literatur über, das er in Wien, München, Jena und Graz fortsetzte. Eine akademische Professur war ihm in Aussicht gestellt worden, aber seine darauf gerichteten Hoffnungen erwiesen sich als eitel. Da beschloß er 1864 das Lehrfach zu ergreifen. Er holte die nötigen Examina nach, wurde an verschiedenen Realschulen und Gymnasien verwendet und kam 1870 als Hauptlehrer an die Lehrerbildungsanstalt nach Salzburg. 1871 wurde er bereits deren Direktor. 1879 erhielt er den Titel eines k. k. Schulrates. Größeren Kreisen hat sich B. durch seine schriftstellerische Tätigkeit bekannt gemacht. Vor allem trat er als Literarhistoriker hervor. Über Shakespeare schrieb er drei selbständig veröffentlichte Arbeiten, darunter eine kleine Biographie (1864). Auch als Shakespeare-Übersetzer versuchte er sich. Unter dem Titel »Die Griechen vor Troja« gab er eine sehr anerkennenswerte metrische Übertragung von »Troilus und Cressida« heraus (1860). Selbständige Dichtungen bot er in dem Gedichtband »Ranken« (1863. 3. Aufl. 1904). Die Gedichte, in der Form meist glücklich, zeichnen sich durch Gemütstiefe, schwungvolle Begeisterung und gesunde, edle Männlichkeit aus. Einen zweiten Band mit dem Titel »Wohin« ließ er 1882 folgen; verschiedene Gelegenheitsdichtungen gingen neben her. Eine Sammlung vaterländischer Dichtungen gab er im Jahre 1898 heraus; er benannte sie »Das ist mein Österreich«. Einige Veröffentlichungen zeigen ihn auch auf dem Gebiete des Historikers bewandert. Aufsätze in Zeitschriften schrieb B. in reicher Zahl. Die gebildeten Kreise Salzburgs, den Hof des dort residierenden Großherzogs von Toskana mit eingeschlossen, verdankten dem Wissen B.s viel. Ein Führer des geistigen Lebens in Salzburg ist mit B. dahingegangen.

München. Dr. Arnulf Sonntag.

Scala, Ferdinand von, P. O. C. Missionssekretär der nordtirolischen Kapuzinerprovinz, Festtagsprediger, Schriftsteller, * in Bozen am 28. Mai 1866, † zu Innsbruck am 4. Mai 1906. — Als Knabe zählte S. nicht zu den Schülern, denen es ein Leichtes ist, an der Spitze ihrer Kameraden zu stehen. Im Gymnasium gelang ihm der Aufstieg von einer zur anderen Klasse nicht immer aufs erstemal. Erst später wurden S.s Leistungen bedeutender. 1883 war er in den Kapuzinerorden eingetreten, 1888 wurde er zum Priester geweiht. Als Priester und Prediger entfaltete er eine rege, erfolgreiche Tätigkeit, und auch seine schriftstellerischen Arbeiten trugen ihm in seiner Heimat reiche Anerkennung ein. Da sind zunächst seine Schriften, die mit seiner priesterlichen Stellung in Zusammenhang stehen. Über die Kapuzinerin »Maria Magdalena von Martinengo« berichtete er in einer Biographie, eine Schrift »Über seraphische Frömmigkeit« zeigt ihn als katholischen Asketiker. Angereiht mag hier seine poetische Arbeit »St. Fidelis von Sigmaringen« (1897) werden. S. nennt seine Dichtung Trauerspiel; sie ist aber nur eine in dialogischer Form bearbeitete Legende. So stark auch äußerlich-theatra-

lische Mittel in Anspruch genommen werden, so ist dem Stücke, dessen Held ein vollkommener Heiliger ist, dramatische Handlung im wahren Sinne doch fremd. Auch den übrigen Dramen S.s fehlt ein fester dramatischer Kern. Seine Schauspiele sind im wesentlichen in Rollen ausgeschriebene Erzählungen; der Dialog als solcher zeugt jedoch häufig von gutem Sinn für wirksame Rede. Die Stoffe der Schauspiele sind der Ruhmesgeschichte Tirols entnommen; »Andreas Hofer«, »Peter Mayr«, »Joseph Speckbacher« heißen ihre Titel. Auf Privatbühnen wurden die Stücke in Tirol mehrfach mit Erfolg aufgeführt, vornehmlich wohl dank ihrem patriotischen Inhalte. Der warme Patriot S. zeigt sich auch in dem Verfasser der Biographie des Innsbrucker Bürgermeisters Josef Huter und in dem Herausgeber der »Kriegserlebnisse des Bauersmannes und Patrioten Lorenz Rangger«. Vaterländische Feiern genossen häufig die Unterstützung S.s, manche von ihnen gingen sogar auf ihn als den Veranlasser zurück. So ist es begreiflich, daß S. viel Zustimmung und Liebe in seinem Vaterlande erntete. Sein früher Tod in Innsbruck, wo er seit 1899 lebte, trug in weite Kreise Tirols Trauer.

München. Dr. Arnulf Sonntag.

Bankel, Josef B., Kupferstecher, * 1837 in Nürnberg, † 12. Juni 1906 zu München; bildete sich auf der Münchener Akademie und dann bei seinem Schwager, dem Kupferstecher und Radierer Albrecht Schultheiß, dessen malerische Behandlung er sich mit großem Geschick aneignete. Weitere Förderung brachte ein Aufenthalt zu Paris 1866 und 1867. In München arbeitete er viele Platten, auch für Fr. Pechts »Lessing- und Shakespeare-Galerie« (Leipzig bei Brockhaus). Vorzüglich gelang die koloristische Wiedergabe nach Watter's »Lustiger Fahrt« (Postwagen mit zwei Nonnen im Coupé und einer schmucken Tirolerin, mit welcher der Postillon schäkert) 1871; ein vielbeliebtes Nietenblatt für Kunstvereine. Seit 1874 lieferte B. viele Porträts: Liebig (nach Trautschold), Mozart, Händel, Richard Wagner (im Auftrag König Ludwigs II.) usw., die einen erheblichen Fortschritt kundgaben und ihn den besten Stechern der Münchener Schule anreihten. Dazu kamen nach Liezen-Mayer »Faust in der Hexenküche« und »Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa«. Zu seinen glänzendsten Leistungen zählt der »Raub der Sabinerinnen« und »Kastor und Pollux« (Rubens). — Der nur zu bedächtig und langsam arbeitende Mann erfreute sich keines sorglosen Lebensabends. Seine edle Tochter Luise trat in Stellung, um dem verehrten Vater unter die Arme zu greifen. Aus Gram über dessen Tod nahm sie Lysol und wurde, erst zwanzigjährig, am 19. Juni neben dessen Grabe bestattet.

Hyac. Holland.

Reinhardt, Heinrich, Professor, * am 10. Dezember 1855, † 6. Dezember 1906. R., aus bürgerlicher Familie in Olten hervorgegangen, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, das obere Gymnasium in Schwyz, absolvierte die Maturitätsprüfung in Solothurn und widmete sich hierauf philologisch-historischen Studien an den Universitäten München, Heidelberg, Straßburg, Wien und Innsbruck. Von all seinen zahlreichen Lehrern hat Scheffer-Boichorst den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht. Die Art, wie dieser die Geschichte auf-

faßte und behandelte, hat R. ganz besonders angesprochen und in seiner späteren akademischen Tätigkeit sichtlich beeinflußt.

Ehe es ihm vergönnt war, seinen gewissenhaften und gründlichen Studien mit einer Dissertation über die Veltlinerfrage des 17. Jahrhunderts einen formellen Abschluß zu geben, wurde R. frisch von der Universität weg von der Luzerner Regierung zum Geschichtslehrer an den oberen Klassen der Realschule, des Gymnasiums und Lyzeums in Luzern berufen, und in dieser Eigenschaft wirkte er ein Jahrzehnt als beliebter Lehrer und veröffentlichte seine ersten literarischen Arbeiten. Zu voller Entfaltung aber gelangte er erst, als ihm 1889 an der neu errichteten Universität Freiburg in der Schweiz der Lehrstuhl für allgemeine neuere Geschichte übertragen wurde. Zum akademischen Lehrer war er so recht geschaffen, und bei den noch unfertigen Zuständen kam ihm auch sein organisatorisches Talent ganz besonders zustatten. Wegen seiner umfassenden Kenntnisse, seiner trefflichen Geistes- und Herzenseigenschaften nahm er von allem Anfang an eine angesehene und einflußreiche Stellung unter seinen Kollegen ein, und seine freundschaftlichen persönlichen Beziehungen zu den Gründern der Universität, zu denen er in weiterem Sinne auch gerechnet werden darf, machten ihn zu einem Bindeglied zwischen Regierung und Lehrkörper. So ist es nicht zu verwundern, daß er schon im zweiten Jahre durch das Vertrauen seiner Kollegen als Rektor zur Leitung der jungen Universität berufen wurde. Was er da in den schwierigen Anfängen und bei den mit Rücksicht auf die eigenartige Zusammensetzung des Lehrkörpers überall auftauchenden organisatorischen Problemen mit Aufbietung einer fast übermenschlichen Kraft, die er aus heiliger, selbstloser Begeisterung für die große Idee schöpfte, als Rektor und Prorektor alles geleistet, ist schwer zu sagen, und bei Kollegen und Vorgesetzten herrscht nur einstimmige Anerkennung seiner großen schöpferischen Tätigkeit. Bis zu seinem Ableben wirkte er, mit Ausnahme eines einzigen Semesters, das er zu einer archivalischen Studienreise nach Spanien gebrauchte, freudig und begeistert als einer der anregendsten akademischen Lehrer. Darin erblickte er auch seine Hauptaufgabe, und immer tiefer suchte er in den Stoff einzudringen, immer genauer die Probleme zu formulieren! Was seine Vorlesungen besonders auszeichnete, war der sichere Blick für die Ideen, welche eine Zeit beherrschten, und seine tiefsinnige Geschichtsphilosophie pflegte in der Geschichte von Humanismus und Renaissance zum vollsten Ausdrucke zu gelangen. Seine ausgesprochen katholische Gesinnung brachte er mit Entschiedenheit, aber ohne Schroffheit oder verletzende Äußerung über Andersdenkende zum Ausdruck. Er war eine außerordentlich zartfühlende, feingestimmte Seele, die auch das Denken und Empfinden anderer zu begreifen und zu würdigen verstand. R. begnügte sich nicht, seinen Hörern Wissenschaft beizubringen, sondern er wollte im edelsten Sinne erzieherisch auf die akademische Jugend einwirken. Das ist ihm auch gelungen; denn mit großer Liebe, ja mit Begeisterung hingen die Studenten an ihm und verehrten in ihm nicht bloß den Professor, sondern einen väterlichen Freund und stets geneigten und hilfsbereiten Berater in ihren zahlreichen Anliegen. Mitten aus rastloser Tätigkeit, aus begonnenen, halbfertigen Arbeiten und bloßen Plänen wurde R. noch im besten Mannesalter durch eine tückische Krankheit nach wenigen Tagen dahingerafft.

Seine irdischen Überreste wurden in den stimmungsvollen Arkaden der Hofkirche zu Luzern beigesetzt. Seither, nicht viel mehr als ein Jahr später, folgte ihm auch seine ihm ebenbürtige Gattin, geb. Bell aus Luzern, die an seinem geistigen Schaffen einen verständnisvollen Anteil genommen, im Tode nach; doch war die sonst glückliche Ehe kinderlos geblieben.

Als Geschichtslehrer in Luzern fertigte er für Unterrichtszwecke eine lithographisch vervielfältigte Darstellung der Schweizer Geschichte an, ein vielversprechender Entwurf zu einem Handbuche der Schweizer Geschichte, das zu schreiben ihm allerdings nicht vergönnt war, indem sein neuer Wirkungskreis in Freiburg ihm andere Aufgaben stellte. Derselbe, bis 1516 fortgeführt, ist ein äußerst brauchbares Hilfsmittel der politischen und Verfassungsgeschichte, auf den besten Monographien beruhend und mit wissenschaftlichem Apparat versehen, ganz besonders verdienstlich zu einer Zeit, wo Dierauers klassische Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft noch nicht vorlag. Seine anderen historischen Arbeiten lassen sich in drei Gruppen zusammenfassen. Die erste ist erwachsen aus den mit seiner geplanten Dissertation zusammenhängenden Studien zur Geschichte der Bündner Wirren, und zwar zunächst »Beiträge zur Geschichte der Bündner Wirren 1618—1620«. Diese Vorgeschichte des Madrider Vertrages (vom Jahre 1621), die mit Rücksicht auf den verwendeten Quellenstoff teilweise den Charakter einer Skizze hat, zeigt bereits die Vorzüge der R.schen Geschichtsbehandlung: Größe des Hintergrundes, gerechtes Abwägen im Urteil, feines Verständnis für diplomatische Aktionen, psychologischen Kennerblick und durchgebildetes Darstellungstalent. Den gleichen Stoff griff er wiederum auf in seinem »Veltlinermord in seinen unmittelbaren Folgen für die Eidgenossenschaft« und setzte ihn fort von der zweiten Hälfte Juni bis Mitte August 1620 mit Heranziehung eines reicheren Quellenmaterials in klarem fest umrissenen Aufbau, in enger Anlehnung an die Quellen und doch mit künstlerischer Behandlung des Stoffes, welche auch die kleinsten und scheinbar geringfügigen Einzelheiten dem Bilde einzufügen verstand, ohne dasselbe zu überladen. Diese Studien fanden ihren vorläufigen Abschluß in der Herausgabe der »Korrespondenz von Alfonso und Girolamo Casati mit Erzherzog Leopold V.«, welche im Gegensatz zu dem früher publizierten Aktenmaterial französischen und venetianischen Ursprungs die österreichisch-spanischen Berichte an die Öffentlichkeit bringt und auf die Stellung Leopolds zum Madrider Vertrag völlig neues Licht wirft. Die Einleitung dazu enthält den besten Überblick über die verwickelte Bündener Geschichte jener bewegten Zeit. Edition, Regesten und Kommentar, welch letzterer eine ungeahnte Fülle von Material aufweist, sind von vorbildlicher Genauigkeit.

Ein neues Gebiet betrat R., indem er sich zusammen mit seinem Kollegen Fr. Steffens an die Herausgabe von Nuntiaturberichten aus der Schweiz machte. Nur wenige Wochen vor seinem Tode gelangte der erste Band, in der Hauptsache sein Werk, zur Ausgabe, ein stattliches Buch, die reife Frucht langjähriger und mühevoller Arbeit mit einem Kommentar voll der wertvollsten Hinweise und einer Reichhaltigkeit, die nur ein Kenner dieser Epoche gebührend zu schätzen weiß — weit über das Maß desjenigen hinausragend, was man von einer solchen Arbeit billigerweise erwarten darf.

Der Text ist äußerst sorgfältig erstellt, die Regesten zu den Akten kleine Kunstwerke, das Register mustergültig. Die dazu gehörige Vorgeschichte der Nuntiatur, zunächst als Einleitung zu diesem Bande gedacht und ausschließlich R.s Werk, wuchs unter der Hand zu einem eigenen Bande an und mußte deshalb abgetrennt und besonders herausgegeben werden. Allein der Tod erreichte den Verfasser, ehe er mit dieser Arbeit zu Ende kam — 17 Bogen liegen gedruckt vor — und nun wird sich sein Mitherausgeber Steffens dieser Aufgabe unterziehen und diese Einleitung zum Abschlusse bringen.

Gleichzeitig hatte R. im Auftrage der Walliser Regierung eine auf zwei Bände berechnete Biographie des Kardinals Schinner in Angriff genommen, die so recht geeignet war, sein Lebenswerk zu werden. Keine Persönlichkeit aus der Schweiz hat so tief in die europäische Geschichte eingegriffen; glanzvoll, fast dämonisch hebt sich diese Riesengestalt der Renaissance ab von dem dunklen Hintergrund jener großen Kämpfe in den italienischen Gefilden, welche die junge Eidgenossenschaft aus ihrer lokalen Beschränktheit hinaushob und zum entscheidenden Faktor der europäischen Politik im Beginn des XVI. Jahrhunderts machte. Daß die Eidgenossenschaft sich vom Taumel der Großmachtstellung berücken ließ, war Schinners Werk. Allein durch die Herausgabe der Nuntiaturberichte vollauf in Anspruch genommen, kam er über die Vorarbeiten zu diesem monumentalen Werke nicht hinaus. In den Archiven von Lille, Brüssel, Paris, Madrid, Simancas, Wien und Innsbruck hatte er das Material zusammengesucht, aber ohne damit auch nur bis zur Hälfte zu kommen. Eine Frucht seines Aufenthaltes in Spanien ist die kleine Abhandlung: Schweizergeschichtliche Forschungen auf spanischen Archiven und Bibliotheken, eine treffliche Orientierung über den Bestand der spanischen Archive an Helvetica, wodurch er sich alle Forscher zu Dank verpflichtete. R. half auch die Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte mitbegründen, erlebte aber deren Erscheinen (1907) nicht mehr.

Es war ein Verhängnis, daß der Mann von so hohem Gedankenfluge, dieser weiten Bildung, verklärt von goldlauterem Idealismus, dieser Künstler des Wortes und der Darstellung sich meist an Aufgaben heranmachte, die unter seinem Können lagen, und die großen, die dankbaren, die seinen Namen weiten Kreisen bekannt gemacht hätten, der Zukunft, die er nicht mehr erlebte, vorbehielt. Allein diejenigen, welche ihn näher zu kennen oder seine Schüler zu sein das Glück hatten, sowie jene, die mit seinen Schriften sich näher befassen, werden ihn nichtsdestoweniger richtig einzuschätzen wissen; denn er war mehr, als seine Bescheidenheit ahnen ließ, zu Größerem geschaffen, als er uns hinterlassen hat, daneben ein ganzer, ein edler Mensch, ein warmer Freund, eine Zierde seines Standes.

Schriften: 1. Beiträge zur Geschichte der Bündener Wirren in ihren Wirkungen auf die Eidgenossenschaft (1618—1620), Beilage zum Jahresbericht der höheren Lehranstalt in Luzern. Luzern 1881. — 2. Albin Kaufmann, Prof. in Luzern. Beilage zum Jahresbericht der höheren Lehranstalt in Luzern. Luzern 1884. — 3. Der Veltlinermord in seinen unmittelbaren Folgen für die Eidgenossenschaft, in: Geschichtsfreund der V Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. 40. Band. 1885. — 4. Jost Jos. Niklaus Schiffmann von Luzern, Kunstmaler, in Neujahrsblatt der Zürcher Künstlergesellschaft 1886. — 5. Die Korre-

spondenz von Alfonso und Girolamo Casati, spanischen Gesandten in der schweizerischen Eidgenossenschaft, mit Erzherzog Leopold V. von Österreich 1620—1623. Ein Beitrag zur schweizerischen und allgemeinen Geschichte im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Mit Einleitung und Anmerkungen, in Collectanea Friburgensia Fasciculus I. Freiburg in der Schweiz 1894. — 6. Schweizergeschichtliche Forschungen auf spanischen Archiven und Bibliotheken. Bern 1900. — 7. Die Nuntiatur von Giovanni Francesco Bonhomini 1579—1581. Dokumente 1. Bd.: Aktenstücke zur Vorgeschichte der Nuntiatur 1570—1579. Die Nuntiaturberichte Bonhominis und seine Korrespondenz mit Carlo Borromeo aus dem Jahre 1579 (bearbeitet mit Franz Steffens) in: Nuntiaturberichte aus der Schweiz seit dem Conzil von Trient. I. Abteilung. Solothurn 1906. —

Nekrologe: 1. von Alb. Büchi in Freiburger Geschichtsblätter, XIII. Jahrgang, Freiburg i. Schw. 1906. — 2. von A. Büchi in Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte. 1. Jahrgang, Freiburg 1907. — 3. von J. Waßmer in Monat-Rosen des Schweiz. Studenten-Vereins. 51. Jahrgang, 1908. — 4. von Ludwig Suter in Jahresbericht der höheren Lehranstalt in Luzern für das Schuljahr 1906/07 und Separatabdruck. Luzern 1907.

A. Büchi.

v. Wittich, Adolf, k. preuß. Generaloberst der Infanterie, * 28. August 1836 in Schönlanke (Regierungsbezirk Bromberg), † 23. Februar 1906 in Würzburg. — Unter den Generalen Kaiser Wilhelms II. nimmt v. W. nach Rang und geistiger Bedeutung einen hervorragenden Platz ein. Aus bescheidenen Verhältnissen arbeitete er sich, durch klaren Verstand und ungewöhnliche Schaffenskraft unterstützt, zu einem tüchtigen Generalstäbler empor, der während zweier Feldzüge Gelegenheit bekam, die großen Verhältnisse des Krieges kennen zu lernen. In langer Friedenszeit stieg er dann bis zum Kommandierenden General auf und sah seine Laufbahn durch die Ernennung zum Generalobersten mit Feldmarschallsrang gekrönt. — Sein Vater war Wachtmeister im 4. Ulanen-Regiment, erhielt beim Abschied den Charakter als Sekondleutnant und starb als Kreisgerichtssekretär 1855, während seine Mutter, die 1888 abschied, noch einen großen Teil des glänzenden Vorwärtskommens ihres Sohnes erlebte. v. W. trat, nachdem er die Kadettenanstalten in Kulm und Berlin besucht hatte, am 1. Mai 1855 als Sekondleutnant beim 39. Infanterie-Regiment in Mainz ein. Ein reges geistiges Streben war dem jungen Offizier bei praktischer Tüchtigkeit von vornherein eigen. Bald sehen wir ihn als Kadettenerzieher in Wahlstatt und Berlin. Geschichte und Geographie waren die Fächer, in denen er unterrichtete. Er war ein vortrefflicher Lehrer, der es verstand, durch lebhaften Vortrag die Schüler fortzureißen. Er wußte den Ehrgeiz im guten Sinne zu wecken, er kargte nicht mit Lob, wo Leistungen anzuerkennen waren, träge Schüler stachelte er durch wohlangebrachte Ironie an. In der Kriegsgeschichte erwarb sich v. W. außergewöhnliche Kenntnisse; dank besonders gutem Gedächtnis verfügte er allmählich über eine staunenswerte Fülle von Einzelheiten. Ende 1860 zum Premierleutnant befördert, war er von 1863 bis 1869 neben seinen sonstigen Dienstverhältnissen Mitglied der Militär-Examinations-Kommission. Als Ergebnis einer italienischen Reise erschien 1865 die Schrift »Die italienische Armee in ihrem heutigen Bestande, mit spezieller Berücksichtigung der Infanterie.« Diese Veröffentlichung erregte die besondere Aufmerksamkeit des Generals v. Moltke und trug zur Versetzung des Verfassers in den Generalstab bei. Erst dreißigjährig, rückte v. W. 1866 zum Hauptmann im großen Generalstabe auf, machte im großen Hauptquartier

des Königs als jüngster Generalstabsoffizier den Feldzug gegen Österreich, insbesondere die Schlacht bei Königgrätz mit und erwarb den Roten Adlerorden IV. Klasse mit Schwertern. Nach dem Kriege nahm den Generalstäbler von 1866 bis 1868 eine Lehrtätigkeit an der Kriegsakademie in Anspruch; es folgte, vom Februar 1869 ab, eine kurze Spanne Frontdienst, dem er sich als Kompagniechef im pommerschen Füsilierregiment Nr. 34 zu Frankfurt a. M. hingab; im März 1870 kehrte er zum großen Generalstabe zurück, wurde vierzehn Tage später in den Generalstab des IV. Armeekorps versetzt und zog, seit dem 20. Juli Major, als erster Generalstabsoffizier dieses Korps gegen Frankreich aus. Unter dem mit trefflichen Führereigenschaften ausgestatteten General Gustav v. Alvensleben, der zudem eine auf den verschiedensten Gebieten des Wissens unterrichtete und anregende Persönlichkeit war, beteiligte sich Major v. W. nächst kleineren Unternehmungen und Gefechten an den Schlachten bei Beaumont und Sedan sowie an der Einschließung von Paris. Mit beiden Eisernen Kreuzen geschmückt, trat er 1872 beim großen Generalstabe wieder ein, wurde 1875 Oberstleutnant und im nächsten Jahre Abteilungschef, versah auch eine Weile erneut ein Lehramt an der Kriegsakademie. 1877 nahm ihn das damals von Blumenthal befehligte IV. Korps wieder bei sich auf, diesmal als Chef des Stabes. Dann aber vertauschte er den Generalstab mit dem Kriegsministerium, wurde 1878 Chef der Abteilung für die Armee-Angelegenheiten und im folgenden Jahre Oberst. Im März 1885 wurde er mit der Führung der 12. Infanterie-Brigade (Regimenter 24 und 64) beauftragt, im September des nämlichen Jahres erfolgte die Beförderung zum Generalmajor und Ernennung zum Kommandeur dieser Brigade. Während der Brigadeführung, 1887, wurde er Mitglied der Kommission zur Bearbeitung eines neuen Exerzierreglements. Vor allem aber bahnte sich gegen das Ende der achtziger Jahre ein Wendepunkt in der Geschichte seines Lebens an in Gestalt besonderer Beziehungen, die er zu der Person des nachherigen Kaisers Wilhelm II. gewann. Auf W. fiel die Wahl, als es sich darum handelte, einen Offizier zu finden, der auf Grund reichen kriegsgeschichtlichen Wissens belehrende Vorträge vor dem Prinzen Wilhelm halten könnte. Generalmajor v. W. entledigte sich dieser Aufgabe mit größtem Geschick, und die Eindrücke hinwiederum, die Prinz Wilhelm von W. gewann, veranlaßten ihn, gleich beim Regierungsantritt diesen zu seinem diensttuenden Generaladjutanten und bald hernach auch noch zum Kommandanten des neu geschaffenen kaiserlichen Hauptquartiers zu ernennen. Seine Vorträge setzte v. W. übrigens fort; ein damaliger kaiserlicher Flügeladjutant entsinnt sich der ungewöhnlich interessanten Art, in der General v. W. über die napoleonischen Feldzüge redete; mit dem Kaiser wohnte gewöhnlich das, gesamte Hauptquartier den Vorträgen bei. Von 1888 bis 1892 gehörte v. W. seit September des ersteren Jahres Generalleutnant, der unmittelbaren Umgebung des Allerhöchsten Kriegsherrn an. Sodann, im August 1892, trat er als Nachfolger des Generals v. Grolman an die Spitze des XI. Armeekorps in Kassel. Mehr denn 11 Jahre hindurch wartete er dieses Amtes, wurde, um die äußeren Daten vorwegzunehmen, 1893 zum General der Infanterie befördert, 1903 zum Generalobersten und empfing dazwischen, 1897, den Schwarzen Adlerorden. Obwohl vor 1892 nur kurze Zeit in der Front verwendet, war v. W. doch ein ausnehmend praktischer Soldat und hervor-

stechender Führer. Wie seine gesamten militärischen Anschauungen nur der Kriegserfahrung entsprangen, so verfolgte er als Korpskommandeur in Wort und Schrift ausschließlich und in jeder in Betracht kommenden Hinsicht die kriegsmäßige Ausbildung seiner Truppen. Auch die organisatorische Begabung, die er im Kriegsministerium betätigt hatte, kam dem Korps vielfach zugute. »Seine Erlasse«, schreibt ein ehemaliger Chef seines Stabes, »waren kurz und außerordentlich klar, seine Besprechungen wirkten in hohem Maße belehrend und anregend. Die Zahl der Zuhörer am Schluß der Manöver war immer sehr groß, wenn der allverehrte Kommandierende General das Wort ergriff und die Ereignisse des Tages beleuchtete. Es war im allgemeinen nicht seine Art, streng zu urteilen, er ließ berechtigte Ansichten immer gelten, Fehler stellte er ohne Schärfe klar und bewies, aus welchem Grunde anders zu verfahren gewesen wäre.« Schlicht in seinem Wesen, drängte er sich nie in den Vordergrund. Er verkehrte mit seinen Untergebenen ungezwungen und freundlich; ein warmes Herz hatte er besonders für die Jugend. Bei seiner großen Gedächtniskraft und Menschenkenntnis kannte er selbst die jüngeren Offiziere seines Korps nicht nur dem Namen, sondern auch der Person nach. Er wußte vielfach auch ihre Eigentümlichkeiten und verstand es daher in seltener Weise, für besondere Dienstleistungen die rechten Leute zu finden. Bei weitgehender Fürsorge für die Untergebenen, bei nie erlahmender Hilfsbereitschaft gegenüber anderen dachte er zuletzt an sich selbst; für seine Person war er ungemein bedürfnislos und bescheiden. Sehr glücklich lebte er in seiner Familie; ein fürsorgender Gatte und Vater, ein liebenswürdiger, gastfreier Wirt, ein vortrefflicher Gesellschafter, war er denen, die er seines näheren Umgangs würdigte, ein treuer, ausdauernder Freund. Um den Menschen wie um den Soldaten herrschte aufrichtige Trauer bei vielen, als v. W. zu Würzburg, wo er sich zur Kur aufhielt, in seinem 70. Lebensjahre infolge eines Herzschlags verstarb.

Leipziger Illustrierte Zeitung 1892, Nr. 2566 (Zernin); Berliner Militär-Zeitung 1903, Nr. 38; Militär-Wochenblatt 1906, Nr. 30 (Nekrolog von L.). — Mitteilungen ehemaliger Kameraden und Untergebener.

Koburg. Archivar Dr. Krieg.

Appel, Johann, Frhr. v., k. u. k. General der Kavallerie, * am 11. November 1826 in Sikirevicze in Slavonien, † in Gradiska am 7. September 1906. Mit 14 Jahren trat A., Sohn des FML. Josef Ritter v. A. in die Grazer Kadettenkompagnie, wurde am 16. September 1843 als Kadett in das Infanterieregiment Nr. 59 eingeteilt, aber schon nach zwei Monaten zum 4. Ulanenregiment übersetzt, in welchem er ein Jahr später zum Leutnant und am 11. April 1848 zum Oberleutnant avancierte. In dieser Charge empfing er die Feuertaufe bei Bevilacqua, 20. April 1848, focht dann bei Goito, Vicenza, Sommacampagna, Custoza, Volta und Novara und, zur Armee in Ungarn übersetzt, bei Csanak, Komorn, Szöreg, Csatád und Temesvár. Für seine hervorragenden Leistungen in diesen Feldzügen wurde ihm zuerst die Allerhöchste Anerkennung und am 10. Februar 1850 das Militär-Verdienstkreuz zuteil. Der Krieg des Jahres 1859 gegen Frankreich und Piemont bot A., der inzwischen zum Major im 12. Ulanenregiment vorgerückt war, Gelegenheit zu einer Reihe glänzender Waffentaten. Während des Treffens bei Montebello, 20. Mai,

unternahm er an der Spitze seiner Division wiederholt erfolgreiche Attacken, zwischen dem 21. und 23. Mai wirkte er, mit einem selbständigen Streifkommando betraut, bestimmend ein auf die Beschleunigung der Offensive der Armee, so daß ihm Kaiser Franz Josef den Orden der Eisernen Krone 3. Klasse verlieh, nachdem er ihm schon vorher die belobende Anerkennung ausgesprochen hatte; bei Solferino aber erwarb sich A. die höchste militärische Auszeichnung, den Maria-Theresien-Orden.

A. war am 23. Juni abends von seinem Streifzuge in Volta eingetroffen und erhielt den Befehl, wieder zu seinem Korps, dem 5., einzurücken. Auf dem Marsche dahin stieß er unweit Cavriana auf zurückweichende Teile des 1. Korps. Er bewirkte deren Rallierung und ließ sie, unterstützt von seinen zwei Geschützen, nordöstlich Cavriana eine Aufnahmestellung beziehen. Er selbst stellte sich mit seinen Reitern den Kommandierenden des 1. und 7. Korps, FML. Graf Clam und FML. Zobel, zur Deckung des Rückzuges zur Verfügung. Um die sich dem heftig andrängenden Feinde entgegenstemmende Division FML. Prinz v. Hessen zu unterstützen, nahm A. unmittelbar vor Cavriana Stellung, er selbst ritt zur Rekognoszierung im heftigsten Kugelregen vor. Im kritischsten Momente, da starke feindliche Infanterieabteilungen die Verbindung zwischen den Brigaden Wussin und Brandenstein bedrohten, führte er dann die ihm zunächst stehenden Ulanen gegen den Feind. Durch die kühne Attacke der Lanzenreiter angefeuert, schlossen sich die bereits im Zurückgehen begriffenen Infanterieabteilungen dem Angriff an, so daß der weit überlegene Gegner, eine starke Kavalleriemacht vor sich vermutend, zurückwich, während dessen Unterstützungen Karrees auf den Bergkuppen bildeten und die Angreifer mit Geschütz- und Gewehrfeuer überschütteten. Im Anreiten wurde A. durch eine Gewehrkugel schwer im Gesichte verwundet, trotzdem stellte er die Attacke erst ein, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Gegner nunmehr zu langsamerer und vorsichtigerer Verfolgung entschlossen war. Aus dem heißen Kampfe zurückgekehrt und nachdem er seine Abteilungen vollständig ralliert hatte, sank A. bewußtlos vom Pferde in demselben Augenblicke, als der Kaiser auf dem Kampfplatz erschien. Rasch wieder zum Bewußtsein gelangt, fand A. die seltene Kraft und Energie, um mit blutendem Gesicht und unter furchtbaren Schmerzen dem Allerhöchsten Kriegsherrn über die Situation beim Gegner und über die eigenen Maßregeln zu berichten. Infolge der schweren Verwundung verlor A. das linke Auge. In Würdigung dieser Leistungen verlieh der Kaiser dem Major A. am 17. Dezember 1859 das Ritterkreuz des Leopoldordens und erhob ihn am 28. Januar 1860 in den Freiherrnstand. Am 21. Mai desselben Jahres wurde ihm vom Ordenskapitel das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens zuerkannt.

Den Feldzug gegen Preußen 1866 machte A., der am 19. Februar 1863 zum Oberstleutnant, am 29. Oktober desselben Jahres zum Obersten befördert worden war, als Brigadier in der 1. leichten Kavalleriedivision Gen. Frhr. v. Edelsheim mit. In dem Avantgardegefecht vor Jicin, 28. Juni, gelang es A., ein preußisches Detachement zurückzuwerfen, und in der Schlacht bei Königgrätz wirkte er insbesondere mit seiner gut postierten Kavalleriebatterie überaus erfolgreich. Nach dem Feldzuge mit dem Orden der Eisernen Krone 2. Klasse ausgezeichnet, wurde A. zum Kommandanten des Zentral-Kavalleriekurses ernannt, in welcher Verwendung er, am 9. November 1867 zum General-

major, am 1. November 1874 zum Feldmarschalleutnant befördert, bis zu seiner Ernennung zum Militärkommandanten in Temesvár, 2. August 1881, verblieb. Nachdem A., am 6. April 1881 zum Geheimen Rat ernannt, noch vom 8. April 1882 bis zum 9. August desselben Jahres Militärkommandant in Hermannstadt gewesen war, wurde er mit dem Titel eines Generals der Kavallerie zum Kommandierenden General in Sarajevo und zum Chef der Landesregierung in Bosnien und der Herzegowina ernannt. In dieser schwierigen Stellung wirkte Freih. v. A., am 1. Januar 1883 zum Wirklichen General der Kavallerie befördert, bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand am 2. Dezember 1903, wobei ihm der Allerhöchste Kriegsherr die Brillanten zum Maria-Theresien-Orden verlieh. Nicht zum wenigsten ist dem Freih. v. A. der Aufschwung, den die okkupierten Provinzen genommen haben, zu danken. Er erwies sich als vortrefflicher Administrator, als zielbewußter und standhafter Träger der österreichisch-ungarischen Politik, aber auch als gütiger und herzgewinnender Vermittler zwischen dem Reich und den neuerworbenen Provinzen. Freih. v. A. ist nach kurzer Krankheit am 7. September 1906 in Gradiska gestorben.

Lukeš, Militärischer Maria-Theresien-Orden. Kavalleristische Monatshefte, 1906. 1. Heft. Armeefreund 1906, Nr. 25. Wiener Abendpost 1900, Nr. 199. Minerva, 1895. III. Jahrgang. Armeezeitung 1899, Nr. 143. Vedette, 1887, Nr. 21. Armeeblatt 1886, Nr. 37.

Oskar Criste.

Brackebusch, Ludwig, Geolog und Forschungsreisender, * 4. März 1849 zu Northeim im ehemaligen Königreich Hannover, † 2. Juni 1906 zu Hannover. Schon in seiner Jugend empfand er eine ausgesprochene Neigung für das Sammeln von Naturgegenständen, weshalb er nach Absolvierung des Gymnasiums sich in Göttingen dem Studium der Naturwissenschaften widmete. Als 1870 der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, zog er mit ins Feld, kehrte aber dann nach Göttingen zurück, um seine Studien fortzusetzen. Von seinen akademischen Lehrern beeinflußten ihn namentlich der Geolog Wolfgang Sartorius von Waltershausen, der Mineralog Johann Benedict Leisting, der Botaniker August Grisebach, der Zoolog Karl Claus, der Paläontolog Karl von Seebach, der Geograph Johann Eduard Wappäus und der Chemiker Friedrich Wöhler. Von allen Zweigen der Naturwissenschaft zog ihn die Geologie am meisten an. Er benutzte deshalb die Sommermonate, um im heimischen Harzgebirge geologische und geognostische Untersuchungen anzustellen. Eine Frucht dieser Arbeiten war seine 1874 abgeschlossene Dissertation »Entwicklung der geognostischen Verhältnisse der Gegend zwischen dem Falkenstein und Königerode am Unterharz«, die im folgenden Jahre zu Hildesheim im Druck erschien. Noch vor Vollendung dieses Erstlingswerkes eröffnete sich ihm ein weites und aussichtsreiches Wirkungsfeld im fernen Südamerika. Die Regierung der Republik Argentinien hatte nämlich 1870 an der alten, noch aus der spanischen Zeit stammenden, aber ziemlich darniederliegenden Universität Cordoba eine naturwissenschaftliche Fakultät begründet, die der Mittelpunkt für eine umfassende geographische, ethnologische und naturwissenschaftliche Erforschung des ausgedehnten Staatsgebietes werden sollte. Da es dem Lande selbst an einer genügenden Zahl tüchtiger Lehrkräfte fehlte, wendete man sich an verschiedene namhafte Gelehrte in Deutschland mit der Bitte

um Empfehlung von jüngeren Fachleuten, die sich gleichzeitig für das Amt eines Professors und den Beruf eines Forschungsreisenden eigneten. Auch B. erhielt einen Ruf als Professor der Mineralogie und Geologie und nahm ihn 1875 trotz entgegenstehender Bedenken an. 16 Jahre hat er diesem Amte vorgestanden und sich bedeutsame Verdienste um die geologische Erschließung Argentiniens erworben. Nachdem er sich in seiner neuen Heimat etwas orientiert und mit Sprache, Sitten und Gebräuchen einigermaßen vertraut gemacht hatte, begann er gemeinsam mit seinem Kollegen und Landsmann Arthur Seelstrang eine Untersuchung der westlich von der Universitätsstadt gelegenen, in geologischer Hinsicht sehr interessanten Sierra de Cordoba. Eine von beiden gemeinsam entworfene Kartenskizze des Gebirges im Maßstabe von 1 : 500000 wurde später in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (XVII, 1882, Tafel 1) veröffentlicht. In den nächsten Jahren dehnte B. seine Aufnahmen auf die weiter südwestlich in der Provinz San Luis sich erhebende Sierra de San Luis, sowie auf die Sierra de Ambato in der Provinz Catamarca aus. Allmählich aber stieg der Wunsch in ihm auf, eine systematische Durchforschung der gewaltigen, zum Teil die Grenze zwischen Argentinien und Chile bildenden und noch nahezu unbekannten Cordillerenketten zwischen den Provinzen San Juan im Süden und Jujuy im Norden vorzunehmen. Durch eine gemeinsam mit Seelstrang verfaßte Denkschrift, die namentlich auf die reichen Mineralschätze jenes Gebietes hinwies, suchte er die Behörden und die wissenschaftlichen Gesellschaften des Landes von der Bedeutsamkeit eines solchen Unternehmens zu überzeugen *(Ideas sobre la exploracion cientifica de la parte noroeste de la República,* gedruckt im *Boletin del Instituto Geográfico Argentino* III, 1881/82, S. 312—315, 323 bis 331). Sein Plan wurde gebilligt, und so brach er um Weihnachten 1880 zu seiner ersten größeren Forschungsreise auf. Nachdem er die Sierra de Cordoba überschritten hatte, durchzog er, nur durch einen glücklichen Zufall dem Tode des Verdurstens entgehend, die ausgedehnte Salzsteppe Salinas Grandes, überstieg die Sierra de Ancaste in der Provinz Catamarca und wendete sich dann westwärts nach der Provinz Rioja, die er von dem gleichnamigen Hauptorte aus in zahlreichen Kreuz- und Querfahrten durchstreifte. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die geologisch höchst merkwürdige Sierra de Velasco und die durch ihren Erzreichtum berühmte Sierra Famatina. Hier traf er einen seit Jahren ansässigen deutschen Berg- und Hütteningenieur namens Emil Hünicken, der ihn in die einzelnen Gruben des ausgedehnten Minendistrikts begleitete und ihm eine Menge sachverständiger Auskünfte erteilte. Ein Versuch, den etwa 6400 m hohen Nevado de Famatina zu besteigen, mußte wegen Unwetters aufgegeben werden. Dann durchforschte er die weiter westwärts gelegenen Grubenbezirke Guandacol und Guachi, sah sich aber durch den Eintritt der ungünstigen Jahreszeit an weiterem Vordringen gehindert und kehrte deshalb durch die Provinz San Juan nach Cordoba zurück, wo er Ostern 1881 nach viermonatiger Abwesenheit mit reichen Sammlungen beladen glücklich eintraf. Als er der Regierung einen Bericht über seine Ergebnisse eingesandt hatte, erhielt er von ihr die Aufforderung, eine Reise nach der Nordprovinz Jujuy anzutreten, um die daselbst vorhandenen Petroleumquellen auf ihren Wert und ihre Ausbeutungsmöglichkeit hin zu untersuchen. Anfang August fuhr er zunächst mit der Eisenbahn bis

Tucuman, dann mit der Post bis zur Hauptstadt Jujuy. Von hier aus besuchte er die Petroleumdistrikte in den Sierras de Santa Barbara und Maiz Gordo, die reichen Goldfelder an der bolivianischen Grenze, sowie die heißen Quellen von Rosario de la Frontera in der Provinz Salta. Ende Dezember 1881 traf er wieder in Cordoba ein. Das nächste Jahr verbrachte er damit, eine Beschreibung dieser Reise nebst einer Karte der Provinz Jujuy im Maßstabe von 1 : 1 000 000 zu entwerfen, die er im *Boletin del Instituto Geográfico Argentino* (III, 1881/82, Tafel 1, S. 398—408; IV, 1883, S. 9—17, 203—210, 217—226), sowie im *Boletin de la Academia Nacional de Ciencias en Córdoba* (V, 1883, Nr. 2, S. 137—184) veröffentlichte. Im August 1883 trat er eine dritte Reise nach dem Nordwesten an, um die schneebedeckten Hochgebirge der Provinz Salta und die dortigen Minendistrikte zu untersuchen und topographisch aufzunehmen. Da ihn die vorhandenen Karten dieser Gegend infolge ihrer Fehlerhaftigkeit völlig irreführten, verließ er ohne es zu ahnen das argentinische Gebiet und fiel in die Hände von chilenischen Grenzwächtern, die ihn für einen Spion hielten und mit dem Tode bedrohten. Nur mit größter Mühe gelang es ihm zu entkommen und mit Hilfe eines indianischen Schmugglers die Grenze zu erreichen. Er durchquerte nun rasch die Provinz Catamarca, hielt sich nur kurze Zeit in Cordoba auf und nahm zur Erholung von den Reisestrapazen einen längeren Urlaub, den er zu einer Fahrt in die deutsche Heimat benutzte. Ein Jahr lang verweilte er in Europa und arbeitete an der Herausgabe einer Karte, die seine bisherigen Beobachtungen unter Benutzung alles vorhandenen sonstigen Materials im Maßstabe von 1 : 1 000 000 zusammenfaßte und 1885 in Gotha unter dem Titel „*Mapa del Interior de la República Argentina*“ in 6 Blättern auf Kosten der argentinischen Regierung veröffentlicht wurde. Sie reicht von 22½ bis 35° südl. Br. und umfaßt außer den westlich vom 62.0 w. L. v. Gr. gelegenen argentinischen Provinzen auch das angrenzende chilenische Gebiet. Sie zeichnet sich namentlich dadurch aus, daß sie die Topographie der durch ihren Erzreichtum wichtigen Nordwestprovinzen, vor allem den Verlauf der Cordillerenzüge, in vielen Einzelheiten berichtigte und zum Teil völlig umgestaltete, wenn sie auch in bezug auf die Längenbestimmungen nicht ohne Irrtümer ist, da sie nicht durchgängig auf Vermessungen, sondern auch auf Erkundigungen und Beobachtungen aus der Ferne beruht.

Im Sommer 1885 kehrte B. nach Argentinien zurück, doch konnte er nicht sogleich wieder eine größere Reise unternehmen, da infolge der bevorstehenden Wahl eines neuen Präsidenten die öffentlichen Gelder für politische Zwecke in Anspruch genommen waren. Er begnügte sich deshalb mit Wanderungen durch die unweit von Cordoba gelegenen Provinzen Tucuman, Catamarca und Rioja. Erst gegen Ende des Jahres 1886 fand er Gelegenheit zu einer ausgedehnteren Forschungsexpedition. Zunächst durchzog er die Provinz Mendoza und besuchte die Selengruben und Petroleumquellen von Cacheuta. Dann drang er bis in die Nähe des Aconcagua vor, ohne ihn indes zu ersteigen, wendete sich darauf nordwärts nach der Provinz San Juan, überschritt das erzreiche Gebirge Pié de Palo und die Sierra de la Huerta und untersuchte die Kohlenfelder von Paganzo in der Provinz Rioja. Als er wieder in Cordoba eintraf, war daselbst die Cholera ausgebrochen, so daß er schleunigst umkehrte und sich nach der hochgelegenen und gesunden

Provinz Catamarca begab. Vor allem besuchte er den Kupferminenbezirk von Belen und die goldreiche Sierra Gulampaja. Als sich die Seuche aber auch hier ausbreitete, wendete er sich westwärts der chilenischen Grenze zu, um die höchsten Kämme der Cordilleren kennen zu lernen. Diese entlang zog er dann an Dutzenden von Hochgipfeln und Pässen vorüber unter mannigfachen Gefahren durch Hunger, Kälte und verwilderte Eingeborene nach Süden, bis er endlich in San Juan, dem Hauptorte der gleichnamigen Provinz, wieder in die Kulturwelt eintrat. Ende Mai 1887 erreichte er glücklich Cordoba, wo unterdes die Cholera erloschen war. Anfang Februar des nächsten Jahres verließ er diese Stadt abermals und begab sich zunächst wiederum nach San Juan. Von hier aus überstieg er die Sierra del Tigre und folgte in Gesellschaft eines Schmugglers dem Rio Castaño aufwärts bis in sein Quellgebiet. Hierauf stellte er die Wasserscheide nach Norden zu bis in die Provinz Salta fest, nahm eine lange Reihe von Pässen und Hochtälern auf, untersuchte mehrere bisher unerforschte Erzlager und kehrte dann im Juni 1888 nach Cordoba zurück. Die nächsten beiden Jahre verbrachte er mit der wissenschaftlichen Bearbeitung der auf seinen fünf Forschungsreisen zusammengebrachten reichen Sammlungen und Aufzeichnungen, namentlich mit der Anfertigung einer großen Karte von ganz Argentinien, von der eine Probe 1889 in Buenos Aires veröffentlicht wurde. Da es ihm aber häufig an den notwendigen literarischen Hilfsmitteln fehlte, und da sich außerdem die politischen und finanziellen Verhältnisse des Landes immer ungünstiger gestalteten, nahm er 1890 seinen Abschied und ließ sich dauernd in Deutschland nieder.

Hier erschien nun als wichtigstes Ergebnis seiner langjährigen Studien eine „*Mapa de la República Argentina y de los Paises limitrofes*“ (Hamburg 1891) in 13 Blättern und im Maßstab von 1 : 1 000 000. Sie stellt ganz Südamerika südwärts vom 21.° s. Br. einschließlich der Falklandsinseln dar und zeichnet sich ebenso durch gefälliges Äußere, wie durch sorgfältige Verwertung aller neueren Forschungsergebnisse aus. Die 9 nördlichen Blätter wurden bald darauf mit geologischem Kolorit versehen unter dem Titel „*Mapa geológica del Interior de la República Argentina*“ ausgegeben (Gotha 1892, neue Auflage Cordoba 1894). Eine ausführliche Selbstanzeige über beide Karten veröffentlichte B. in Petermanns Mitteilungen 1892, S. 177—189 (auch als erweiterter Sonderabdruck Gotha 1892), eine Schilderung seiner Reisen während der Jahre 1875—1888 in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin XVIII (1891), S. 53—79, eine Karte zur Veranschaulichung dieser Wanderungen im Maßstab von 1 : 3 000 000 in Petermanns Mitteilungen 1892, Tafel 14—15, eine Übersicht über die Kartographie der Atacama-Wüste ebenda 1891, S. 225—230, eine Karte des nordwestlichen Teils der Argentinischen Republik und des chilenischen Grenzgebietes, gleichfalls im Maßstab von 1 : 3 000 000, in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin XXVII (1892), Tafel 5, und eine ungemein viel Neues bietende, nicht weniger als 110 Pässe verzeichnende Abhandlung über die Cordillerenpässe zwischen der Argentinischen Republik und Chile vom 22.—35.° s. Br. ebenda S. 249—348. Daran schloß sich im folgenden Jahre ein gleichfalls sehr lehrreicher, durch 2 Karten erläuterter Aufsatz über die Bodenverhältnisse des nordwestlichen Teils der Argentinischen Republik mit Bezugnahme auf

die Vegetation (Petermanns Mitteilungen 1893, S. 153—166 und Tafel 10—11). Ein darin angekündigtes zusammenfassendes Werk über die mineralogischen und geologischen Verhältnisse Argentiniens kam leider nicht zur Vollendung, vielmehr begnügte sich der Verfasser, einzelne Abschnitte daraus in verschiedenen deutschen Fachzeitschriften, namentlich im Globus und in der Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen zu veröffentlichen. Bald nach der Rückkehr aus Südamerika hatte sich B. zu dauerndem Aufenthalt in Hannover niedergelassen. Hier beschäftigten ihn außer den argentinischen Studien namentlich Forschungen über den Kalibergbau in seiner Heimatprovinz und über die Petroleumfelder in der Lüneburger Heide. Als Hauptergebnis dieser Untersuchungen erschien eine „Geologische Karte der Provinz Hannover und der angrenzenden Landesteile nebst Angabe der Mineralvorkommen, Mineralquellen, Hüttenanlagen, Zementfabriken, Mineralmühlen etc." im Maßstab von 1 : 500000 (Hannover und Leipzig 1899), die allerdings von der Kritik keineswegs günstig aufgenommen wurde. Außerdem veröffentlichte er noch eine Broschüre „Der Einfluß der geologischen Verhältnisse auf die Besiedelung Niedersachsens" (Hannover 1899), sowie mehrere Abhandlungen in der Fachzeitschrift »Petroleum«. In den letzten Jahren seines Lebens trat er nur noch selten hervor. Seine wertvollen Sammlungen überließ er zum Teil den Kgl. Museen in Berlin. Viktor Hantzsch.

Gruber, Johann Christian, fruchtbarer und vielseitiger geographischer Schriftsteller, * 14. Dezember 1858 zu Wassertrüdingen in Mittelfranken, † 10. Juli 1906 in München. Er stammte aus einfachen Verhältnissen und verriet frühzeitig treffliche Geistesgaben, da aber die beschränkten Mittel der Eltern es nicht erlaubten, den Knaben auf das Gymnasium zu schicken, wurde er für den Lehrerberuf bestimmt, zu dem ihn eine innere Neigung trieb. Nachdem er zunächst die Volksschule, dann die Präparandenanstalt seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er 1875 das Lehrerseminar zu Schwabach und bestand bereits 1877 die Abgangsprüfung mit Auszeichnung. Seine günstigen Zeugnisse verschafften ihm eine Lehrerstelle in München, und hier fand er bald vielfache Gelegenheit und Veranlassung, seine Bildung zu erweitern und zu vertiefen. Um ein festes Ziel vor Augen zu haben, beschloß er, sich für die Reallehrerprüfung vorzubereiten, welche tüchtigen jungen Volksschullehrern die Möglichkeit eröffnete, an höhere Schulen überzugehen. 1878 ließ er sich deshalb an der Münchener Technischen Hochschule immatrikulieren, um Geographie, Geschichte und deutsche Sprache und Literatur zu studieren. Am meisten zog ihn die geographische Wissenschaft an, und er hatte das Glück, in der Person des vor kurzem zum Professor ernannten Friedrich Ratzel einen überaus anregenden und fördernden Führer durch dieses weite Gebiet zu gewinnen. Zwischen beiden Männern knüpfte sich bald ein enges Freundschaftsverhältnis, das viele Jahre hindurch bis zu Ratzels Tode andauerte, und G. rühmte sich später gern, der älteste Schüler des großen Geographen zu sein. 1881 bestand er die Staatsprüfung für das Lehramt an Mittelschulen wiederum mit Auszeichnung. Nachdem er sich einige Zeit hindurch literarisch beschäftigt hatte, erhielt er eine Stellung zunächst als Hilfslehrer, dann als Hauptlehrer an der Städtischen Handelsschule in München. Annähernd 20 Jahre hat er dieser Anstalt, zuletzt durch

den Professortitel ausgezeichnet, mit seltener Treue und bedeutendem Erfolg gedient, und viele Hunderte von Schülern verdanken ihm nachhaltige Förderung. Sein Leben floß ruhig und ohne bemerkenswerte äußere Ereignisse dahin. Zum Leidwesen aller, die ihn näher kannten, wurde er im kräftigsten Mannesalter von einem langwierigen unheilbaren Herzleiden ergriffen, das schließlich zu einem raschen Tode führte, der ihn aus einem Dasein voll unermüdlicher Tätigkeit riß. G. war ein Mann von umfassendem Wissen namentlich auf erdkundlichem Gebiete, von ungewöhnlicher Arbeitskraft und peinlicher Gewissenhaftigkeit, dazu ein trefflicher Charakter von einfachem, bescheidenem Wesen und ein Idealist, der sich durch keinerlei Mißerfolg von seinem Optimismus abschrecken ließ. Als Schriftsteller hat er eine erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltet. Da er wußte oder wenigstens ahnte, daß ihm kein langes Leben beschieden war, nützte er die Zeit in intensivster Weise aus, und so trat er fast in jedem Jahre mit einem Buche oder einigen größeren Abhandlungen an die Öffentlichkeit. Weil seine Arbeiten Zeugnis ablegen von gründlicher Sachkenntnis und fleißigem Literaturstudium, so wurden sie von der Kritik fast durchgängig günstig aufgenommen. Zu seinem Bedauern war es ihm nicht vergönnt, seinen geographischen Gesichtskreis durch ausgedehnte Reisen zu erweitern. Deshalb begnügte er sich, die heimatliche Gegend zwischen den Alpen und der Donau so eingehend als möglich kennen zu lernen. Drei Gebiete waren es namentlich, die er durch seine Werke bereichert hat: die Landeskunde Bayerns, die Methodik des geographischen Unterrichts und die Wirtschaftsgeographie.

In das erstgenannte Gebiet gehören vor allem mehrere wertvolle Untersuchungen über die Landschaft um München, namentlich über die Isar, die meist in den Jahresberichten der Geographischen Gesellschaft in München oder in den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde erschienen: »Das Isartal zwischen der Loisach- und Ampermündung« (Jahresbericht VI, 1880, S. 107—140, gekrönte Preisschrift der Technischen Hochschule), »Der Hachinger Bach und seine Umgebung« (ebenda S. 141—147), »Die Heidelandschaft um München und ihre Entstehung« (ebenda IX, 1885, S. 24—30), »Das Münchener Becken. Ein Beitrag zur physikalischen Geographie Südbayerns,« mit 1 Kartenskizze und 2 Profilen (Forschungen, Band I, Heft 4, S. 169—214, Stuttgart 1885), »Moorkolonien in Bayern« (Jahresbericht X, 1886, S. 8—23), »Über das Quellgebiet und die Entstehung der Isar,« mit 1 Karte (ebenda XII, 1888, S. 1—68, auch als Leipziger Dissertation, durch die er am 14. Juli 1887 auf Verwendung Friedrich Ratzels den philosophischen Doktortitel erwarb), »Die Isar nach ihrer Entwicklung und ihren hydrologischen Verhältnissen,« mit 8 Tafeln Diagrammen (München 1889), »Die Bedeutung der Isar als Verkehrsstraße« (München 1890) und »Schilderungen zur Heimatkunde Bayerns. Mit 1 Kärtchen, 4 Profilen und 3 landschaftlichen Skizzen. Im Anschluß an die geographischen Anschauungsbilder von Franz Engleder« (München 1892). Später dehnte G. seine heimatkundlichen Studien noch auf jene geographisch interessante Gegend, der er selbst entstammte, nämlich auf das Ries aus. Hierher gehören zwei gründliche und umfangreiche Monographien: »Der Hesselberg am Frankenjura und seine südlichen Vorhöhen,« mit 1 Karte, 1 hypsographischen Kurve und 5 Abbildungen (Forschungen, Band IX, Heft 6, S. 373—452, Stuttgart 1896), und »Das Ries. Eine geo-

graphisch-volkswirtschaftliche Studie,« mit 2 Kartenbeilagen und 12 Textillustrationen (ebenda Band XII, Heft 3, S. 187—291, Stuttgart 1899). Auch die Bibliographie der bayrischen Landeskunde hat er durch fleißige Kompilationen gefördert. Zunächst stellte er die Literatur über die südbayrischen Moore zusammen (Jahresbericht IX, 1885, S. 1—23). Dann gab er in unregelmäßigen Zwischenräumen im Auftrage der Münchener Geographischen Gesellschaft Überblicke über neu erschienene Bücher, Aufsätze und Karten zur Landeskunde Bayerns heraus, die für jeden Forscher auf diesem Sondergebiete unentbehrlich sind (Jahresbericht X, 1886, S. 126—140; XI, 1887, S. 60—73; XII, 1888, S. 141—160; XIII, 1890, S. 48—70; XIV, 1892, S. 104—121; XV, 1894, S. 181—194; XVI, 1896, S. 289—309; XIX, 1901, S. 76—98). Endlich hat er sich auch um die Aufhellung der bis dahin noch ziemlich dunklen Geschichte der bayrischen Landeskunde durch seine Abhandlungen »Adrian v. Riedl, der vornehmste altbayrische Hydrograph« (Ausland 1892, Nr. 9), »Die landeskundliche Erforschung Altbayerns im 16, 17. und 18. Jahrhundert,« mit 1 Karte (Forschungen, Band VIII, Heft 4, S. 283—359, Stuttgart 1894) und »Die Verdienste Lorenz v. Westenrieders um die bayrische Geographie« (Festschrift der Geographischen Gesellschaft in München zur Feier ihres 25jährigen Bestehens, 1894, S. 91—118), sowie durch mehrere biographische Artikel über bedeutende Geographen Verdienste erworben, unter denen die über seinen Lehrer Ratzel in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901, Nr. 282 und in der Bayrischen Zeitschrift für Realschulwesen 1905, S. 1—15 hervorzuheben sind.

Ebenso wie bei seinen landeskundlichen Studien war er auch auf dem von ihm mit besonderer Vorliebe gepflegten Gebiete der Methodik des geographischen Unterrichts bemüht, das geschichtlich Gewordene mit modernem Geiste zu durchdringen und so Vergangenheit und Gegenwart miteinander zu verknüpfen. Deshalb beschäftigte er sich auch eingehend mit der Geschichte des geographischen Schulbetriebs und veröffentlichte darüber einige Abhandlungen: »Die Entwicklung der geographischen Lehrmethoden im 18. und 19. Jahrhundert. Rückblicke und Ausblicke,« mit 2 Kärtchen und 8 Skizzen (München 1900) und »Was hat man in Altbayern während des 18. Jahrhunderts für den Unterricht in der Vaterlands- und Erdkunde geleistet?« (Bayerland XIII, 1902, S. 123f. 140—142. 153f.) Den modernen Standpunkt vertrat er hauptsächlich in folgenden Schriften und Aufsätzen: »Über Geographie und geographischen Unterricht an höheren Lehranstalten. Kritische Betrachtungen« (Programm der Städtischen Handelsschule in München 1901), »Über den geographischen Unterricht in den deutschen Mittelschulen und die unverjährten alten Forderungen an ihn« (Geographischer Anzeiger III, 1902, S. 19—22), »Friedrich Ratzels Politische Geographie und ihre didaktische Bedeutung« (ebenda IV, 1903, S. 165f.), »Geographie als Bildungsfach« (Leipzig 1904, ein schulgeographisches Glaubensbekenntnis mit dem Motto: Am Wurzelwerk der Schulgeographie nagen immer noch drei Schädlinge: eine gutenteils rechtlos gewordene Überlieferung, landläufiger Konventionalismus und die Unduldsamkeit starrsinniger Doktrinäre), sowie in zahlreichen kleineren Artikeln in pädagogischen Zeitschriften, namentlich in der Bayrischen Zeitschrift für Realschulwesen. Er betont darin, daß der geographische Unterricht als unentbehrliches Bildungs-

mittel von stetig wachsender Bedeutung in allen Schulen und auf allen Klassenstufen zu seinem Rechte kommen und den übrigen realistischen Fächern als gleichberechtigt angereiht werden müsse, daß er nicht nur positives Wissen aneignen, sondern vor allem die Denkfähigkeit des Schülers und die Lust am Lösen von Problemen steigern solle, und daß er überall, wo es irgend angängig ist, von geschulten Fachlehrern erteilt werden möge. Diese Forderungen hat G. auch in zahlreichen Vorträgen zum Ausdruck gebracht, und so galt er in den Kreisen der Fachgenossen als einer der unermüdlichsten und erfolgreichsten Vorkämpfer für die Reform des geographischen Unterrichts.

Wenn er wiederholt von sich selbst behauptete, daß seine Arbeiten über geographische Didaktik und Methodik die Frucht einer langjährigen Schulpraxis und Lehrerfahrung seien, so gilt das in gleichem Maße auch von seinen Veröffentlichungen zur wirtschaftlichen Geographie, die er fast sämtlich im Auftrage der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig verfaßte. Er verstand es, den spröden Stoff lebensvoll darzustellen und aus der Fülle der Zahlen und Tatsachen die zugrunde liegenden allgemeinen Gesetze herauszuheben. Hierher gehören zunächst zwei Bändchen der Teubnerschen Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt«: »Deutsches Wirtschaftsleben auf geographischer Grundlage geschildert« (Band 42, 1902) und »Wirtschaftliche Erdkunde« (Band 122, 1906). Daran schlossen sich wirtschaftsgeographische Abschnitte in zwei anderen Sammelwerken desselben Verlags: »Wirtschaftsgeographie Deutschlands« (in dem Werke: Der deutsche Kaufmann, herausgegeben auf Veranlassung des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen, 1905, S. 1—64) und »Wirtschaftsgeographie der wichtigsten Kulturländer« (in dem Werke: Der deutsche Großkaufmann, herausgegeben auf Veranlassung desselben Verbandes, 1905, S. 99—148). Diese beiden Abschnitte wurden auch als Sonderdrucke herausgegeben und noch in demselben Jahre zu einem selbständigen Werke verarbeitet; »Wirtschaftsgeographie mit eingehender Berücksichtigung Deutschlands,« mit 12 Diagrammen und 5 Karten. In enger Beziehung hierzu steht die kurz vorher erschienene Programmabhandlung »Beiträge zum Verständnis des deutschen Wirtschaftslebens« (36. Jahresbericht der Städtischen Handelsschule in München, 1904) und ein nicht völlig zum Abschluß gekommener »Atlas der Wirtschaftsgeographie für kaufmännische Lehranstalten«, den die Verlagshandlung von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig aus G.s Nachlaß zur Veröffentlichung übernahm.

G. Breu in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1906, Nr. 189, S. 319. — A. Geistbeck in der Bayrischen Zeitschrift für Realschulwesen 1906, S. 279—287 und im Geographischen Anzeiger VII, 1906, S. 217—219 (mit Bildnis). — H. Haack im Geographen-Kalender V, 1907, S. 283f. — E. Oppermann in der Zeitschrift für Schulgeographie XXVIII, 1906/7, S. 33—35.

Viktor Hantzsch.

Schmidt, Emil, Anthropolog, * 7. April 1837 in Obereichstädt im Kreise Querfurt, † 22. Oktober 1906 in Jena. Nach dem Besuche des Gymnasiums studierte er seit 1857 zunächst in Jena, dann in Bonn Medizin und Naturwissenschaften und erwarb neben dem medizinischen auch den philosophischen

Doktortitel. 1862—65 wirkte er als Assistent an der chirurgischen Klinik der Universität Bonn und ließ sich dann als praktischer Arzt in Essen nieder. Später übernahm er die Leitung des Kruppschen Krankenhauses und trat auch der Familie Krupp als Hausarzt nahe. Im freundschaftlichen Verkehr mit führenden Männern der deutschen Großindustrie gewann er einen ungewöhnlich weiten Blick und eine gründliche Kenntnis des internationalen Wirtschaftslebens. Neben seinen anstrengenden Berufsgeschäften fand er noch Muße für musikalische und künstlerische Betätigung, für ausgedehnte Reisen und für wissenschaftliche Arbeiten auf seinen Lieblingsgebieten, der Anthropologie und Urgeschichte. 1869 bereiste er Nordamerika, um die Spuren des vorgeschichtlichen Menschen in der Neuen Welt an Ort und Stelle zu studieren. Als Frucht dieser Fahrt erschien 1872 eine umfangreiche Abhandlung »Zur Urgeschichte Nordamerikas« im 5. Bande des Archivs für Anthropologie. 1874—75 nahm er einen längeren Aufenthalt in Ägypten, um das vielumstrittene Problem zu untersuchen, ob der körperliche Typus der Bewohner des Niltals, namentlich ihre Schädelform, seit dem Beginn der historischen Zeit konstant geblieben sei oder sich allmählich verändert habe. Auf Grund von vielen hundert Schädelmessungen beantwortete er die Frage zugunsten der Beständigkeit und wies nach, daß die Energie der Vererbung mächtiger gewesen ist als die Energie äußerer Einflüsse. Mit einer reichen Sammlung von Schädeln, die er seitdem ständig vermehrte, kehrte er in die Heimat zurück. 1876 begab er sich abermals nach Nordamerika, um die vorgeschichtlichen Abteilungen der bedeutendsten Museen zu besichtigen, die wichtigsten Fundstellen zu besuchen und persönliche Fühlung mit den namhaftesten Anthropologen jenes Landes zu gewinnen. Die Ergebnisse dieser Reise legte er in mehreren Abhandlungen nieder, unter denen namentlich eine 1877 im 11. Bande des Archivs für Anthropologie veröffentlichte über »Die prähistorischen Kupfergeräte Nordamerikas« hervorzuheben ist. Die rein wissenschaftliche Tätigkeit entsprach seinen Neigungen so sehr, daß er sich 1882 entschloß, seine ärztliche Praxis aufzugeben und nach einem der Mittelpunkte des deutschen Geisteslebens überzusiedeln, um sich daselbst ganz seinen Spezialstudien zu widmen. Seine Wahl fiel auf Leipzig, das ihn durch die Universität mit ihren reichen Bildungsmitteln und durch das mächtig aufblühende Museum für Völkerkunde anzog. Nachdem er sich eingelebt und Fühlung mit den Fachkreisen gewonnen hatte, habilitierte er sich 1885 durch eine Abhandlung »Über alt- und neuägyptische Schädel« und durch eine öffentliche Probevorlesung »Über die Ursachen der Schädelformen« als Privatdozent für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1889 wurde er zum außerordentlichen Professor, 1896 zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt. Seine Vorlesungen behandelten hauptsächlich: physische Anthropologie, Grundzüge der Ethnologie, Urgeschichte des Menschen, Anleitung zu anthropologischen Beobachtungen, Ethnographie Amerikas. Außerdem hielt er anthropographische und anthropometrische Übungen ab. Seine Schädelsammlung, die mit annähernd 1200 Nummern allmählich eine der bedeutendsten Deutschlands geworden war, überwies er dem Anatomischen Institut der Universität zur Aufbewahrung. Um ihre wissenschaftliche Benutzung zu erleichtern, veröffentlichte er einen in Tabellenform angeordneten Katalog, der die genauen Maße jedes einzelnen Stückes

angibt. Er ist betitelt: »Katalog der im Anatomischen Institut der Universität Leipzig aufgestellten kraniologischen Sammlung des Herrn Dr. Emil Schmidt, nach dem Bestande vom 1. April 1886 zusammengestellt« und erschien in dem von A. Schaaffhausen herausgegebenen Inventarisationswerke »Die anthropologischen Sammlungen Deutschlands« (Braunschweig 1887). Als Nebenertrag der Meßarbeiten entstanden noch verschiedene Aufsätze kraniologischen Inhalts, die meist im Archiv für Anthropologie zum Abdruck kamen. Besondere Hervorhebung verdienen die »Kraniologischen Untersuchungen«, »Die Horizontalebene des menschlichen Schädels«, »Die Bestimmung der Schädelkapazität« und »Die antiken Schädel Pompejis« im 9., 12., 13. und 15. Bande der genannten Zeitschrift. An weitere Kreise wendete sich eine kleine Schrift über »Die ältesten Spuren des Menschen in Nordamerika« in der von R. Virchow und W. Wattenbach herausgegebenen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge (Heft 38—39, Hamburg 1887). Aus akademischen Vorlesungen und Übungen wuchs bald darauf ein größeres, durch zahlreiche Abbildungen erläutertes Werk heran: »Anthropologische Methoden. Anleitung zum Beobachten und Sammeln für Laboratorium und Reise« (Leipzig 1888).

Um die Brauchbarkeit dieser Methoden persönlich zu erproben und um zugleich einige auf ganz primitiver Kulturstufe stehende Völkerschaften aus eigener Anschauung kennen zu lernen, trat S. 1889 eine längere Reise nach Ceylon und Vorderindien an. Er landete nach glücklicher Überwindung eines Hitzschlags im Hafen von Colombo, hielt sich aber nicht lange an der fieberheißen Küste auf, sondern drang rasch nach dem gebirgigen Innern zu dem Naturvolke der Weddas vor. Mit wohlwollender Unterstützung der britischen Behörden gelang es ihm, sowohl die wilden als die angesiedelten Reste dieses aussterbenden Stammes eingehend zu beobachten und sehr zahlreiche Individuen zu messen und zu photographieren. Nachdem er auch die unvergleichlichen Naturschönheiten der Insel bewundert hatte, fuhr er über den Golf von Manaar nach Tutikorin und besuchte von hier aus mehrere kleine, von der Kultur noch wenig berührte Drawidastämme der Südspitze Indiens, namentlich die zum Teil noch in Baumwohnungen hausenden Kanikar, die Malser und Kader in den Anamala-Bergen, die Todas, Kurumbas, Kotas und Badagas in den Nilgiris. Auch von diesen brachte er eine reiche Ausbeute an Messungen und Photographien heim, die ihn in den Stand setzte, ihre anthropologische Eigenart und ihr körperliches Verhältnis zu anderen Rassen sehr eingehend zu untersuchen. Im Sommer 1890 kehrte er nach Leipzig zurück und entschloß sich, obwohl bereits in vorgerückten Jahren stehend, zur Verheiratung mit Cäcilie Overbeck, der Tochter des durch seine Forschungen über Pompeji bekannten Archäologen. Als Früchte der indischen Reise und durch sie hervorgerufener Studien veröffentlichte er in den nächsten Jahren außer einer Reihe von Aufsätzen, die meist in der Zeitschrift »Globus« erschienen, zwei mit schönen Abbildungen nach eigenen Aufnahmen ausgestattete, wegen ihrer trefflichen Schilderungen der Natur und des Volkslebens auch von Nichtfachleuten gern gelesene Werke: »Reise nach Südindien« (Leipzig 1894) und »Ceylon« (Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde, 6. Jahrgang, Nr. 7, Berlin 1897), sowie zwei Abhandlungen in Sammelwerken: »Die Rassenverwandtschaft der Völkerstämme Südindiens

und Ceylons« in der Festschrift für Adolf Bastian (Berlin 1896, S. 79—92) und den Abschnitt über Indien in Helmolts Weltgeschichte (Band II, Leipzig und Wien 1902, S. 337—518). Auch seine amerikanischen Studien brachte er zu einem äußeren Abschluß durch ein inhaltreiches, mit Tafeln und Abbildungen ausgestattetes Buch über die »Vorgeschichte Nordamerikas im Gebiet der Vereinigten Staaten« (Braunschweig 1894).

Seit der Mitte der neunziger Jahre machte sich bei ihm ein Herzleiden bemerklich, über dessen Unheilbarkeit er sich als Arzt im klaren war. Als trotz wiederholter Badekuren und Reisen nach dem Süden die Beschwerden immer mehr zunahmen, legte er 1900 sein Lehramt nieder und gründete sich in Jena ein behagliches Heim, das er bis zu seinem Tode nur noch selten verließ. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er ganz in wissenschaftlicher Muße. Ein größeres Werk entstand nicht mehr, wohl aber eine beträchtliche Zahl von Aufsätzen vorwiegend anthropologischen Inhalts, die er meist im »Globus« veröffentlichte, und eine Arbeit über die Bevölkerung der Erde für das Geographische Handbuch zu Andrees Handatlas, herausgegeben von A. Scobel (Bielefeld und Leipzig 1902, S. 175—211). Auch zahlreiche Bücherbesprechungen, in denen er zu den bedeutsamsten Neuerscheinungen seines Faches Stellung nahm und eine Reihe wichtiger Probleme mit gründlicher Sachkenntnis erörterte, stammen aus dieser Zeit. S. war ein Mann von überaus vielseitiger Bildung und von umfassendem Wissen nicht nur in seinen Spezialgebieten, ein feinsinniger Freund der Musik und der bildenden Kunst und ein vornehmer, liebenswürdiger und bescheidener Charakter, dem jede Reklame und jedes Strebertum fern lag. Die Urgeschichte Amerikas, die Völkerkunde Indiens und die Kraniologie verdanken ihm wesentliche Förderung.

R. Andree im Globus XC (1906), S. 309—312 (mit Bildnis). — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik XXIX (1907), S. 182—184 (mit Bildnis).

Viktor Hantzsch.

Obst, Hermann Bernhard, Anthropolog und Ethnolog, Begründer und Leiter des Museums für Völkerkunde in Leipzig, * 16. Januar 1837 zu Leipzig, † 16. Mai 1906 ebendaselbst. Sein Vater war Redakteur an der Kgl. Leipziger Zeitung, seine Mutter eine französische Schweizerin aus Genf. Der Knabe besuchte zunächst die I. Bürgerschule, dann das Nicolaigymnasium seiner Vaterstadt. Er verriet frühzeitig gute Anlagen und einen lebhaften Sammeltrieb, nahm an den Vorgängen des öffentlichen Lebens eifrigen Anteil und versuchte sich, einer ererbten Neigung folgend, schon als Schüler auf dem journalistischen und belletristischen Gebiete. Die politischen Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 wirkten mächtig auf ihn ein, doch empfand er als Sohn eines konservativen und königstreuen Beamten einen Widerwillen gegen alle Umsturzbestrebungen und gründete deshalb unter seinen Mitschülern einen »Deutschen Verein« zur Verteidigung der Monarchie gegen die Anfeindungen der Demokraten und Republikaner. Seit 1857 studierte er in Leipzig Medizin, doch beschränkte er sich nicht auf dieses Fach, sondern widmete einen großen Teil seiner Zeit den Künsten und schrieb für verschiedene Zeitungen regelmäßige Berichte über theatralische und musikalische Aufführungen. Nachdem er 1863 die medizinische Staatsprüfung bestanden und den Doktor-

titel erworben hatte, erhielt er eine Anstellung als Assistent am anatomischen Institut der Universität und übernahm außerdem das Amt eines Theaterarztes. Aber seine Interessen erschöpften sich nicht in der beruflichen Tätigkeit. Vielmehr gewann er durch befreundete Fachgenossen Fühlung mit dem weiten Gebiete der Anthropologie und Ethnologie, und beide Wissenschaften zogen ihn bald wie mit Zauberkraft in ihren Bann, so daß er ihnen sein Leben und seine ganze Kraft zu widmen beschloß. Zwar fühlte er sich nicht zur Ausarbeitung von gelehrten Werken über diese Fächer befähigt, aber dafür erschien ihm das Sammeln und Ordnen von völkerkundlichen Gegenständen als ein würdiger Lebensinhalt. Sein Wunsch ging zunächst dahin, eine Reise nach überseeischen Ländern anzutreten, um möglichst lange Zeit unter den Naturvölkern zu leben und die Erzeugnisse ihrer Technik zu erwerben. Die angelegten Sammlungen sollten dann in Leipzig als Grundstock für ein ethnographisches Museum aufgestellt werden. Aber der deutsche Krieg des Jahres 1866 hinderte ihn zunächst an seinem Vorhaben. Er wurde als Militärarzt einberufen und folgte den sächsischen Truppen nach Böhmen und Österreich. Nach der Rückkehr bemühte er sich, bei einer der damals vorbereiteten Forschungsexpeditionen als wissenschaftlicher Begleiter anzukommen, aber alle seine Bemühungen stellten sich als vergeblich heraus, und selbst seine anfangs nicht unbegründet erscheinenden Hoffnungen auf Teilnahme an der zweiten deutschen Nordpolfahrt unter Koldewey erwiesen sich schließlich als trügerisch. So sehr ihn die wiederholten Absagen enttäuschten, so vermochten sie ihn doch nicht von seinem Vorhaben abzubringen. Zwar mußte er in Ermangelung eigener Geldmittel auf ausgedehnte Reisen verzichten, aber er beschloß nun in Leipzig zu bleiben und eine möglichst große Zahl von Forschungsreisenden, Kaufleuten und anderen in den überseeischen Ländern lebenden Persönlichkeiten für sein geplantes Museum zu interessieren. Im Herbst 1869 bot sich ihm eine günstige Gelegenheit, eine umfassende, an Seltenheiten und Kostbarkeiten reiche kulturhistorische Sammlung zu erwerben, die der verstorbene Oberbibliothekar und Hofrat Gustav Klemm in Dresden zusammengebracht hatte und die jetzt von dessen Erben zum Verkauf ausgeboten wurde. O. war zwar nicht in der Lage, den Kaufpreis aus eigenem Vermögen zu bezahlen, aber um die Kollektion nicht zersplittern oder ins Ausland wandern zu lassen, wendete er sich mit einem öffentlichen Aufruf an die wohlhabenden Bürger Leipzigs und forderte sie auf, einen Verein zu gründen, dessen Zweck es sein sollte, die Klemmsche Sammlung zu erwerben, in Leipzig würdig aufzustellen und für ihre Verwaltung und systematische Vermehrung Sorge zu tragen. Die Bitte fand Gehör, zahlreiche angesehene Gönner traten dem Verein bei, die Behörden unterstützten das Projekt, und zwei hochherzige Damen bewilligten eine ansehnliche Summe zum Ankauf und zur Überführung der Gegenstände. In Leipzig wurden sie im Sommer 1870 zunächst in einigen unbenutzten Räumen des chemischen Laboratoriums der Universität aufgestellt, und so war die Gründung des Museums für Völkerkunde vollzogen. Der Verein, der sich anfangs »Das Deutsche Zentralmuseum für Völkerkunde« nannte, hieß seit 1873 »Verein des Museums für Völkerkunde zu Leipzig«. O. hat ihm bis 1874 als 1. Schriftführer, dann bis 1883 als zweiter Vorsitzender und seitdem als Direktor des Museums angehört. Über

seine Verdienste um das Museum urteilt sein Amtsnachfolger W. Bergt: »O. war die Seele und die treibende Kraft des Unternehmens. Es ist erstaunlich, was er zur Erreichung seines Zieles an Arbeit geleistet hat. Durch eine unermüdliche Werbearbeit im großen und kleinen, durch Vorträge, durch unzählige Zeitungsartikel, durch Hunderte und Tausende von Briefen, durch persönlichen Einfluß, durch die ausgedehntesten Beziehungen in allen Weltteilen verstand er es, alle Kreise, selbst die höchsten, auch Kaiser und Könige, für seine Sache zu gewinnen. Die Wahrheit seines Wahlspruchs *Audacem fortuna juvat* hat er bei der Verfolgung seiner Museumspläne bis zu den äußersten Grenzen mit erstaunlichem Erfolge erprobt. Für alle jene, welche seine rastlose Tätigkeit, die reine Begeisterung für die Sache und die selbstlose Hingabe an einen wissenschaftlichen Zweck erlebt haben, wird dieses seltene Beispiel von Ausdauer und Zähigkeit, von unermüdlicher Arbeitskraft und glücklicher Überwindung schwerer Hindernisse in dankbarer Erinnerung geblieben sein.« Durch eine überaus rege Agitation in Schrift und Wort gewann er in den meisten Ländern Ehrenmitglieder, Bevollmächtigte, Gönner und Förderer des Museums. Da infolge dieser Werbetätigkeit die Sammlungen überraschend schnell anwuchsen, erwiesen sich die Unterkunftsräume bald als zu eng. Glücklicherweise erklärte sich der Rat der Stadt Leipzig bereit, dem Museum das geräumige zweite Stockwerk des alten Johannishospitals gegen einen mäßigen Mietzins zu überlassen, und so konnte es im Sommer 1874 dahin übersiedeln und zugleich seine Schätze besser als vorher dem Publikum zeigen. Die Entwicklung des Instituts nahm nun von Jahr zu Jahr in erfreulicher Weise ihren Fortgang. Als hervorragendste Erwerbungen sind zu nennen die reichhaltige und kostbare japanische Sammlung der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio (1878), die anthropologisch-ethnographische Abteilung des Museums Godeffroy in Hamburg (1885) und die höchst wertvolle Kollektion südamerikanischer Kunst- und Industrieerzeugnisse der beiden Reisenden Wilhelm Reiß und Alfons Stübel (1887). Der letztere überwies außerdem noch sehr zahlreiche Photographien, Zeichnungen und Aquarelle südamerikanischer Landschaften, Originalgemälde der Vulkane von Ecuador, sowie eine Fülle von Gesteinsproben als Grundlage für ein anzugliederndes Museum für Länderkunde. Leider war es nicht möglich, diese Schätze würdig und übersichtlich aufzustellen. Die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten erwiesen sich als viel zu eng, und so mußte ein großer Teil der Bestände in Kisten verpackt auf dem städtischen Lagerhofe untergebracht werden. Um sie nicht ganz unbenutzt stehen zu lassen, wurden seit 1888 zunächst im Festsaale der alten Buchhändlerbörse, dann im großen Prüfungssaale des alten Konservatoriums wechselnde Sonderausstellungen der neuen Erwerbungen veranstaltet. Aber das unstete Wanderdasein erwies sich für viele zerbrechliche und empfindliche Gegenstände als wenig vorteilhaft, und so strebte O. mit zäher Energie darauf hin, dem Museum ein für lange Zeit ausreichendes würdiges Heim zu sichern. Da der Patronatsverein die hierfür notwendigen erheblichen Geldmittel nicht aufzubringen vermochte, wendete er sich an die Stadtverwaltung mit der Bitte um tatkräftige Unterstützung. Die städtischen Behörden bewiesen ein verständnisvolles Entgegenkommen, und so wurde nach längeren Verhandlungen 1895 ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen sich die Stadt bereit

erklärte, den Sammlungen geeignete Unterkunft in dem neuerbauten Grassi-Museum am Königsplatz einzuräumen, wofür sie einen wesentlichen Einfluß auf die Verwaltung zugestanden erhielt. O. behielt sein Amt als Direktor, und unter seiner Leitung wurde nun im Laufe mehrerer Jahre die Ordnung, Katalogisierung und Neuaufstellung der Bestände durchgeführt. Die noch vorhandenen Lücken suchte er, unterstützt durch erhebliche städtische Zuschüsse, nach Kräften auszufüllen, und so gewann die Sammlung allmählich eine solche Bedeutung, daß sie in Deutschland nur noch hinter dem Berliner Museum für Völkerkunde zurückstand. Namentlich die Erzeugnisse der Naturvölker Ozeaniens und Afrikas finden sich kaum anderswo in gleicher Vollständigkeit. Rasch wuchs auch die Zahl der schaulustigen Besucher, nicht minder die der wissenschaftlichen Benutzer, die zum Teil aus weiter Ferne zu Studienzwecken herbeikamen. Das große Publikum suchte die Direktion durch Veranstaltung von Sonderausstellungen, Führungen und allgemein verständlichen Vorträgen über ethnographische Themen zu interessieren.

Mit Anfang des Jahres 1904 ging das Institut völlig in städtischen Besitz über, und die Rechtsansprüche des Museumsvereins erloschen. Einige Monate später starb Alfons Stübel, der verdienstvollste Gönner des Museums, und hinterließ ihm nicht nur ein reiches Vermächtnis an Geld, dessen Zinsen für den weiteren Ausbau der von ihm begründeten Abteilung für Länderkunde verwendet werden sollten, sondern auch seine bedeutende Photographiensammlung und seine wertvolle, an seltenen Werken und Karten reiche Bibliothek. 1905 errichtete dann die Schwester Stübels, Frau Oberbürgermeister Stübel in Dresden, mit einer namhaften Summe die Alfons-Stübel-Stiftung, aus der ein eigener Vorstand für die erwähnte Abteilung besoldet werden sollte. O. hat seinen Freund Stübel nicht lange überlebt. Ein schweres Magenleiden, das ihn seit Jahren quälte, führte seinen Tod herbei. Seinem ausdrücklichen Wunsche entsprechend wurde er ohne Sang und Klang, ohne Ehrungen und Blumenschmuck, ohne geistliche Begleitung im einfachen Sarge eines Armenhäuslers beerdigt. Er war ein Mann von sehr eigenartigem, nur wenigen Freunden verständlichem Charakter. Wer ihn nicht näher kannte, hielt ihn für ein Original. Trotzdem er mit Hunderten von Menschen in allen Weltteilen in regem Briefverkehr stand, hielt er sich persönlich vom öffentlichen Leben fast völlig zurück. An Arbeitsfreudigkeit, Anspruchslosigkeit und Uneigennützigkeit kamen ihm wenige gleich. Ehrungen und Auszeichnungen suchte er sich möglichst zu entziehen.

Als Schriftsteller hat er keine größeren Arbeiten von dauerndem Werte hinterlassen, was ihm öfters zum Vorwurf gemacht wurde. Sein Hauptwerk ist ein »Anatomischer Atlas« (Leipzig 1868—74), von dem 1876 eine zweite Auflage erschien. Erwähnenswert sind ferner seine Dissertation »Studien über die Entstehung des Menschen und seiner Rassen« (Leipzig 1863) und zwei Broschüren: »Karl Ewald Hasse, der Nestor der deutschen Kliniker« (Hamburg 1900) und »Ein Museum für Länderkunde. Vortrag, zu Alfons Stübels Gedächtnis gehalten im Vortragssaale des Grassi-Museums zu Leipzig am 26. Juni 1905« (Leipzig 1905). Die Ergebnisse seiner langjährigen anthropologisch-ethnographischen Studien sowie seiner Reisen, von denen ihn die ausgedehnteste 1881 nach Südrußland, der Krim, dem Kaukasus, Armenien und Turkestan führte, hat er aus Mangel an Zeit nicht im Zusammenhange

veröffentlicht. Auch eine philosophische Untersuchung »Makrokosmos und Mikrokosmos«, die sein naturwissenschaftliches Glaubensbekenntnis enthalten sollte, kam nicht zum Abschluß. Eine sehr umfangreiche Tätigkeit entfaltete er als Journalist. Tausende von Artikeln über die verschiedensten Wissensgebiete erschienen meist ohne seinen Namen in Tagesblättern und populären Zeitschriften. Einen wesentlichen Anteil hat er auch an den Publikationen des von ihm geleiteten Museums. Von diesen sind zu nennen: 1.—28. Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1873—1900), Mitteilungen (1905), Jahrbuch (1906) und Veröffentlichungen des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig (1907). Seine reichhaltige Bibliothek wurde nach seinem Tode für das Museum angekauft.

Verwaltungsbericht des Rates der Stadt Leipzig für das Jahr 1896, S. 209—216. — Das Museum für Völkerkunde zu Leipzig und sein Begründer: Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1906, Nr. 86. — W. Bergt im Jahrbuch des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig I (1906), S. 7—14 (mit Bildnis).

Viktor Hantzsch.

Bier, Ernst Woldemar, Professor, Direktor der Kgl. Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden, * 25. Juni 1840 in Schandau, † 7. Januar 1906 in Dresden. — B.s Vater, ein Gerichtsbeamter, wurde wegen Beteiligung an den Maiunruhen 1849 strafweise nach Annaberg versetzt. Er hatte schwer zu kämpfen, da seine geringen Einnahmen für den Unterhalt einer zahlreichen Familie nicht zureichen wollten. Dennoch wurde es ermöglicht, daß der vorzüglich beanlagte und strebsame Woldemar B. 1854 bis 1859 das Annaberger Schullehrerseminar besuchte. 15. November 1859 wurde er Hilfslehrer, zuerst in Schwarzenberg, aber schon von Oktober 1860 an in Chemnitz. Hier trat er in die 1861 vom Direktor Zettler eröffnete Turnanstalt für Kinder als Hilfskraft ein. Das war der erste Schritt auf seiner Turnlehrerlaufbahn. Mit außerordentlichem Eifer betrieb er damals Turnen, Hieb- und Stoßfechten und erlangte darin eine seltene Fertigkeit. Im Chemnitzer Turnverein wurde er bald nach seinem Eintritt zusammen mit Zettler unter die Vorturner aufgenommen. 1862 beteiligte sich B. in der Kgl. Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden unter Kloß' Leitung an einem Nachhilfekursus. Im nächsten Jahre legte er die Prüfung für Turnlehrer an höheren Schulen mit bestem Erfolg ab und erhielt daraufhin im Mai 1864 die neugegründete Stelle eines ständigen Assistenten an der Dresdner Turnlehrerbildungsanstalt. Hier fand er reichlich Gelegenheit, sich weiterzubilden. 1867 wurde ihm das Amt eines Oberturnlehrers an den städtischen Volksschulen und am Gymnasium zu Zwickau übertragen. Diese Stellung ermöglichte ihm die Gründung eines eigenen Heims. Er nahm sich in Zwickau auch des Turnens der Erwachsenen in opferwilligster Weise an und erwarb sich schon damals allgemeine Zuneigung. Im März 1871 übernahm B. in Salzburg die Ämter eines Inspektors des städtischen Schulturnens und eines Turnlehrers am k. k. Gymnasium, der Realschule und dem Lehrerseminar sowie im dortigen Turnverein. Nebenbei gab er in mehreren Mädcheninstituten Unterricht und leitete die Übungen der Feuerwehr. Der oberösterreichisch-salzburgische Turngau wählte ihn zum Gauturnwart.. In Salzburg fand B. eine begeisterte Verehrung. Man bewahrte ihm dort später ein bleibendes Andenken, und er selbst und seine Gattin

dachten mit Freude an die Salzburger Freunde zurück. Für Ostern 1874 wurde B. als Oberturnlehrer an das Kgl. Gymnasium in Dresden berufen. Er folgte diesem Rufe, weil seine Salzburger Stellung nur eine provisorische war. Nach Kloß' Tode erhielt er 1882 die Stelle eines Direktors der Dresdner Kgl. Turnlehrerbildungsanstalt. Hier wirkte er bis zum 1. Mai 1905, wo er sich durch ein schweres Herzleiden genötigt sah, in den Ruhestand zu treten. Wenige Monate später wurde er durch einen plötzlichen Tod erlöst. — B. erwarb sich außerordentliche Verdienste um das sächsische und um das ganze deutsche Turnwesen, nicht bloß um das Schulturnen, sondern auch um das Vereinsturnen. Unter seiner Leitung hob sich der Besuch der ihm anvertrauten Anstalt beständig. Sie wurde durch ihn der Mittelpunkt des gesamten turnerischen Lebens in Dresden. Er gestaltete die Turnlehrerkurse völlig um, indem er statt der bisherigen wöchentlichen Einzelstunden, die über das ganze Jahr verstreut waren, durchgehende mehrmonatliche Ausbildungsperioden für Turnlehrer und Turnlehrerinnen einführte. Hierdurch wurde eine wesentliche Förderung der theoretischen Arbeiten wie der praktischen Übungen erreicht. Auch im übrigen führte B. eine bedeutende Verbesserung der Anstaltseinrichtungen durch. Der Dresdner Turnlehrerverein, dessen Vorsitzender B. des öfteren war (1905 Ehrenvorsitzender), verdankt seiner Wirksamkeit außerordentlich viel. Er wurde durch ihn auch ein praktischer Verein, ein Fortbildungsinstitut namentlich der Dresdner Turnlehrer. Auf B.s Anregung richtete man das jetzt in Dresden viel gepflegte Jugendturnen ein; auch schaffte er Ende der siebziger Jahre den Jugendspielen in Dresden Eingang. Ferner war B. Mitglied des Vorstandes und zeitweilig Geschäftsführer des Sächsischen Turnlehrervereins und gehörte dem Vorstande des Deutschen Turnlehrervereins an, bei dessen Begründung er erfolgreich tätig gewesen war. Von 1876 an stand er als Kreisvertreter an der Spitze des 14. (sächsischen) Turnkreises, womit er zugleich Mitglied des Ausschusses der großen deutschen Turnerschaft war. Diese Stellung behielt er bis 1904, wo er von der Leitung zurücktrat und zum Ehrenkreisvertreter ernannt wurde. Als Kreisvertreter übte B. einen überaus fördernden Einfluß auf die Entwicklung des sächsischen Turnwesens aus. Unter ihm blühte der Kreis so auf, daß er jetzt mit seinen rund 1400 Vereinen beinahe ein Fünftel der ganzen deutschen Turnerschaft bildet. B. gab ihm eine neue, sehr zweckmäßige Einteilung in Gaue und Bezirke. Er selbst war der verdienstvollste Mitbegründer des Dresdner und des Mittelelbeturngaues. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit wurde stets rege erhalten durch den lebhaften Verkehr der Gaue und Vereine untereinander und durch das von B. gegründete und von ihm und W. Frohberg geleitete Kreisorgan »Der Turner aus Sachsen. Kreisblatt für den 14. Deutschen Turnkreis Sachsen. Dresden 1895 ff.«, dem die seit 1882 von B. herausgegebenen »Jahrbücher der deutschen Turnkunst« vorangegangen waren. Zu demselben Zwecke traf B. wichtige Neuerungen bei den Gau- und Kreisturnfesten; auch förderten den Zusammenhalt die 1887 von B. geschaffenen, alle zwei Jahre in Dresden abgehaltenen Vorturnerlehrgänge für den ganzen Kreis, in denen Hunderte von sächsischen Turnern ausgebildet wurden. Zu alledem kamen große gemeinschaftliche Unternehmungen. Wie B. mit seinen Schülern häufige Wanderungen in Dresdens nähere und weitere Umgebung machte, so veranstaltete er für den Kreis eine

Anzahl größerer Reisen. Den Anfang machte die Fahrt zum Frankfurter Turnfest 1880. Im nächsten Jahre folgte die Turnerfahrt nach Salzburg und darauf noch viele Reisen in die Alpen, über das Mittelmeer sowie zu anderen Turnfesten. Sehr segenbringend war eine von B. gegründete Kreisunterstützungskasse für verunglückte Turner, die ihm besonders am Herzen lag und der er unter anderem die ansehnlichen Erträgnisse der großen Turnerfahrten zufließen ließ. Vor allem aber wirkte B. als Persönlichkeit. Seine Beerdigung gestaltete sich zu einer erhebenden Feier, zu der eine nach Hunderten zählende Menge von nah und fern gekommen war.

Für seine Verdienste erhielt B. 1900 das Ritterkreuz des Kgl. Sächsischen Albrechtsordens 1. Klasse (2. Klasse schon 1885) und 1905 den Professortitel.

M. Zettler im »Turner aus Sachsen« 20. Juni 1900. Nr. 25 S. 474ff. — »Erinnerungsblätter an den Heimgang des Ehrenkreisvertreters Prof. Woldemar Bier. . S.-A. aus dem »Turner aus Sachsen«.. Dresden 1906« (enthält u. a.: »Ein Erinnerungsblatt von Freundeshand. Von Rob. Heeger«; »Prof. Woldemar Bier. Von P. Züllchner«; »Woldemar Bier. Von G. Klepl«). — »G. Klepl, Rede zur Gedächtnisfeier für Prof. Woldemar Bier.. 18. März 1906« im »Turner aus Sachsen« 30. Mai 1906. Nr. 22 S. 442ff. — R. Gasch in der »Illustrierten Zeitung« Bd. 126. 18. Jan. 1906. S. 89f. — »Dresdner Anzeiger« 9. und 11. Jan. 1906. Nr. 7 S. 5. Nr. 9 S. 5. — »Dresdner Journal« 8. und 11. Jan. 1906. Nr. 5 S. 36. Nr. 8 S. 57. — »Dresdner Nachrichten« 9. und 11. Jan. 1906. Nr. 7 S. 2. Nr. 9 S. 2f. — »Beilage zur Allgemeinen Zeitung« 1906. Nr. 9 S. 71.

A. Reichardt.

Förstemann, Ernst Wilhelm, Geh. Hofrat Prof. *Dr.*, langjähriger Bibliotheksvorstand, Sprachforscher, * 18. September 1822 in Danzig, † 4. November 1906 in Charlottenburg. — F.s Familie stammt aus Nordhausen. Sein Vater, ein hervorragender Mathematiker, war Professor am Danziger Gymnasium. Nachdem F. dieses Gymnasium bis 1840 besucht hatte, bezog er die Universität Berlin, um hauptsächlich vergleichende Sprachwissenschaft zu studieren. Ein Jahr später siedelte er nach Halle über und setzte hier bis Michaelis 1842 seine Studien fort, worauf er sie, nach Berlin zurückgekehrt, Ostern 1844 vollendete. Seine Lehrer waren besonders Lachmann, Bopp und Pott. 11. Juni 1844 erlangte er in Halle die philosophische Doktorwürde durch eine Abhandlung, die bereits erkennen ließ, wie viel die Sprachwissenschaft von ihm erwarten durfte. 1845 bestand er das philologische Staatsexamen in Berlin. Nach seiner Promotion erhielt er in Danzig eine Hauslehrerstelle, die er bis 1848 bekleidete. Daneben war er seit Michaelis 1844 Hilfslehrer am Danziger städtischen Gymnasium. Diese Tätigkeit setzte er bis 1851 fort, wo er, einem doppelten Rufe folgend, Gräflich Stolbergischer Bibliothekar zu Wernigerode und *Collega quartus* des dortigen Gymnasiums wurde. Beide Ämter wurden von ihm 14½ Jahre lang verwaltet; als Gymnasiallehrer rückte er allmählich bis in die erste Oberlehrerstelle auf.

In Danzig hatte F. eine von der Berliner Akademie der Wissenschaften auf Veranlassung Jakob Grimms gestellte Preisaufgabe bearbeitet, welche eine Sammlung der deutschen Eigennamen bis zum Jahre 1100 verlangte. Er brachte es damals nur zu einem Entwurf, erhielt aber trotzdem 1849 als einziger Bewerber den Preis. Dieser Entwurf bildete die erste Gestalt seines späteren »Altdeutschen Namenbuchs«. Da in Danzig solche Studien mit

großen Schwierigkeiten verbunden waren, begrüßte F. es mit Freuden, daß er nach Wernigerode kam. Hier befriedigte ihn die Arbeit an der Bibliothek sehr, während das Schulamt ihm manche Widerwärtigkeiten bereitete. Die Bibliothek erfuhr durch ihn allmählich eine völlige Umwandlung. Er beschränkte ihre Benutzung auf ernste Zwecke und vermehrte sie von etwa 50000 auf beinahe 70000 Bände. Nachdem er sie in zweihundert Abteilungen zerlegt und die Neuaufstellung der Bücher, zumeist ganz allein, besorgt hatte, begann er 1858 mit einer vollständigen Erneuerung der Kataloge, indem er einen Standorts- und einen alphabetischen Katalog anlegte. Neben dieser regen bibliothekarischen Tätigkeit aber sammelte er fortwährend Stoff zur Vervollkommnung seiner Preisarbeit. Ohne damit zum Abschluß gekommen zu sein, veröffentlichte er auf das Drängen Jakob Grimms 1856 den ersten Band seines »Namenbuchs«, dem 1859 der zweite folgte. Grimm sprach sich recht lobend über dieses monumentale, wenn auch im einzelnen noch mangelhafte Werk aus. 1861 vervollständigte F. sein philologisches Examen durch eine in Halle bestandene Prüfung für Geschichte. 1862 wurde er zum Professor ernannt.

Freilich fand F. in Wernigerode bei der Menge der bibliothekarischen Arbeiten doch nicht so viel Zeit zu wissenschaftlichen Studien, wie er wünschte, und er fühlte sich überhaupt dort als Gelehrter etwas vereinsamt. Aber eher, als er glaubte, trat hierin ein Wandel ein. Anfang 1865 besuchte ihn der Oberbibliothekar Gersdorf aus Leipzig und riet ihm, die Stelle des Oberbibliothekars der Dresdner Königl. öffentlichen Bibliothek als Nachfolger des erblindeten Klemm anzunehmen. F., der vorher Berufungen nach Salzwedel, Spandau und Prenzlau ausgeschlagen hatte, folgte dieser Einladung gern. Wie man erzählt, hatte die Königin Elisabeth, die Witwe Friedrich Wilhelms IV., Einfluß auf seine Berufung nach Dresden. F. selbst sagt (1874), daß er in gewisser Hinsicht auch seine amtliche Stellung Jakob Grimm verdanke. Ostern 1865 siedelte er nach Dresden über. Anfangs begegnete er in seinem neuen Amte mehrfachen Schwierigkeiten, die teils persönlicher Art waren, teils solche, die in dem damaligen unbefriedigenden Zustande der Königl. Bibliothek lagen, deren Entwicklung seit langem ins Stocken geraten war. Die Bibliotheksräume, der Vermehrungsfonds, die Kataloge und teilweise auch das Personal waren unzulänglich. F. ging, wie er selbst sagt, mit Begeisterung daran, Abhilfe zu schaffen. Nachdem der nötige Raum gewonnen war, wurde die Anordnung der Bibliothek neugestaltet, ein Standortskatalog in einem Zeitraum von 13 Jahren geschaffen, ein neuer alphabetischer Katalog in Angriff genommen, von dem bei F.s Abgange etwa vier Fünftel fertig waren, und verschiedene Spezialkataloge begonnen. Die Frequenz der Bibliothek stieg unter F.s Leitung auf das Doppelte. Der Vermehrungsfonds wurde von 3000 allmählich auf 25000 M erhöht. Andererseits aber dürfte F. bei der für die Bibliotheken nachteiligen Abschaffung der Pflichtexemplare nicht ohne Schuld gewesen sein.

1887 trat F. von der Leitung der Königl. ö. Bibliothek zurück. Sein Bildnis, von Julius Scholtz in Öl gemalt, wurde damals von seinen zahlreichen Freunden gestiftet und in der Bibliothek aufgehängt. Ein anderes Bildnis F.s findet sich in dem kürzlich erneuerten »Fürstenzug« am Dresdner Königl. Schlosse, wo er als Vertreter der Wissenschaft den Fürsten folgend

dargestellt ist. Nach seinem Abgange von der Königl. Bibliothek übernahm F. das doppelte Amt eines Bibliothekars der Privatbibliothek des Königs von Sachsen und eines Vorstandes der Prinzlichen Sekundogenitur-Bibliothek. Die letztere, etwa 60000 Bände, gestaltete er in drei Jahren völlig um, indem er sie in eine größere Zahl von Abteilungen zerlegte, die Bücher neu signierte und einen alphabetischen Katalog begann. 1892 wurde F. das Komturkreuz 2. Klasse des Kgl. Sächs. Albrechtsordens verliehen; das Ritterkreuz 1. Klasse des Verdienstordens hatte er schon 1878 erhalten. Als er 1894 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte, widmeten ihm die Beamten der Kgl. ö. Bibliothek ein Verzeichnis seiner Schriften und Aufsätze, und die Historische Gesellschaft zu Dresden überreichte ihm als ihrem Mitbegründer und langjährigen Vorsitzenden eine Festschrift »Historische Untersuchungen«. 1. Januar 1899 trat F. in den Ruhestand und ein Jahr später siedelte er nach Charlottenburg über.

Die Mayahandschrift der Dresdner Königl. Bibliothek, das bedeutendste Literaturdenkmal Zentralamerikas aus der Zeit vor der Einwanderung der Europäer, veranlaßte F., nachdem er seine umfängliche »Geschichte des deutschen Sprachstammes« herausgegeben hatte, sich hauptsächlich der Erforschung der Mayahieroglyphen zuzuwenden. Auf die Veröffentlichung der Dresdner Handschrift ließ er eine Reihe von bahnbrechenden Untersuchungen zur Entzifferung und Erläuterung der Mayahandschriften und zuletzt auch der inschriftlich erhaltenen Mayahieroglyphen folgen. Mit bewundernswertem Scharfsinn deckte er das Zahlensystem der Maya auf und legte den Grund zur Erforschung ihrer Chronologie. Neben diesen Studien fand er noch Zeit zu einer völlig neuen Bearbeitung des ersten Bandes seines »Namenbuchs« und zu verschiedenen Schriften familiengeschichtlichen Inhalts.

Um das Bibliothekswesen hat sich F. große Verdienste erworben. Seine kleine Schrift über Schulbibliotheken enthält für die Verwaltung kleinerer Bibliotheken recht brauchbare Vorschläge. Besonders aber ist hervorzuheben, daß er einen engeren Zusammenschluß der verschiedenen öffentlichen Bibliotheken forderte. So begrüßte er freudig die Gründung des Vereins deutscher Bibliothekare und der Vereinigung Berliner Bibliothekare. Von dieser wurde zwei Wochen nach seinem Tode eine zahlreich besuchte Gedächtnisfeier abgehalten, bei der Prof. *Dr.* Paalzow ein Lebensbild des Verstorbenen zeichnete.

Im persönlichen Verkehr vereinigte F. Schlichtheit des Wesens mit einer gewinnenden Freundlichkeit. Als Bibliothekar und als Gelehrter entwickelte er eine staunenswerte Arbeitskraft. Freilich wurde bei seinem schnellen Arbeiten manchmal die nötige Genauigkeit vermißt. Wissenschaftlich tätig war er fast bis zu seinem Ende in ungebrochener Frische des Geistes.

Außer einer ungemein großen Zahl von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften wurde von ihm veröffentlicht: »*De comparativis et superlativis linguae Graecae et Latinae commentatio. (Diss.) Nordhusae 1844*«; »Altdeutsches Namenbuch. Bd. 1. Personennamen. Nordhausen 1856 (2. Aufl. Bonn 1901). Bd. 2. Ortsnamen. Nordhausen 1859 (2. Aufl. Nordhausen 1872)«; »Das Leben von Ernst Günther Förstemann, Prof. und *Dr. phil.*, Wernigerode 1859« (anonym); »Die deutschen Ortsnamen. Nordhausen 1863«; »Über Einrichtung und Verwaltung von Schulbibliotheken. (Gratulationsschrift.) Nordhausen 1865«.

»Die Gräflich Stolbergische Bibliothek zu Wernigerode. Nordhausen 1866«; »Graf Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode. Hannover 1868«; »Mitteilungen aus der Verwaltung der Kgl. ö. Bibliothek zu Dresden 1866—80. Dresden 1871—81«; desgl. 1881—85 im »Zentralblatt für Bibliothekswesen«, Jahrg. 3. 1886; »Geschichte des deutschen Sprachstammes. Bd. 1. 2. Nordhausen 1874/75«; »Die Mayahandschrift der Kgl. ö. Bibliothek zu Dresden, herausgeg... Leipzig 1880 (2. Aufl. Dresden 1892)«; »Erläuterungen zur Mayahandschrift der Kgl. ö. Bibliothek zu Dresden. Dresden 1886«; »Zur Entzifferung der Mayahandschriften. I—VII. Dresden 1887—98«; »Nachrichten über die Familie Förstemann bis zum Jahre 1600. Dresden 1889«; »Das Leben von Wilhelm August Förstemann, Prof. und *Dr. phil.*.. Dresden 1891«; »Das Leben von Johann Heinrich Förstemann, Bürgermeister der freien Reichsstadt Nordhausen (1708—1793).. Dresden 1893«; »Das Leben von Karl Wilhelm Förstemann, Superintendenten und Pastor (1777 bis 1845). Berlin 1896«; »Aus dem alten Danzig. Danzig 1900. (Gedanensia Bd. 4)«; »Kommentar zur Mayahandschrift der Kgl. ö. Bibliothek zu Dresden. Dresden 1901«; »Kommentar zur Madrider Mayahandschrift (Codex Tro-Cortesianus). Danzig 1902«; »Kommentar zur Pariser Mayahandschrift (Codex Peresianus). Danzig 1903«; »Bibliographie der Familie Förstemann. Leipzig 1906«. Auch hat F. eine englische Übersetzung des Mayakommentars vorbereitet.

H. Paalzow im »Zentralblatt für Bibliothekswesen«. Jahrg. 23. 1906 S. 552ff. — Derselbe im »Dresdner Anzeiger, Sonntags-Beilage«. 16. Dez. 1906. Nr. 50 S. 201 f. Paalzow benutzte Auszüge aus einer handschriftlichen Selbstbiographie F.s, die sich im Besitze seines Sohnes befindet. — Handschriftlicher Lebenslauf F.s in der Dresdner Kgl. ö. Bibliothek. — »Globus« Bd. 90. 1906. Nr. 22 S. 341 f. — »Vossische Zeitung« 1906. Nr. 547. — F. Kluge in der »Zeitschrift für deutsche Wortforschung« Bd. 8. 1906/7. S. 380. — »Dresdner Anzeiger« 7. Nov. 1906. Nr. 307 S. 4. — »Dresdner Journal« 6. Nov. 1906. Nr. 258 S. 6. — Verzeichnisse von F.s Schriften geben: »Keßler, Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode. Wernigerode 1856«. S. 288ff. u. 295; »Haan, Sächs. Schriftsteller-Lexikon. Leipzig 1875«, S. 77; »Förstemann, Verzeichnis der von mir im Druck erschienenen Schriften. Dresden 1887« (handschriftlich in der Dresdner K. ö. Bibliothek); »(Rudert,) Ernst Wilhelm F.s Schriften u. Aufsätze. Erinnerungsgabe. Dresden (1894)«; »F., Bibliographie der Familie Förstemann« S. 26ff.

A. Reichardt.

Hultsch, Friedrich Otto, Oberschulrat Prof. *Dr.*, Rektor der Kreuzschule zu Dresden, hervorragender Philolog, * 22. Juli 1833 in Dresden, † 6. April 1906 in Dresden. — H. war der Sohn eines Kupferdruckereibesitzers. 1846 bis 1851 besuchte er die Dresdner Kreuzschule. Mit außergewöhnlicher Begabung verband er schon als Schüler einen eisernen Fleiß. Nachdem er die Abgangsprüfung mit großer Auszeichnung bestanden hatte, studierte er in Leipzig klassische Philologie, wobei er besonders durch Anton Westermann gefördert wurde. Seine hervorragende Anlage für philologische Kritik trat schon im Anfange seines Studiums zutage; den Professoren gegenüber wahrte er durchaus seine wissenschaftliche Selbständigkeit. Im Februar 1855 bestand H. die Prüfung für das höhere Schulamt und zwei Monate später wurde er zum Doktor promoviert. Sein Probejahr absolvierte er 1855 bis 1856 am Dresdner Gymnasium zum heiligen Kreuz, dem er als Schüler angehört hatte. Daneben erteilte er (1855—57) Unterricht in den oberen Klassen der damals hochangesehenen Krauseschen Lehr- und Erziehungsanstalt. Ostern 1857 wurde er an der Leipziger Nikolaischule als zweiter Adjunkt und bald nach Michaelis 1858 am Gymnasium zu Zwickau als Oberlehrer angestellt, Michaelis 1861 aber wieder an die Kreuzschule berufen. Hier wirkte H. lange Jahre segens-

reich. Zuerst war er Lehrer der Mittel- und Oberklassen, aber bereits Ostern 1868 erhielt er als Nachfolger Klees das Rektorat, nachdem er mehrfache andere Berufungen zum Konrektor und Rektor ausgeschlagen hatte. Es war keine leichte Aufgabe, die sein Amt ihm stellte. Unter seiner Leitung stieg die Schülerzahl von 388 auf 635, und es mußten durchweg Parallelklassen errichtet werden. Zur umfänglichen Verwaltung der Kreuzschule übernahm er noch die Einrichtung des neu gegründeten Wettiner Gymnasiums, das er von 1879 bis 1882 ebenfalls leitete. Auch hatte H. als Philolog im alten Sinne eine Zeitlang gegen die modernen Bestrebungen anzukämpfen, die eine Zurückdrängung der altklassischen Studien forderten. Freilich erweckte seine strenge Gelehrtennatur, der jede Minute kostbar war, mitunter Widerspruch. Ostern 1889 sah sich H. durch Rücksicht auf seine Gesundheit genötigt, in den Ruhestand zu treten. Dabei erhielt er den Titel Oberschulrat. Der Professortitel war ihm schon 1864, das Ritterkreuz 1. Klasse des Kgl. Sächs. Verdienstordens 1879 verliehen worden. Dem scheidenden Rektor zu Ehren wurde von ehemaligen Kreuzschülern eine Hultsch-Stiftung begründet. Es war H. vergönnt, seinen Ruhestand eine längere Reihe von Jahren zu genießen, bis ihn 1905 eine schwere Krankheit befiel, der er nach wenigen Monaten erlag. H. war eine fest ausgeprägte Persönlichkeit, von größter Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue und von strengster Wahrheitsliebe, abhold jeder unklaren Schwärmerei und Schönrednerei, dabei aber voll Interesse für die Reize der Natur wie für die Schönheit der Kunst. Seine Schüler gewöhnte er vor allem nüchtern zu urteilen. Seine Behandlung der altklassischen Sprachen zeichnete sich durch Klarheit aus. In der Erschließung neuer Quellen und der Verwertung der schon bekannten war er, besonders während seines Ruhestandes, unermüdlich tätig. Seine große kritische Ausgabe des Polybios bot zuerst eine genaue Vergleichung der maßgebenden Handschriften. An sie schloß sich eine Fülle von kleineren Arbeiten über die Textgestaltung und den Sprachgebrauch des Polybios. Aber H. verband mit philologischem Scharfblick auch mathematisches Talent. Er war ein Forscher ersten Ranges auf dem Gebiete der antiken Maß- und Münzkunde und der griechischen Mathematik und Astronomie. Ein grundlegendes, zuverlässiges Werk ist seine »Griechische und römische Metrologie«. Für die Kenntnis der alten Mathematiker ist von besonderem Werte die Ausgabe des Pappos von Alexandria, die zuerst alles, was von diesem erhalten, nach der besten Überlieferung nebst einer lateinischen Übersetzung und anderen Beigaben bietet. In den Jahren seines Ruhestandes beschäftigte sich H. hauptsächlich mit der Erforschung und Erklärung der ägyptischen Münzen und Maße und der Eigentümlichkeit der ägyptischen Rechenkunst. Mit großem Scharfsinn enthüllte er diese uralten Systeme, und immer neue Funde bestätigten die Richtigkeit seiner Ergebnisse. H. war Mitglied der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (seit 1885) und des Ἑλληνικὸς φιλολογικὸς Σύλλογος in Konstantinopel sowie Korrespondent der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Seine wertvolle Bibliothek ging nach seinem Tode in die Bibliotheken der Kreuzschule und des Wettiner Gymnasiums über.

H. veröffentlichte nachstehende Schriften: »*Quaestiones Polybianae* I. II. Zwickau 1859. Dresden 1869.« (Progr.); »*De Damareteo argenteo Syracusanorum nummo*. Dresden

1862.« (Progr.); »Griechische und römische Metrologie. Berlin 1862« (2. Bearb.: Berlin 1882); »Die Kämpfe um das Meißner Land unter König Heinrich IV.« (in: »Ihren Maj. König Albert und Königin Carola 18. Juni 1878 dargebracht vom Lehrerkollegium der Kreuzschule«); »Heraion und Artemision, zwei Tempelbauten Joniens. Vortrag. Berlin 1881«; »Zur Erinnerung an Dr. Christian Ernst August Gröbel, Rektor der Kreuzschule. Gedächtnisrede. Dresden 1884«; »Die erzählenden Zeitformen bei Polybios. Ein Beitrag zur Syntax der gemeingriechischen Sprache. I—III. Leipzig 1891—93« (in den »Abhandlungen der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften«); »Die Näherungswerte irrationaler Quadratwurzeln bei Archimedes (Nachrichten der K. Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen. 1893. Nr. 10)«; »Das 11. Problem des mathematischen Papyrus von Akhmim« (in: »Historische Untersuchungen. Ernst Förstemann.. gewidmet von der Historischen Gesellschaft zu Dresden. Dresden 1894«); »Die Elemente der ägyptischen Teilungsrechnung. Abt. I. Leipzig 1895« (in den »Abhandlungen der K. Sächs. Gesellschaft der Wiss.«); »Poseidonios über die Größe und Entfernung der Sonne. Berlin 1897« (in den »Abhandlungen der K. Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen«); »Die Gewichte des Altertums nach ihrem Zusammenhange dargestellt. Leipzig 1898« (in den »Abhandlungen der K. Sächs. Gesellschaft der Wiss.«); »Die Ptolemäischen Münz- und Rechnungswerte. Leipzig 1903« (ebenda). Hierzu kommen viele Arbeiten, darunter weit über hundert kritische Besprechungen, in philologischen und mathematischen Zeitschriften und Büchern, wie in den »Berichten der K. Sächs. Gesellschaft der Wiss.«, im »*Philologus*«, in der »*Bibliotheca mathematica*«, in der »Realencyklopädie des klassischen Altertums« von Pauly-Wissowa. Herausgegeben wurde von H.: »*Heronis Alexandrini geometricorum et stereometricorum reliquiae. Acc. Didymi Alexandrini mensurae marmorum et anonymi variae collectiones.. Berolini 1864*«; »*Metrologicorum scriptorum reliquiae.. I. II. Lipsiae 1864—66*«; »*Polybii historiae.. Vol. I—IV. Berolini 1867—72 (vol. I. II. edit. 2. Berol. 1888/92)*«; »*Censorini de die natali liber.. Lipsiae 1867*«; »*Pappi Alexandrini collectionis quae supersunt.. Vol. I—III. Berolini 1876—78*«; »*Autolyci de sphaera quae movetur liber, de ortibus et occasibus libri II una cum scholiis antiquis.. Lipsiae 1885*«; »Scholien zur Sphärik des Theodosios. Leipzig 1887« (in den »Abhandlungen der K. Sächs. Gesellschaft der Wiss.«).

»Jahresbericht des Gymnasiums zum heil. Kreuz in Dresden« 1862 S. 39f., 1865 S. 97, 1869 S. 22f., 1890 S. 1ff., 1907 S. 3f. und 13. — »Worte zum Gedächtnis von Friedrich Hultsch. Gesprochen am 14. Nov. 1906 von Hermann Lipsius« (in den »Berichten der K. Sächs. Gesellschaft der Wiss. zu Leipzig. Phil.-hist. Klasse. Bd. 58. 1906« S. 191ff. — Urbach im »Bericht über die.. 16. Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins. Leipzig 1906« S. 34ff. — Fr. Poland im »Dresdner Anzeiger« 22. Juli 1903. Nr. 201 S. 2f. (ein Nekrolog soll von Poland im »Jahresbericht über die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft« erscheinen). — »Dresdner Anzeiger« 8. und 11. April 1906. Nr. 96 S. 5 u. 53. Nr. 99 S. 5. — »Dresdner Gesellschaftsblatt« 1906. Nr. 2 S. 5. — »Beilage zur Allgemeinen Zeitung« 1906. II. Quartal. Nr. 84 S. 72. — »Illustriertes Universum-Jahrbuch« 1906 S. 176. 182. — »Hinrichsen, Das literarische Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1891« Sp. 609.

A. Reichardt.

Israel, August, Oberschulrat, *Dr. phil. h. c.*, Seminardirektor, * 31. März 1836 in Eibau, † 25. August 1906 in Blasewitz bei Dresden. — I. war der Sohn eines Appreturmeisters. In der Familie, die mit den Herrnhutern in Verbindung stand, herrschte der Geist ernster Religiosität, der auch für August I.s Lebensführung bestimmend blieb. Schon in seiner Kindheit zeigte dieser eine außergewöhnliche Strebsamkeit. Auf Wunsch seiner Mutter wählte er den Lehrerberuf. Darum besuchte er nach der Konfirmation noch ein Jahr lang die Dorfschule und bereitete sich, wie auch schon vorher,

durch Privatstunden für das Seminar vor. Ostern 1851 trat I. in das Proseminar zu Zittau ein. Aber schon nach einem Jahre verließ er diese damals recht mangelhafte Anstalt und fand auf dem Bautzener Seminar Aufnahme. Hier bestimmte ihn in Geistesrichtung und Lehrweise besonders der Direktor Dreßler, ein begeisterter Anhänger Benekes, der humorvolle Seminarlehrer Ruffany und der als Musiker vortreffliche Kantor Hering. Nach glänzend bestandener Abgangsprüfung erhielt I. Ostern 1856 eine Hilfslehrerstelle an der Zittauer Bürgerschule. Hier fand er nicht nur eine gute praktische Schulung, sondern bildete sich auch in den Wissenschaften, namentlich in Naturkunde und Musik, eifrig weiter. Nachdem er 1858 die Konsistorialprüfung abgelegt, trat er die ihm übertragene Stelle eines Übungsschullehrers am Seminar zu Annaberg an. 8. Dezember 1858 wurde er dort Oberlehrer. Im nächsten Jahre verheiratete er sich. Bald danach übernahm er im benachbarten Buchholz die Leitung eines Chorgesangvereins, mit dem er sogar Oratorien mit Erfolg aufführte. Durch Vermittelung seines Gönners, des Geh. Kirchen- und Schulrats *D.* Gilbert erhielt I. Michaelis 1866 auf ein Jahr Urlaub zum Besuche der Universität Leipzig. Hier beeinflußten ihn besonders Kahnis, Zarncke und Hankel. 1867 absolvierte er die Prüfung für das höhere Schulamt und kehrte nach Annaberg zurück. 1869 wurde der erst Dreiunddreißigjährige auf Gilberts Vorschlag Direktor des neuerrichteten Seminars in Zschopau. Und er erwies sich als wohlgeeignet für dieses Amt. Er war ein verständiger Leiter, der die Eigenart jedes ihm unterstellten Lehrers schonte und ihn am richtigen Platze verwendete. Er wußte das ganze Kollegium in seltener Einheit zu halten. Vor allem legte er Wert darauf, in häufigen Zusammenkünften und jährlichen Ausflügen jedem auch gesellschaftlich nahezutreten. In seinem Wesen war I. schlicht und ohne Falsch, teilnehmend und hilfsbereit. Aber mit Herzensgüte verband er die nötige Tatkraft. Seine Charakterfestigkeit hielt auch nach oben hin stand. Die Schüler suchte er vor allem zu selbständigen Persönlichkeiten zu erziehen und sie zu methodischem Denken und eigenem Forschen unter Zurückgehen auf die Quellen anzuregen. Zu diesem Zwecke förderte er angelegentlich die Schulbibliothek und besorgte die Bücherausgabe selbst. Auch traf er Einrichtungen, die damals im Seminarleben neu waren und manche Angriffe erfuhren. Um die jungen Menschen weltgewandt und selbständig zu machen, gab er ihnen reichliche Freizeit und gewährte ihnen mancherlei Freiheiten; denn sein Grundsatz war: »Jünglinge müssen gewagt werden«. Demselben Zwecke dienten die mit den Schülern veranstalteten häufigen Spaziergänge und die jährlichen größeren Ausflüge. I.s Unterrichtsweise zeichnete sich durch Natürlichkeit aus; sie war nicht kunstgerecht, aber anschaulich, klar und einfach, volkstümlich, derb, humorvoll und anregend. Er legte weniger Wert auf die Menge des Stoffes und auf systematisch geordnete Kenntnisse als auf eine gründliche Durchdringung und auf Erläuterung durch Beispiele, die ihm bei seinem staunenswerten Wissen auf sehr verschiedenen Gebieten in Fülle zu Gebote standen. Die von ihm abgehaltenen Prüfungen waren bei der Eigenart seiner Fragestellung nicht leicht. Aber seine Unterrichtsstunden nennt einer seiner Schüler unvergeßliche Weihestunden. Und Lehrer wie Schüler bewahrten eine seltene Anhänglichkeit an den Direktor und seine Familie. Es bildeten sich zahl-

reiche Vereinigungen ehemaliger Zschopauer, unter denen der alte I. oft weilte. Auch wurde, als er 25 Jahre im Schulamt tätig war, von seinen früheren Schülern eine Israel-Stiftung begründet. Ostern 1898 sah sich I. durch verschiedene Leiden, namentlich durch häufige Gichtanfälle, genötigt in den Ruhestand zu treten. Hierbei erhielt er den Titel Oberschulrat. Titel und Rang eines Schulrats war ihm schon 1885, das Ritterkreuz 1. Klasse des K. Sächs. Verdienstordens 1892 verliehen worden. Sein Abschied von Zschopau gestaltete sich zu einer erhebenden Feier. 1903 wurde sein Bildnis in Öl gemalt durch seine früheren Zöglinge für den Betsaal des Zschopauer Seminars gestiftet. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte I. in Blasewitz, wo er noch den ältesten Sohn seines Adoptivsohnes im Lesen und Schreiben unterrichtete, besonders aber eine eifrige wissenschaftliche Tätigkeit entwickelte. Im Februar 1905 ernannte ihn die Universität Zürich für seine Verdienste als Pädagog und besonders als Förderer der Pestalozzikunde zum *Dr. phil. h. c.* Sein körperlicher Zustand aber wurde, nachdem er im Sommer desselben Jahres einen Schlaganfall erlitten hatte, immer bedenklicher. Schon halb gebrochen feierte er seinen siebzigsten Geburtstag, den er nicht lange überleben sollte. Seine Beerdigung erfolgte in Zschopau unter überaus zahlreicher Beteiligung von dortigen Kollegien und Vertretern auswärtiger Vereinigungen. — Arbeit war immer I.s Lebenselement. Den Lehrerverein von Zschopau und Umgebung, dessen Gründung er angeregt hatte, leitete er 25 Jahre lang, wie auch von 1893 an bis zu seiner Pensionierung den von ihm begründeten Sächsischen Seminarlehrerverein. Dieser ernannte ihn nach seinem Abgange zum Ehrenmitglied. Auch war I. für das Wohl der Stadt Zschopau eifrig tätig. Namentlich betrieb er die Gründung einer Kinderbewahranstalt und leitete sie jahrzehntelang. Daher erfolgte 1894 seine Ernennung zum Ehrenbürger von Zschopau. Bei alledem fand I. noch Zeit zu einer regen wissenschaftlichen Tätigkeit, die sich anfangs auf den Gebieten der Musik und Botanik, später aber besonders auf dem der Geschichte der Pädagogik bewegte. Hier machte er sich vor allem verdient durch die Herausgabe selten gewordener pädagogischer Schriften und durch das mühevolle Werk seiner Ruhestandszeit, die »Pestalozzi-Bibliographie«. Die botanischen Studien führten ihn öfters ins Hochgebirge, dessen begeisterter Verehrer er wurde. Seine Schriften über die Alpen gab er nebst Schulreden und anderen pädagogischen Arbeiten in den »Zerstreuten Blättern« gesammelt heraus. I.s wertvolle Bibliothek wurde mit der Bibliothek der Comenius-Stiftung vereinigt und der Kaufpreis der Israel-Stiftung überwiesen.

Schriften I.s: »Anleitung zur Erfindung zweckmäßiger Choralzwischenspiele, erläutert durch viele Beispiele. Annaberg 1862 (Hildburghausen 1876)«; »Schlüssel zum Bestimmen der in und um Annaberg und Buchholz wild wachsenden Pflanzen (Phanerogamen und Gefäßkryptogamen). Buchholz 1862 (3. Aufl., bearb. von Ruhsam. Annaberg 1888)«; »Karte: Zschopau und Umgebung. Zschopau 1874«. (Progr.); »Grundlinien der elementaren Lehrmethodik. Zschopau 1875«. (Progr.); »Beitrag zur Geschichte der elementaren Lehrmethodik im 17. Jahrhundert. Zschopau 1877«. (Progr.); »Erfahrungen auf Alpenreisen. Vortrag.. Annaberg 1882«; »Ist es ratsam, dem pädagogischen Unterrichte im Seminar Herbarts System zugrunde zu legen?.. Vortrag. Gotha 1881« (aus den »Pädagogischen Blättern«); »Die pädagogischen Bestrebungen Erhard Weigels (1653—1699 Professor der Mathematik zu Jena). Ein Beitrag zur Geschichte der pädagogischen Zustände im 17. Jahrh.

Zschopau 1884«. (Progr.); »M. Valentin Weigels Leben und Schriften. Nach den Quellen dargestellt. Zschopau 1888—90«. (3 Progr.); »Wolfgang Ratke (Ratichius)« in Schmids »Geschichte der Erziehung Bd. III, 2. Stuttgart 1892«; »Zerstreute Blätter, für seine Schüler gesammelt. Zschopau 1894«; »Mitteilungen über die Lehrer und Schüler des Kgl. Seminars zu Zschopau.. 1869—94. Zschopau 1894«; »Versuch einer Zusammenstellung der Schriften von und über Pestalozzi. I. II. Zschopau 1894/95«. (2 Progr.); »Ergänzungen zu A. Israels Pestalozzi-Bibliographie von R. Aron und August I.« (aus den »Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Jahrg. 6. Berlin 1896«); »Dr. Karl Friedrich Bahrdt und die Philanthropine zu Marschlins und Heidesheim« in Schmids »Geschichte der Erziehung Bd. IV, 2. Stuttgart 1898«; »Pestalozzis Institut in Iferten. Beiträge.. aus den nachgelassenen Papieren Karl Justus Blochmanns. Gotha 1900 (Beiträge zur Lehrerbildung.. Heft 20)«; »Pestalozzi-Bibliographie. Bd. I—III. Berlin 1903—05 (*Monumenta Germaniae paedagogica* XXV. XXIX. XXXI)«. I. gab heraus: »Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Heft 1—13. Zschopau 1879—86« (von Heft 10 an war Mitherausgeber Joh. Müller), worin Heft 2: »*Erasmus, declamatio de pueris ad virtutem ac litteras liberaliter instituendis*... Übersetzt und mit Einleitungen von August I. 2. Aufl.« (1. Aufl. Zschopau 1872. Progr.) Hierzu kommen zahlreiche Aufsätze I.s in den »Pädagogischen Blättern«, in der »Sächsischen Schulzeitung«, in den »Monatsheften der Comenius-Gesellschaft«, in der Roßmäßlerschen Zeitschrift »Aus der Heimat« usw.

»G. Berger, den Manen August I.s« in den »Pädagogischen Blättern« Bd. 35. Gotha 1906. Nr. 11 S. 493ff. Bergers Quellen sind: 1. Persönliche Mitteilungen und Beobachtungen, 2. Die Festrede I.s am 8. April 1894 (in »Das 25jährige Jubiläum des K. Lehrerseminars zu Zschopau am 7.—9. April 1894, S.-A. aus dem Wochenblatt für Zschopau und Umgegend« S. 4ff.), 3. Die Gedächtnisrede M. Seidels am 29. Aug. 1906. — M. Seidel im »11. Bericht des Sächsischen Seminarlehrervereins. 1906«, S. 48ff. (vgl. S. 3f.). — G. Rocke in den »Mitteilungen der Gesellschaft für d. Erziehungs- und Schulgeschichte« Jahrg. 17. Berlin 1907. S. 75ff. — »Israel, Mitteilungen über die Lehrer und Schüler des K. Seminars zu Zschopau 1869—94«, S. 3f. — E. Ebert im »Pestalozzianum« N. F. Jahrg. 3. 1906. Nr. 9 S. 85ff. — »Sächsische Schulzeitung« 1903. Nr. 52 S. 900ff., 1906. Nr. 13 S. 160f. — A. Zschoche im »Kalender des Sächsischen Pestalozzi-Vereins auf das J. 1907«, S. 4 (s. a. S. 3). — »Pädagogische Blätter« Bd. 27. 1898 S. 283ff. — »Die deutsche Schule« Jahrg. 10. 1906 S. 252. 597. — »Dresdner Anzeiger« 28. u. 30. Aug. 1906. Nr. 236 S. 25 u. Nr. 238 S. 6. — »Dresdner Nachrichten« 27. Aug. 1906. Nr. 235 S. 1. — »Dresdner Journal« 31. Aug. 1906. Nr. 202 S. 4. A. Reichardt.

David, Jakob Julius * 6. Februar 1859 in Mährisch-Weißkirchen als drittes Kind eines jüdischen Pächters † in Wien 20. November 1906. Seine Knabenzeit verlebte er in Fulnek, dem Hauptort des Kuhländchens; der deutsche Jude unter slavischen Bauern, harten, arbeitsamen, verschlossenen Menschen, deren dumpfe Gedrücktheit sich in melancholischen Liedern Luft macht, mit ihrer lärmendbunten Tracht in fast gewolltem Gegensatz zu der einfärbiglehmigen Scholle, die sie bebauen; gezähmte Nachkommen wilder Hussiten, die stille Gläubigkeit der mährischen Brüder bewahrend, mit einem seit den Tagen des Comenius gehegten Drang zu tieferer Bildung, der alljährlich die Söhne in die Stadt, an die Universitäten treibt, von wo sie allzuoft enttäuscht, verbittert, verschlossener und stumpfer als je an den ererbten Pflug zurückkehren. Der jähzornige Vater, den seine Riesenkraft zu rasch bereuten Gewalttätigkeiten verlockt, dessen scharfer Verstand in den Sorgen des Alltags verpufft, von tiefem Gemüt, das er rauh vor der Welt und den Seinen verbirgt, stirbt 1866 an der Cholera. Die schwache, durch den über-

legenen Mann in scheue Zurückhaltung gedrängte Mutter rettet aus der finanziellen Krise, die der Tod des Familienerhalters und der Krieg verursachten, ihr Teil und überläßt die Kinder ihrem Schicksal. Verwandte sorgen für sie und bringen den kleinen Jakob, den ein unregelmäßiger Elementarunterricht weniger gefördert hatte als auf eigene Faust betriebene, desultorische Lektüre, aufs Gymnasium nach Kremsier. Auch hier und an den Anstalten in Teschen und Troppau gings mit dem begabten, aber lässigen, grüblerischen Knaben nur langsam vorwärts, eine schwere Erkrankung verzögerte das Studium. Mit geschwächtem Gehör und Gesicht mußte der Achtzehnjährige in den schweren Kampf des Lebens. An der Wiener Universität studierte er Germanistik und Geschichte, freundlichst gefördert zumal von den beiden großen Lehrern Richard Heinzel und Erich Schmidt, denen er zeitlebens treudankbar anhing. Jahre der bittersten Not waren zu überstehen, in denen die Sorge um Brot und Obdach doch nicht die robuste Kraft, den ingrimmigen Humor, das selbstbewußte Streben des Hartgeschmiedeten ganz zu zerstören vermochte. Der Tod seiner Mutter nahm ihm den letzten Halt. Da bot sich ihm eine Stelle als Hofmeister und damit Muße zu dichterischer Produktion. Neben diese Lehrtätigkeit, die ihm vor allem im Hause des Bildhauers Heinrich Natter einen Kreis genialer und gütiger Menschen nahebrachte, trat nun eine zunächst gerne ergriffene, bald als lästige Frohne empfundene Mitarbeiterschaft an Zeitschriften und Zeitungen. Noch strenger wurde er in den Dienst der Zeitung gespannt, als es galt, Frau und Kind, den Trost und Sonnenschein seines trüben Lebens, zu ernähren. Die aufreibende Arbeit war zu viel für den von langem Darben geschwächten Körper. Vier Jahre dauerte ein unsäglich schweres Sterben, das David mannhaft und pflichttreu bis zuletzt sorgend und schaffend durchlitt. Er starb am 20. November 1906.

Der vom Journalismus, dessen verheerende Wirkungen er mit persönlichstem Haß in einer düstern Novelle und objektiver, aber noch immer voll Abneigung in einer späten Studie geschildert hat, zu rastloser schriftstellerischer Arbeit Gedrängte hat dieser hastigen Produktionweise nie Zutritt in das Heiligtum seiner dichterischen Schöpfungen gewährt. Schwer hat er um jede einzelne gerungen und die Spuren harter Arbeit kleben selbst an dem Besten, was er geleistet hat. Am tiefsten trägt seine Lyrik die Eindrücke der knetenden Hand. Nur etwa ein Spitzbubenlied gelingt ihm leicht und frei, sonst schleicht die Sprache gedrückt und düster einher unter der Last schwermütiger Gedanken oder sie bricht sich in einem wilden Schrei hochmütiger Verzweiflung. Das ganze Leid seines Lebens ächzt aus diesen erschütternden, aber reizarmen Versen, in denen er selbst dem geliebten Töchterlein auf den ersten Schulweg nur böse Prophezeiung mitzugeben weiß. Nicht nur, wenn er jüdische Legenden behandelt und Hiob als einen neuen Prometheus mit der Gottheit hadern läßt, hat sein Stil etwas alttestamentarisch Herbes, Scharfumrissenes, und strenge, volkstümlich-archaisierende Todes- und Kampfpoesie gelingt ihm durchaus. In verstörten Seelen und verstörten Zeiten ist er zu Hause.

Lange und ernst hat sich David um das Drama bemüht. Der bedeutendste deutsche Dramatiker seiner Zeit, Ludwig Anzengruber, dem er eine liebevolle Charakteristik gewidmet hat, leitet ihn zunächst zum Bauernstück; der Titel »Hagars Sohn« entspringt wieder dem vertrauten altjüdischen Sagenkreis, der Inhalt führt in die leidenschaftlich erregte Zeit des oberösterreichischen

Bauernaufstandes. Ein aufrechter Herrenmensch steht im Mittelpunkte und sein haßerfüllter, zuchtloser unehelicher Sohn, beides, wie manche der Nebenpersonen, übertrieben pointierte Charaktere; die Handlung setzt wiederholt ruckweise an und erhebt sich am Schlusse etwas gewaltsam zu dem großen Sündenbekenntnis des Bauers, für das wie für manches Detail in der altertümlich und biblisch gefärbten Redeführung wohl Tolstoj's »Macht der Finsternis« vorbildlich war. Versuche, den Wiener Boden dramatisch zu gewinnen, mißlangen. Es fehlt die rechte Heiterkeit des Milieus, dem die tragischen Charaktere nur durch eine forcierte, äußerliche Lustigkeit ihren Zoll zahlen, es fehlt eine aus den Charakteren sich mühelos ergebende Handlung. Im »Regentag« ist alle Sorgfallt auf die problematische Baronesse Kitty gewandt, »dies nervöse, sich in sich selbst abzappelnde Weltkind, dessen Schwingen gerade stark genug sind, um es nur eben nicht in dem Sumpfe versinken zu lassen, über dem es flattert, nicht mehr kräftig genug, um's in reinere Höhen zu heben«; die unerträglichen Mustermenschen, unter die sie gerät, und die mühselig fortkriechende Entwickelung des Konfliktes lassen die lärmende Ablehnung durch das Wiener Publikum begreiflich erscheinen. Noch weniger ist es in der »Neigung« gelungen, die Familie des Projektenmachers Köstler glaubhaft zu zeichnen; die Schatten sind zu dunkel und der Schluß nicht befreiend, sondern sentimental. Mit Liebe hat David an seinem romantisch-symbolischen Schauspiel »Der getreue Eckardt« gehangen, das mit mancher Beziehung auf den jungen Deutschen Kaiser und Bismarck das Hohelied der Treue verkünden und ein gesundegoistisches, aber aller Liebesaufopferung fähiges Weib schildern sollte. Auch hier bleibt das meiste allzu gedanklich, es fehlt — auch den versifizierten Partien — der Reiz der Sprache, die Kontrastierung der Charaktere ist zu absichtlich, die humoristisch gemeinten Volksszenen sind zu breit und düster geraten. So blieb denn Davids Verhältnis zum Theater im wesentlichen ein rezeptives; zahlreiche Theaterkritiken bezeugen sein Verständnis für die dramatische Dichtung und für die Kunst des Schauspielers, von denen er Mitterwurzer in einer eigenen Studie charakterisiert, Dawison — den er freilich nicht mehr gesehen hat — zum Helden einer Novelle gemacht hat.

Die monologische Natur des Dichters, die im Drama es nur zu breiter Aussprache des Hauptcharakters bringt, der im lyrischen Erguß Anmut und melodische Kraft abgehen, drängt ihn zum Epos und in Novelle und Roman hat er sein Bestes, Eigenstes geleistet. Die eigentümlichen Verhältnisse seiner mährischen Heimat und das bewunderte Vorbild Conrad Ferdinand Meyers, dem er in einer allzu gewaltsam zugespitzten Novelle auch einmal ins Italien der Renaissance gefolgt ist, drängen fürs erste die Zeiten religiösen Kampfes in den Vordergrund seines Interesses; selbst in einem Roman aus der Gegenwart, der die Macht des ererbten Blutes, die verderblichen Wirkungen willkürlichen Eingreifens in fremdes Schicksal nach eigenen schmerzlichen Erfahrungen darstellt, ist es der strenge Kalvinismus der Pächterin Salome, der ein Hauptmotiv in der traurigen Geschichte von Gabi's vergeblicher Erziehung zu bürgerlicher Anständigkeit bildet. Fanatismus des Glaubens und seine furchtbaren, lebenzerstörenden Wirkungen hat er dann wiederholt geschildert, noch lieber aber die schreckliche Unsicherheit des Rechtes und der Sitte, die im Gefolge der Religionskämpfe einherging,

diese blutige Nacht der Verwilderung und Grausamkeit, an deren Ende blaß und ungewiß ein Frühschein sich erhebt, »den nur der sieht und begreift, den die Schrecken der Finsternis nicht schlafen ließen oder der mit starker Erwartung dem ersten Licht entgegengeht«. Die Stoffe, die David hier behandelt, kommen seiner mühsamen, strengen, düstern Darstellungsweise entgegen; für solche finstere, gedrückte oder leidenschaftlich wilde Menschen hat er die rechte murmelnde, grollende Sprache und wie in lichter Anmut heben sich aus solcher Dunkelheit selbst die dürftigen, blassen Gestalten ab, in denen Unschuld und Jugend durch die zerwühlte, vergrämte Welt schreiten. Aber gerade, weil diese Stoffe die Mängel seiner Begabung verdeckten, steigerten sie seinen Stil zur Manier und es hat lange gebraucht, bis David davon abgelassen hat, einförmig grau in grau, mit aufgesetzten roten Lichtern, zu malen.

Seine erste größere Erzählung führt in ein neues Milieu und beginnt eine Doppelreihe von Novellen und Romanen, die Heimatserinnerungen und Wiener Erfahrungen des Dichters zur Schilderung der verhängnisvollen Wirkung der Hauptstadt auf die Jugend aus der Provinz verwerten, bis in den letzten, reifsten Werken die beiden unverträglichen Kreise sich lösen und neben den Wiener Roman und einzelne Charakterstudien aus der Wiener Gesellschaft die bodenständige Novelle aus dem heimischen Bauernleben tritt. Die völlige Verbindung der beiden Welten ist dem Dichter nie gelungen, am wenigsten in seinem Erstlingsroman »Das Höferecht«, dem überdies die etwas konventionelle Kontrastierung der feindlichen Brüder die Wirkung mindert, die aus der famosen Schilderung eines dritten, des dorfjüdischen, Milieus und der hier unheimischen, lebenshungrigen Fanny und aus den charakteristischen Wiener Kaffeehausszenen sich ergibt. Das Studentenleben Wiens, das hier nur in einer Episode lebendig geschildert wird, hat er noch mit dem Ingrimm eigener böser Erlebnisse in dem trostlosen, an russische Muster mahnenden Roman »Am Wege sterben« von seiner traurigsten Seite dargestellt, freilich nicht ohne zu einem lichteren, kampffrohen Epilog vorzudringen. Einzelne Charakterstudien, die ihm schon vorher gelungen waren, können geradezu als Vorarbeiten für die glückliche, aber noch immer manchmal zu absichtliche Wiedergabe einer Reihe lebensvoller Gestalten gelten, die, von dem entnervenden Hauch der Residenz getroffen, die zähe Kraft des österreichischen Landes im Kampfe mit der grinsenden Not nutzlos verbrauchen. Der unter Slaven Aufgewachsene, mit aller Liebe dem Deutschtum Ergebene hat vor allem in den Figuren des am Heimweh sterbenden schlesischen Webersohnes Förster und des kriecherischen Strebers Stara Proben früher Meisterschaft geliefert. Aber die Schönheit Wiens und die unvergängliche Erneuerungsfähigkeit seiner weichlichen, aber hochbegabten Bevölkerung hat er hier noch nicht voll erkannt, wo nur in den beiden wirksamen Kontrastszenen der Heurigenschenke und der Arbeiterlandpartie Niedergang altbürgerlicher Fröhlichkeit und Tüchtigkeit und Aufstieg einer neuen, eroberungslustigen Klasse leicht gestreift werden; erst drei Jahre später hat der Heimischgewordene die Tiefe des Blickes für den großen »Übergang« vom dekadenten Patriziertum zur aufstrebenden Herrschaft einer nur kürzlich zugewanderten, aus der slavischen und deutschen Provinz sich erneuernden Generation gewonnen. In diesem Roman, der Anzengrubers »Viertes Gebot« in der äußeren Handlung und in einzelnen Charakteren ohne Beeinträchtigung der

Originalität nachahmen durfte, hat D. zum erstenmal ein ganz geschlossenes, einheitliches Kunstwerk geschaffen, das auch seine späteren Arbeiten an Größe der Konzeption und Schönheit der Durchführung nicht erreichen. Gestalten, um die er im Drama vergeblich gerungen hat, haben hier erst volles Leben erlangt, andere sind hinzugekommen, die an typischer Geltung und individuellster Bestimmtheit ihresgleichen suchen. Die Handlung nimmt ihren geraden, unaufhaltsamen, mächtig aufregenden Fortgang und durchaus ungezwungen ergibt sich die Tendenz des Romanes, an dessen Höhepunkt eine Abrechnung ganz andere Wirkung übt als des Sieverroithers pathetische Generalbeichte. In den drei Generationen der Mayerischen Familie und in dem czechischen Tischler Navratil treten alle Vorzüge und Fehler der herrlichen Stadt zutage, deren bezwingende Anmut es auch diesem vierschrötigen Sonderling angetan hatte.

Aber D. hat nie seiner mährischen Heimat vergessen und zu ihr ist er in seinen letzten Novellen zurückgekehrt. Schon früh hat er kleine Skizzen aus dem bäuerlichen Leben der Hanna seinen Arbeiten eingereiht, Studien eher als ausgereifte Novellen. Nun hat er in der letzten Geschichte des Sammelbandes »Troika«, in der programmatischen Novelle »Hanna« und den ihr beigegebenen Erzählungen sich ganz und gerne wieder aufs Land begeben, dem er noch in seinen letzten Jugenderinnerungen den Zoll der Liebe entrichtet hat. Immer steht in diesen Geschichten eine einzelne Gestalt im Vordergrunde, meist eine weibliche. Es sind stille, aber starke, opferfähige Menschen, die ihr Leben an die Liebe hängen, in denen eine wilde Leidenschaft mühsam gezügelt sich aufbäumt, bis sie dem Zaum sich entreißt und verheerend einherstürmt. Kraftvolle Sinnlichkeit verträgt sich mit strenger Keuschheit und anspruchsloser Hingabe, geistige Beschränktheit mit sicherer Beherrschung des Lebens. Der Kranke, an Leib und Seele Gebrochene hat in diesen braunen, sehnigen Gestalten, der an die lärmende Großstadt Gefesselte in der treu geschilderten, traumverschönten Landschaft Gebilde seiner Sehnsucht geschaffen. D.'s Landschaftschilderung ist durchaus lyrisch, so wenig Naturbilder sich unter seinen Gedichten finden. Dieser kurzsichtige Halbtaube hat Farben und Formen gesehen, Murmeln und Singen gehört, wie es Scharfsinnigen nicht leicht gegeben ist. Die feinsten Stimmungen hat er aus einer Landschaft geschöpft, deren spröde Reize, erst kürzlich auch malerisch entdeckt, dem Ungelenken, Anmutlosen seines Wesens kongenial sind, und mit größter Kunst hat er es verstanden, die Menschen und ihr Tun mit dieser Landschaft in eine große Einheit zu zwingen.

Zu zwingen, — denn auf dem harten Boden seines Talentes wuchs nichts ohne hingebungsvollen Fleiß und eisernen Willen. Mit wenigem möglichst viel zu sagen, war sein stetes Streben und nichts dem Goethischen Altersstil ehrfürchtig Bewundernden verhaßter als gedankenleere Phrase. So bleibt etwas Gepreßtes, Schweres seiner Sprache eigen, die gegen Ende seines Lebens dem geschwächten Geiste nicht mehr gehorcht und ihre sonstige übersichtliche Klarheit verliert. Sein Bemühen um Prägnanz findet nicht immer zuträgliche Hilfe bei seiner Kenntnis älterer Zustände der deutschen Sprache, aus denen er seinem Wort- und Formenschatz Ungewohntes, selbst nicht mehr Verstandenes beipreßt, so daß bei innerer Ehrlichkeit der Eindruck des pretiös Gewollten nicht immer vermieden wird. Wie er um den Ausdruck gekämpft

hat, so war sein künstlerisches Schaffen überhaupt mühsame Arbeit eines Mannes, der, von dem Wert der Kunst in tiefer Andacht durchdrungen, sich auch über unbewußt in ihm Wirkendes Rechenschaft zu geben gewohnt war und, ein bedeutendes, aber beschränktes Talent bei ungünstigen äußeren Verhältnissen bis zur äußersten Grenze seiner Leistungsfähigkeit und doch nie gewaltsam aufpeitschend anzuspannen, für Pflicht und Recht des Künstlers hielt. Ein Ganzer, ein Aufrechter ist mit ihm dahin.

Hauptwerke: Das Höferecht. Eine Erzählung. 1890. — Die Wiedergeborenen. Erzählungen. 1891. — Das Blut. Roman. 1891. — Hagars Sohn. Schauspiel in 4 Akten. 1891. — Gedichte. 1891. — Probleme. Erzählungen. 1892. — Ein Regentag. Drama in 3 Aufzügen. 1896. — Frühschein. Geschichten vom Ausgange des großen Krieges. 1896. — Neigung. Ein Schauspiel in 4 Aufzügen. 1898. — Vier Geschichten. 1899. — Am Wege sterben. Roman. 1900. — Der getreue Eckardt. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. 1902. — Die Troika. Erzählungen. 1901. — Der Übergang. Roman. 1903. — Stromabwärts (Erzählungen) 1903. — Die Hanna. Erzählungen aus Mähren. 1904. — Wunderliche Heilige. Erzählungen, 1906. — Vom Schaffen. Essays. 1906.

Gesammelte Werke. Herausgegeben von Ernst Heilborn und Erich Schmidt. 1908.

Stefan Hock.

Schuller, Friedrich Ludwig, * am 18. Januar 1826 in Feffernitz in Kärnten, † am 18. März 1906 in Schäßburg in Siebenbürgen, entstammt väterlicherseits einer siebenbürgisch-sächsischen Familie. Sch.s Vater, Johann, war ev. Pfarrer in Feffernitz und mit der Tochter des königl. dänischen Generalkonsuls in Venedig Conrad Martens verheiratet. Schon 1827 starb Sch.s Mutter; der Vater übersiedelte, seiner Sehnsucht nach der Heimat folgend, nach Schäßburg, wo er als Stadtprediger eine Lebensstellung fand. Den im zartesten Kindesalter stehenden Knaben nahm zunächst sein Oheim Ludwig Wilh. Martens, Inspektor der gräflich Widmanschen Eisenwerke, zu sich nach Kellerberg. Aber nach kurzer Zeit kam er zu seiner Großmutter, einer geb. Gräfin Scheler, auf das großväterliche Landgut nach Mira an der Brenta in Pflege. Ein halbes Jahr darauf mußte der Knabe wieder weiter wandern und wurde zu seinen Verwandten in Stuttgart gebracht. Vom Jahre 1829—1834 lebte er bei seinem Oheim Georg Martens in Ludwigsburg bei Stuttgart und besuchte hier die Volksschule. Im Jahre 1837 mußte Sch. auch von hier Abschied nehmen und übersiedelte nach Marbach in die Pensionsanstalt des Präzeptors Fr. Richter. Er erhielt hier Gymnasialunterricht und was ihn hauptsächlich interessierte, Unterricht im Zeichnen nach Vorlagen. Im Jahre 1839 schied er schweren Herzens von der ihm liebgewordenen Anstalt und wurde von seinem Oheim Ludwig Martens zu seiner Familie nach Schloß Kellerberg in Kärnten gebracht. Sch. wurde von seinem Oheim freigestellt, Eisenwerksbeamter zu werden oder sich der künstlerischen Laufbahn zu widmen. Er entschloß sich für die letztere. Der Oheim, der selbst von hervorragend künstlerischer Begabung war, nahm nun die weitere Ausbildung Sch.s in die Hand, die neben den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen Zeichnen, französische, engliche und italienische Sprache und mechanische Arbeit in der Werkstatt umfaßte. Diese übte auf Sch. eine ganz besondere Anziehungskraft aus. In ihr betätigte er auch sein Erfindertalent, das während seines Pariser Aufenthaltes in der Konstruktion

eines um die Vertikalachse rotierenden photographischen Panoramenapparates erfolgreich zum Ausdruck kam. Am eifrigsten aber war Sch., wenn er, durch Wald und Feld streifend, nach der Natur zeichnen konnte.

Im März 1843 kam Sch. nach Klagenfurt in die lithographische Anstalt Wagner. Hier waren seine ersten selbständigen Arbeiten Zeichnungen von Ansichten von Klagenfurt nach der Natur und deren Ausführung auf Stein, die unter dem Titel »Ansichten aus Klagenfurt, nach der Natur gezeichnet von Ludwig Schuller« veröffentlicht wurden. Sie fanden eine freundliche Aufnahme. Während seines Klagenfurter Aufenthaltes machte Sch. die Bekanntschaft des Münchner Malers Hanson, dem er viele künstlerische Anregung verdankte.

Nach zweijährigem Aufenthalte verließ Sch. Klagenfurt und reiste nach Schäßburg, um — seinen Vater kennen zu lernen. Die Reise durch die Pußta Ungarns und die Hochebene Siebenbürgens auf Wollwägen machten in künstlerischer Beziehung einen tiefen Eindruck auf ihn, noch mehr aber die alten, befestigten Städte Siebenbürgens, insbesondere seine zweite Vaterstadt Schäßburg. Drei Monate verlebte er hier in der Freude des Wiedersehens mit seinem Vater, den er später nicht mehr gesehen hat. Seine ganze Jugend ist erfüllt von der Sehnsucht nach Elternliebe, die er so schmerzlich vermissen mußte, obwohl er bei seinen Verwandten auf das liebevollste gehalten worden. Hier regt sich das sächsische Blut in ihm. Die heimatliche Erde, neu erworbene Freunde halten beinahe schon jetzt ihn in Siebenbürgen zurück. Es ist dieselbe Sehnsucht, die ihm im frühesten Kindesalter den Vater von der Seite gerissen hatte. In Schäßburg zeichnet er die Porträts des nachmaligen Gymasialdirektors Höhr, der Frau des Dr. Roth, seines Vaters, des Pfarrers Melas von Kaisd und anderer.

Im Oktober 1845 verließ Sch. Siebenbürgen und begab sich nach Wien, um hier seine Ausbildung auf der Malerakademie zu beginnen. Als aber schon 1846 sein Oheim Ludwig Martens in Kärnten starb, trieb ihn sein Pflichtgefühl dahin, um seiner Tante und ihren noch in jugendlichem Alter stehenden Kindern in der ersten und schwierigsten Zeit nach dem Hinscheiden des Oheims, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Zwei Jahre hindurch arbeitet er nun wieder in der lithographischen Anstalt Wagner in Klagenfurt und beschäftigt sich gleichzeitig mit Porträtmalerei in Aquarell, in welcher er es später zu großer Vollendung brachte.

Schon Ende des Jahres 1847 hatte Sch. die Absicht gehabt, eingeladen von seinem Oheim, Friedrich Martens, einem bekannten Kupferstecher in Paris, dahin zu reisen. Infolge der unruhigen Zeit konnte er dies erst im Januar 1849 tun. Hier besuchte er zunächst eine Privatmal- und Zeichenschule. Seine Arbeiten korrigierte, durch Vermittlung des Oheims, Bildhauer Simard, der mit der Herstellung des Basreliefs für die Gruft Napoleon I. im Invalidendom beschäftigt war. Später besserte auch der Historienmaler Bremond seine Aktzeichnungen aus und beschäftigte ihn bei der Herstellung der Friese in einer Kirche der Vorstadt La Villette, die er zu malen hatte. Er erhielt auch Erlaubnis, in der Bildergalerie des Louvre zu kopieren, wo er anfing, Landschaften in Öl zu malen. Aus der privaten Mal- und Zeichenschule trat Sch. nun in das Meisteratelier Gleyre und dann in die Akademie ein, die er von 1850—54 besuchte. Während seines Pariser

Aufenthaltes, der bis 1857 dauerte, bereiste er im Auftrage von Pariser Kunsthandlungen die Schweiz und Frankreich, um zeichnerische und photographische Aufnahmen zu machen. Die Entwicklung der Photographie erregte damals allgemeines Interesse und künstlerische Aufnahmen wurden außerordentlich geschätzt. Mit schönem Erfolge hatte Sch. in Paris auch Porträts zu malen begonnen, doch konnte er sich, trotz des Rates seiner Freunde, nicht entschließen, ein großes, schön ausgestattetes Atelier zu mieten, dazu war er zu bescheiden; er hat öfters erzählt, daß Leute, denen er empfohlen worden, beim Anblick seines bescheidenen Ateliers es vorzogen — keine Bestellungen zu machen.

Obwohl Sch. in Paris die besten Verbindungen hatte und ein reiches Arbeitsfeld in der Zukunft winkte, konnte er dem Rufe, die Zeichenlehrerstelle am Schäßburger Gymnasium anzunehmen, nicht widerstehen. So verließ er 1857 Paris und eilte nach Siebenbürgen. Mit frischen, unverbrauchten Kräften ging er in seinem neuen Berufe an die Arbeit. Zu dem Zeichenunterricht am Gymnasium kam mit der Zeit auch der Unterricht an der Mädchen-, Bürger- und Gewerbeschule und erstreckte sich daher auch auf gewerbliches, perspektivisches und geometrisches Zeichnen. Bei seinem Unterrichte war Sch. jederzeit bestrebt, den jeweiligen Zweck desselben im gegebenen Rahmen völlig zu erschöpfen und gleichzeitig auch die individuellen Fähigkeiten seiner Schüler herauszufinden und zu fördern.

Seine liebste und ureigenste Tätigkeit war und blieb aber auch in Schäßburg immer die Malerei in Öl und in Aquarell. Eine große Anzahl Porträts, Altarbilder und Landschaften in Siebenbürgen stammen von seiner Hand. Er hat hier die meisten bedeutenden Männer seiner Zeit porträtiert, u. a. die Bischöfe G. D. Teutsch und Fr. Müller, dann die Professoren M. Albert, Steinburg, Stadtpfarrer Teutsch, die Bürgermeister von Schäßburg, Sternheim, Maetz und Gull und zahlreiche andere, sowie viele Frauen und Kinder.

In vielen siebenbürgischen Kirchen hängen von ihm gemalte Altarbilder, allerdings nur selten eigene Kompositionen, meistens sind es Entwürfe nach Reproduktionen berühmter Meister. Seine bemerkenswerteren Altarbilder sind: »Christus am Ölberg« (Birk), »Die Mühseligen und Beladenen« (Lasseln), »Christus mit dem Kelch« (Dunnesdorf), »Christus segnet die Kindèr« (Bergkirche in Schäßburg), »Christus auf dem Meere« (Zepling), »Ostermorgen« (Kaisd).

Sein Familienleben war ein glückliches, wenn auch herber Schmerz ihm nicht erspart blieb. Allzufrüh verlor er seine reichbegabte Tochter Betty, die als Malerin Bedeutendes zu leisten versprach. Im Jahre 1903 trat Sch. in den Ruhestand und hatte das Glück, noch durch einige Jahre ganz hingegeben seinem künstlerischen Schaffen und seinen philosophischen Studien zu leben, bis der Tod ihn ganz plötzlich nach zweistündigem Leiden dahinraffte. Wohl ist Sch. das Glück zuteil geworden, im kleinen, selbst gewählten Wirkungskreis sich als Mensch und Bürger voll ausgeben zu können, doch war es ihm nicht vergönnt, in dem kleinen, künstlerisch erst erwachenden sächsischen Volke sich als Künstler ganz auszuleben, dafür ist ihm das stille, beglückende Gefühl zuteil geworden, dem Kunstsinnn seiner Landsleute und den aufstrebenden jungen sächsischen Talenten mit die Wege geebnet zu haben.

Hermannstadt. *Dr.* Fr. Schuller.

Speidel, Ludwig, Schriftsteller, * 11. April 1830 in Ulm, † 3. Februar 1906 in Wien. — Die Zeit fängt an, Ludwig Speidel in Perspektive zu setzen. Sein historisches Nachleben beginnt und man sucht unwillkürlich nach der Formel, die ihn fassen möchte. Den Klassiker der Wiener Kritik dürfte man ihn zunächst nennen, aber er war noch manches andere. Groß und schwer, ganz aus einem Stück, lag dieser Block in der ausgedehnten Niederung der Tagesliteratur, und von seinem Gipfel hatten die Zeitgenossen einen ungeheuren Rundblick. Eine große Einfachheit ist der nächste Gesamteindruck von ihm, nach Wesen und Tun, und dennoch liegt seine Sache nichts weniger als auf der Hand. Ich habe über ein Menschenalter mit ihm verkehrt, in den letzten sechs Jahren auf sehr vertrautem Fuße; dennoch maße ich mir über manche Wichtigkeiten seines Lebens kein Urteil an. Er hatte überhaupt viel von einem großen Unbekannten. Als vor einigen Jahren ein deutsches Unternehmen von mir eine literarische Monographie wünschte, schlug ich Ludwig Speidel vor; der Bescheid war: Speidel ist in Deutschland zu wenig bekannt, interessiert also das Publikum nicht. Der Mann, der seit vierzig Jahren an der Spitze der Wiener Kritik stand und auch den Geschmack in Deutschland ganz wesentlich beeinflußte. Ihm fehlte das Weltläufige, Ausgreifende, er war ein Konzentrierter, in sich selbst Eingedickter. Wie ein kostbarer Naturstoff, der sich nach innewohnendem Gesetz ein für allemal kristallisiert hat und dann in Unverrückbarkeit den Beruf eines unendlichen Strahlenbrechens erfüllt. Mit seinen Sprühkanten und Blinkflächen ist nicht zu rechten; sie müssen. »Ich kann nicht anders, als ich kann!« hörte ich ihn in sehr alten und kranken Tagen unwirsch ausrufen. Das könnte der Wahlspruch seines Lebens sein. Seinem äußeren Leben hatte er einen verhältnismäßig engen Kreis gezogen, der sich gerade in den Jahrzehnten seiner unbeschränkten Machtfülle kaum je veränderte. Seine meisten Freundschaften waren lebenslänglich, und zwar gehörten zu seinen Vertrautesten nicht bloß berühmte Zeitgenossen, sondern auch ganz schlichte Niemande, deren Wesen ihn ansprach oder nicht störte. Desto reicher baute er sich innerlich aus. Nichts Wertvolles, Gediegenes, was der ästhetische Mensch geschaffen, blieb dem Kreislaufe seines geistigen Organismus fremd. Aber der unermüdliche Aufnehmer war ein verdrossener Mitteiler. Vor allem das Gegenteil eines Redners. Berühmt geworden ist ja sein einziger Redeversuch, als er bei dem Festessen, mit dem die »Neue Freie Presse« den Siebzigjährigen ehrte, die Festrede beantworten sollte. Er brachte bloß den ersten Satz heraus: »Das Feuilleton ist die Unsterblichkeit eines Tages«; dann schwieg er und setzte sich. Vollends haßte er das Schreiben. Über seine »Schreibfaulheit« hat sich eine Mythologie gebildet. Er war imstande, die letzte Novität vor den Ferien des Burgtheaters nach den Ferien zu besprechen. Daß ihn also nichts bewegen konnte, auch noch nach Deutschland zu schreiben, ist selbstverständlich. Er glich jenen großen Schauspielern des klassischen Burgtheaters, denen er als Kritiker an den Leib geboren war. Wie Anschütz, Löwe, La Roche, Fichtner in ihrer Blütezeit kaum je als Gäste in Deutschland auftraten, so auch der Schriftsteller Sp. Er und sie blieben draußen gleich unbekannt, wurden höchstens ein großes Hörensagen. Dazu kam, daß Sp. nie zu bewegen war, seine Aufsätze gesammelt herauszugeben. Auch nicht die kostbaren Stimmungsbilder, Novelletten, Märchen, die er für Festtage

schrieb. Er hätte sie vermutlich nicht einmal aufgehoben, denn einmal aus der Feder, waren sie für ihn nicht mehr vorhanden. »Ich habe nie eine Korrektur gelesen«, sagte er mir, »und nie ein gedrucktes Feuilleton wieder angesehen.« Seine Frau war die Vorsehung dieser Wertpapiere, die sie sorglich ausschnitt, in Päckchen band und so in einer gewissen alten geschnitzten Truhe einsargte, zu fröhlicher Urständ, irgend einmal in posthumeren Zeiten. Daher ist auch die Lebensarbeit Sp.s einstweilen nicht zu übersehen. Er existiert, so weit sich die Abonnenten der »Neuen Freien Presse« und des Wiener »Fremden-Blatt« erinnern. Und die große Gemeinde der Kaffeehausleser. In Wien, in Österreich, war Sp.s literarische Geltung von Anfang bis zu Ende unbestritten. Sein schriftstellerisches Genie siegte, wie es wollte. Der Kritiker allerdings wurde von Parteigegnern mit einer Erbitterung verworfen und nach Möglichkeit schlecht gemacht, die eben auch wieder beweist, wie schmerzlich er ihnen alle die Jahre her wehgetan. Es waren die Kämpfe um die neue Musik. Sp.s intransigente Stellung gegen Wagner, wie später gegen Brahms, zog ihm die heftigste Gegnerschaft zu. Eine Generation stand wider ihn in Waffen, aber er wich nicht. Die Psychologie dieser Naturerscheinung wird dem Leser später klarer werden. Eduard Hanslick, die geschmeidigere Natur, wußte sich eher Brücken zu bauen für gelegentlichen Rückzug von allzu verlorenem Posten. Sp. konnte kraft seiner ganzen Natur nicht anders; gewisse *bêtes noires* waren für ihn absolut nicht weiß zu waschen. Und sein ästhetischer Mensch wurzelte eben überhaupt in sehr konservativer Zeit. Er war um ein Vierteljahrhundert zu früh geboren, mitten in eine schale, saftlose Epigonik hinein. Als Theaterkritiker, der er doch hauptsächlich wurde, hatte er eine Tagesproduktion vor sich, bei der das Spiel die Kerze nicht wert war. Er stand so hoch über alledem, wie ein Billroth, der König des Messers, über seinem klinischen »Material«. Er kritisierte *in anima vili*. Das macht auf die Dauer souverän und absolut. Und stößt er dann in der flachen Öde auf ein echtes Ungetüm, so jauchzt er hell auf ob der gottgesandten Aventiure und besteht den Drachen, oder auch den fremden Helden, mit Feuer und Schwert in funkenstiebender Kampfeslust. Erlegen kann er ihn nicht, aber er hat gekämpft, hat sich ausgetummelt in schneidigem Tournament. Kurzsichtige nennen ihn dann kurzsichtig, Blinde blind, Ungerechte ungerecht. Denn er ist ein Kritiker, und wer wäre der Kritik mehr ausgesetzt als dieser? Aber er war nur ein Echter, Voller, eine Vollnatur, die nichts vermag wider sich. Er lebt sich naturgemäß aus in grimmiger Fehde gegen Große und Größte, die ja das nämliche tun. Ich kann nicht anders, als ich kann.

Ludwig Speidel war zu Ulm geboren, am 11. April 1830. Sein Vater hieß Konrad, seine Mutter Anna, eine geborene Steiner. (Die allerersten Artikel Sp.s erschienen unter dem Namen Steiner.) Konrad Speidel war Musiklehrer mehrerer Generationen und erbte sich in Ulmer Bürgerfamilien so fort, auch als Vertrauensmann für alles und jedes. Sein ausführlicher Nekrolog in der »Ulmer Schnellpost«, von Sonntag, dem 1. Februar 1880, schildert ihn als Mann von musterhafter Tüchtigkeit. Er war am 16. September 1804 im Dorfe Söflingen bei Ulm als Sohn wenig bemittelter katholischer Eltern geboren. Die Musik regte sich in ihm früh. Mit fünfzehn Jahren trat er in die »Brigademusik« ein und ging mit zwanzig Jahren, schön und stimm-

begabt, nach Stuttgart, wo er bei Krebs und Lindpaintner studierte. Zwei Jahre später heiratete er seine Landsmännin Anna Steiner, mit der er vierzig Jahre in glücklicher Ehe lebte, dann noch zwölf mit zwei Töchtern, gleichfalls Musiklehrerinnen. Er spielte die meisten Instrumente, am besten Geige und Horn, und dirigierte vortrefflich. Er gab bloß Privatstunden, die damals mit 12—18 Kreuzern als nobel gezahlt galten, stand aber auch an der Spitze des »Frohsinn«, dann des »Liederkranz«, der unter ihm 1853 auf dem Sängerfest zu Hall den ersten Preis gewann und ihn 1877 zum Ehrenmitglied wählte. In den sechziger Jahren war er Genosse der »Liechtensteiner«, welche gute Musik pflegen wollten, und leitete das aus ihnen hervorgegangene Quartett. Ein milder, froher Mann, suchte er auch vor allem Freude an der Musik zu wecken. Unter ihm wurde auf Haydn, Mozart, Beethoven geschworen, für die Sensationen des Tages hatte man wenig übrig. Sein älterer Sohn Wilhelm, Professor und Doktor in Stuttgart, war der bekannte Komponist und Musikdirektor. Auf seinen Sohn Ludwig war er besonders stolz. »Das hat mein Sohn Ludwig geschrieben«, pflegte er mit besonderem Nachdruck zu sagen, wenn er so einen Aufsatz aus der Tasche zog und herumzeigte. Stramm bis ans Ende, wollte er durchaus nicht alt werden. Vom Alter durfte man ihm niemals sprechen. Als er einmal mit seinem Stock geneckt wurde, legte er auch diesen ab und humpelte ohne Stütze fürbaß. Er starb nach schwerer Krankheit am 26. Januar 1880.

Auch Ludwig musizierte viel, im Sinne des Vaters, und machte in Ulm das Gymnasium durch. Für die Universität fehlten die Mittel, nur als Gasthörer belegte er dann in München dieses und jenes Kolleg. In der Hauptsache war er selbstgebildet. Noch sind aus jener Zeit mancherlei Schreibereien erhalten; Exzerpte, Lesefrüchte, Wörterverzeichnisse zu lateinischen und griechischen Autoren. Und eine schwere Menge Gedichte. Sein lyrischer Frühling blühte reich genug, und manches davon wird wohl noch die Sonne sehen. Er schickte sich ganz unzweideutig an, der schwäbischen Dichterschule zuzuwachsen. Knappheit, Schlichtheit, ein Schmelz von Naivetät stellten sich wie von selbst ein. Naturfreude, Liebesschwärmerei, alle Sehnsuchten des Jünglings singen los. Wäre er nicht ins Zeitungsgetriebe geraten, in der stilleren Heimat hätte er die Leier nicht sobald beiseite gelegt; wir hätten einen schwäbischen Lyriker mehr. Selbst in Wien noch dichtete er herzhaft; in einigen Nummern des »Wanderer« (28. Mai, 18. Juni 1854) finde ich an der Spitze des Feuilletons »Gedichte von Ludwig Speidel«, acht an der Zahl. »Frühlingslust«, »Die Welt aus der Vogelsicht«, »Letztes Erwachen« u. s. f.; die Druckfehler sind mit Bleistift sorglich verbessert. Die Wiener Feuilletonisten dichteten in dieser Zeitung ganz ungeniert; auch Emil Kuh, L. J. Semlitsch (der Saphirtöter), Emerich Ranzoni. Das war der hoffnungsvolle Nachwuchs. Bruder Wilhelm ermangelte auch nicht, ihn zu vertonen und schreibt (München, 22. Januar 1854): ‚Dein Gedicht »Was ich im Sternenglanz gesucht« habe ich komponiert und, wie es scheint, ist es mir gelungen. Nun habe ich fünf Lieder von Dir zusammengestellt, um sie zusammen herauszugeben: 1. Wir haben uns nicht gesucht und doch gefunden. 2. Wie freut mich doch. 3. Vom Weinen. 4. Gefunden. 5. Wir saßen beisammen, bei welchem ich den letzten Vers

weglasse.' Und auch größere Pläne rumorten in ihm. Ein regelrechtes Jambendrama »Hasdrubal« wurde kühn angegangen, aber noch in den ersten Stadien verbrannt. Ein erzählendes Gedicht in Hexametern: »Die Hochzeit im Freien« (München, September 1852) gedieh bis zum zweiten Gesang. Noch ist das blaue Heftchen erhalten, mit 633 Versen in tadelloser Reinschrift. Kein Wunder, daß sich in Wien eine zähe Sage erhielt von einem Bändchen Lyrik, das Sp. einst veröffentlicht, dann aber reuevoll zurückgekauft und vernichtet hätte. Das ist nicht wahr. Er verzichtete auf diese Art des Dichtens, ganz im Sinne eines späteren köstlichen Feuilletons: »Das Glück, kein Dichter zu sein« (2. April 1899), worin es unumwunden heißt: »Wie beneidenswert ist dagegen der Aufrichtige, der kein Dichter sein will, aus dem einfachen Grunde, weil er keiner ist!« Daß Sp. ein Dichter war, wird kein Kenner seiner Prosa leugnen, die gar oft im feinsten Schmelz der Poesie schimmert.

So war seine Jugend rastlose Arbeit. Die Geisteswelt strömte machtvoll in ihn hinein. Er war ein Gefäß von unbegrenzter Fassungskraft. Literatur, Geschichte, Philosophie aller Zeiten. Die Philosophen studierte er sämtlich durch; man merkt es, wenn er später so anlaßweise ganz vergessene Schriften irgendeines Hegelschülers (Rosenkranz fällt mir ein) anzuziehen weiß. Noch sehr spät rächt er einmal Hegel an Schopenhauer, dessen »Dickschädel« er schildert, wegen des zu unglimpflichen Porträts, das dieser einst von jenem entworfen. Und im reifen Mannesalter noch erwähnt er, daß er mit seinem Freunde Bernhard Scholz in ungezählten Sitzungen den ganzen Spinoza übersetzt hat, aber ohne ein Wort niederzuschreiben. Das Schreiben als solches scheint ihm von jeher zuwider gewesen zu sein. Und das Briefschreiben schon gar. Förmlich hochdramatisch können sich da die Situationen zuspitzen. Hätte es für Briefschulden einen Schuldturm gegeben, Sp. wäre nicht viel auf freiem Fuß gewesen. In einem ganz dringenden Falle gibt ihm Wilhelm drei Wochen Zeit zur Antwort; erfolgt keine, so werde er ihm nie wieder schreiben. Selbst seine treue Gönnerin Frau v. Kaulbach in München schreibt ihm, schon nach Wien: »Lieber Ludwig! Wenn ich auch im voraus weiß, daß von einer Antwort oder irgendeinem Lebenszeichen keine Rede sein wird usw. Könnte ich Ihnen doch endlich recht ins Herz reden, wie ich es früher getan...« Wilhelm klage, er habe schon seit Jahr und Tag keine Nachricht, die Eltern desgleichen u. s. f. Innere Mächte mußten ihn schon ganz unwiderstehlich drängen, wenn er zur Feder griff. Und das kam vor. Im Nachlaß befindet sich sogar ein »Tag- und Nacht-Buch« (1849—50), worin er sich lakonisch Luft machte. Und auch die Liebe löste seine Stummheit. Ich denke da an ein allerprivatestes Heftchen, worin ganz einfache und über die Maßen liebe Dinge stehen, bei deren Niederschrift gewiß an keinen Leser und noch weniger an einen Setzer gedacht wurde.

Später hatte er wenig Verkehr mit seiner Familie. Nach Ulm ist er zwar wiederholt gekommen; nachweislich 1872 und 1877. Dieses zweite Mal schreibt er seiner Frau recht scherzhaft: »Meine Ulmer Bibliothek habe ich tüchtig geplündert und bringe — gottlob! wirst Du sagen — einen ganzen Pack Bücher mit.« Er hatte deren wahrlich schon genug. So lange er ledig war, standen sie in hohen Stößen durch die ganze Wohnung am Boden

herum. Erst seine Frau schaffte Gestelle an und hielt sie und ihn in Ordnung. Mit Bruder Wilhelm war seine Beziehung viele Jahre gespannt. Sie waren zu verschieden gestimmt. Wilhelm, ein grundtüchtiger Mann, war von etwas sprödem Ernst und erzieherischem Wesen. Da konnte sich denn Ludwig, den Schalk im Nacken, gelegentlich nicht enthalten, ihm einen kleinen Possen zu spielen. So schrieb er ihm unter anderem: »Ich muß mir nur noch eine Fetter schneiden«, und richtig ging Wilhelm in die Falle und berichtigte postwendend: »Ich mache Dich aufmerksam, lieber Bruder, daß man nicht Fetter, sondern Feder schreibt.« In diesen jungen Gärungsjahren war Ludwigs Stimmung unbehaglich genug. Es galt Stellung zu nehmen zum Leben, vor allem zum Brot. Einen Brotberuf hatte er nicht, ein »Fach« war ihm nicht beschieden. Ihm blühte höchstens das Unterrichtgeben oder die obligate Hofmeisterstelle so vieler junger Helden der Literaturgeschichte. Wo hinaus? An dringenden Ermahnungen wird es nicht gefehlt haben. Der Vater hatte noch für zwei Töchter zu sorgen. Und die Flügel zum Aufschwung waren noch nicht frei. Beleuchtend ist folgende Briefstelle Wilhelms (München, 6. Nov. 1850): »Packe Deine Habseligkeiten zusammen und schreibe mir noch genau, wann Du Ulm verlassen kannst, um Dir einen Zehrpfennig auf die Herreise schicken zu können. Wenn Du mit sehr kleinen Ansprüchen und bescheiden in jeder Hinsicht hieherkommst, wird es Dir mit Gottes Hilfe gut gehen. Ich will erst tun, was in meinen geringen Kräften steht, und ich glaube, daß Du bald einige Stunden bekommen wirst; freilich über 30 Kreuzer die Stunde darfst Du nicht verlangen. Ich habe schon mit Frau Förster, Frau von Aretin und Frau Kaulbach gesprochen, die Dich genügend empfehlen werden. Du wirst Dich dann mit aller Deiner Kraft auf ein gewisses Studium werfen und dabei bleiben. Dies ist der einzige Wunsch, den Du mir erfüllen mußt.« Zum Schluß: »Komme anspruchslos und bescheiden. Dies noch eine Bitte neben dem obigen Wunsch.«

München, das war dann die Welt. Das Lernen im Großen, das Schaffen im Lebendigen, das Mitleben in jedem Sinne. Seine geniale Frische, sein herzhaftes Wesen gewann ihm die Bedeutenden der Zeit. In wie manchem Feuilleton hat er später das damalige München geschildert, den Kreis der Kaulbach, Ernst Förster, Fallmerayer, Liebig, Steub, Bayersdorfer; er hat ihre Namen in »Erinnerungen« gleich girlandenweise durch die Spalten des Feuilletons gespannt, nicht ohne jene kurzen Charakteristiken, die alles mögliche zu sagen wußten. Über Kaulbach schrieb er 1874: »Er ist mehr gewesen als seine Werke. Ich bekenne frei, daß ich mich erkenntlich fühle für das Glück, ihn gekannt, daß ich ihm dankbar bin für die seltene Gunst, mir das Schauspiel einer bedeutenden Persönlichkeit gewährt zu haben.« Jeden Sonn- und Feiertag traf sich bei Kaulbach erlesene Gesellschaft, obgleich »er es durch seine Fresken mit aller Welt verdorben hatte. Der Widerwille gegen diese Fresken hat auch auf die übrigen Werke Kaulbachs seinen gelben Schein geworfen«. Er wettert dagegen, daß man auf Kaulbachs Kosten »kleinere Talente emporhebt, wie z. B. Schwind, der nur im Kleinen groß ist, während er größeren Aufgaben gegenüber bedenklich zusammenschwindet«. (Daß die Äußerung über Schwind nur *ad hoc* gelten soll, braucht wohl nicht betont zu werden.) Darum

kamen zu Kaulbach mehr Schriftsteller und Gelehrte. »Salon? Kaulbach würde lachen. Und doch ist es wahr, daß die Gesellschaften in Kaulbachs Haus durch Einfachheit und heitere Freiheit des Tones an das französische Salonleben erinnern. Die Anwesenden teilen sich in Gruppen, und gruppenweise wird konversiert« usw. Frau von Kaulbach aber ist ihm, nach Ludwig Steubs Ausdruck, »die erste Frau Münchens«. So nennt er sie in einem Reisebrief an seine Frau und berichtet nicht ohne Wehmut, wie sie ihr vierzig Jahre bewohntes Gartenhaus (in dem auch noch Kürnberger gestorben) verlassen mußte, nachdem sie an der Wiener Börse ihr Vermögen verloren. Auch das Förstersche Haus wurde dem jungen Sp. ein Heim. Die Hausfrau war bekanntlich Jean Pauls Tochter (»Paul«, nicht »Pol« ausgesprochen, bemerkte er mir gelegentlich), und daher kam für ihn eine Zeit des Jean Paul-Kultus. Auch den berühmten »Zettelkasten« des Dichters sah er dort noch stehen. »Meinen grün gebundenen, in Gold gepreßten Jean Paul vom Bücherbrette holen«, schreibt er einmal, da er der Erquickung bedarf. Jedenfalls war Sp. in diesem Kreise nicht bloß ein empfangendes, sondern auch schon ein gebendes Element. Beweis dafür, wenn Bruder Wilhelm ihm (25. Okt. 1853) nach Wien schreibt: »Kaulbach sagte mir vorige Woche: ‚Ludwig geht mir recht ab; was ich mit ihm zusammen sprach, kann ich hier in München mit niemandem sprechen, obgleich es selten war.' Dingelstedt, den ich neulich traf, erging sich mit großem Bedauern über Dein Fortsein, und Lachner soll ganz unglücklich sein. Nun scheint es doch, daß er jemand gefunden hat, der den Vorsatz hat, das Geschäft in Deiner Weise fortzutreiben. In einer der letzten Allgemeinen steht nämlich ein Aufsatz über die Beethovensche Messe in Deinem Ton. Teichlein ereiferte sich schon über Dein mildes Urteil, was Du Dir schon in Wien angeschafft hast, er fürchtet sehr für dessen Selbständigkeit. Er meint, Du wärest schon ganz verwienert, und Laube hätte sehr wohl daran getan, sich einen kommen zu lassen, der, vom Glanz frappiert, seine großen Eindrücke in die Spalten der Allgemeinen niederlegt.« Sp. war nämlich, dank seinen Verbindungen, statt Stunden zu 30 Kreuzer zu geben, Musikkritiker der »Allgemeinen Zeitung« geworden, der er dann noch von Wien aus kritische Berichte schrieb. Die erste Sp.sche Kritik in der Beilage der Allgemeinen erschien am 28. Oktober 1852. (Wieder abgedruckt nach Sp.s Tode im Feuilleton des 9. Februar 1906.) »Musikalisches aus München«, vom 26. Oktober datiert, mit der Chiffre »V« bezeichnet. Es handelt von dem neuen Programm der Odeonkonzerte, wo als Novum auch Wagners Tannhäuser-Ouvertüre gegeben werden soll. Von Wagner sei »hierorts noch kein Ton gehört worden« und dieses Stück keine gute Einführung. Wagners Hauptstärke sei die »Dramatik«, man müsse »ein ganzes Opernwerk« von ihm aufführen. Er begründet dies an der Hand des Buches über Oper und Drama und kennzeichnet dessen »paradoxe Behauptungen«. Er ist für diese nicht eingenommen, meint aber doch: »Auf die Länge ist Richard Wagner gewiß nicht von der Bühne abzuweisen. Möge man von dem absoluten Werte seiner Werke denken, was immer man wolle, eine geschichtliche Bedeutung haben sie unbestreitbar und werden auch auf die künftige Entwicklung der Oper einen nachhaltigen Eindruck ausüben.« Die erste gedruckte Äußerung Sp.s über Wagner, den er aufgeführt sehen will. Am Schlusse des Be-

richtes spricht er von der Sängerin Frl. Falconi-Bochkolz. Er lobt sie, aber »die Natur hat ihr, wie den meisten Singvögeln, Schönheit des Leibes versagt«. Eine schon sehr Sp.sche Pointe.

Nach Wien kam Sp. im Jahre 1853. Gleichzeitig mit dem schönen Wittelsbacherkinde, das die Zierde des Habsburgerthrones werden sollte. Es heißt, er sei aus diesem Anlaß als Berichterstatter entsandt worden. Aber er und Wien ließen einander nicht mehr los. Noch immer spuken Kaulbachsche Worte in seinem Hirn. Der hatte aus Wien geschrieben: »Hier geht alles im Dreivierteltakt, auch die Kunst.« Sp. knüpft daran, schon in Wien, bedenkliche Betrachtungen: »Das ist ein lustiges Wort für eine traurige Sache. Einem Fremden, der Wien nur berührt, wie die fliegende Schwalbe das Wasser, mag es gestattet sein, sich mit solchem Witze den ganzen Jammer des österreichischen Kunstwesens von den Flügeln zu schütteln; wer aber in diesen Käfig eingesperrt ist, der lernt andere Weisen pfeifen.« Den »Anschluß«, dessen er als Wesensfremder in all der Halbschlächtigkeit dringend bedurfte, fand er zunächst bei Karl Rahl. Doch davon später. Jedenfalls fand er hier einen breiten Strom, in dem er mit starken Armen schwimmen konnte. Er wienerte sich bald ein und hatte ja auch wirklich, wie Brahms, Gabillons, Hartmanns, Dombaumeister Schmidt und so viele andere aus dem Reich, ein angeborenes Talent, Wiener zu werden. Jene gewissen besonderen Eigenschaften, die z. B. Anselm Feuerbach nicht besaß. An Fleiß ließ er es nicht fehlen. In jener geschnitzten Truhe finden sich noch bündelweise sortiert seine Beiträge zu allen möglichen Zeitungen. Er schrieb für den »Wanderer« (1854 und dann wieder 1869—70, aus diesen Jahren hat er sich auch einen Pack Joh. N. Bergerscher Leitartikel aufgehoben), für den »Lloyd« (1854), die »Donau« (1855—63), die »Österreichische Zeitung« von Albert Hugo (1855—58), Hugos »Jagdzeitung« (1858, u. a. über Laubes »Jagdbrevier«), die »Morgen-Post« (1858), O. B. Friedmanns »Neueste Nachrichten« (1859), die »Wiener Zeitung« (1858—59). Er schrieb damals und noch in den sechziger Jahren viel, oft und über alles: Theater, Musik, Kunst, Plaudereien, Humoresken, Reisebriefe, sogar aus Prag und Pest, Genrebilder, Stimmungsbilder aus dem Wienerwald. Selbst für den Leitartikel wurde er gepreßt. Er ging in sämtliche Vorstadttheater, ja in ländliche Sommertheater, schrieb über die kleinsten Debuts (z. B. Karl Bukovics als Max im »Freischütz«) und die unklassischesten Stücke. Er kritisierte sogar eine Verherrlichung des persischen Insektenpulvers im Thaliatheater, in einem Zacherlstücke von Th. Flamm. Da hieß es denn: »Es schlagen in ganz Österreich wenig fühlende Herzen, denen Herr Zacherl nicht einmal ein stiller Wohltäter gewesen« und er stellt sich den Mann vor als einen von den Erinnyen erschlagenen Ungeziefers gehetzten Helden. Im Sommertheater zu Braunhirschen würdigt er tapfer Anton Langers Posse: »Der Bankier von Wachs«. Wie der richtige Schauspieler in seinen Anfängen, »kugelte er sich herum«. Das waren seine Schmierenjahre, nichts Feuilletonistisches blieb ihm fremd. Mit diesen Erfahrungen im Leibe konnte er dann die Höhen seiner Kunst erklimmen. In den sechziger Jahren sehen wir ihn für Karl Terzkys »Glocke« arbeiten (1863—64). Da kommt sogar eine »Petition des Praterwurstls an den Gemeinderat« vor, natürlich pro Wurstl. Und eine Humoreske: »Die Pitsche«, wider das eklige Abtropfbier;

ganz macbethisch ist der Ausruf: »Töte nicht das Bier!« Die »Glocke« wurde aber von seinem vertrauten Freunde Bernhard Scholz gegründet, dem rheinischen Dramatiker, der dann wieder heim ging und in Wiesbaden schon 1871 starb. Die Nekrolognummer seines dort herausgegebenen Blattes, des »Rheinischen Kurier« (12. Dezember) hat sich Sp. aufgehoben. Längere Dauer hatte seine Mitarbeit am »Vaterland« (1860—64), das ihn auch nach London zur großen Kunstgewerbeausstellung schickte. Das wurde freilich ein berühmtes Abenteuer. Die noch jetzt herrschende Sage in Wien ist, daß er überhaupt nie bis London gelangte, sondern unterwegs im Münchener Hofbräu sitzen blieb. Der sei stärker gewesen als er und das Vaterland. Das ist wieder einmal nicht wahr. Er wurde in London krank und konnte unmöglich schreiben. Es ist urkundlich erwiesen durch einen Brief seiner Schwester Josephine an seine Frau (11. Juli 1862), worin es heißt: »Das Londoner Klima hat ihm recht arg zugesetzt, seine Hausfrau, des *shorthand writers* löbliche Ehehälfte, hat mir einen trostlosen Bericht über Ludwigs Zustand gegeben. Doch habe ich mich bald darüber getröstet, da ich ihn so munter und »lieb« getroffen habe, nur wollte er noch nichts essen und ernährte sich mit beinahe nichts als Tee, von dem er mit einer gewissen Leidenschaft einige zwanzig Tassen hinunterschlürfte, was mich nicht wenig ergötzte.« Seine Zeitung aber mußte sich freilich anders helfen und tat dies den Lesern durch folgende Notiz kund, die sich noch als Ausschnitt unter den Papieren findet: »Herr Ludwig Speidel, unser Berichterstatter für die Londoner Ausstellung, ist, wie wir infolge gütiger Mitteilungen erfahren, leider auf der Reise mehrfach erkrankt und es ist daher zu bezweifeln, ob wir von ihm Briefe über die große Ausstellung empfangen. Inzwischen werden die geistvollen Berichte des Herrn Levin Schücking unsere Leser vollständig entschädigen.« In den folgenden Jahren finden wir ihn dann noch bei der »Presse«, 1872 bei der »Deutschen Zeitung«, mit einzelnen Musikfeuilletons auch in der »Montags-Revue« (1879), in der Hauptsache aber als erste Feuilletonkraft der »Neuen Freien Presse«, seit ihrer Begründung, und durch mehr als vierzig Jahre als Musikkritiker des Wiener »Fremden-Blatt«. Nur in ganz besonderen Fällen (Schillerfest u. dgl.) zeichnete er mit seinem Namen, sonst nur mit der berühmt gewordenen Chiffre »L. Sp.«, im »Fremden-Blatt« mit »sp.«. Anderwärts benutzte er die verschiedensten Chiffern: § (sogar noch als Kunstreferent der »N. Fr. Pr.«), σπ (Musikalisches in der »Wiener Ztg.«), —l, □, ×, * u. s. f. Die Chiffre »L. Sp.« hatte er schon 1855 in der »Donau«.

An Karl Rahl also schloß er sich in Wien zuerst an, mit der ganzen Hingabe seiner warmen Jugend. Man sieht, er kam von Kaulbach und den großen historisch-allegorischen »Maschinen« des damaligen München her. Er suchte und brauchte wieder eine Vollnatur, als ein Naturschauspiel, seine Seele zu füllen. Das Wort Übermensch war damals noch nicht geprägt, aber Rahl war einer. Und er hatte sich einen Überstil gemacht, gut für Augen, die was vertrugen, und hatte dazu noch ein neues großes Farbengefühl. Wie oft hat Sp. seinen Rahl gefeiert, mit allen seinen kraftnatürlichen Eigenschaften, seine »Macht der Invektive« mit inbegriffen, »deren Feuer noch den Schmutz adelte«, und seinen »Zynismus, das Erbteil der Ärzte und Maler, der sich in aristophanisch-großartigen Formen bewegte«.

»Zum ersten Male seit Schubert hat Wien wieder einen großen schöpferischen Künstler hervorgebracht, aber man verfährt mit ihm, als ob die Genien hierzulande gleich Distelköpfen wucherten« (1865). Er schildert ihn selbst noch aufgebahrt. »Seinen Kopf, in welchem sich die Züge eines Sehers mit denen eines antiken Waldgottes wunderbar verschmolzen.« Er beschwört noch jede einzelne Gebärde des Mannes herauf. »Beim Sprechen pflegte er die geschlossene Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger der Schläfe zu nähern.« Er bewunderte ihn als »wirklichen Maler«, neben dem ihm Gallait grau erschien. Und Rahl war keiner von den »Flachen und Modernen«, er war »unberührt geblieben von jener krankhaften Zeitrichtung, die man Realismus heißt«. (Man bemerke, was ihm damals als »krankhaft« galt; jetzt ist dies das Wort der Realisten für die modernen Romantiker.) Nur für Wilhelm Leibl, unter allen Malern, fand er später solche Wärme, als er ihn, von Wilhelm Trübner geführt, in Aibling aufgesucht hatte (1881). Als Rahls athenischer Fries in Reproduktion erschien, schrieb Sp. dazu die ausführliche Erläuterung. Und einige Kohlenstudien Rahls hingen zeitlebens in seinem Salon. Es ist interessant, wie er 1866, noch im Banne des toten Rahl, den toten Wiener Großrealisten Waldmüller, den »Bauern-Rafael«, beurteilte. Die Waldmüller-Ausstellung schien ihm unter der kurz vorher stattgefundenen Rahl-Ausstellung nicht wenig zu leiden. Er vermißt bei W. »das Halten an der Tradition«. »Die künstlerische Blütezeit Waldmüllers war kurz bemessen, sie füllte kaum ein Jahrzehent aus. Seine besten Werke fallen in die vierziger Jahre und wie ihm bis dahin nichts Rechtes gelingen wollte, so geht es mit ihm vom Jahre 1848 an rasch bergab. Seine späteren Gemälde, die durchaus manieriert sind und geradezu auf das Häßliche losgehen, sind nicht mehr genießbar. Wie schon früher, nachdem ihm sein Bestes gelungen, so vertauscht er auch jetzt, nachdem er sein Mißlungenstes hervorgebracht, den Pinsel mit der Feder und will die Welt mit einer neuen Lehre von der Kunst beglücken. Diese Schriften, die das niedrigste theoretische Bewußtsein von der Kunst verraten, haben dem seligen Meister viele Feinde zugezogen und selbst verständige Leute für seine wirklichen Verdienste blind gemacht. Was nahm man ihn aber auch beim Wort und nicht beim Werke? Wir lächeln über seine wunderlichen, ganz und gar verworrenen und verschrobenen Ansichten von der Kunst; wenn wir aber auf etwa ein halbes Dutzend seiner Bilder blicken, so müssen wir sagen, daß weder ein österreichischer, noch ein deutscher Genremaler der neueren Zeit solche lebendige und lebensfähige Werke geschaffen.« Dieser herzhafte und unumwundene Schluß zeigt, wie lebendig der Kritiker das Lebendige des Malers spürte; was vorangeht, ist eben die Meinung der besten Kunstkenner jener akademischen Zeit. Auch ich hätte keine andere gehabt. Bei den »Modernen Amoretten« des eben auftauchenden Makart schreibt er: »Wo dieses jugendliche Talent hinaus will, wissen die Götter. Es steht leider zu befürchten, daß es sich in leerer Virtuosität verlieren werde.« Er hatte das nämliche Gefühl, wie Anselm Feuerbach, der in seinen Aufzeichnungen die schlimmsten Worte für Makart findet. Feuerbach strömte seine Entrüstung in einem ganzen Aufsatz: »Makartismus« aus, dessen Handschrift er eigens Sp. schenkte. (Sie saßen damals oft im Café Schwarzenberg, Heugasse, zu Biere.) Es ist eben nicht leicht, Kaulbach und Rahl restlos zu verdauen, und Cornelius und

Genelli (»großer Künstler«, 1854) und die ganze deutsche Kartonwelt. Er fand sich bald zurecht und erwartete die neue Kunst mit offenen Sinnen. Welches Verständnis hatte er dann für Munkácsys »Milton«, Courbets »Steinklopfer«, für jede neue Einfleischung des malerischen Prinzips. Hätte die Moderne ihn noch frisch und streitlustig gefunden, er hätte sich ihr schwerlich verschlossen. Manches lobte er mir rückhaltlos, wenn ich ihn aber bewegen wollte, doch einmal das Seinige über die neuen Dinge zu sagen, hieß es: »Das ist mir alles fremd, ich müßte mich in Menschen und Sachen erst hineinlernen.« Sein letzes Kunstfeuilleton, über Constantin Meunier (10. April 1898), ist geschrieben wie über einen alten Meister, über den es gar keinen Streit geben kann.

In der Musik ist er wohl am meisten kanonisch verblieben. Er hatte Klassikerblut in seinen Adern und war für einen musikalischen Religionswechsel schwer oder gar nicht zu haben. Das waren im Vater- und Mutterhause die ersten Toneindrücke des Säuglings gewesen. Klassische Musik spielte er selbst mit Leidenschaft sein lebenlang. In den edelsten Überlieferungen der Philharmonik, der Kammermusik wogte sein Töneleben dahin. Als er nach Wien kam, erlebte Frau Musica gerade wieder einen Rückfall in die blühendste Jugend. Schubert wurde ausgegraben und von Herbeck auf einen echt vergoldeten Biedermeierthron gesetzt. Man lese einen Sp.schen Artikel über ihn; keine Kritik, sondern etwa »Schubert und die Höldrichsmühle«. Das war immer die recht eigentliche Freude an der Musik, wie sie noch der alte Vater Konrad in Ulm verstanden. Und nun plötzlich all dieses »neue Wesen« ringsum, dieses neue Musikprogramm, diese unbequem anspruchsvollen Innerlichkeiten und Äußerlichkeiten eines neuen Tonevangeliums. Er drückte mir das einmal so aus: »Denken Sie sich, was ein Christ fühlte, als der Islam gegründet wurde«. Wir haben gesehen, wie schon sein erster, noch schüchterner Musikartikel Wagner empfehlend ablehnte. Das blieb dann seine Haltung bis ans Ende. Ohne Zweifel hat persönliche Abneigung dazu beigetragen. Als Wagner in Penzing hauste, gab es Veranlassung genug. Die Geberde des großen Mannes, das Getöse der »Clique«, der Anspruch auf unbedingte Gefolgschaft, all das ging der kraftvollen Selbstfülle einer Sp.schen Persönlichkeit wider den Strich. Sie waren zwei Pole, die sich naturgemäß abstießen. Auch Brahms gegenüber spielte das Persönliche stark mit. Aus so mancher frühen Äußerung schon klingt die Unvereinbarkeit zweier Wesen deutlich hervor. »Ein hervorragender Tonsetzer, eine der hellsten Leuchten der deutschen Musik der Gegenwart« ist er ihm zwar, aber auch »eine viel zu weltkluge, ironische Natur, die viel zu tief in die Menschen hineinschaut, um sich um ihren momentanen Beifall nur etwas zu kümmern«. Damals waren sie einander noch möglich. Später verschärfte sich der Gegensatz immer mehr. Es entstand einer jener langen, aufreibenden, kritischen Kleinkriege, in denen der unerschöpfliche feuilletonistische Witz Sp.s, seine unglaubliche Virtuosität der Nadelstiche sich ein Fest leistete. Und das oft unleidliche Gebaren des Parteigängertums, das sich an diese großen Musikschöpfer heftete, zog ihnen fast noch mehr kritisches Ungemach zu, als ihr eigenes Schaffen. Wobei übrigens auch noch in Anschlag zu bringen, daß Sp. seine Musikkritiken nicht für die »Neue Freie Presse«, sondern für das

»Fremden-Blatt« schrieb. Es gab zwei ganz verschiedene Sp.s nebeneinander. In der »N. Fr. Pr.« hielt er den Ton wesentlich höher, im »Frdbl.« durfte und sollte er populär sein. Da war alles Aufmischende willkommen und neue Facetten schliffen sich an Sp.s Schreibart heraus, auch eine göttliche Gaminerie, die ans Witzblatt streifen konnte. Er hatte eben alle erdenklichen Saiten auf seinem Instrument. Und gewisse kleine Bosheiten schmerzten die Betroffenen noch weit mehr als blutige Schwertstreiche, da sie doch wußten, daß sie bei alledem unvernichtbar waren. Wenn er etwa über Hans Richter ganz harmlos schrieb: »Herr Johann Richter dirigierte mit der unerschütterlichen Ruhe eines Holländers.« Wer könnte es so bald feststellen, wie vielerlei kleine und große Menschlichkeiten zusammenwirkten, um ein kritisches Verhältnis festzustellen und in der einmal gewählten Richtung folgerichtig fortzubilden. Auch was an richtigem Sportreiz sich aus vorhandener Schärfe der Feder auslöst, ist nicht gering anzuschlagen. Nur wer selbst solche Feder führt, weiß das genau abzuschätzen. Und das alles ist auch so sehr Temperamentsache; Blutmischung von Hause aus, Tages- und Jahresstimmungen, wichtige seelische Durchgangsmomente spielen mit. Dazu das Bewußtsein, das Gewürz des Blattes zu sein.

Übrigens war Sp., wenn man ihn richtig zu fassen wußte, merkwürdig rasch umzustimmen. Einer intelligenten Vermittlung war er sehr zugänglich. Und dann hatte er einen unerschöpflichen Fonds von Seelengüte, Menschenfreundlichkeit, Humor, und schließlich war der ganze Mensch von einem schimmernden Zauberschleier von Liebenswürdigkeit, Gefälligkeit, Noblesse umwallt. Man konnte an seine Seele heran, auch wenn er nicht recht wollte; er tat dann, als habe man an seinen Verstand oder seine kunstpolitische Einsicht appelliert. So in den Fällen Wilbrandt und Burckhard, im Burgtheater. Ein hübsches Beispiel solcher Umkehr ist aus seinem Verhältnis zu Anton Bruckner anzuführen. Anfangs mochte er ihn gar nicht und ließ ihn wesentlich satirisch an, bis eines Tages Albert Kauders — so erzählt er in seinem Aufsatz: »Speidel als Musikkritiker« — sich ins Mittel legte und ihn zu gründlichem Studium Brucknerscher Partituren bewog. Da war Bruckner gerettet. Es erschien ein herrlicher Artikel voll liebevoll humorisierender Anerkennung (»Meßnerfigur mit dem Imperatorenschädel«). Selbst Richard Wagner wandte er sich gelegentlich mit plötzlich durchbrechendem ästhetischem Gefühl zu. Im Jahre 1883 schrieb er noch einen »Hohnartikel« (Kauders) gegen den »Tristan«, zwölf Jahre später würdigte er das Werk tief eindringend, mit einer Art Selbstaufopferung. Nur zu Brahms fand er keine Brücke mehr; beide waren alt geworden ohne Brücke und behalfen sich ohne einander. Auf den Wagnerkrieg in Wien blicken wir ja heute historisch zurück, leidenschaftslos wie auf eine andere notwendige Naturerscheinung. Das war ein gesundes Erdbeben, wie in jüngster Zeit wieder die Sezession. Morsches ist eingestürzt, Starkes ragt nach wie vor. Eine Weile wird das nun vorhalten. Die Wiener Wagnergegner bildeten jedenfalls eine glänzende Phalanx, die einst gewiß literarische Schätzung genießen wird. Wie heute die Xeniengegner und Werthersatiriker, allerdings minderes Gezücht, richtig gewertet werden, deren Opuscula sogar wieder in authentisch nachgeahmter Originalform ans Licht gelangt sind. Und wie Sp. seinen Wagnerkrieg führte, das wird immer ein geistiges Ergötzen bleiben. Was hätte Lessing

getan, wenn er an des braven Hauptpastors Stelle einen Richard Wagner vor sich gehabt hätte? Wie groß wäre er an dem Riesen geworden. Und wie mancherlei Abschattungen kommen in der Kriegführung Sp.s vor. Sogar ausgiebiges Lob, in früher und später Zeit. »Das Libretto ist szenisch ganz meisterhaft gearbeitet«, heißt es von der »Walküre«. Eine »wundersame Harmoniefolge« nennt er die Stelle: »Mir allein weckte das Auge süß sehnender Harm, Tränen und Trost zugleich.« Zugleich freilich: »Im allgemeinen liegt in diesen Leitmotiven eine Armut der Erfindung.« Mit welcher Gründlichkeit analysiert er etwa den neuen »Lohengrin«, in mehreren Fortsetzungen (»Wiener Zeitung«, 1859), allerdings nicht zu Glimpf. Das wurde auch in Leipzig gelesen und jemand schickte ihm von dort als Antwort Hans v. Bronsarts Broschüre: »Musikalische Pflichten«. Die besprach er dann in einem Feuilleton: »Das Geheimnis der Zukunftsmusiker«, nicht ohne zu fragen, wer ihm das Opus geschickt haben möchte. »Sollte es etwa Herr Brendel sein, der tapfere Zukunfts-Haudegen, welcher, seit Richard Wagner aufgekommen, seinen Zopf in ein Schwert verwandelt hat?« In Deutschland fanden nämlich Sp.s kleine Streitschriften lauten Widerhall. Die dortigen Wagnergegner hielten sie in regem Umlauf und meldeten sich gelegentlich auch beim Verfasser. In einem Artikel »Wagneriana« erwähnt er, daß ihm »von mehreren im »Schwan« zu Hochheim versammelten edlen Rheinländern als Zeichen der Anerkennung etliche Flaschen edlen Hochheimers zugesandt worden«. In diesem Aufsatz polemisiert er gegen Julius Fröbel, der (im »Botschafter«) seinen letzten Wagnerartikel »grob« gefunden hatte. Da heißt es: »Das wüste Treiben jener Prätorianer, die sich um Richard Wagner geschart, einer wahren musikalisch-kritischen Schwefelbande, die mit Hui und Pfui über jeden herfährt, der nicht mit vollen Backen in das Zauberhorn der Zukunftsmusik stößt.« Er wehrt sich eben stolz und stark, wenn man will auch »grob«, wider Vergewaltigung. Nun erst recht nicht! Er war jung und frei, und weil er das erste war, wollte er sich das zweite nicht nehmen lassen. Charaktersache. »Wir sind dieser Eine gegen Tausende, die Wagners Posiemusik vorderhand schön finden.« Er findet Wagners Musik nicht einmal deutsch. »Wagners Musik ist dagegen durch und durch äußerlich, im schlechten Sinne sinnlich, gemütlos, kurz undeutsch, und die ihr Wagners Musik bewundert, seid wenigstens in musikalischer Hinsicht die schlechtesten Deutschen.« Und auch Wagner als Person erschien ihm danach. Er, der ein so wunderbarer Porträtmaler mit der Feder war (»Beethovens äußere Erscheinung« u. dgl.) fand bei dem großen ersten Wagnerkonzert in Wien, wo der Meister einen ungeheuren Triumph feierte: »Noch schärfer als früher, prägt sich in seinen Zügen der Doktrinär, der Pedant, der sächsische Schulmeister aus.« 1861 schildert er einmal (»Vaterland« 19. Mai) Wagner in Venedig, in buntem Schlafrock, Hose, Mütze. Dieses Motiv wurde viel später von seinem Freunde Daniel Spitzer, dem »Wiener Spaziergänger«, in dem bekannten Büchlein: »Briefe einer Putzmacherin an Richard Wagner« mit ausführlicherer Lauge übergossen. Dieser Aufsatz ist überhaupt ein elegant gearbeiteter Köcher voll purpurgefiederter Pfeile. »Diese Unendlichkeit der Melodie ist die »schlechte Unendlichkeit« Hegels, ein Ding, man weiß weder wo es anfängt, noch wo es aufhört« — »endlos, nicht unendlich« — »ein Bandwurm, dessen Kopf nicht aufzufinden ist« — »endlose Stammelei« —

»W. ist künstlerisch nicht der Ausdruck des deutschen Geistes, sondern nur ein Zerrbild desselben« — »er ist eine innerlichst unproduktive, eine künstliche, hohle, reflektierte Natur« — »Berlioz ungleich bedeutender als er« — »daß Wagners Musik stellenweise anregend wirken und interessieren kann, begreifen wir vollkommen; wer aber in seinen Opern musikalische Befriedigung findet, den muß man ästhetisch ganz und gar verloren geben.« Ein Wort trugen und tragen ihm die Wagnerianer (wie man damals sagte) mit besonderer Unversöhnlichkeit nach, es wird noch jetzt bei Gelegenheit als eine Art Hauptargument wider ihn geschleudert. Das letzte Mal las ich es bei Prof. Volbehr, samt Feststellung des Datums. Das Wort »Affenschande«. Es wurde eben nicht mit Billardkugeln geschossen in diesem Dreißigjährigen Krieg. Ein weiteres Jahrzehnt verging, Bayreuth stand am Horizonte, Wagner war der große Deutsche neben Bismarck. Auch Sp. fühlte es deutlich in seiner stammtreuen Schwabenseele. Da schrieb er den mannhaften Aufsatz: »Richard Wagner und die deutsche Sache« (»Deutsche Zeitung« 1872). Schon zu einem früheren Wagner-Feuilleton hatte er als Feuilletonredakteur die Fußnote geschrieben: »Richard Wagners Sache ist von der deutschen Sache nicht mehr zu trennen.« Nun führt er diesen Gedanken aus. »Eine Eigenschaft hat Richard Wagner bis zur Virtuosität ausgebildet, mit dem zu bezahlen, was er ist... Abgesehen vom Werte oder Unwerte der Wagnerschen Musik, so besitzt sie doch eine positive Eigenschaft. Das Positive an ihr ist, daß sie Begeisterung hervorruft. Wir anderen, die Wagners Musik kühl läßt, wir sind unter der Masse begeisterter Menschen nur Ausnahmen, nur seltsame Käuze... Das deutsche Volk sieht in Wagners Opern seine zeitweiligen musikalischen Ideale verwirklicht und wer sie ihm nehmen wollte — vorausgesetzt, daß er es könnte — würde diesem Volke ein Stück Seele aus dem Leibe reißen.« Er fand sich ab. In demselben Jahre, nach dem großen Wagnerkonzert in Wien, dessen Erfolg er bedingt anerkannte (»Bühne und Orchester vermissen, das ist bei Wagner zu viel«), gönnte er sich doch auch den hübschen Satz über die Juden und ihre Wagnerbegeisterung: »Zwei Dinge sind den Juden nicht abzusprechen: Geld und Geist — ein wohlklingender Stabreim. Aber wenn Wagner winkt, geben sie das eine her, den anderen auf.« Zu dieser Wagnerepisode meiner biographischen Skizze möchte ich nur noch beiläufig bemerken, daß ich in musikalischen Dingen zu keinem Urteil berechtigt bin. Ich möchte kein Thebaner sein, der zwischen zwei streitenden Athenern richten soll.

Das stärkste Ansehen genoß Sp. als Theaterkritiker. Nicht als ob er gerade ein Wiener Theatermensch von seltener Stärke gewesen wäre. Dazu hätte er in Wien geboren sein müssen. Ich halte überhaupt die Literaturkritik für seine eigentliche Stärke. Auch waren seine besten Theaterkritiken immer von stark literarischem Charakter. Wahre Meisterwerke dieser Art, wie jenes Molière-Feuilleton vom 13. Mai 1900, in dem jede Wendung ein Gedanke war, oder vielmehr schien, denn bei aller Bestimmtheit des Wortes war doch kein Gedanke fertig geprägt, er lag aber eingesponnen und man brauchte nur mit der Nadelspitze die Kokons anzustechen, so flatterte es ringsum von den buntesten Flügelkreaturen. Das war eines jener Bravourstücke, wie sie nur einem strotzenden Gehirn entschlüpfen, es weiß selbst nicht wie. Eng beieinander wohnen die Gedanken. Aber Theater war

daran das wenigste. Ein merkwürdiges Pröbchen solcher indirekter Theaterkritik war das Feuilleton über den Juristen Dr. Max Burckhard, als er allen unvermutet zum Direktor des Burgtheaters ernannt wurde (1890). Seine Befähigung dazu untersuchte Sp. in Form einer Zergliederung seines großen juristischen Werkes: »System des österreichischen Privatrechts«. Aus diesem heraus stellte er eine ganze Charakteristik des Verfassers auf und wog den neuen Hoftheaterleiter, und was man von ihm zu erwarten habe, bis aufs Quentchen ab. In rein theatralischen oder gar schauspielerischen Dingen hat er oft geirrt (Frl. Barsescu »das Glück des Burgtheaters«), auch vergingen Reihen von Jahren, in denen er die Darstellung eines großen Stückes mit wenigen Zeilen am Schlusse abtat. Aber er hatte über vierzig Jahre lang das Wiener Theater kritisiert, war dessen geschriebenes Gewissen geworden, jedenfalls eine lebendige Chronik des Burgtheaters, mit dem er am innigsten verwuchs, wie er denn auch mit einigen Größen der Burg (Sonnenthal, Gabillons, Mitterwurzers, Robert) alte treue Freundschaft hielt. Es war eine sinnige Überraschung, daß die Direktion beim Abbruch des alten Burgtheaters die beiden »Referentensitze« Speidels aus dem Parkett heraussägen ließ und ihm als Andenken so vieljähriger Benutzung verehrte. Sie standen seither in seiner Wohnung. Sp. und das Wiener Theater waren also untrennbare Begriffe geworden. Nur darum ließ er sich auch bestimmen, diesem Thema zweimal größere Essays zu widmen. In der Festschrift »Wien 1848—1888«, der Stadt Wien zum Vierzigjahrfest des Kaisers, liest man sein Kapitel: »Theater« und in der »Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Wort und Bild« die historische Darstellung: »Das Wiener Theater«. Der Herausgeber dieses Werkes, Kronprinz Rudolf, hielt ihn besonders wert und schickte ihm immer wieder durch Hofrat v. Weilen, den Redakteur des Werkes, ein Achtungszeichen in Gestalt eines Viergespannes kolossaler Havannazigarren. Nebenbei kann man sich denken, welche Mühe es die Umgebung Sp.s kostete, ihn dann zur tatsächlichen Abfassung dieser größeren Arbeiten zu pressen. Seine Stellung zum Burgtheater wurde mit der Zeit die eines getreuen Eckart, eines kritischen Schirmherrn. Als Wilbrandt die Direktion niedergelegt hatte (1887), wurde ihm sogar diese Stellung angeboten; er lehnte sie natürlich ab, sein Brief an die Generalintendanz erschien dann in der »Neuen Freien Presse«. »Für das Burgtheater bin ich immer zu Hause«, hieß es da. Und dies war kein leeres Wort. Er bewies es so manches Mal, wenn die Not am höchsten war. Welches Aufsehen erregte sein Feuilleton: »Der neue Direktor des Burgtheaters«, worin er der ausgebrochenen Seuche, für diesen Posten zu kandidieren, ein Ende mit Schrecken machte, indem er alle seither genannten Kandidaten (»mit Überwindung manchen persönlichen Gefühls«, was sich etwa auf Ludwig Gabillon bezog) arg durchhechelte. Am schlimmsten kam Friedrich Uhl weg, am besten Ludwig Doczi, der liebenswürdige Dichter des »Kuß«, obgleich er sich einst in einem sonst sehr würdigenden Speidelfeuilleton die Freiheit genommen hatte, ihm offen »Ungerechtigkeit« vorzuwerfen. Er trug es ihm nicht allzu lange nach. »Der Genius des Burgtheaters, ein zartes Seelchen, will geschont sein«, hieß es da. Und es waren schließlich Worte, »aus deren Schärfe und Milde die Liebe zum Burgtheater leuchtet«. Ein andermal (1889) galt es, nach Eröffnung des

neuen Burgtheaters, der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem Sehen und Hören darin Ausdruck zu geben. Entweder ein neues Haus oder den Zuschauerraum umbauen, »daß kein Stein auf dem anderen bleibt!« so radikal sprach er das Wort des Augenblicks aus. Und der Zuschauerraum wurde umgebaut, die berüchtigte »Lyraform« beseitigt, die Höhe freilich mußte bleiben; diese Überarbeitung kostete eine halbe Million Gulden.

Auch mit der Geschichte des Burgtheaters hat sich Sp. wiederholt beschäftigt. Seine Parallele: »Holbein und Laube«, zwei große Aufsätze, ist von diesem Schlage. Während aller dieser Direktionen und Umstürze — Laube, Dingelstedt, Wilbrandt, Förster, Burckhard — stand er auf seiner hohen Warte, fern und doch nah, von Direktion zu Direktion an Gewicht wachsend, immer gefürchteter und umworbener, aber unter all den Verlockungen die Würde seines Amtes unverbrüchlich wahrend. Bei besonderen Anlässen griff er hilfreich ein. Als Dingelstedt 1879 Grillparzers »Weh dem, der lügt«, das von den Wienern einst so verhängnisvoll abgelehnte, wieder aufführte, hieß es dem Publikum vorher einen Wink geben. Dies tat Sp. am Morgen der Aufführung, in Ernst und Kürze, und abends wagte kein Zuschauer, den »dummen Galomir« dumm zu finden. Und wem hätte er solchen Liebesdienst lieber getan, als dem großen Wiener Dichter, der seiner Zeit so weit vorausgekommen war, daß erst die Nachwelt ihn einholen konnte? Die schönsten Bilder gehen ihm auf, wenn er an ihn denkt. In dem Feuilleton: »Aus dem Zeitalter Franz Josefs«, zum Fünfzigjahrfest des Kaisers (1898) vermengt er visionär Grillparzer mit Rudolf II. im »Bruderzwist von Habsburg«, in dem so viel Selbstbildnis des Dichters steckt: »Da kommt einem der Dichter so märchenhaft vor, wie ein verwunschener Habsburgischer Prinz, der bei Tage zum Archivdirektor der Hofkammer verdammt sei und nachts Erinnerungen an seine glänzende Vergangenheit niederschreibe.« Und auch für andere edle Wiener Dramatiker hatte er ein Herz. Kam doch immer wieder einer und pochte an die gestrenge Pforte des Burgtheaters um Einlaß. »Warum denn nicht, wenn man ihn spielen kann!« sagte er mir einmal, als der »Verschwender« burgtheaterfähig werden wollte. Das trifft den Nagel auf den Kopf. Sie können ihn freilich nur mehr oder weniger spielen, und eher weniger. »Wenn es in Wien einen Dichter gegeben hat, so ist es Raimund gewesen«, schreibt er einmal. Auch für Anzengruber tritt er ein, immerhin bedingt; samt Mundart. »Wir denken schriftdeutsch, aber wir fühlen in der Mundart.« Er hielt ihn als Dramatiker sehr hoch. »Solange Anzengruber geschrieben, hat kein anderer deutscher Dichter gediegeneren Inhalt in dramatische Formen hineingelegt.« Freilich, wiederum die Unzulänglichkeit eines Theaters, an dem immer nur der eine (Mitterwurzer, allenfalls Kainz) oder die andere (Schratt) dem Dichter gerecht werden konnte. »Ihn im Burgtheater aufzuführen, hätte einen Sinn, wenn es den anderen Theatern Musteraufführungen bieten könnte.« Auch »Der Kampf um das vierte Gebot« fand Sp. natürlich auf Seite des Dichters. Wenn einst die Schriften Sp.s gesammelt vorliegen, wird es voraussichtlich Monographien über ihn regnen. Dann wird es auch an der Zeit sein, ihn in seinem Verhältnis zum Burgtheater gerecht zu würdigen. Und zu Shakespeare, den deutschen Klassikern, den Modernen, was ja alles urkundlich zu belegen sein wird. Mein kurzer Abriß kann sich nur auf Andeutungen

beschränken. Die Moderne hat Sp. jedenfalls im Theater am bereitwilligsten angenommen. Bequem war sie ihm zwar auch da nicht, namentlich traute er manchem großen Dichter Neu-Berlins nicht über den Weg. Und dann wieder war er förmlich froh, wenn er von der Leber weg loben konnte, etwa Hauptmanns »Hannele«; konnte sich aber dabei doch eines Kraftwortes aus mehr hahnebüchener Zeit nicht enthalten, das ich aus dem Gedächtnis zitiere: »Und so ist auf dem Misthaufen doch noch eine schöne Blume erwachsen.« Gar manche Bemerkung in Gesprächen über dieses Thema ließ deutlich erkennen, daß er den Neuen viel Glück wünschte, insbesondere aber, wie er einmal auch ausdrücklich sagte, viel Talent. »Das Burgtheater, das zwischen Vergangenheit und Zukunft unentschieden schwebt«, war doch eine seiner Lebenssorgen, und er war schon zu alt, um Rat zu wissen. Er freute sich noch der so ganz anderen Leistungen eines Mitterwurzer, die von einem Teile der Kritik Fall für Fall vernichtet wurden. Die Sympathischen sagten dann: »Die beiden Ludwige« (mit dem anderen war meine Wenigkeit gemeint) »haben wieder das Ihrige getan.« Für Ibsen, den man im Burgtheater lange nur mit Vorsicht genoß und mehr mit seinen altmodischeren Sachen aufführte, hätte er gerne Lanzen gebrochen. In den stärksten Worten sprach er für die »Gespenster«, als sie noch allgemein für eine Schrecklichkeit ohnegleichen galten. »Ibsen gehört zu den Geistern, die nach den Wurzeln der Dinge graben und sie zugleich zu einer Höhe wachsen lassen, wohin keine Wirklichkeit reicht.« (Zu John Gabriel Borkman.) Und er schrieb es auch klipp und klar hin, daß die Zeit ihr Drama haben will. Das Burgtheater hat die »edlere Aufgabe, in die merkwürdige Phantasiewelt eines nicht mehr abzuweisenden Dichters einzuführen«. Nicht mehr abzuweisend. Das konnte nicht mehr das Programm eines Lebenden sein, ist aber das Vermächtnis eines Toten. Sp. hatte sich für die Moderne entschieden.

Sp. als Kritiker, das ist ein anziehendes Problem, aber nicht nach dem Einmaleins auszurechnen. Es mag schon etwas daran sein, was Jakob Minor nach seinem Tode schrieb: er sei kein Kritiker gewesen, sondern Schriftsteller. Eine starke vollsaftige Persönlichkeit, die annahm oder abwies, was ihr genehm oder ungenehm war. Ich kann nicht anders, als ich kann. Objektiv oder subjektiv (ich übersetze: sachlich oder ichlich), das sind leere Worte. Ich leugne überhaupt jede objektive Kritik. Es kann höchstens den Willen dazu geben, die Absicht. Ich sage nicht einmal: die gute Absicht, denn warum gut? Meinem Ich gemäß, das ist das einzig in der Natur begründete. Auch mit sachlichsten Absichten wird das Werk auf jedes Ich nach Maßgabe seiner Ichlichkeit wirken. Und zwar, wie dieses Ich gerade in dem Augenblick gestimmt ist. Von zehn zu zehn Lebensjahren immer anders, auf den Verliebten anders als auf den silbernen Hochzeiter. Wenn zehn Landschafter das nämliche Motiv malen, werden zehn verschiedene Landschaften daraus. Auch Lessing konnte die Stücke von x oder y, die er kritisierte, nur lessingisch empfinden. Ist vollends eine Natur gewohnt, sich durchzusetzen, Recht zu behalten, wie der Großkritiker einer künstlerischen Großstadt, so ist er seine eigene kritische Rechtsquelle. Wer kann wider ihn? Er ist der Klügere, Wissendere, Feinfühligere, er ist der Suggestivste von allen, die eine Meinung äußern. Die Wiener Kritik hatte in der Blüte der Speidelzeit, von 1875 etwa bis 1895, eine Art Heroenzeitalter. Ein

souveräner kritischer Geist gab den Ton an. Selbst zahmere Kritiker versuchten mit Blut zu schreiben. Im Jahre 1880, als ich mit ihm bei den Münchner Mustergastspielen war, sah ich es aus nächster Nähe, wie für das Theater »in Wien gutes und schlechtes Wetter gemacht« wurde. In einem Briefe an seine Frau (7. Juli) schreibt er: »während ich wegen meines aufrichtigen Urteils in München vielfach verwünscht werde«. Sie waren draußen eine weit konventionellere Kritik gewohnt. Bei ihm war es noch immer die scharfe Frische, die durch die Kaulbachsche Erziehung gegangen war. Von der erwähnten »Verwienerung« keine Spur. Im Gegenteil, schwäbische Derbheit blieb bis ans Ende der Kern seines Wesens. Sie ist aus ihm so wenig hinwegzudenken, wie aus dem V-Vischer, und bei beiden vertrug sie sich ganz gut mit weichem Gemüt und warmem Herzen. Auch war dieser Kulturmensch von allen Feinheiten bis ans Ende ein Stück Volk. Hartnäckig in seinen Neigungen und Abneigungen, und dann wieder kinderleicht herumzukriegen, durch eine Naivität, die ihm einging, oder auch durch eine Schlauheit, die ihn zu fassen wußte. Das Kapitel vom persönlichen Moment ist bei ihm lang, aber das Gegenteil von unrühmlich. Schwabenvolk, schwabenstreichefähig, der Naturbursche in ihm nie ganz auszurotten. Hatte er doch das Vorrecht, nie einen Frack anzuziehen. Er behandelte selbst die Mode, wie es ihm paßte. Er trug seine eigene schwarze schmale Halsbinde im Matrosenknoten geschlungen und frei herabhängend. Und hatte seinen Spaß an Schwänken, über die seinesgleichen hoch erhaben zu sein pflegt. Was konnte er noch mit weißen Haaren über eine populäre Schnurre aus der Jugendzeit lachen, wenn er mir sie erzählte. Zum Beispiel: »Blaue Hosen sein schie; wenn's regn't, wer'ns grie.« Und hielt sich den Bauch. Ein anderer Zug: sein Verhältnis zu seinem Kater »Tristan«, einem wunderbaren Tier, das einem seiner vielen nächtlichen Abenteuer zum Opfer fiel. Sp. beweinte ihn wie einen Menschen. Er erinnert mich an Anselm Feuerbach und seinen geliebten Kater »Merlin«. In einem Briefe an seine Mutter kündigt er seine Heimkehr mit den Worten an: »Freitag bin ich bei Merlin.« (Allgeyer II. 269.) So war Sp. Einfalt war in ihm und Weisheit; ein mannhafter Mann und ein kindliches Kind. Man brauchte ihn bloß lachen zu hören, hellauf, mit Silberklang, über ganz harmlose Sachen, in denen er augenscheinlich mehr Kitzliges spürte als gewöhnliche Zwerchfellmenschen, und man ahnte sofort, daß er »auch Einer« war. Ein »Eigener«, der gar nie unrecht haben konnte, weil man von ihm nicht verlangen konnte, daß er sich einen fremden Gesichtswinkel ins Auge setze.

Überhaupt ist er eine der schlagendsten Widerlegungen der selbst von Kritikern geäußerten Ansicht, daß die Kritik an sich schon tiefer stehe als die »Produktion«. Das hängt eben vom Wert des Kritikers ab. Eine Sp.sche Kritik über ein Mosenthalsches Machwerk konnte ein Meisterwerk sein. Wer war nun der Produktive, Sp. oder Mosenthal? Unter den Handwerkern der Feder ist dieses Vorurteil eingerissen: X schreibt ja bloß über das, was Y schon geschrieben hat. Selbst in der Einleitung einer der jüngsten Literaturgeschichten glaubt Verfasser den »Produzierenden« gegenüber so bescheiden sein zu müssen. Mir schwebt bei dem Thema immer ein Bild vor: der geniale Kritiker, der über die Schöpfung eines anderen schreibt, ist wie Makart, der aus einem kostbaren Goldbrokatstoff ein

prächtiges Kostüm zurechtschneidert. Oder meinetwegen wie ein Meisterschneider, der das nämliche tut; in seinem Fach ein Makart. Der Brokat mag ein Kunstwerk sein, das Kostüm ist es auch und kommt ins Museum. Übrigens sind die besten Kritiken Sp.s wahre Muster dessen, was man zu seiner Zeit und angesichts seiner Urteilsfällungen anfing die »produktive Kritik« zu nennen. Er selbst hat sich über dieses Thema schon sehr früh und noch sehr bescheiden geäußert, im Nekrolog des französischen Kunstkritikers Gustave Planche (1857):

»Unproduktivität ist der Hauptvorwurf, den man gegen die Kritik vorbringt. Er entspringt aus einem doppelten Mißverständnis: einmal, indem man die Aufgabe der Kritik, und dann, indem man das Wesen der Produktion verkennt. Kritik besteht weder in Lob noch in Tadel. Lobt oder tadelt sie, so ist ihr das nicht Zweck, sondern bloß eines ihrer Mittel. Lob und Tadel ist nur die helle oder dunkle Farbe, welche das Urteil annimmt, und Urteil ist die Seele der Kritik. Tadeln, man mag es zugeben, ist leicht; es ist so leicht (und was ist leichter?) als loben. Aber tadeln mit Verstand, das ist doch das leichte Ding nicht, wofür man es gemeinhin ausgibt. Urteilskraft im höchsten Sinn ist ein so seltenes Kraut wie Genialität. Oder weisen die Annalen der Kunst und Literatur eine reichere Fülle großer Kritiker auf als großer Dichter und Künstler? Das Verhältnis ist eher umgekehrt. Auf unsere Klopstock, Goethe, Schiller haben wir nur einen Lessing. Diese Tatsache, kann man einwenden, spricht aber gerade gegen den Wert der Kritik überhaupt, und insbesondere gegen den Wert der heutigen Kritik — denn wo ist euer Lessing? Die Antwort ist uns leicht gemacht. Wir antworten fragend: Wo ist Klopstock, wo Goethe? Man darf dreist behaupten, die Klopstock und Goethe von heute haben ihre Lessinge gefunden. Ja, die Gegenwart hat mehr Verstand als Genie — ein Übergewicht indessen, worauf der Verstand wenig Ursache hat stolz zu sein. Die Kritik ist freilich nicht produktiv in dem Sinne, daß sie, wie Kunst und Dichtung, aus dem Ursprünglichen herausarbeitet. Mit einem Worte: sie schafft nicht. Ihr Zweck ist vielmehr das Begreifen eines Werkes, ihr Organ der Verstand, die Form ihrer Äußerung das Urteil. Allein als ein Hilfsmittel der Produktion wird man sie wohl müssen gelten lassen. (Er zitiert Lessing, der sich für keinen Dichter hält, als Muster für kritikfeindliche Herren, die nicht würdig, ihm die Schuhriemen aufzulösen.) Aber auch an und für sich ist die Kritik produktiv. Börnes Theaterkritiken stehen manchmal als Produktion höher als die Theaterstücke, die sie behandeln. (Houwalds »Bild« und »Leuchtturm« — Lessing und Goeze usw.) Jene Produzenten sind vergessen, der Kritiker lebt fort und wird fortleben, solange noch ein deutsches Wort erklingt.« In späteren Jahren hätte Sp. dies in siegreicherer Tonart geschrieben; er selbst war sein Argument geworden.

Und er war ja, wie Lessing, Dichter. Ganz köstlich konnten manchmal seine zwei Eigenschaften ineinander spielen. In einem jener Stimmungsbilder von den Weinhügeln um Wien, über Nußdorf oder Sievering, schildert er die Lerche. Wie sie im Blau schwebt und singt, wie sie ist und tut, ganz und gar. Dabei dichtet und kritisiert er zugleich, die Lerche wird ihm zur Sängerin, das Gedicht durchdringt sich mit Rezension, Natur und Theater kennen sich nicht mehr voneinander, und das Ganze hat einer geschrieben,

ein Lyriker und Schalk dazu. Ein Kabinettstück seines feinsten Kulturhumors; eines seiner mancherlei Humore. Selbst die sogenannte Leier wurde ihm ja nie ganz fremd. Wenn das Herz ihn trieb, strömte er noch in sehr reifen Jahren den Überschwang in Reimen und Rhythmen aus. Die wundersam gestimmten Strophen aus Adriach bei Frohnleiten (Steiermark) sind zwar Handschrift geblieben, manches aber ließ er als Flugblatt für Freunde drucken. So das tiefe, fast selbstbiographische Gedicht: »Auf der Höhe« (»zur Erinnerung an Wilhelm Schenner«, Frohnleiten, 16. September 1891). Schenner war sein Jugendfreund aus Ulm, später Professor der Musik in Wien. Oder jenes furchtbare Hohn- und Strafgedicht: »Goethe und die Goetheforscherei«, worin er den Knittelvers mit mehr als Hans Sachsscher Wucht und schier mehr als Sp.schem Grimm um die Schädel der banausischen Goetheschnüffler sausen läßt. Er war ein Dichter von Herzenssachen. Für das Publikum mochte er nicht dichten. Freilich, die Zeitung zwang ihn dazu, in allerlei Tagesformen. Wenn Weihnachten kam, oder Ostern, buchstäblich alle heiligen Zeiten einmal, schrieb er ein Feuilleton, das allerdings ein Gedicht war. Den biederen Typus des sogenannten Weihnachtsfeuilletons, mit seiner obligaten Gelegenheitsmäßigkeit, machte er in Wien ein für allemal unmöglich. Nun galt es an solchen Tagen plötzlich Tiefe haben, Natur, Wärme, Menschlichkeit, Stimmung. Wer hatte das alles, so wie er? Und Humor dazu, dieses in seiner Unbestimmtheit so wirkliche Etwas, über alle Tragik und Komik hinaus, die irrationale Zahl in der geistigen Lebensrechnung. Das waren rechte Festmorgen des Lesers. Und der Leserin. Der Wienerin, für welche dieser Schwabe so viel übrig hatte, die er so mit dem Herzen verstand. »Das Beste, was die Wiener besitzen, sind ihre Frauen«, schrieb er einst in jenem Meisterwerk aus dem Leben geschöpfter Stimmungsprosa: »Eine Wienerin.« Das war eigentlich der Nekrolog einer Frau; Cölestine Bösendorfers, der Gattin seines alten Freundes Ludwig Bösendorfer. Einer edlen Dame und einfachen Frau. Als ob es eine einfache Frau gäbe! »Man lernt schon eine einzige Frau nie ganz kennen« (ich zitiere aus dem Gedächtnis), schrieb er einst. »Was ist doch ein Mädchen für ein oberflächliches und zugleich tiefes Ding«, steht in einem seiner geheimsten Tagebuchheftchen. Er bewunderte die Frau zeitlebens als Krone der Schöpfung, bis in ihre physischesten Arrangements hinein. So in dem Feuilleton: »Weibesschönheit«: »Wenn man die schlauen Gänge und den Situationswitz der Natur überdenkt, so ist das Weib das Meisterstück der Schöpfung... Ein System von Zwecken, aber das wundervollste, das in dieser Welt zu erspähen.« Und dann wieder einmal scherzend, mit dem scharfen Jägerblick für die Natürlichkeiten aller Geschöpfe, wenn er etwa vom breit hintappenden Gang der Venezianerin sagt: »als hätte sie Schwimmhäute zwischen den Zehen«. Aus diesem tiefen, elementaren und doch wieder abschätzenden Mannesgefühl für das Weib, aus dieser Triebhaftigkeit des Verständnisses für das Geschlecht, flossen dann gewisse lebensphilosophische Festdichtungen, die man auch nur Feuilletons nannte. »Frauenalter«, »Für die Wienerinnen«, »Fanny Elßlers Fuß«, »Hans Makart und die Frauen«, »Ohne Mutter« (»Die Mütter sind überall zugegen, und müßten sie das Grabgewölbe durchbrechen«), die märchenartige Novellette »Spiegelbilder«, »Die Kunst, arm zu werden«, aber auch einige spätere Nekrologe,

über Helene Hartmann etwa und Charlotte Wolter. Selbst auf der Reise trat ihm gelegentlich eine solche Weiblichkeit entgegen und regte ihn zum Formen an; etwa die alte polnische Gräfin in Krapina-Teplitz, wo er öfters zur Kur weilte. Das ergreifendste dieser Stücke heißt »Alte Mädchen« (1876). Wie viele stille Tränen schmerzlich süßen Trostes und elegischer Ergebung haben dieses Zeitungsfeuilleton benetzt. In wie vielen Ausschnitten, mit arbeitgewohnter Schere, ruht es auf dem Grunde irgend welches altjüngferlichen Reliquienschreines weithin durch das große Wien. Aus wie vielen einsam stillen Herzen heraus ist dieses Feuilleton geschrieben. Den »Pindar der alten Jungfern« nennt er sich hinterdrein einmal, im Scherz über die eigene Bewegtheit. Und wer für das Weib fühlt, fühlt auch für das Kind. »Ein Fatschenkindlein, kaum vierzehn Tage alt, ist der Held dieses liebenswürdigen Gemäldes«, heißt es in einem frühen Weihnachtsfeuilleton: »Aus der Kinderstube.« Und Weihnachten 1872: »Wir glauben Kinder zu machen und werden von ihnen gemacht, wir glauben Kinder zu erziehen und werden von ihnen erzogen.« Ein wahres Kinderfest ist es ihm sogar, wenn er schildert, wie Mitterwurzer einem erwachsenen Publikum Märchen vorliest (»Märchenhaftes«). Wenn er solche intime Dinge schreibt, steht er so mitten in ihnen, zugleich aber hoch darüber, mit dem Blick hinab und hinein und hindurch bis auf den Grund. Das ist der eigentümliche Charakter dieser so esoterisch anmutenden Schriften. Er ist ein Durchschauer, darum sieht er auch sofort das Undurchschaubare. In allen diesen anscheinend so offenbaren Dingen geht ihm das Geheimnis auf und rührt ihn mit leisen Schauern an, die hinüberzittern in die Nerven des Lesers. Wie ratlos steht er dann vor dem Mysterium, und auch diese Attitüde ist eine ihm eigene. Und die leise, kaum einbekannte Rührung ob dieser Ratlosigkeit. Seit Jean Paul ist in deutscher Sprache solches nicht geschrieben worden. In englischer eher; Carlyle, Emerson, Ruskin.

Auch seinen Freunden hat er solche kleine Denkmäler gesetzt. Ich sage Freunden, aber das Wort spielt in allerlei Schattierungen. Der Begriff reicht vom Schulkameraden Schenner bis zum Stammtischgenossen (der stille, ehrenfeste Kaufmann Ludwig fällt mir ein), von der lauteren Cölestine bis zum einsamen Spatzen, dessen öde Weihnachten er schilderte. »Einsame Spatzen«, ja, das ist wieder eines jener unvergeßlichen Feuilletons, von denen die Generation spricht, so lange sie eben noch am Leben ist. Der Held dieser ganz besonderen Stimmungsstudie ist nicht genannt. Es war einer meiner Kollegen vom Wiener »Fremden-Blatt«, Ludwig Porges. Ein schlichter, treuer Mann, nicht ohne eigenen Zug von angesäuerter Lebensfreude und resigniertem Trost im Humpen. Nebenbei Jude, getauft, aber mit plötzlichen jüdischen Jahren zwischendurch; wer kennt die Schleichwege des Gemüts und seiner Atavismen? Er hatte in der Redaktion einen großen Käfig stehen, mit einer aus Dalmatien zugesandten Schwarzdrossel oder Blauamsel (ich bin kein Ornithologe), die in der Mundart »einsamer Spatz« heißt. Jahrelang saß der dunkle Vogel in dem großen Käfig und wenn er sang, liefen dem alten verwitterten Junggesellen am bekleckstsen Bureautisch, dem verwittwet geborenen Tintenkuli mit der rostigen Schere in der Hand, dicke Tränen über die Backen. Der einsame Spatz war dem einsamen

Spatzen eine Rührung. Zu seinem Leichenbegängnis ging Sp. natürlich nicht. Er ging überhaupt mit keinem Toten. Er haßte den Tod und wollte nichts von ihm hören. Wie Goethe, der nicht einmal zu bewegen war, die Leiche Schillers anzuschauen. Dann aber kam wohl ein Augenblick, da erwies er dem Toten die letzte Ehre in seiner Weise. Trat unangemeldet an sein Grab, der Stein und der Name darauf gleich unscheinbar, und schrieb über den Mann ... eine Wiener Stimmungslandschaft. »Auf freier Höhe« heißt das wunderliebe Spazierfeuilleton, dessen Ziel der idyllenhafte Friedhof auf der Türkenschanze ist. An Porges' Grabe setzt er sich und spricht lange mit ihm, als wären sie noch beide lebendig oder schon beide tot. »Er war, wie die Schrift sagt, ein gerechter Israeliter.« Und zuletzt: »Ich könnte ihn nennen, aber wozu? Er war ein bescheidener Journalist. Ich ehre seine Bescheidenheit, indem ich ihn nicht nenne.« Ein gefaßtes, stilles Gedenken, eine Gegenwart, die von einer Abwesenheit durchdrungen ist. Manchmal mehr nekrologisch gefärbt, aber doch immer mehr am inneren, privaten Menschen haftend, aus ihm heraus spinnend. Man denke an die Feuilletons über den Bildhauer Heinrich Natter, die treue Seele, über den musikgelehrten Kauz Gustav Nottebohm, über Anselm Feuerbach, den Satiriker Daniel Spitzer. Manchmal nekrologisierte er sie gleichsam schon zu Lebzeiten, gleich büschelweise: »Ein Wiener Stammtisch« (im alten »Winterbierhaus«), oder in peripatetischer Sommerlichkeit in einer jener geschriebenen Landpartien um den Kahlenberg herum: »Auf der Höhe von Liesing« (Mai 1872), wo ihn eine Menge Freunde oder Zeitgenossen unsichtbar begleiten: Finanzminister Brestl, Bernhard Scholz, Martin Greif, Johannes Ziegler, Ludwig Steub, jeder mit unverkennbaren Lebenszeichen sich kundgebend. Er war ja so ein Medium. Und auf dem »Liesinger Felsenkeller« versammelt er die Körperlosen um sich und tauscht mit ihnen »Biergedanken«. Er wird nicht müde, diese anmutigsten der denkbaren Hügel zu bewandern; nur Weinhügel können so in geistigem Reize schimmern. »Wer kennt nicht die Goldene Krone zu Gumpoldskirchen?« fragt er einmal in »Stilleben im Wienerwald«, einer novellistisch durchsetzten Feuilletonfolge aus früherer Zeit. Klassische Hügel und Täler. Mit noch ganz anderen alten Freunden durchstreift er sie oft. »Beethoven in Heiligenstadt« (noch 1907, jedenfalls variierter Neudruck), »Franz Schubert in der Höldrichsmühle« (Hinterbrühl bei Mödling). Beethoven ist überhaupt einer der Götter seines Lebens. »Beethovens äußere Erscheinung« ist so einer seiner Feiertagsartikel; kann es etwas Festlicheres geben, als sich Beethoven vorzustellen, wie er war und nun bleiben wird? Die Max Klingersche Vorstellung freilich ging ihm weniger ein. Wer so stark ist, daß er sich seinen eigenen Beethoven machen kann, dem gefällt der eines andern nicht. Klinger empfand den Menschen in Göttergestalt, Sp. den Gott in Menschengestalt. Er spürte auch das »Biedere« der Biederzeit in ihm und das war ihm nur noch ein menschlicher Reiz mehr. Das gewisse Altmodische (was ist denn archaisch anders?), das alle Heiligkeit hat; und für uns projiziert sich das eben chronologisch in die Biedermeierzeit hinein. Kein Wunder, daß gelegentlich einer den ganzen Sp. zu »bieder« sah und seine Vormärzlichkeit lobte. In einem der neuesten Jubiläumswerke über Wien wird gar festgestellt, er habe dergleichen »in Wielands Art geschildert«. Warum nicht gar!

Stimmungskunst, das ist das innerste Wesen dessen, was wir heute modern nennen. Als großer Stimmungskünstler war auch Sp. durchaus modern. In seinem Stil eher Plastiker als Kolorist, wie die ganze neuere alemannische Literatur, von Ulm bis Seldwyla hinab, war er doch ganz vergoldet von den weicheren, westlichen Luftströmungen. Darum hatte er auch so das Talent, sich einzuwienern, obgleich er keineswegs nach jener Münchner Befürchtung verwienerte. In einer Reihe seiner Stimmungsfeuilletons nun erhob er sich bis zu Höhen historischer Stimmung, von denen ein Gregorovius etwa (der ihm überhaupt zu preziös war) keine Ahnung hatte. Schon in jüngeren Jahren fehlte es nicht an Anlässen, höchste deutsche Warten zu erklimmen und von da aus die Zeit zu betrachten. Das sittliche Moment war ihm ohnehin immer der natürliche Hintergrund des Schaffens. Er liebte es und verzieh es, wenn es dann einmal nicht gerade zu künstlerischer Mitwirkung gelangte. Zu Schiller schrieb er einst: »Der Deutsche mag sich gern den Vorwurf gefallen lassen, daß er das Sittliche und Poetische nicht zu trennen verstehe. Es liegt nun einmal in unserer Art, von der Poesie ein wenig etwas wie Erbauung zu verlangen.« Da kam denn auch die Zeit der mächtigen deutschen Stimmungen über ihn. Im »großen Weltjahre 1870« schrieb er jenes Feuilleton: »Der Gott im deutschen Lager.« Einen Lobgesang auf Armut und Arbeit der Deutschen; das ist der Gott in ihrem Lager, der sie groß und stark gemacht hat. Glänzende Schillertage kamen, zuletzt noch der 3. Juli 1904, und verlangten ihn. »Wo zwei Deutsche beieinander sind, da ist Schiller mitten unter ihnen.« Er hatte über Schiller in gar verschiedene Zeitungen zu schreiben, auch in die kaiserliche »Wiener Zeitung«. Es ist sehr interessant, wie er sich da eigens auf die Definition der Schillerschen Freiheit wirft, die so stark mit Ordnung und Gesetz synonym war. »Schiller als Partei-Name« heißt der Aufsatz (Abendblatt der W. Ztg. 18. November 1859). »Freiheit im Sinne eines Partei-Spitznamens« sei nicht nach Schillers Sinne, dessen Tell »Wiederherstellung der durch persönliche Zwingherrschaft vernichteten gesetzlichen Zustände« angestrebt habe. »Der Ehrenbürger der französischen Republik bezeichnete jene Männer auf gut schwäbisch als »elende Schinderknechte« und verschloß sich gegen die französische Revolution ebenso wie sein Freund Goethe.« Erst mit der inneren Reife, bei endgültig gefestigten äußeren Lebensumständen, fand er den ihm naturgemäßen Standpunkt und sprach wie von Souverän zu Souverän. Ich könnte ebenso gut sagen: von Deutschem zu Deutschem. Nie ist er so ganz Sp., als wenn er von einem starken deutschen Manne sagt und dessen innnere und äußere Natur aufbauend mißt und begreift. Die Schriftsteller liegen ihm ja ganz besonders; die Schiller, Vischer, Jakob Grimm, D. F. Strauß, Uhland, Freytag, auch Andreas Schmeller und sein bayrisches Wörterbuch. »Das Heimatsgefühl der Brüder Grimm« ist ihm noch ein besonderer Weihnachtsstoff geworden. Da ist er ganz und gar in seinem Element. Literarische, philosophische, kritische Selbstmänner. Je mehr Kernmensch, ihm desto genehmer. Selbst der Jude schreckt ihn nicht. Moses Mendelssohn, Heinrich Heine, dem er sein Denkmal heischt, und Ludwig Börne, dem er im Auftrage des Wiener Schriftstellervereins »Concordia« die Festrede schrieb, »gegen den Sturm, der mir ins Gesicht weht« (in antisemitischer Zeit). »Nein, ich kann nicht

glauben, daß Börne tot sei.« Er steht »an der Spitze der Geister, die verneinen, aber er verneint nur, um für die Zukunft Raum zu schaffen«. Ins Monumentale geht er, wenn er von Ulrich Zwingli schreibt, dem sein Freund Natter in Zürich das Denkmal gesetzt. Und ins Monumentalste, wenn er Martin Luther feiert (1883), der Katholik den Protestanten. »Reicher, als man glaubt und nicht in wenige Worte zu fassen«, schreibt er unwillkürlich hin, wie ihm dieser Stoff unter den Händen ins Ungeheure schwillt. Seine Töchter erinnern sich noch genau an den Tag, an dem »Papa über Martin Luther schrieb«. Den ganzen Tag herrschte eine feierlich gehobene Stimmung in der Familie, kein Laut war zu hören, Andacht machte das Haus zur Kirche. Und als der Gottesdienst dieser Arbeit zu Ende war, zog stiller Jubel ein. Weib und Kinder verehrten ihn grenzenlos.

Deutsch, im Sinne der Klassikerzeit, war auch sein lebenslanges Festsitzen. Er war die eingefleischte Seßhaftigkeit. Sein Sehkreis war eigentlich ein Stubenhorizont, wenn auch die Stube hoch lag und weit in die Runde sah. Nicht bis ans Ende der Welt, aber hoch in den Himmel hinauf. Er kannte die Weltstädte draußen weniger gut als die Weltkörper droben. Nach jener Londoner Reise kommen erst spät weitere Flüge. Allein schwang er sich zu solchen Abenteuern überhaupt nicht auf. Wenn sich eine Lokomotive wie Heinrich Natter vorspannte, ließ er sich allenfalls auch nach Italien remorkieren, aber es kam erst 1888 dazu. Vorher hatte er bloß die Schwelle betreten, auch wiederholt mit der Familie im heißen Bade zu Battaglia, bei Padua, geweilt. Ein vorzügliches Feuilleton von dort gleicht einem abgeblendeten Zimmer, in das durch Ritzen allerhand unglaublich Lichtglühendes fällt. Es ist auf Albrecht Dürers Wort gestimmt: »Wie wird mich nach der Sonnen frieren!« Auch in die nahen Euganeen fuhren sie, nach Arquà, die Petrarca-Stätte. Mit Natter kam er bis nach Rom. Einige Stellen aus Briefen an seine Frau deuten den Eindruck an. Rom, 19. April: »Wir sind sechs Tage in Florenz geblieben, dann je einen Tag in Siena und Assisi — beim heiligen Franz — zugebracht. Venedig hat uns auch drei Tage gekostet. Wir haben viel gesehen, fast zu viel, und eine Masse Makkaroni, vorzügliche, gegessen, die nur noch besser sind, wenn Du sie bereitest. Von Rom habe ich noch keinen Eindruck, er wird kommen. Hotel Aliberti, via Margutta.« (Er hatte in vier Hotels kein Zimmer bekommen.) Rom, 20. April: »Beim Anblick vom Moses brach Natter so heftig in Tränen aus, daß er sich zehn Minuten lang hinter einem Pfeiler unsichtbar verbarg. Hier in Rom ist alles viel einfacher und größer, als man es sich aus der Ferne denkt; Michelangelo, Raffael und die ganze Stadt. Worte und Abbildungen helfen wenig, wie ja auch der Mensch immer ein anderer ist, wenn man ihn nach dem Hörensagen persönlich kennen lernt.« Aus Venedig, im April: »In Venedig, das mir wieder unglaublich gefiel, bin ich im Pelzrock herumgegangen.« Er war voll gesogen und gewiß des Eindruckes froh, dennoch schreibt er auf der Rückreise (Bergamo, 1. Mai): »Ich bin müde und werde so bald nicht wieder reisen. Reisen ist nicht mein Talent, ich bin eine viel zu beschauliche Natur, als daß ich mich jeden Augenblick durch die Außenwelt möchte aufschrecken lassen.« In seinen jungen Wiener Jahren muß er sich wenigstens zu Abstechern nach Salzburg, Prag, Pest aufraffen, von wo er Sommerfeuilletons oder Musik-

berichte schreibt. 1880 waren wir zusammen bei den berühmt gebliebenen Mustergastspielen in München. Dort schloß sich ihm besonders Wilhelm Trübner an, und er hatte auch eine Audienz beim Prinzen Karl. Er machte dann mit mir und meiner Schwester den Ausflug zum Spiel nach Oberammergau. (Das Feuilleton darüber schrieb er freilich erst zu nächsten Weihnachten.) Er war ein sehr bekömmlicher Reisegefährte und hatte eine Riesenfreude an der Natur. Am liebsten saß er auf dem Bock und genoß sie aus der »Kutscherperspektive«. Im Ettaler Bräustübel, wie auch auf den luftigen Sommerkellern der Theresienwiese hat er uns manche Stunde so recht auf Altmünchen gestimmt. Ich sehe ihn noch, wie er mit dem Daumen in den Maßkrug fährt und den Schaum herausschleudert. Und wie er den weißen Rettig kunstgerecht tranchiert, mit der Rettigmaschine natürlich, deren Spiraldrehung und die Entstehung der »unendlichen Kringel« einen feierlich kosmischen Unter- oder Übersinn bekam. In den Jahren 1883 und 1886 schrieb er aus Berlin über das Deutsche Theater, über eine Jubelausstellung. Seine anmutige Reiselaune macht übrigens seine Briefe an die Familie ungemein erquicklich. Und sie sind es so ohne Absicht. (»Kraft ist die Wurzel der Anmut«, schrieb er einst in jenem Aufsatz über Fanny Elßlers Bein.) Da heißt es an Frau Leontine: »Nicht wahr, die Ferne idealisiert und auf fünfzig Meilen bin ich ein ganz lieber Kerl? Ich werde Dich also nächsten Donnerstag entzaubern, wo ich mich Strohgasse 1 im dritten Stock einfinde.« (Ulm, 24. Juli 1872.) Und an eine jüngere Dame, eigens als Postskriptum: »Du bist ein gutes Mädchen, aber dumm vor lauter Gescheitheit. Das Alter wird das bessern und Du wirst gescheit werden vor lauter Dummheit.«

Über den Stil Sp.s ist nach allem Bisherigen weiter wenig zu sagen. Er ist einfach, sinnlich und deutsch. Es ist keinerlei Geflunker und Gekräusel daran, alles soll in seiner natürlichen, wie selbstverständlichen Form gesagt sein, ohne Zuviel noch Zuwenig. Ohne wirksame Geberde oder aufgepflanzte Körperhaltung, ohne Rednerei und papiernen Schnörkel. Der innere Reichtum schwellt die Form, sprengt sie aber nie. In seinen besten Sachen steckt immer viel mehr, als gesagt ist. Man kann seinen Worten nachhängen, an seinem kurzen Garn noch lang weiterspinnen. Kürze nämlich ist bei solcher Artung sein natürliches Maß. Wie er keine langen Reden hält, sondern lieber epigrammweise mit schlagenden Bemerkungen, Meinungen, Urteilen in das Gespräch eingreift, so hat er sich auch im Schreiben nicht auf den langen Atem trainiert. Wie kein Dauerredner, so kein Dauerschreiber. Und in der Handschrift sahen seine Aufsätze noch weit lakonischer aus. Auf ein Oktavblättchen schrieb er ein sechsspaltiges Feuilleton, mit einer nervigen, aber winzigen Schrift, die nach unten hin immer mikroskopischer wurde. Sein großer Essay über das Theater für das Gedenkbuch »Wien« macht im Manuskript sechs kleine Quartseiten. Diese knappe Feder kam sichtlich aus der Sphäre Lessing-Börne. Mit französischer Schulung, wie gelegentlich gesagt worden, hatte sie nichts zu tun. Er war von Grund aus deutsch. Deutsch wie unsere großen Klassiker auch darin, daß dichterische Einbildungskraft und denkerische Grübelkraft ihm aus gemeinsamer Wurzel kamen. Er faßte ganz begriffliche Werte in so sinnliche Formeln, daß der Geist dem Leser wie materialisiert entgegentrat. Es war, wie Alfred

von Berger treffend bemerkt, als gebrauche er die deutschen Wörter nach ihrer »Urbedeutung«, nach dem ersten, tiefsten Sinne, den sie von Natur aus haben, der aber jetzt durch Gebräuchlichkeiten verschleiert ist. Wobei übrigens zu merken, daß er keineswegs »germanistisch« schrieb. Die meisten hielten ihn für einen gewiegten Germanisten; so tiefes Sprachempfinden schien aus der Fachschule kommen zu müssen. Aber er war nichts weniger als so ein Schuldeutscher. Sein Deutsch war das einer genialen Triebnatur, eines Germanisten, wie das Volk einer ist. Dabei hing sein Sprachwesen stark nach der Vergangenheit über. Luther, Hans Sachs, Lessing, Goethe, Hamann, die Ehrenfesten des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt, das war seine Akademie für deutsche Sprache. Bezeichnend genug, daß der Magus aus Norden zeitlebens einer seiner Lieblingsschriftsteller blieb. Daran ließ sich so gut kauen, nämlich wenn einer die Zähne dazu hatte. Er hat in diesen dunklen Büchern gelebt und mit ihren Rätseln so lange getändelt, bis er Lösungen fand; immer andere Lösungen, denn das ist ja gerade der Reiz des Unlösbaren, daß es ins Unendliche lösbar ist. Solche Zimmergymnastik mit Zentnergerwichten ist auch deutsch. Er hatte in seiner Bücherei zwei alte Hamannausgaben. Die kleine mit den vielen gelben Bändchen war ihm die liebste. Auch wenn er so an einer seiner langwierigen Venenentzündungen daniederlag, ließ er sich immer wieder so ein gelbes Bändchen ins Bett reichen. Das war ihm liebe Erbauung. Den Damen des Hauses war das alles schon geläufig. Überhaupt nahmen sie an seinem geistigen Leben den regsten Anteil und waren ihm »Hilfen«, mit Ibsen zu reden. Sie waren ihm ein Widerhall, den er brauchte und oft suchte. Etwa wenn er mit einem Bändchen Goethe seiner Frau bis in die Küche nachlief und keine Ruhe gab: »Hör einmal, was er da wieder sagt.« Auch dieser Goethe war übrigens so eine mächtig lange Reihe niedlicher Bändchen, in altem Originaleinband von violettem Leder mit gelbem Schnitt. Alle diese Bücher waren ihm ans Herz gewachsen. In einem Goethebändchen stieß ich einmal auf ein getrocknetes Pflänzlein. »Ach, das ist *Gingo biloba*,« hieß es. Sp. spazierte gern im nahen botanischen Garten und war entzückt, als er auf einem der weißen Täfelchen bei einem unscheinbaren Kräutlein den Namen »*Gingo biloba L.*« las. So heißt auch ein reizendes Gedichtchen Goethes. Er nahm die kleine Gingo heim und legte sie ins Büchlein zu dem Liede, das Goethe ihr gesungen. So lebte er in Poesie, ohne daß die vielen es ahnten. Sehr bezeichnend ist auch, daß nach seinem Tode ein Zettel gefunden wurde, und dann anderswo wieder einer, auf die er, bereits den Tod erwartend, mit zittrigem Rotstift die altbiedern Verse geschrieben hatte:

Ob Sterben grausam ist, so bild' ich mir doch ein,
Daß Lieblichers nicht ist, als schon gestorben sein. (Logau.)

Angesichts des Todes tröstete er sich mit dem Sprüchlein eines jener vergessenen deutschen Dichter, die ihm lieb waren. Er dürfte wohl der einzige Mensch in Wien gewesen sein, dem in seinen vorletzten Augenblicken gerade diese Logauschen Verse im Gemüt aufsteigen konnten.

Deutsch, der echte deutsche Hausvater, war Sp. auch in seiner Familie. Er heiratete 1858 Fräulein Leontine Ziegelmayer, Tochter eines Professors

an der k. k. Ingenieurakademie. Sie starb am 6. Januar 1903, fast unerwartet. Daß er sie überleben würde, war nie einem in den Sinn gekommen. Bei ihrem Begräbnis war er selbst leidend und konnte sie nicht auf der letzten Fahrt geleiten. Er stand am Fenster hinter den Scheiben, und winkte ihr mit der Hand nach, ein Lebewohl, auf baldiges Wiedersehen vielmehr. Er war im Innersten erschüttert und von da an ein anderer Mensch. Sprechen durfte man mit ihm über solche Dinge nicht. Leontine Speidel war eine Frau von seltenen Eigenschaften, wie geboren, seine irdische Vorsehung zu sein. Es war die reinste Liebesheirat. Das bildschöne, tiefbrünette Mädchen, mit der hohen Gestalt und dem feurigen Temperament, wurde die tüchtigste Hausfrau, die lieb- und hilfreichste Gattin, Mutter. Ein starkes Gefühlswesen, mit elementaren Zu- und Abneigungen, eine energische Natur, die ihn zu seinem Besten disziplinierte und in ihrer Weise auch regierte. Alles, was den geistig Schaffenden an umweltlicher Sekkatur (auch Goethe gebraucht dieses Wort des 18. Jahrhunderts) zu bedrängen pflegt, nahm sie ihm in Bausch und Bogen ab. Unberührt sollte er wandeln von allem gesellschaftlichen Formelkram, materiellen Interessenzeug, von ehrenden Belästigungen, katzbuckelndem Zulauf, von allem, was Geldsache hieß, von allem, was der Begriff »Mensch mit Menschen« Unbequemes, in die Quere Kommendes, über die Hutschnur Gehendes in sich faßt. Frau Leontine war die Schwelle zu seiner Türe, und man mag sich denken, was das bedeutet bei dem allmächtigen Kritiker jener Zeiten. Sie war die unsichtbare Hand, die man nur aus den Ergebnissen ihres Waltens herausfühlte. Sie war das Rückgrat des Hauses, der Wille zum Zweck, gewissermaßen sogar die Verwalterin des Sp.schen Geistes. Sie konnte von diesem reichlich spenden oder das Almosen versagen. Aber ihre Liebe zu ihm wurde ihr zum Gewissen, vor dem sie verantworten konnte, wie sie mit seinem Pfunde wucherte. Alle, die sie gekannt, sind darin einig, daß sie ein unersetzlicher Schatz für ihn war. Das vorherbestimmte Korrektiv zu seiner genialen Bummelnatur; denn auch das Zeug, sich zu verbummeln, hatte er von Hause aus, als eine seiner Genialitäten. Zwei treffliche Töchter wuchsen heran, ganz in der Stimmung dieses Hauses. Die eine, Amrei, heiratete den Wiener Frauenarzt *Dr.* Adolf Hink, die andere, Leontine, war noch die aufopfernde Pflegerin des Vaters nach dem Tode der Mutter. Mit zärtlicherer Pietät ist auch ein Andenken nie gehütet worden.

Dieses System häuslicher Vorsehungen, das Sp. umgab, war auch die materielle Vorbedingung seiner Schaffensmöglichkeiten. Ein Hauptthema des Speidelmythos ist ja sein erbitterter Haß gegen alles Schreiben. Die Leute nannten das einfach »Faulheit«. Das ist bequem, aber nicht erschöpfend. In jüngeren Jahren war er sogar fleißig, vielseitig, allbereit. Erst später, als er ein wichtiges Kulturelement Wiens war, wurde sein klassisches Zeitlassen ein stadtbekanntes Naturphänomen. Die spezifische Schreibfaulheit (ich weiß nicht, ob die Psychiater sie schon unter ihre Typen von Abnormität aufgenommen haben) bekam nun bei ihm einen sittlichen Untergrund. Der strengste Kritiker war er gegen sich selbst. Nichts, was er schrieb, genügte ihm. »Könnt' ich nur den Schmarrn in den Ofen werfen!« seufzte er, wenn er eben ein Feuilleton fertig gebracht hatte, das am nächsten Morgen das literarische Ereignis war. Dann sagte wohl Frau Leontine: »Was der

Pintsch geschrieben hat, das ist geschrieben.« (»Pintsch« war ein Bernhard Scholzisches Zärtelwort und bezog sich auf die Löwenmähne Sp.s.) Zufrieden mit seiner Arbeit hat ihn nie einer gesehen. Wenn er etwas besonders Gutes geschrieben hatte, nahm er es eben hin, wie eine Fügung des Schicksals, die man stoisch zu tragen hat. In seiner vorletzten Zeit neckte er mich einmal leise, ob ich nun nicht auch ein Feuilleton zum Tausendjahrtag des Cervantes schreiben würde. Ich verneinte. Da sagte er wörtlich: »Über Cervantes zu schreiben ist sehr schwer. Man müßte ihn und seine ganze Zeit in sich lebendig haben. Nämlich etwas Gescheites zu schreiben. Das macht ja Feiglinge aus uns allen. Ich schreibe nichts. Es soll sich ein anderer blamieren.« Die Schadenfreude im voraus, mit der er dies sagte, war überaus nett. Er war immer vollbewußt der Verantwortlichkeit eines solchen Unternehmens. Aller blaue Dunst war ihm zuwider, das Nursotun der Leute, das Wortemachen um der Worte willen. »Das reiche Schaufenster vor dem leeren Laden« nannte er so eine Leistung. Manches kräftige Wort ist mir im Gedächtnis geblieben über Nichtkönner, die sich für Könner geben. »Dingelstedt hatte vom Dramatiker nichts als die Frechheit, sich für einen zu halten.« Solche Sätze fielen ihm aus dem Munde, ohne daß er eigentlich etwas Wesentliches sagen wollte. So ist auch die Abneigung gegen das Schreiben aus verschiedenen Ursachen geflossen. Jedenfalls wurde sie ein chronischer Zustand, mit akuten Verschärfungen, die allen Mitteln trotzten. Auch Suggestion spielte dabei mit. Gerade um seine Blütezeit, noch die achtziger Jahre durch, herrschte in seinem Freundeskreise ein förmlicher Sport, eine Bravour des Nichtschreibens. Daniel Spitzer sagte mir offen: »Ich bin krank, wenn ich schreiben muß.« Auch einige andere des Stammtisches bei Gause waren große Nichtschreiber oder Schwerschreiber vor dem Herrn. Da fand Sp.s Anlage reichlich Nahrung; jeder Psychologe weiß, was das bedeutet. Schon in seiner Vollkraft kostete es ihn die höchste Überwindung, sich an den Schreibtisch zu setzen. Hatte er nur erst begonnen, so ging es ja und erstaunlich bald lag das Manuskript da, wie gestochen, ohne ein gestrichenes Wort. Immer schwerere Tage kamen. Das ganze Haus fieberte, wenn Papa zu schreiben hatte. Schon tags vorher richtete er seine ganze Lebensweise darauf ein. Der Arbeitstag selbst aber war ein kritischer erster Ordnung. Es wurde Nacht gemacht, die Lampe angezündet, die Türe verriegelt, kein Mäuschen durfte sich im Hause rühren. Zum Essen erschien er nicht, die Klausur war unverbrüchlich. Die Horchenden hörten ihn drinnen ächzen und stöhnen, auch wettern und im Käfig umherstürmen. Dann wurde es stiller, er schrieb. Gegen Abend ging seine Türe auf, er erschien. Man begrüßte ihn wie einen Operierten, der endlich das Sanatorium verläßt, der Alp wich vom Hause. Er hatte wiederum sein Bestes geleistet, aber er wandte sich mit Abscheu davon. Es gibt auch junge Mütter, die ihr Neugebornes nicht ansehen können. Ludwig Bösendorfer erzählte mir, wie er ihm oft ganze Feuilletons mehrere Wochen, ehe er sich zum Niederschreiben entschloß, auswendig hergesagt habe, bis auf das letzte i-Tüpfelchen. Er war eine Natur, wie die alten Philosophen, die mit ihren Jünglingen im Haine des Akademos oder in der Stoa wandelten, oder auch vor ihrem Diogenesfaß in der Sonne lagen und zwanglos disputierten. Mochte dann irgend ein Plato ihre Worte nachträglich auf-

schreiben, sie selbst rührten keine Feder an. So einer war Sp. Mehrere Eckermänner hätten um ihn reichlich zu tun gehabt. Im Alter wurde dann dieser Zustand zur wirklichen Krankheit. Eine Idiosynkrasie, wie sie im Buche steht, bildete sich aus, er konnte wirklich nicht mehr. Seine Redaktionen drängten, boten Schlauheiten auf, führten Handstreiche aus, es nutzte nichts. Er schloß sich wohl wieder ein, das Blatt Papier vor sich, und saß stundenlang davor, in Tränen. Wenn die Türe aufging, war keine Zeile geschrieben. Man machte sogar Miene, ihm das übel zu nehmen. Warum? Wie viele Menschen schreiben denn noch mit 72, 74, 76 Jahren? Warum sollte gerade er es sein? Eine Zeile von seiner Hand war in diesen Jahren schon eine solche Rarität, daß ich es für besonders zarte Aufmerksamkeit nehmen mußte, als er einmal eigens für mich ein Epigramm abschrieb, das er für das Stammbuch der Tochter des Hofschauspielers Konrad Löwe verfaßt hatte. Denn schon das Abschreiben war ihm schrecklich. Klassisch dafür ist der Fall bei seinem 70. Geburtstag. Dieser wurde festlich begangen, die Redaktion der »Neuen Freien Presse« gab ein Festmahl im Hotel Continental, auch ein Speidel-Festblatt erschien dazu (15. April 1900). Und von fernher kamen Grüße, ja Huldigungen. Die bekannte deutsche Weinkolonie in Griechenland, »Achaia« bei Patras, auch »Gutland« geheißen, schickte ihm damals eine Kiste voll ihres edelsten Mavrodaphne. Er freute sich und schrieb ein langes, wirklich schönes Dankgedicht in achtzeiligen Stanzen. Ich habe es im Entwurf gelesen. Denn es abzuschreiben und abzusenden, dazu brachte der Poet den Entschluß doch nicht auf. Erst Jahre später, als ich in Achaja war und in einem Feuilleton über den Mavrodaphne diesen Fall Sp. erzählte, wurde das Gedicht wieder hervorgesucht und »sollte« endlich ins Reine und auf die Post gebracht werden. Aber es kam wieder nicht dazu.

Man kann sich vorstellen, welche Anstrengungen es seiner Umgebung kostete, ihn dahin zu bringen, daß er zugesagte größere Beiträge zu hervorragenden Veröffentlichungen wirklich verfaßte. Die betreffenden Redakteure erzählen Abenteuerliches. Förmliche Verschwörungen der Freunde und der Familie fanden statt, um ihn physisch und moralisch herumzukriegen. So entstanden die erwähnten großen gehaltvollen Essays: »Theater« in dem Jubiläumswerke »Wien 1848—1888« und »Das Wiener Theater« in dem bekannten Quellenwerk »Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild«. Wie erwähnt, schrieb er auch zu Rahls athenischem Fries die Einleitung. Auch in dem mit Hugo Wittmann herausgegebenen Buche: »Bilder aus der Schillerzeit« (Stuttgart, Spemann) war sein Beitrag nur das erste Kapitel. Desgleichen zu dem Büchlein: »Kleine Schriften von Heinrich Natter.« An diesem hatte ihn die naive Natürlichkeit des schreibenden Bildhauers und Tiroler Kernmenschen gereizt, so daß er ein Natter-Feuilleton als Vorwort beifügte. An Versuchen, ihn zur Herausgabe seiner Schriften oder einer Auswahl zu bewegen, hat es natürlich nicht gefehlt. Der Hauptgrund, daß er es nicht tat, war doch eigentlich, daß er darin seiner Familie ein verwertbares Vermächtnis vorbehielt, das er nicht erst durch vorzeitige Antastung schwächen mochte. Frau Leontine barg das alles ergeben in der großen alten Truhe und ließ die Zukunft herankommen.

Ein Konservativer war Sp. auch in seinen Freundschaften. Einige dieser

Beziehungen sind ja schon erwähnt. Manche kündigen sich bereits in früherer Generation an. In seinem Nekrolog auf den Wiener Klavierbauer Ignaz Bösendorfer (1859) verweist er schon auf dessen ältesten Sohn Ludwig, auf den die Hoffnungen der Fabrik übergehen. Schon damals, wie später bei diesem, heißt es: »Seine Klaviere besitzen das beneidenswerte Talent, den Künstlern Genüge zu leisten und dem Publikum zu gefallen. Sie genießen das seltene Glück, zugleich vortrefflich und populär zu sein.« Ludwig wurde später einer seiner vertrautesten Freunde. Eine besondere Stellung zu ihm nahm Hugo Wittmann ein, sein Landsmann aus Ulm und ausgezeichneter Mitfeuilletonist an der »Neuen Freien Presse«. Von ihm erwartet man auch die Herausgabe der gesammelten oder ausgewählten Schriften. Es wäre eine lange Liste, die Personen alle zu nennen, die zeitweilig oder dauernd am Sp.schen Stammtisch gesessen, wo immer er sich befand, im »Reichenberger Beisel«, Winterbierhaus, »Griechenbeisel« oder bei Gause (es war die erste Siegesblüte des Pilsener Bieres). Da war durchaus kein Fachprotzentum, mancher schlichte Mann war eine Hauptstütze des Tisches und mit der Zeit als Veteran in dieser Eigenschaft gefeiert. Wie Kaiser Franz sagte: »Gemischte Gesellschaft? Wenn ich in keiner solchen sein wollte, müßte ich in die Kapuzinergruft gehen.« Es waren natürlich meist trinkbare Leute. Der Musikkritiker Eduard Schelle trug wohl den Rekord davon; auf ihn und noch etliche paßten gewisse in echt Sp.scher Weise ergründende Betrachtungen »über die unbändige deutsche Trinklust, die ihre tief dämonische Seite hat«. (In der Kritik über »College Crampton«, auf eine Rosenkranzsche Diatribe gestützt.) Aber auch in dieser Richtung wurde alle die Zeit her viel gefabelt. Jedenfalls konnte es, wo Sp. zu Biere saß, jederzeit mit Plutarch (Brutus 34) heißen: »Καὶ παιδιὰν ὁ πότος ἔσχεν οὐκ ἄχαριν οὐδ' ἀφιλόσοφον.« (»Auch war Scherz bei dem Trinken, und dieser war nicht ungefällig und nicht unphilosophisch«.) Man vertrug viel, aber nicht ohne Würde. Noch jetzt ist ein großes Kartonblatt erhalten, worauf Anselm Feuerbach bei Gause (1876) »Die Plejaden« gezeichnet hat, nämlich die Sp.sche Tafelrunde, mit sieben Porträts und zwei Vignetten. (»Neue Ausgrabungen in Pompeji. Mosaikboden in der Casa des Lätitius Asinius. Gefunden von Prof. Zucurtius in Berlin.«) In der Mitte der Kopf Sp.s als Sonne, die Mähne als Strahlenkranz stilisiert. Um ihn her Johannes Ziegler, Nottebohm (der beste), der Pianist Eder, Josef Bayer, Martin Greif und Hugo Wittmann, dieser noch voll Pariser Erlebnisses, Cancan tanzend nach der Melodie: »*J'ai du bon tabac.*« Horaz hätte dazu gelächelt. Es war damals überhaupt, man möchte sagen, eine jüngere Zeit. Die große Wiener Lebezeit vor dem Krach wirkte noch nach und der Krach hatte diesen Musenpriestern nichts anhaben können. Ein Stil für reizende Privatissima bei Wein, Weib und Gesang hatte sich erhalten. Ich erinnere nur an die köstlichen Kellerabende im Hause des Barons Erlanger in der Metternichgasse, wo junge Damen der Gesellschaft, als Kellnerinnen gekleidet, aufwarteten und das amüsante Wien beisammen war. Auch Sp. gehörte dazu. Und Bösendorfer, der taktvoll Fürsorgliche, machte so manches Mal den getreuen Eckart, der unverläßlich gewordene Schritte sicher heimwärts lenkte. Man war jung. Sp. war sein lebelang ein äußerst angenehmer Gesellschafter. Gemütlich, scherzbereit, nie zum Bedeutendsein aufgelegt, eher all die

Lichtlein leuchten lassend, er lastete nicht auf der Gesellschaft. Allerdings ging er nur in wenige vertraute Häuser. Ich glaube übrigens keineswegs, daß etwa der Wein daran schuld war, daß Sp. einst in Kaltenleutgeben, längs des Baches (der »Kalte Gang« heißt er) heimwärts wandernd, die Herrschaft über sein Gleichgewicht verlor und in den Bach fiel. Ein Schrecken ging durch die ganze Ortschaft, so daß der Vizebürgermeister tags darauf eigens nach Wien reiste, bei Sp. Audienz nahm und sich und Kaltenleutgeben und den Bach in aller Form entschuldigte. Es sei nicht gern geschehen. Sp. war eben schon damals ein schwerer Körper, der all die Leiblichkeit nicht immer in der Gewalt hatte. Später wurde er noch umfangreicher und schwerfälliger; Krankheitszustände hinderten ihn oft Bewegung zu machen. Noch ein Jahr vor seinem Tode fiel er auf seinem eigenen Hausgang im Dunkeln kopfüber zehn Stufen hinab, merkwürdigerweise ohne Schaden zu nehmen.

Einige Jahre vor seinem Ende verzog Sp. aus jener Strohgasse des dritten Bezirkes, wo der dritte Stock ihm unerklimmbar geworden. Hohe Warte Nr. 48 war die neue Adresse. Ein Hochparterre, mit parkartigem Garten dahinter und Aussicht über Wien hinweg, das taugte nun. Auf dem Wege hinaus kommt man in der Nußdorferstraße an Schuberts Geburtshaus vorbei, mit der kleinen weißen Büste über dem Haustor. Ein paar hundert Schritte jenseits seines neuen Heims senkt sich die Straße nach Heiligenstadt hinab, Beethovenschen Angedenkens. Auch früher hatte er diese Schubert-Beethovensche Seite Wiens bevorzugt. Sonnige Rebenhügel, mit kühlen Felsenkellern in ihren Flanken, mit Lerchen und Echos klassischer Musik drüber hin. In Sievering hatte er häufig die Sommerwohnung bezogen, von deren ansteigendem Garten aus der Blick nach jener Irrenpension streift, wo Nikolaus Lenau gestorben ist. Selbst sein Hausarzt war der Sieveringer *Dr.* Schatzl, der sein volles Vertrauen verdiente; er ist übrigens auch Maler, in Nebenstunden. Und in Sievering ist er ja nun auch begraben. Zu Badereisen und entlegeneren Sommerfrischen (wiederholt Mattighofen in Oberösterreich) schwang er sich nicht mehr auf. Er war schwer beweglich geworden, und es war schon ein Ausflug, wenn er voll ausgerüstet eine Bank in der Allee vor dem Hause aufsuchte. Daheim saß er den ganzen Tag im Großvaterstuhl, dessen hohe geschnitzte Lehne hinan das Enkelknäblein gewagte Kletterpartien machte, um einen Gutenachtkuß anzubringen. So klettert man später nach Edelweiß. In seinem gelben Kamelhaarschlafrock, den im Sommer ein weißleinener ersetzte, saß der alte Herr mächtig da. Wuchtig und massig wie ein Block. Im Lehnstuhl wurde er von Zimmer zu Zimmer geschoben, bis Benedikt, der Herausgeber der »Neuen Freien Presse«, ihn mit einem gediegenen Rollstuhl überraschte. Das Herz litt bereits und mehrmals traten leichte Lähmungserscheinungen auf. Er las viel; bis zuletzt ohne Brille, deren er aber für die Ferne bedurfte. Schwere wissenschaftliche Literatur, mit der ihn Verehrer versorgten; aber auch leichte Büchlein des huldigenden Nachwuchses blätterte er an. Am meisten doch seine Alten: Goethe, Hamann, die Bibel. Auf einem alten Nähtischchen war immer eine Menge Tageslektüre aufgestapelt. Er hatte hinreichend Besuch von Freunden oder von deren Witwen. Die der Burgschauspieler Robert und Mitterwurzer waren ihm besonders anhänglich. Frau Mitterwurzer zuliebe

ermannte er sich sogar zu einem Brief an mich. An seinen guten Tagen war er liebenswürdig und geweckt, wie je. Er lachte gern und seine epigrammatischen Bemerkungen stiegen gleich Raketen. Er war noch immer ein reizender Verkehr. Dann wieder kamen umnebelte Tage, mit Verworrenheiten. Auch aus diesen heraus wetterleuchtete es noch manchmal gar hübsch. Einmal sprudelte er hastig drei Verse heraus, die nach etwas klangen. »Ist das ein Zitat?« fragte ich. Er merkte plötzlich, daß etwas schief gegangen war, und sagte halb verdrießlich, halb entschuldigend: »Na, es war eben so dran hinzitiert.« Oft spielten wir Tarok. Wie er das erlernt hat, ist mir ein Rätsel. Er spielte es freilich, sagen wir, in seiner Weise. Da es, außer wenigen Photographien, kein Porträt von ihm gab, bewog ich ihn, dem Maler Josef Engelhart zu sitzen. Ich wählte diesen mit gutem Bedacht, als einen Kulturmenschen mit Natur im Leibe, einen jener Wiener, wie sie Sp. gern mochte. Wir gingen wiederholt hinaus, und Engelhart malte zwei Porträtstudien in Öl, die eine lebensgroß, und zeichnete, um sich den Bau des Kopfes ganz klar zu machen, mehrere Ansichten von allen Seiten. Das war drei Monate vor seinem Tode. Es ist bezeichnend für das posefreie Wesen Sp.s, daß der Freund eines Rahl, Natter, Feuerbach und so vieler anderer Großkünstler sich nie zu einem Porträt haben ließ. Den Nachmittag vor seinem Tode sah ich ihn zum letzten Mal. Er wußte, woran er war, und hatte, schon zu Bette, einmal plötzlich gerufen: »Jetzt weiß ich schon, wo Bartel den Most holt!« Einer aus dem Volke hätte die bittere Erkenntnis nicht derber und dabei, sozusagen, bauernphilosophischer ausdrücken können.

Am 5. Februar 1906 war die Bestattung. Ein schmelzendes Schneewetter beeinträchtigte die Teilnahme. Dennoch war die Wiener Geisteswelt zahlreich vertreten. Ein langer Wagenzug bewegte sich hinab zur alten gotischen Pfarrkirche in Heiligenstadt, wo die Einsegnung stattfand, und dann hinüber nach Sievering. Das Wetter machte die Reden kurz, barhaupt zu stehen war nicht ratsam. Am unteren Ende des Gottesackers, mit dem Blick über Wien, ruht er mit seiner Frau unter einem unbehauenen Stein, dessen Tafel bloß die Namen und Daten trägt.

Literatur: Die Wiener Tagesblätter vom 11. bez. 13. April 1900 (siebzigster Geburtstag) und 4. Februar 1906 (Tag nach dem Tode). In der »Neuen Freien Presse« an der Spitze des Sonntag-Morgenblattes, 4. Februar, Nekrolog aus der Feder des Herausgebers Moritz Benedikt, dann Feuilleton von Hugo Wittmann, an den folgenden Tagen Berichte, Beileidsbezeigungen, 8. Februar Würdigungen von Prof. Jakob Minor und Alfred Freiherrn von Berger. Im »Fremden-Blatt«, dessen Musikkritiker Sp. über vierzig Jahre war, Aufsätze von Ludwig Hevesi (auch 1900) und Albert Kauders (»Ludwig Speidel als Musikkritiker«, 8. Februar 1906). In der »Österreichischen Rundschau« (Sommer 1906) Schilderung seiner letzten Zeit: »Mit Ludwig Speidel«, von Ludw. Hevesi. Unter den Nekrologen etwa noch die von Max Kalbeck (»Neues Wiener Tageblatt«) und Dr. Max Graf (»Wiener Journal«) zu erwähnen. In der Berliner »Zukunft« ging gelegentlich Maximilian Harden (»Zwei Kritiker«) mit ihm schärfer ins Gericht.

Ludwig Hevesi.

Hassel, Johann Paul Otto, Geh. Rat, Dr. phil., Direktor des Königl. Sächsischen Hauptstaatsarchivs, * 22. Juli 1838 in Berlin, † 31. Juli 1906 in Jena. — H. studierte anfangs in Berlin und in Gießen Medizin. Dann aber wandte er sich in Berlin dem Studium der Geschichtswissenschaft zu. Er

besuchte die Seminare von Ranke und Droysen, schloß sich aber besonders an Rudolf Köpke an. 1862 promovierte er mit der Dissertation: »*De imperio Brandenburgico ad Rhenum fundato sive de primordiis belli Juliacensis commentatio historica. Berolini 1862/63.*« 1866 habilitierte er sich als Privatdozent an der Berliner Universität. Den Krieg von 1870/71 machte er als Berichterstatter des Kgl. Preußischen Staatsanzeigers im Hauptquartier der 3. Armee mit und veröffentlichte auch Feldzugsberichte in Buchform (»Von der 3. Armee. Kriegsgeschichtliche Skizzen aus dem Feldzuge von 1870—1871. Leipzig 1872«). Danach trat er in den preußischen Archivdienst ein und wurde Geheimer Staatsarchivar in Berlin, zuletzt mit dem Titel Geheimer Archivrat. Im Juli 1882 erfolgte seine Berufung zum Leiter des Königl. Hauptstaatsarchivs zu Dresden als Nachfolger des Geh. Rats von Witzleben, mit dem Titel Geh. Regierungsrat (1898 Geh. Rat). In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Ende. Durch ein schweres Leiden, das ihn 1905 befiel, sah er sich genötigt, im Sommer 1906 um seine Pensionierung nachzusuchen. Aber einen Tag bevor er seinen Ruhestand antreten sollte, wurde er in Jena, wo er in einer Heilanstalt Aufnahme gefunden hatte, durch den Tod erlöst. Seine Beisetzung erfolgte in Berlin auf dem alten Matthäi-Kirchhofe. — H. erhielt zahlreiche Ordensauszeichnungen. Seine wissenschaftliche Tätigkeit erstreckte sich hauptsächlich auf die brandenburgisch-preußische und die sächsische Geschichte im 17. und 19. Jahrhundert.

Im Verein mit A. von Witzleben gab er heraus: »Fehrbellin. 18. Juni 1675. Berlin 1875«, im Verein mit Vitzthum von Eckstädt: »Zur Geschichte des Türkenkrieges im Jahre 1683. Die Beteiligung der kursächsischen Truppen an demselben. Dresden 1883.« Als 6. Band der »Publikationen aus den Kgl. preußischen Staatsarchiven« erschien seine auf reichem archivalischem Material beruhende »Geschichte der preußischen Politik 1807—1815. Teil I (1807, 1808). Leipzig 1881.« Leider blieb dieses Werk unvollendet, wie auch das auf zwei Bände berechnete: »Josef Maria von Radowitz. Bd. I. 1797—1848. Berlin 1905« und das groß angelegte: »Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen. Teil I. II (bis 1873). Berlin 1898. 1900«, in dem H. eine Biographie des Königs im Rahmen der Zeitgeschichte zu geben versucht. Auch veröffentlichte H. einige historische Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften.

»Neues Archiv für sächsische Geschichte« Bd. 27. Dresden 1906 S. 412. — J. Trefftz in der »Historischen Vierteljahrschrift« Jahrg. 10. 1907 S. 127 f. — »Dresdner Journal« 31. Juli und 1. Aug. 1906. Nr. 175 S. 1, Nr. 176 S. 4 u. 6. — »Dresdner Anzeiger« 1. Aug. 1906. Nr. 209 S. 5 und 23. — »Dresdner Nachrichten« 2. Aug. 1906. Nr. 210 S. 1. — »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« 3. Aug. 1906. Nr. 179, Unterhaltungs-Beilage. — »Archivalischer Almanach, hgg. von Hettler.« Jahrg. 1. 1903/04 S. 79 f. — »Illustriertes Universum-Jahrbuch« 1906. S. 376 u. 385.

A. Reichardt.

Saar, Ferdinand von, * 30. September 1833 in Wien, wo er am 24. Juli 1906 †, stammt väterlicher- wie mütterlicherseits aus Beamtenfamilien, deren künstlerische Begabung in einer Reihe von Malern, vor allen in S.s Vetter August Pettenkofen, zum Vorschein kam. Nach dem Tode des Vaters, den S. nie gekannt hat, übernahm der Großvater Hofrat von Nespern die Sorge für den Enkel. So wuchs der Knabe bis zum Tode des Großvaters (1840) in einem Hause auf, dem bei aller Beschränktheit der Mittel weder altbürgerliche Anständigkeit und Würde noch geistige Regsamkeit und Kunstliebe fehlten. In dem ausgezeichneten Gymnasium der Schotten genoß S. nur bis zu seinem 16. Lebensjahre Unterricht;

dann trat er, dem Wunsche des Vormundes gehorchend, als Kadett in die Armee. In dem österreichischen Offizierskorps waren um diese Zeit literarische Ambitionen nicht selten, und in Italien, in Prag und vor allem in Wien fand der junge Leutnant, den schon früh eifrige Lektüre zu eigenen dichterischen Versuchen begeistert hatte, Kameraden, die gleich ihm, heimlich oder offen, mit oder ohne Beruf, sich der Poesie ergaben; unter ihnen ein wirkliches Talent, Stefan von Millenkovics (Stefan Milow), mit dem S. eine rasch geknüpfte und langbewährte Freundschaft verband. Er fand den Mut, dem öden Garnisonsdienst, den der Krieg von 1859 nur kurz und für ihn bedeutungslos unterbrochen hatte, ein Ende zu machen und im Vertrauen auf erfolgreiches Gelingen seiner dichterischen Pläne jedem festen Beruf zu entsagen. Der standhaft ertragenen Not der nächsten Jahre machte auch das Erscheinen der ersten, beifällig aufgenommenen Dichtungen kein Ende. Stefan Milow gewährte dem darbenden Freunde ein bescheidenes Asyl in dem steirischen Orte Ehrenhausen, wo er ein kleines Anwesen besaß; die Hoffnung, durch eine freie Anstellung sein Brot zu verdienen, mußte der schwer Produzierende nach wiederholten Versuchen, 1870 an der Hofbibliothek, 1875 im Unterrichtsministerium anzukommen, aufgeben. Allmählich erweiterte sich der Kreis freundschaftlich zugetaner Helfer. In dem geistig regen Hause der edlen, schönen Josefine von Wertheimstein und ihrer anmutsvollen, durch schweres Leiden verklärten Tochter Franzi, auf den mährischen Gütern und in den Wiener Salons ihrer Brüder Gomperz war er bald ein lieber, treu zugehöriger Gast, und die Fürstin Elisabeth zu Salm-Reifferscheid geb. Prinzessin Liechtenstein bot ihm auf ihren Schlössern Blansko und Raiz ein durch liebevolle Freundschaft verschöntes Heim. Hier lernte er auch seine Gattin kennen, die er bald und plötzlich an den Tod verlor. In den letzten Jahren seines Lebens hielt er sich vorzüglich in Döbling, einem noch immer nicht ganz seines ländlichen Charakters entkleideten Bezirke Wiens, auf. Die materiellen Sorgen waren zuletzt von ihm gewichen, aber schwere, kaum erträgliche Krankheit an ihre Stelle getreten, der der Greis mit tapferem Sinn und sicherer Hand ein Ende machte. Die Ehrungen, die ihm sein 70. Geburtstag brachte, hatten es nicht vermocht, die letzten Tage des zu wenig gewürdigten und an seiner Unterschätzung leidenden Dichters zu erhellen.

S.s Jugend fällt in die letzten Jahre des vormärzlichen Regimes, und er hat die Einflüsse dieser Zeit nie mehr abstreifen können. Die Lässigkeit und Müdigkeit dieser Jahre, in denen der strenge Absolutismus seine Kraft verloren, die liberale Opposition sich noch nicht gesammelt hatte, haftete ihm ebenso an wie der Schönheitssinn dieser einer künstlerisch bedeutungsvollen Epoche entstammten Generation. In dem sozialen Milieu, in dem er erwuchs, war revolutionäre Gesinnung nicht zu Hause, man ließ die Dinge gehen, wie sie wollten. Doch wirkte die josefinische Tradition so stark nach, daß man in religiösen Fragen frei, in nationalen deutsch gesinnt war und hier keine Konzessionen machen wollte. Im übrigen lebte man ein auf persönliche Interessen und künstlerischen Genuß beschränktes Leben, schätzte die Freuden der Tafel, war im tiefsten empfänglich für weibliche Anmut und Schönheit, liebte Theater und Musik und wahrte so inmitten einer bewegten Zeit eine sorgfältig gepflegte vornehme, etwas

resignierte Ruhe. Und ganz ähnliche Stimmungen und Neigungen fand S. in der Armee wieder, deren Offiziere sich ja zum großen Teil aus denselben Kreisen rekrutierten. Nur daß hier deutsche und antiklerikale Gesinnung aus unmittelbaren politisch-militärischen Gründen noch schärfer hervortrat, literarische Vorlieben den Charakter leidenschaftlich betriebener Liebhabereien annahmen, Liebeserlebnisse in den meisten Fällen wie rasch vorübergleitende Abenteuer betrachtet wurden. Und als S. in reiferen Jahren in den Kreisen des deutschen Adels und des vornehmen Wiener Bürgertums verkehrte, da fand er dieselben politischen Anschauungen, dasselbe Interesse für Theater und Literatur und einen Kreis hochbegabter, reizvoller Frauen. So erklärt es sich, daß S.s geistige Entwicklung früh abgeschlossen ist, daß seine politischen Interessen und Anschauungen, seine literarischen Neigungen und Gepflogenheiten bis ins Alter dieselben bleiben, und daß eine mitunter eifrigst betriebene Lektüre verhältnismäßig geringe Spuren in seiner Produktion zurückläßt; nur Arthur Schopenhauer hat tiefen und dauernden Eindruck auf ihn gemacht. Außer an dem Kampf gegen den Klerikalismus, dessen Sieg bei Abschluß des Konkordates und dessen Niederlage in den Verfassungskämpfen der 60er Jahre S. mit lebhaftem Interesse miterlebt hat, und an der nationalen Frage, die ihm in Mähren besonders deutlich entgegentrat, hat ihn nur gelegentlich örtliche Nähe und ein tiefes menschliches Erbarmen an den Schicksalen der Proletarier und Arbeiter Anteil nehmen lassen. Schon hier wird die große soziale Erscheinung von ihm vorzugsweise als eine Reihe von Einzelschicksalen aufgefaßt, und durchaus persönlich kommen ihm große Probleme, wie das des selbständigen Frauenerwerbs, zum Bewußtsein. Er war kein abstrakter Denker, und bei allem theoretischen Pessimismus ein lebensfroher, glücksuchender Mensch. Die naive Freude am Genuß wünscht er sich und den andern, und darum preist er die einfachen Menschen, die ihren Instinkten folgend das Glück ergreifen und sich ihm hingeben. Nur aus solchem eudämonistischen Gesichtspunkte will und kann der Sinnenfreudige, Lebenshungrige vor allem das Schicksal der Frau betrachten, in der er in Leben und Dichten nur das Weib gesucht und gefunden hat.

Dieser konservative Mann hat in langem Leben große politische, soziale, künstlerische, lokale Umwälzungen miterlebt, die stark genug in seine Existenz eingriffen, um ihn zu entschiedener Stellungnahme zu drängen. Und darin vor allem liegt seine literarhistorische Bedeutung, daß hier ein Zögling des österreichischen Vormärz beobachtend, schildernd, urteilend ein Kompromiß mit der neuen Zeit einzugehen sich redlich und erfolgreich bemüht hat. Vor allem sind es zwei große Epochen, die hier hervortreten: die Jahre der Konzentration und Regeneration von der Märzrevolution bis zum Ausbau der Verfassung, und die durch das Aufblühen der Industrie und des Handels bedingte Umwandlung Wiens in eine moderne Großstadt, mit allen sozialen und literarischen Folgeerscheinungen dieses Vorgangs. S.s Stellungnahme zu diesen beiden Entwicklungen ist durch seine Gesinnungen und Neigungen, diese selbst sind zum Teil durch das Lebensalter bedingt, in dem ihn die Wandlungen treffen. Im ersten Abschnitte österreichischer Geschichte, den er derart miterlebt hat, nimmt er offen Partei für das Neue und beteiligt sich literarisch wiederholt an den Kämpfen; in der zweiten

Periode verhält er sich mehr beobachtend und steht mit seinen Sympathien beim Alten, wenn er auch, seiner lebensfreudigen Art gemäß, das Junge, Frische nicht gerade feindselig betrachtet. Dieser verschiedenen Reaktion auf die Ereignisse des öffentlichen Lebens entspricht die Wahl der Dichtungsgattungen für ihre poetische Bewältigung. Vom Drama, das im Anfange seiner dichterischen Tätigkeit vorherrscht, wendet er sich immer entschiedener der Novelle und der elegischen Lyrik zu.

S.s Erstlinge sind durchaus unter dem Einflusse seiner Lektüre entstanden. Seine von ihm verworfene Jugendlyrik und ein verloren gegangenes Faust-Fragment sind durch Lenau angeregt, mit Ernst Schulze's »Bezauberter Rose« wollte er in einem Märchenepos wetteifern, Goethe's »Hermann und Dorothea« stand Pate bei einem Idyll »Elsbeth«, zu dem er als alter Mann wieder zurückkehrte, und seine ersten Dramen zeigen eine starke Abhängigkeit von literarischen Vorbildern. Lessings »Emilia Galotti«, Goethes »Tasso«, »Othello« und Grillparzers »Treuer Diener« haben mehrfach auf das Eifersuchtsdrama »Tempesta« (1859/60; es hieß zuerst nach dem Wohltäter »Der Borromäer«) eingewirkt; es gehört nicht in die anrüchige Kategorie des Künstlerdramas, das S. später in seinem unvollendeten »Benvenuto Cellini« zu persönlichster Auseinandersetzung verwendete, — das Künstlertum des Titelhelden dient nur dazu, seine rasch auflodernde, leidenschaftliche Eifersucht mit zu motivieren. Im Vordergrunde steht vielmehr das leise angedeutete Verhältnis, das sich zwischen Tempestas Frau und dem Beschützer des Ehepaars anspinnt; ein durchaus episches Motiv, das zu seiner Entfaltung ruhige Entwicklung und langsames Fortschreiten der Handlung erfordert, die zum Schlusse etwas gewaltsam zu tragischem Ende geführt wird. Ein zweiter Versuch (»Eine Wohltat«, 1861), dasselbe Thema in einem Bauernstück, wie sie damals besonders die Birch-Pfeiffer und Mosenthal auf die Bühne brachten, dramatischer zu gestalten, indem auf die psychologisch interessante Beziehung des Wohltäters zu seinem Schützling verzichtet und die Handlung bewegter und äußerlicher geführt wurde, mußte in störender Weise zu Zufällen und Mißverständnissen greifen, ohne daß dadurch die tragische Lösung glaubhafter wurde. In beiden Stücken verrät sich der Epiker durch Verweilen bei Nebensächlichem, durch das bequeme Fortschreiten der Handlung, deren Exposition vielmehr der Auseinandersetzung der Charaktere, der Darstellung des Milieus als der Einführung in die Hauptkonflikte dient. Einzelne Personen werden aus ihrer Umgebung herausgegriffen und mit Liebhaberei von allen Seiten her dargestellt, wo das Drama scharfes Hervorheben der für die weitere Entwicklung bedeutungsvollen Eigenschaften erforderte.

Auf eigenem Grund und Boden steht S. erst, wenn er in historischen Dramen politischen Streitfragen der Gegenwart den Spiegel vorhält. So stark auch hier die Abhängigkeit von Schiller, Grillparzer, Kleist und zumal von Shakespeares Historien hervortritt, so kann man den besten unter diesen Dichtungen weder Eigentümlichkeit noch dramatische Kraft absprechen. Den Kampf zwischen Staatsgewalt und Papsttum hat er in seinem deutschen Trauerspiel in zwei Abteilungen »Kaiser Heinrich IV.« zum geistigen Mittelpunkt gewählt, derart freilich, daß in dem zweiten Stücke die beiden Gegner einander nicht mehr unmittelbar Aug in Auge stehn, so daß der Zusammen-

hang der beiden Teile eigentlich nur durch die Person des Helden hergestellt ist. In dieser losen Verbindung zweier Dramen, von denen das zweite dennoch das erste unbedingt voraussetzt, liegt eine durch Shakespeares Vorgang nicht zu entschuldigende Schwäche der Komposition. Der erste Teil, »Hildebrand«, leidet zudem unter dem äußerlichen Motiv persönlicher Rivalität des Papstes und des Kaisers in ihrem Verhältnis zur Markgräfin Mathilde, wobei es nicht vermieden werden kann, einen welthistorischen Gegensatz fast in der Art des Scribeschen Lustspiels durch Zufälligkeiten und Mißverständnisse zu trivialisieren. Und im zweiten Teil, »Heinrichs Tod«, sind die wichtigsten Voraussetzungen in die Zwischenakte verlegt, die Intrigen plump und äußerlich, so daß der Kaiser, der ihnen erliegt, recht schwach und töricht erscheint. Dazu kommen eine Reihe von technischen Ungeschicklichkeiten und Gewaltsamkeiten, eine Fülle von nicht immer scharf charakterisierten Nebenpersonen, die nur selten in anschaulicher Kraft geballte, meist langatmige, unpersönliche Sprache. Aber die herbe, strenge Herrengestalt des freudelosen, häßlichen, genialen Papstes und die Figur des zielsicheren, skrupellosen, kraftvollen jungen Heinrich V. sind dem Dichter ebenso gelungen wie die Zusammenfassung der reichen und weitverzweigten Handlung in den engen Rahmen von je fünf schlank gewachsenen Akten. Zudem hat er es verstanden, ohne allzuviel programmatische Reden und Streitgespräche die politischen Konflikte in helles Licht zu rücken, eine einheitliche Auffassung ohne Zwang durchzuführen und ohne offene Parteinahme seiner Tendenz Geltung zu verschaffen. So bildet dieses Doppeldrama, dem die österreichische Zensur die Bühne verschloß, bei allen Mängeln den nicht wieder erreichten Höhepunkt in S.s dramatischer Produktion.

Wie die Kämpfe gegen das österreichische Konkordat den »Kaiser Heinrich«, so hat der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland sein Drama »Thassilo« (1866 begonnen) inspiriert, ohne daß hier oder dort mehr als die Grundprobleme der Gegenwart entnommen wären. Es ist der Versuch gemacht, in Thassilo eine Art Kleistischen Hermann zu zeichnen, der ruhig und unbeirrt seinen Weg schreitet, zwischen ungestüm und unverständig drängenden Freunden und lauernden oder blind zutappenden Feinden. Aber mitten in bunt durcheinander wirrenden Intrigen, unter einer Flut von unausgeführten Motiven, von unvorbereitet einwirkenden, kraß gezeichneten Nebenpersonen erstickt unser Interesse an dem Helden, dem in Kaiser Karl ein gut angelegter, aber zu wenig hell beleuchteter problematischer Charakter gegenüber, in seiner Gattin ein nun allzu heldenhaftes, dann wieder weichlich sentimentales Weib zur Seite steht. Noch schwächer als dieses, mit Ausnahme der Katastrophe, wenigstens auf eine Frage orientierte Stück sind »Die beiden de Witt«, mit denen es das Burgtheater wagte. Ein bis auf einige große rhetorische Szenen ganz wirkungsloses Drama, das unser Interesse gleichzeitig für den Konflikt zwischen den Oraniern und den Republikanern und für den zwischen den Brüdern de Witt in Anspruch nehmen will, in dessen Vordergrunde ein durchaus passiver Held steht und in dem sich die in den beiden vorhergehenden historischen Dramen weislich diskret behandelte ideale Liebesepisode recht breit macht. Ein fragmentarischer »Ludwig XVI.«, der den Dichter bis in die letzten Jahre beschäftigte, weist in die Zeiten des blässesten historischen Epigonen-Dramas zurück, ermangelt scharfer Charak-

teristik und sucht mit konstruierten, rhetorischen Auseinandersetzungen Wirkung zu üben.

So hat S. sein Leben lang vergeblich um das Drama gerungen, dessen zweckvoller Geschlossenheit seine zu bequemem Ergehen und ruhiger Betrachtung neigende Begabung entgegenstand; je mehr er sich bemühte, seinen lyrischen Neigungen zu widerstreben, sachlich und unpersönlich zu bleiben, um so farbloser, um so matter und wirkungsloser wurden seine Stücke, denen er vergeblich durch ein Übermaß von Motiven und Begebenheiten Leben einzuflößen sich mühte. Was ihm das historische Drama beharrlich weigerte, das gab ihm bald und dauernd die Novelle aus der Gegenwart: innere Befriedigung und äußern Erfolg.

Demselben Gedankenkreis wie sein Heinrichdrama entsprang die erste, durch mehr als ein Lustrum von den spätern geschiedene Novelle; der Zölibat, den Anzengruber wenige Jahre später als dramatisches Motiv brauchte, ist das Thema des »Innocens«. Ein Priester findet in ernstem Pflichtbewußtsein und im Anschauen des tragischen Endes eines von ihm still beneideten Liebesglücks die Kraft, eine mitten in der blühenden Einsamkeit seiner Umgebung an seine wachen Sinne herantretende Versuchung freudig zu überwinden. Er selbst erzählt die einfache Geschichte, die dadurch und durch die vorhergehende Schilderung der idyllisch friedlichen Existenz des Geistlichen und der einst von ihm Geliebten jede äußerliche Spannung und alle Unruhe verliert; er erzählt sie in demselben Milieu, in dem sie sich abgespielt hat, so daß die behagliche, stimmunggebende Schilderung der Umwelt in die Rahmenerzählung verlegt und dadurch zunächst Selbstzweck werden kann; und er erzählt sie dem Dichter selbst, der derart Bürge für die Wahrheit des Erzählten wird und als Person der Erzählung uns lieb und vertraut wird. So ist der milde, elegische Ton der Geschichte gegeben, die mit der Biographie S.s in Zusammenhang gebracht und durch den italienischen Feldzug, der den Anlaß zum Abschied des Dichters von seinem Helden und zu dessen Bericht bietet, zeitlich fixiert wird. In der feinen, diskreten Charakteristik der handelnden Personen, in der gedämpften Sinnlichkeit der Motive, in der Anschaulichkeit der Situationen, in der glücklichen Parallelisierung und Kontrastierung der mit tiefer Empfindung geschilderten Natur zu den Begebenheiten und Seelenstimmungen liegen die hohen Vorzüge der Novelle; daß die Leidenschaft des Priesters aus einer allgemeinen sinnlichen Berührtheit entspringt und sich durchaus an die äußerlichen Eigenschaften des Mädchens heftet, entspricht dem Problem, wenn auch eine tiefere Auffassung der Liebe vielleicht die Entsagung schwerer und wirkungsvoller hätte erscheinen lassen.

All diese Eigentümlichkeiten seiner Erstlingsnovelle lassen sich in den späteren wieder nachweisen, und auch hier zeigt sich die geringe Wandlungsfähigkeit der poetischen Begabung S.s. Die retrospektive Technik, die vor S. schon Stifter mit Meisterschaft geübt hatte, ist in der eigenartigen Form, daß der Dichter den Helden selbst seine Geschichte erzählen läßt, fast stereotyp geworden. Doch weiß er sehr glücklich zu variieren, indem er einmal die Geschichte in einer größern Gesellschaft erzählen, dann wieder sie sich allein anvertrauen läßt, einmal den Erzähler ganz kurz einführt, dann wieder einen Teil der Geschichte in den Rahmen verlegt. In »Ma-

rianne« rückt das Erlebnis vor unsern Augen von Brief zu Brief weiter, und immer mehr wird es S.s Gewohnheit, die Handlung in Abschnitte zu zerlegen, zwischen denen eine Begegnung des Dichters mit dem Helden oder einer dritten Person zu neuen Mitteilungen leitet, so daß nur ein Teil der Geschichte von ihrem vorläufigen Abschluß aus erzählt wird, meist die Exposition, die dadurch stets eine gewisse Ruhe und Breite gewinnt. Mitunter erweckt der Anblick eines Menschen oder einer Gegend in dem Dichter Erinnerungen, die nun einfach mitgeteilt werden. All das ist nicht nur technisches Mittel; es entspringt im tiefsten der unbedingten Wahrhaftigkeit des Dichters, der nichts erzählt, was er nicht erlebt hat, und der es nur so erzählen kann, wie es allmählich in seinen Gesichtskreis getreten ist.

Viele Novellen sind — wie der »Innocens« — an ein bestimmtes historisches Ereignis angeknüpft. Und das ist keine Äußerlichkeit, sondern die notwendige Folge der Absicht, ganz bestimmte, allgemein herrschende Zustände in den ausgewählten Einzelschicksalen zu schildern. In den beiden Gegenstücken »Haus Reichegg« und »Schloß Kostenitz« sind es die verstörten Moralbegriffe, die Roheit und Ungebundenheit der österreichischen Gesellschaft um 1848, die zu tragischem Ende einzelner führen, in »*Vae victis!*« spiegelt sich der Niedergang der Armee, das Aufkommen des Parlamentarismus um 1860. Eine andere Gruppe behandelt mit dem bittern Pessimismus Turgenjews, dessen Einfluß hier zu beachten ist, große soziale Wandlungen, ohne an ein festes Datum oder bestimmte Vorkommnisse anzuknüpfen. Die Arbeiterbewegung, die in die »Steinklopfer« nur wie von weitem hereinklingt, bildet das Thema der »Familie Worel« und der flüchtigen Studie »Dissonanzen«, die moderne Entwicklung der Wiener Gesellschaft wird mehr oder weniger deutlich auf dem Hintergrunde einer ganzen Reihe von Novellen skizziert. Typische Lebensläufe weiblicher Abenteurer, die durch alle Schichten der Gesellschaft streichen, entwerfen die Geschichten eines Wiener Kindes und der Krawall-Ninerl, der Niedergang einzelner Gewerbe gibt den »Pfründnern« die Folie, »Der Burggraf« zeichnet einen dekadenten Adeligen, »Seligmann Hirsch« den Aufstieg der jüdischen Zuwanderer. Und die ihm verhaßten literarischen Koterien weiß S. wieder in der »Geschichte eines Wiener Kindes« und in »Ninon« zu schildern, während »Tambi« das traurige Schicksal eines gescheiterten Dichters behandelt.

In fast allen Novellen steht eine Liebesgeschichte im Vordergrunde, die einen typischen Verlauf nimmt. Zwei Menschen, die für einander bestimmt sind, treffen einander zu spät oder gehen aus Vorsicht oder Hochmut aneinander vorüber; ein einsames, freudloses Leben ist ihr Los. Auch hier sucht S. das einfache Thema mannigfach zu variieren. Am reinsten stellt den Typus seine letzte Geschichte »Die Pfründner« dar, wo die Liebenden einander im Alter finden und durch Mißgunst Fremder ihr spätes Glück verlieren, oder »Der Exzellenzherr«, den ein Mißverständnis von der Geliebten für immer trennt. Äußere Hindernisse, — der Zölibat, ein Ehebund — stehen der Vereinigung in »Innocens« und »Marianne« gegenüber, während in »Ginevra« und im »Sündenfall« die Untreue des Mannes, der sinnlicher Verführung erliegt, das Paar scheidet. Sehr hübsch ist das Motiv im »Requiem der Liebe« gewendet, wo die beiden einander spät finden, der Mann aber gewahr wird, daß er einer herzlosen Kokette anheimgefallen ist. Es ist, als

hätte S. sich hier selbst vorgehalten, wie äußerlich und jeder tieferen Begründung bar sich bei ihm ein solches Finden vollzieht. Das Mädchen, das er vom Fenster aus beobachtet, das er nie gesprochen hat, glaubt der Komponist im »Requiem der Liebe« für sich bestimmt, sowie der Exzellenzherr die Geliebte, die er vom Kirchengang her kennt, fürs Leben im Herzen bewahrt, obwohl er nur ein paar feindselige Worte mit ihr getauscht hat. Die Liebe wird — und das ist S. mit Grillparzer und andern österreichischen Dichtern gemein — als sinnliches Berührtsein aufgefaßt, und nur aus diesem Gesichtspunkt werden verschmähte Frauen, wie »Die Geigerin« und »Sappho«, geschildert. Nur so erklärt sich die unbegrenzte Macht sinnlicher Weiber auf die spießbürgerlich besonnenen Helden der Novellen »Die Troglodytin« und »Herr Fridolin und sein Glück«, die nur in schwerem Kampfe oder durch Zufall der Versuchung entrinnen. Und nur so werden die Geschichten verständlich, in denen S. den Ehebruch behandelt; da jeder Mensch seinen Sinnen erliegen muß, so steht die ehebrechende Frau fast nie im Vordergrund des Interesses —, der eigentliche Held der Geschichte ist der betrogene Ehemann. So vor allem in »*Vae victis!*«, wo alles Licht auf den tapfern General fällt, so aber auch in »Haus Reichegg«, wo der Staatsrat mit besonderer Vorliebe geschildert ist, während die Ehebrecher nur in raschen Strichen gezeichnet sind, so im »Brauer von Habrovan«, wo die brutal-körperliche Auffassung des Ehebruchs unerträglich schroff hervortritt. Eine Ausnahme bildet das feine Seelengemälde »Schloß Kostenitz«; hier hat der Dichter alle Kraft zusammengenommen, um die Gedankenschuld der Frau plausibel zu machen, mit hundert kleinen, unscheinbaren Motiven gearbeitet, — und es doch nicht vermocht, die Katastrophe glaubhaft zu gestalten.

Wenn so den Personen S.s ihr Leben im Zwange der Sinne verrinnt und selbst die als genial bezeichneten die Sklaven ihrer Begierden sind, so hat uns der Dichter durch die feine Kunst entschädigt, mit der er den Verlauf solcher Liebesgeschichten erzählt. Seine mimische Technik unterstüzt ihn hier, da er bloß die seelischen Erlebnisse einer Person schildert und den Partner nur von außen her beobachtet. Schon bei der ersten Begegnung fühlt sich der Held — fast immer erzählt der Mann, nur »Sappho« ist ausgenommen — von Sympathie für die Erwählte ergriffen, und in rascher Steigerung wird die Entwicklung bis zur Lösung geführt. Mit großer Meisterschaft weiß der Dichter uns die weibliche Hauptperson durch die Augen seines Helden bis in die leisesten Eigentümlichkeiten ihrer Erscheinung zu schildern und aus dem belebten Antlitz die Vorgänge in ihrem Innern zu lesen. Sehr große Sorgfalt ist auf das Milieu verwendet, und es ist genau dem Charakter und der Stellung der Geliebten angepaßt, ob das Beisammensein auf der Straße oder im Zimmer, im Omnibus oder in der Kirche, auf dem Ball oder in einer musikalischen Gesellschaft, im Park oder in den Weinbergen um Wien stattfindet. Mit verstehender Liebe ist die Natur in die Handlung einbezogen und in wunderbaren Stimmungsbildern ihr dienstbar gemacht. Am feinsten und innigsten wohl in der Meisternovelle »Marianne«; hier gehört der Garten des Vorstadthauses in allen Stadien des Blühens, Reifens und Welkens ebenso untrennbar zur Geschichte dieser unglücklichen Liebe wie die herrliche Mondnacht auf den Grinzinger Hügeln zu dem

tragischen Schluß. Ein Kenner und Schätzer der intimen Reize des alten, winkligen, gartenreichen Wien hat die Stadt ebenso treu und liebevoll geschildert wie ihre Frauen, während ihn in den wenigen Novellen, die er in Mähren auf dem Lande angesiedelt hat, die Landschaft recht wenig interessiert. Nur der kultivierten Schönheit des Schloßparks hat er so zärtlich gehuldigt wie der Halbnatur im Bannkreis seiner Vaterstadt.

Der vornehme Verehrer verfeinerter Menschen und stiller, gepflegter Landschaften hat nur selten aus den Salons der besten Gesellschaft, aus den Stuben der erbgesessenen Bürger und den romantischen Behausungen der großstädtischen Bohême den Weg in die Hütten der Armen genommen. Aber er war auch da nicht fremd und hat den Proletariertrotz der »Troglodytin« ebenso sicher zu schildern verstanden wie die Qualen und das bescheidene Glück der »Steinklopfer«. Freilich steigt er nur selten um ihrer selbst willen in solche Kreise hinab; öfter hat er die Berührungspunkte dieser Schichten mit den höheren im »Fridolin«, in der »Troglodytin«, in der »Familie Worel« aufzuzeigen oder gescheiterte Existenzen wie den »Burggrafen« in die Tiefe zu begleiten.

»Der Burggraf« gehört einer eigenen Gruppe von Novellen an, in denen S. um die Schilderung eines merkwürdigen Menschen eine ganz dürftige Handlung gelegt hat. Schon die Gegenüberstellungen grundverschiedener Geschwister (»Die Parzen«, »Die Brüder«, auch »Die Geigerin«) in ihren durcheinander laufenden Schicksalen nähern sich diesem Typus. Deutlicher repräsentieren ihn kleine Studien, in deren Mittelpunkt Sonderlinge, halbe Narren, Unglückliche stehen, die dem Zwang der Verhältnisse, blinder Triebe, fixer Ideen erliegen. Die ergreifenden Gestalten des operationsfeindlichen »Doktor Trojan« und des adelsüchtigen »Leutnant Burda« gehören hierher und der erbärmliche Weibernarr »Conte Gasparo«, vor allem aber der unglückliche Dichter in »Tambi« und der tragikomische jüdische König »Liar« »Seligmann Hirsch«. Hier wie nirgends bewährt sich die Gabe S.s, feinste Beobachtungen unaufdringlich und Glauben erzwingend wiederzugeben und ohne überflüssige Rührseligkeit nur durch die Macht der Tatsachen tiefste Wirkung zu üben.

Alle diese Geschichten sind aus innerstem Erleben gedichtet. Nicht nur äußerlich tritt uns die Gestalt des Dichters fast in allen Novellen entgegen; er selbst ist in den meisten Fällen der Held der Aventiure. Und daher kommt die enge Verwandtschaft seiner männlichen Personen, die oft nur äußerlich nach bestimmten Modellen gezeichnet sind. Sie gehören — von wenigen Ausnahmen abgesehen — zwei Typen an. Der eine ist S.s uneingestandenes Ideal, aber ins Böse verzerrt, der Mann, der instinktiv dem Gebot seiner Sinne gehorcht und frischweg genießt; meist in die unwiderstehlich machende Uniform gekleidet, jung, energisch, gewissenlos, manchmal recht absichtlich äußerlich und innerlich schlecht gemacht, immer aber den Frauen gefährlich und von Erfolg zu Erfolg weiterschreitend. Der andere ist S. selbst: auch eine vollebige Natur, gequält durch das Begehren der immer wachen Sinne, aber ein grübelnder Zauderer, ein dumpfer, trüber Gesell, den die Leidenschaft wie ein Sturmwind faßt und niederwirft; das sind gedankenvolle Müßiggänger, die ein Leben in Schönheit und Glück träumen, sich aus jeder Blüte und jedem Baum ein Fest machen und an

dem blühenden, glühenden Leben sehnsuchtsvoll und tatenarm vorübergehen; Resignation ist ihr Los, Erinnerung ihre Wonne. — Mannigfaltiger — wieder den Erlebnissen S.s entsprechend — stehen die Frauen da, und in ihrer Schilderung hat er sein Bestes gegeben. Alle Stände und alle Lebensalter ziehen an uns vorüber, aber mit besonderer Vorliebe schildert der Dichter die Müden und Wissenden, denen das Leben unter den Händen zerrinnt; mit holder Anmut weiß er die knospende Jugend auszuschmücken, am liebsten aber legt er die weiche Hand auf den ergrauenden Scheitel der Enttäuschten, die noch einmal genießen will, bevor der kalte Abend und die lange Nacht kommt. Die letzte Sehnsucht, die letzte Hoffnung der Alternden hat er immer wieder geschildert, diese verzweifelte Flucht vor der Einsamkeit eines Lebens ohne Liebe. Auch hier findet sich das Gegenspiel in den Frauen, die in wildem Taumel von Liebe zu Liebe jagen, robusten, sinnlichen Naturen, die den Männern gefährlich werden, und endlich an der Schalheit ihres Wesens und ihres Lebens zugrunde gehen. Diese Frauengestalten alle hat S. von außen angeschaut und dargestellt. So genau er uns ihre Erscheinung bis auf Form und Muskelspiel der Hände, bis auf die kleinsten Einzelheiten der Toilette zu schildern weiß, so wenig ist es ihm darum zu tun, ihre Handlungen und Empfindungen psychologisch zu motivieren. Wie die Männer, denen diese Frauen begegnen und die uns die Geschichte erzählen, stehen auch wir meist vor einem Rätsel, dessen Lösung höchstens angedeutet ist. Auch das hängt wieder mit S.s Wahrhaftigkeit zusammen, der eben nur erzählt, was er von einem einmal eingenommenen festen Standpunkt aus sehen und erfahren kann. Eine eindringende Analyse des weiblichen Seelenlebens wie in »Schloß Kostenitz« steht ziemlich vereinzelt da.

Diesen förmlich im Spazierengehen durchs Leben aufgefundenen Geschichten fehlt meistens die scharfe Silhouette. Sie sind nicht Novellen im Sinne Goethes oder Heyses, sie enthalten keine unvergeßliche Hauptsituation. Die Ausnahmen von dieser Regel finden sich unter den ersten Geschichten: das Haupt der Geliebten im Schoße des Innocens, der Todestanz in »Marianne«; später noch etwa die brutale Werbung des Rittmeisters in »Schloß Kostenitz«. Sonst vollzieht sich die Handlung in stiller, rhythmischer Bewegung, deren durch die Begegnungen des Helden mit dem Dichter markierte Haltpunkte niemals die Kulmination, sondern stets das Ausschwingen der einzelnen Welle bezeichnen. So still und einförmig ist auch die Redeweise S.s, die fast nie zu gewaltsamen Ausbrüchen, selten zu lyrisch gesteigerten Momenten führt, selbst im Affekt vornehme Korrektheit bewahrt und mimische Charakteristik mit ganz wenigen Ausnahmen vermeidet. Die resignierte Stimmung der Novellen spiegelt sich in diesem gedämpften Vortrag, der gerne schildernd verweilt und schon dadurch — wie durch die rückschauende Technik des Erzählens — den Eindruck ruhiger Fassung erweckt. In diesen Schilderungen ist S. Meister, und er hat hier seine hohe Kunst bewährt, Menschen und Natur als Einheit darzustellen. Nie ist eine Jahreszeit, eine Landschaft, eine Straße zufällig gewählt, und oft ist durch die Schilderung einer Gegend und ihrer Geschichte die Handlung der Novelle symbolisch vorgedeutet. All das ist dem Dichter ein bewußt verfolgtes, hohes Ziel gewesen, und er hat in harter Arbeit die Strenge der Form seinem urwüchsig wienerischen

Idiom abgewonnen. Dieses mühsame Bewältigen des Rohmaterials schließt von vornherein eine humoristische Auffassung aus, die dem schwermütigen Pessimisten überhaupt ferne liegt und nur in wenigen späteren Novellen (Herr Fridolin und sein Glück, Ninon) sich leise geltend macht. Aber eine müde Ironie lächelt manchmal durch den Ernst der Darstellung hindurch.

Darum ist es dem Dichter auch versagt gewesen, auf dem steinigen Boden des komischen Epos Lorbeeren zu ernten. Als satirischer Epilog zu seinen Novellen ist »Die Pincelliade« aufzufassen, die sein altes Thema von dem lebenshungrigen Mann und der liebestollen Frau zur Karikatur verzerrt. Sie ist derber, als es nötig wäre, und gerade daran sieht man, welche Mühe es dem Dichter kostete, sich in der Narrenkleidung öffentlich zu zeigen. Alle Eleganz der Form und alle Schärfe der satirischen Seitenhiebe, die absichtliche Übertreibung der Charaktere und die gute Schilderung des Kasernenmilieus hilft nicht über die innere Unlustigkeit und die Armut der Handlung hinweg. Ebenso einförmig und uninteressant bleibt die Idylle »Hermann und Dorothea«, in der S. seinen Jugendplan, Goethes Meisterwerk ernsthaft zu parodieren, aufgenommen hat. Es ist charakteristisch für S.s Abneigung gegen alle äußerlichen Motive, daß Hermann in seiner Bewerbung gar keinen Widerstand findet, womit dem Gedicht jede Spannung genommen ist, so daß es vielmehr an Voß als an Goethe erinnert. Und die czechisch-deutschen Streitigkeiten an der Sprachgrenze können es mit dem großartigen Hintergrund des Goethischen Epos ebensowenig aufnehmen wie die typisch charakterisierten Nebenfiguren mit den entsprechenden Gestalten des Vorbilds. Es ist bei aller Anmut der Schilderung und Glätte der Form ein mißlungenes Werk.

Der Dichter, dem die Gabe der Erfindung so spärlich geschenkt war, der wenigen, immer wiederkehrenden Situationen und Charakteren ihre feinste Stimmung abzulauschen vermochte, war seinem ganzen Wesen nach ein Lyriker. Und nirgends ist ihm so Vollendetes gelungen als in der Lyrik. Auch hier sind es wenige Gedanken, Empfindungen, Situationen, die er in scheinbar einfachster Form wiedergibt. Aber er weiß ihren lyrischen Gehalt völlig auszuschöpfen und in immer neue Bilder und Vergleiche zu fassen. Nur selten hat er die Form der klassischen Ode für politische und literarische Polemik und Apologie gewählt, nicht glücklich seinen Groll in die trotz Rückert versöhnliche Form des Sonetts gegossen. Seine Lieblingsformen sind freie, eher nach Heine als nach Goethe gebildete Rhythmen und die schlichte Sippe jambischer und daktylischer Liedstrophen, die all ihre Melodie in sich selbst haben und unsangbar sind wie die ähnlichen Gedichte Grillparzers. Aber von den Gedichten dieses im ersten Wurf oder gar nicht treffenden Lyrikers unterscheiden sich die S.schen durch die sorgfältig gefeilte und gerundete Versifikation und Sprache. Nur selten entgleitet ihm mitten im Schwung der Rede ein prosaisches Wort, eine im abstrakten Gedanken stecken gebliebene Wendung; meist erscheint seine Lyrik ohne jede Künstelei als das Werk eines besonnenen und ernsten Künstlers.

Verhältnismäßig kleinen Raum nimmt die politische Lyrik ein, die bei festlichen Anlässen begeisternde Töne ohne Überschwang vernehmen läßt, sonst aber besorgter Liebe entspringt und nicht immer frei von schlechter Laune bleibt. Diese wird allzu mächtig in den zahlreichen Gedichten, die

literarische Polemik treiben, und macht den Dichter, der sonst so gerne und froh mit der Zeit vorgeschritten ist, zu einem mürrischen *laudator temporis acti*. Freilich ist er das freudigen Herzens, wenn es gilt, Grillparzers Größe zu preisen oder Arthur Schopenhauern zu huldigen.

Wie er hier an allen Zeitereignissen lebhaft teilnehmend sich darstellt, so hat er — in seinen lyrischen Gedichten öfter als in den Novellen — an der sozialen Entwicklung der neuesten Zeit anteilgenommen. Von der stillen Ecke seines Arbeitszimmers und von gedankenschweren Dichterspaziergängen aus hat er auf das schwere Tagwerk des Arbeiters geblickt, den trostlosen Schmutz der Ziegelei mit tiefem Mitleid für die dorthin Verbannten geschildert, das Elend des Taglöhnerkindes und den trotzigen Haß des Proletariers gegen den reichen Müßiggänger so scharf beobachtet wie sonst die zarten Frauen der vornehmen Gesellschaft. Die Arbeit ist dem geordneter Tätigkeit Fremden stets als Fluch erschienen, und darum konnte er in dem Bestreben der Frauen, sich erwerbsfähig zu machen, nur den törichten Wunsch sehen, zu allem Leid ihres Geschlechtes noch den Daseinsfluch des Mannes auf ihre Schultern zu laden. Auch das Dichten ist ihm Arbeit und daher Qual, und er beneidet die Armen im Geiste, die ohne Ehrgeiz und ohne inneren Zwiespalt in den Tag hineinleben. Er selbst leidet am Leben, an diesem fortwährenden Jagen nach einem unerreichbaren Ziel, an diesem ewigen Enttäuschtwerden, Sichsehnen und Einsambleiben. Und doch hungert er nach diesem Leben, ist ihm selbst das Erleiden ein Erleben und darum lieb, doch sieht er das höchste Glück im Lebensgenuß, im Liebesgenuß.

Auch hier, wie in seiner Epik, steht Frauenliebe im Vordergrunde. Wie nicht ausgereifte Novellen lesen sich die Gedichte »An eine Holländerin« und »Vergessene Liebe« und in die Sphäre seiner »Ninon« steigt er mit »Lydia« wieder hinunter. Aber deutlicher und öfter als in den Novellen hat er hier seine tiefe Neigung zu Frauen bekundet, die — wie er selbst in diesen späten Gedichten — ihre Blüte hinter sich haben und sehnsuchtsvoll nach dem rauschenden Leben blicken, das zu genießen sie versäumten. Auch hier ist die Liebe durchaus körperlich aufgefaßt, und nur aus diesem Gesichtspunkte ist es zu verstehen, daß er das Los der Frau als ein unabänderlich trauriges Geschick beklagt:

Nach kurzen Jugendtagen
Verschuldetes Entbehren —
Die Einen durch Versagen,
Die Andern durch Gewähren.

Doch wehe, wenn da beides
In Eins zusammenfließt,
Und so ein Meer des Leides
Die stumme Brust verschließt!

Seinem trüben Blick ist auch die Natur ein ewiges Bild langsamen Vergehens, und nur selten hat er ein helles Lied dem Frühling entgegengesungen. Das üppige Reifen und Leuchten, der schwüle Duft des Sommers, der in heiligem Ernst die Menschen zur Besinnung ruft, ist ihm vertraut, noch lieber aber hat er den Herbst mit seinen weichen Farben, mit seinem milden

Licht, das letzte Aufatmen der Natur vor ihrem Ende. Die sich entblätternde Rose, das fallende Laub mahnen ihn wehmütig an das Vergehen aller Lust und stimmen zu der müden Sehnsucht seines Herzens. Und daneben sind es die einsam stolzen Pappeln und die duftlos unscheinbaren Primeln, die in ihrem unfruchtbaren Selbstgenügen und in ihrer keuschen Jugend sein Herz gewinnen. Die feinen, melodischen Schwingungen der Hügel um Wien, über denen das melancholische Licht des Herbstabends liegt, während herbe Düfte aus Wiese und Feld aufsteigen, sind aus diesen Gedichten zu vernehmen, in denen die schwermütig lächelnde Schönheit der Wiener Landschaft und der Wiener Frauen eingefangen ist.

Wien war die Liebe, war der Lebensodem dieses Dichters. Und der geliebten Vaterstadt hat er das populärste seiner Werke geweiht: die »Wiener Elegien«. Seine Rückkehr in die Heimat feiert er in ernsten Gesängen, denen nur selten ein heiteres Bild, ein scherzendes Wort, ein froher Ausblick hoffnungsvoll sich einflicht. Den Untergang seines alten engen Wien beklagt der Dichter, der mißmutig ein neues, fremdes, unverstandenes an der alten Stelle findet. Wehmütig denkt er vergangener Tage, vergangenen Ruhms, vergangenen Frohsinns, und fast feindselig blickt er auf das neue, hastende Großstadtgeschlecht. Aber auf dem Kahlengebirge, da ist er wieder in seinem alten Wien, und er versöhnt sich mit dem neuen, das — von Deutschland getrennt, von den Reichsgenossen angefeindet — bestehen wird, was auch die Zukunft ihm bringe:

Sieh, es dämmert der Abend, doch morgen flammt wieder das Frührot, —
Und bei fernem Geläut segnet dich jetzt dein Poet.

In formvollendeten Versen und in bei aller Erhabenheit selten gezwungener und niemals schwülstiger Sprache hat S. hier sein poetisches Glaubensbekenntnis abgelegt, für die Stadt gezeugt, der er sein Bestes verdankt, und noch einmal seine Meinungen, Befürchtungen, Hoffnungen in dem elegischen Ton, der ihm gemäß war, in einer durchaus einheitlich entworfenen und durchgeführten Dichtung ausgesprochen. Wer die »Wiener Elegien« gelesen hat, darf sagen, daß er S.s Eigenart kennt.

S. war kein dichterischer Dilettant. In unablässiger, qualvoller Arbeit hat er sich um seine Werke bemüht und sie rastlos bessernd nach bester Kraft vollendet. Aber er war ein folgsamer Schüler seiner Muse und hat nie darnach gestrebt, die Poesie zu kommandieren. So hat er in langem Leben verhältnismäßig wenig produziert und hat — wenn man von seinem Bemühen um das Drama absieht — nie versucht, die Grenzen seines dichterischen Reichs zu erweitern. Darum hat er sein Bestes zu Anfang gegeben und ist, gewohnte Weisen leise variierend, in den Werken seines Alters zur leeren Manier herabgesunken. Aber auch da war es nicht etwa unlautere Absicht, die dem durchaus Ehrlichen stets fremd war, sondern Erlahmen seiner Phantasie und seines technischen Könnens. Auf einem engen Gebiete hat er Meisterliches geschaffen. Starke Wirkungen waren ihm versagt, aber für die zartesten und subtilsten Vorgänge in der Menschenseele, für die feinen, leisen Schönheiten der Natur hat er das scharfe Auge und die sichere schonende Hand besessen. Die schönsten seiner Novellen werden ein dauernder Besitz des deutschen Volkes bleiben, und mit seiner Lyrik darf er sich den Besten seiner Zeit als Ebenbürtiger gesellen.

Hauptwerke: Kaiser Heinrich IV. Ein deutsches Trauerspiel in zwei Abteilungen (I. Hildebrand. II. Heinrichs Tod) 1865. 1867; 2. Auflage 1871; 3. Auflage 1904. — Innocens. Novelle. 1866. — Marianne. Novelle. 1873. — Die Steinklopfer. Novelle. 1873. — Die Geigerin. Novelle. 1874. — Die beiden de Witt. Trauerspiel in 5 Akten 1875; 2. Auflage 1879. — Novellen aus Österreich (Innocens; Marianne; Die Steinklopfer; Die Geigerin; Das Haus Reichegg) 1876. — Tempesta. Trauerspiel in 5 Akten. 1881. — Gedichte. 1882; 2. Auflage 1888, 3. Auflage 1904. — Drei neue Novellen (*Vae victis!*; Der »Exzellenzherr«; Tambi) 1883. — Thassilo. Tragödie in 5 Akten. 1886. — Eine Wohltat. Volksdrama in 4 Akten. 1887. — Schicksale. Drei Novellen. (Leutnant Burda; Seligmann Hirsch; Die Troglodytin) 1888. — Frauenbilder (Ginevra; Geschichte eines Wiener Kindes) 1892. — Schloß Kostenitz. Novelle 1893. — Wiener Elegien. 1893; 2. und 3. Auflage 1894. — Die Pincelliade. Ein Poem in 5 Gesängen. 1897. — Novellen aus Österreich I. II. (Innocens; Marianne; Die Steinklopfer; Die Geigerin; Das Haus Reichegg; *Vae Victis!*; Der »Exzellenzherr«; Tambi; — Leutnant Burda; Seligmann Hirsch; Die Troglodytin; Ginevra; Geschichte eines Wiener Kindes; Schloß Kostenitz) 1897; 3. und 4. Tausend 1904. — Herbstreigen. Drei Novellen (Herr Fridolin und sein Glück; Ninon; Requiem der Liebe) 1897. — Nachklänge. Neue Gedichte und Novellen (Gedichte; Dramatische Fragmente: Ludwig XVI., Benvenuto Cellini; Novellen: Doktor Trojan, Conte Gasparo, Sündenfall). 1899. — *Camera obscura.* Fünf Geschichten (Die Brüder; Die Parzen; Der Burggraf; Der Brauer von Habrovan; Dissonanzen). 1901. 2. Auflage 1904. Vermehrt durch: Außer Dienst; Heirat des Herrn Stäudl; Der Hellene. — Hermann und Dorothea. Ein Idyll in 5 Gesängen. 1902. — Tragik des Lebens. Vier neue Novellen (Die Familie Worel; Sappho; Hymen; Die Pfründner). 1906. —

Eine Gesamtausgabe, hg. von Anton Bettelheim und Jacob Minor, in Vorbereitung.

Vergl. J. Minor, Ferdinand von Saar. Eine Studie. Leipzig und Wien 1898.

Stefan Hock.

v. Budde, Hermann, Kgl. Preußischer Staatsminister und Minister der öffentlichen Arbeiten. * 15. November 1851 zu Bensberg, † 28. April 1906 in Berlin. — Hermann B. war ein Sohn des Professors an dem Kadettenhause in Bensberg. Dort wurde er auch erzogen, wurde aus der Selekta am 14. April 1869 entlassen und zum Leutnant im Infanterie-Regt. Nr. 81 in Mainz ernannt. Als solcher machte er den Feldzug 1870/71 gegen Frankreich mit, wurde am 1. Sept. 1870 in der Schlacht bei Noisseville durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet; er erhielt das Eiserne Kreuz. Er besuchte die Kriegsakademie, gab im Jahr 1877 eine Schrift über die französischen Eisenbahnen im Kriege 1870/71 und ihre seitherige Entwicklung in militärischer Hinsicht heraus, für die ihm 1878, nachdem er in den Generalstab versetzt war, der Generalstabschef Graf Moltke persönlich den Roten Adlerorden überreichte. Bis 1891 blieb er beim Großen Generalstab in der Eisenbahnabteilung, kehrte dann auf kurze Zeit in die Front zurück, wurde 1895 wieder in den Generalstab versetzt und dort zum Chef der Eisenbahnabteilung ernannt. Aus dieser Stellung schied er als General 1901 aus, um in die Direktion der hauptsächlich in der Waffen- und Munitionsfabrikation tätigen Aktiengesellschaft Ludwig Löwe & Co. einzutreten. Am 23. Juni 1902 berief ihn das Vertrauen des Kaisers auf die Stelle als Staatsminister und Minister der öffentlichen Arbeiten, die er bis zu seinem 3¾ Jahre später erfolgten Tode bekleidete. Als Budde sein Ministeramt antrat, war der Ruf des früheren Generals als eines ausgezeichnet befähigten, im Verkehrswesen bewanderten und sehr energischen Mannes bereits fest begründet; sehr

bald zeigte sich die kräftige zielbewußte Hand des neuen Mannes. Der bezeichnende Punkt der von ihm vertretenen Richtung war sein Eintreten für eine bessere Ausgestaltung des Eisenbahnwesens in allen seinen Teilen gegenüber den widerstrebenden fiskalischen Rücksichten. Er kannte aus seiner Generalstabstätigkeit das preußische Eisenbahnnetz ungemein gründlich; er wußte daher auch, an welchen Stellen der Hebel für die bessernde Hand anzusetzen war, und er besaß den Willen und die Kraft, seine Forderungen durchzusetzen. Er war dabei ein guter Rechner und Haushalter; er wußte sehr wohl, daß die aus den Eisenbahnen strömende Überschußquelle nicht angetastet werden durfte, aber er hatte auch die feste Überzeugung von der werbenden Kraft aller Ausgaben, die das Werkzeug der Eisenbahnen zur Erfüllung ihrer Verkehrsaufgaben geeigneter machen. Er schätzte den belebenden Einfluß guter Einrichtungen des Verkehrs auf diesen selbst richtig ein. Natürlich lagen ihm als Soldaten die Interessen der Landesverteidigung besonders am Herzen; hatte er doch als Chef der Eisenbahnabteilung des Generalstabs die Eisenbahnen hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der militärischen Leistungsfähigkeit betrachtet. Aber er wußte, daß, was hierfür geschah, auch dem Verkehr zugute kam.

Neben dieser Hauptrichtung seiner Tätigkeit war die Sozialpolitik des Ministers besonders hervortretend. Mit einer entschiedenen, rücksichtslosen Bekämpfung der Sozialdemokratie verband er eine wirklich tätige Fürsorge für das Wohl des seiner Leitung unterstehenden ungeheuren Personals und wurde nicht müde in der rastlosen Besserung aller sozialen Einrichtungen; er vertrat dabei den richtigen Standpunkt, daß auch die Arbeiter selbst gehört und mit ihnen beraten werden müsse, was zu ihrem Wohl geschehen solle. Er war ein Arbeiterfreund im besten Sinne des Worts. Als einen dritten stark hervortretenden Zug möchte man das Streben des Ministers nach Vereinfachung des Geschäftsverkehrs und Verminderung des Schreibwerks, kurz seinen Kampf gegen den bureaukratischen Zopf bezeichnen.

Wir heben nachstehend die wichtigsten Merksteine aus der Ministertätigkeit B.s hervor. Schon wenige Monate nach seinem Amtsantritt erfolgte das Verstaatlichungsanerbieten an fünf Privatbahnunternehmungen im rechtselbischen Teile Preußens, durch das die Durchführung einer einheitlichen nationalen Tarifpolitik ermöglicht und die wirtschaftliche Erstarkung der östlichen Provinzen gefördert wurde. Eine weitere Verstaatlichung im westfälischen Industriegebiet geschah etwas später.

Der anfangs 1903 dem Landtag vorgelegte neue Etat zeigte schon Spuren der Wirksamkeit des Ministers: die Verstärkung des Oberbaues sollte zur Besserung des Schnellzugverkehres und Erhöhung der Betriebssicherheit beschleunigt durchgeführt werden, so daß die 41—43 kg schwere Schiene mit vermehrter Schwellenzahl binnen wenigen Jahren auf allen Hauptschnellzuglinien liegen sollte. Bei der zweiten Lesung dieses Etats im Abgeordnetenhause hatte der Minister Gelegenheit, sein Programm mit der ihm eigenen frischen und schlagfertigen Beredsamkeit zu begründen. Für den neuen Sommerfahrplan wurde eine große Anzahl neuer Schnell- und Personenzüge eingeführt und dabei namentlich auch der Osten der Monarchie bedacht. Der folgende Winterfahrplan zeigte nicht nur keine Einschränkung, sondern eine weitere Vermehrung der Züge und Verbesserung der Zugverbindungen, die B. auch in den kommenden

Jahren ununterbrochen fortgesetzt hat. Mit ihr hielt die bessere Ausstattung der Wagen, bessere Heizung und Beleuchtung gleichen Schritt; die III. Klasse wurde in immer steigendem Maße auch in die Schnellzüge eingestellt, die IV. Klasse immer vollkommener und bequemer eingerichtet. Beim Etat 1904 war B.s vorschauender Blick auf eine umfassende Vermehrung des Fahrparks gerichtet. Statt der bisher hierfür jährlich verausgabten 90 Millionen verlangte und erhielt er bewilligt 120 Millionen, für zahlreiche Bahnhofsumbauten wurden neue große Summen gefordert. In der großen Rede, die er am 7. März 1904 zum Eisenbahnetat im Abgeordnetenhause hielt, konnte er unter lebhaftem Beifall von allen Seiten des Hauses ein Bild von der bisherigen und der zukünftigen Entwicklung des unter seiner Leitung stehenden Eisenbahnwesens entwerfen, das auf allen Gebieten wichtige Fortschritte zeigte und in Aussicht stellte. Fast noch glänzender und farbenreicher war das Bild in der Etatsrede 1905, die er mit den für seine ganze Art bezeichnenden Worten schloß: »Rast' ich, so rost' ich.« Die Etatsvorlage für 1906 konnte er leider nicht mehr selbst vertreten, weil er schon an das Krankenlager gefesselt war, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Aber sie zeigt weitere große Fortschritte; von allen Seiten wurde die treffliche Leitung des Eisenbahnwesens anerkannt und das innige Bedauern hervorgehoben, daß der Minister durch Krankheit ferngehalten werde.

Daß auf deutschem Boden die weltbekannten Versuchsfahrten der elektrischen Schnellbahnwagen im Herbst 1903 stattfinden konnten, war der lebhaften Unterstützung dieses Unternehmens durch Hergabe der für den verstärkten Oberbau erforderlichen Materialien an die Militärbahn zu verdanken, die B. ohne fiskalische Bedenken anordnete. Den gleichzeitigen großartigen Fortschritten des Dampflokomotivbaus ließ er alle erdenkliche Förderung zuteil werden, wie denn insbesondere die Heißdampfmaschinen immer stärker zur Verwendung gekommen sind.

Im Güterverkehr war B.s Streben auf die fortgesetzte Vermehrung des Wagenparks, die Beschleunigung des Wagenumlaufs, die Erhöhung der Tragfähigkeit der Güterwagen gerichtet. Der Güterzugfahrplan wurde stetig durch weitere Trennung der Züge nach Gattungen verbessert. Die Beseitigung oder doch weitgehende Beschränkung der Umleitungen innerhalb der deutschen Eisenbahnen ist gleichfalls sein Verdienst. Der Güterdienst wurde unter seiner Leitung durch das vereinfachte Abfertigungsverfahren und durch die immer mehr verbesserten Einrichtungen der Stückgüterbeförderung weiter vervollkommnet, letztere erheblich beschleunigt. Im Gütertarifwesen wurde auf der vorsichtigen Bahn allmählicher Weiterentwicklung fortgeschritten; eine Reihe von Ermäßigungen sind aus der Amtszeit des Ministers zu erwähnen, insbesondere die Gewährung von Erleichterungen an die Industrie des Siegerlandes.

Seine besonders eifrige Fürsorge galt allen Einrichtungen zur Erhöhung der Betriebssicherheit. In diesen Fragen spielte Geld bei ihm keine Rolle, wie er zu sagen pflegte. Wahrhaft großartige Summen wurden hierfür in fortgesetzt steigendem Maße aufgewendet, insbesondere ist die elektrische Streckenblockung auf immer weitere Strecken ausgedehnt worden.

Ein Freund der unmittelbaren Anschauung und des mündlichen Verkehrs, wo er den schriftlichen nur irgend ersetzen konnte, hielt sich B. durch häufige

Bereisungen in steter unmittelbarer Kenntnis von den Sachen und Personen seines Bezirks, wie knapp auch die Zeit war, die ihm zur Verfügung stand. Im Geiste dieser Auffassung schuf er auch die sogenannten Überraschungskommissionen, die überall die Strecken bereisen, selbst nachsehen und prüfen, die Beamten und Arbeiter der mittleren und unteren Dienstzweige persönlich befragen mußten. Dies auch selbst zu tun bei seinen Reisen, war ein bezeichnender Zug des Ministers, der dadurch vieles mit eigenem scharfen Blick sah und erkannte, was durch die Brille von Berichten anderer gesehen ihm entgangen wäre. Sehr glücklich war der Gedanke, die Präsidenten sämtlicher Direktionsbezirke zu regelmäßigen Konferenzen nach Berlin zu laden und dort mit ihnen in vielstündiger angestrengter Arbeit alle dienstlichen Angelegenheiten durchzusprechen. Wie er selbst ein Meister der Rede war, so liebte er in allen Dingen die mündliche Aussprache und hieß jede mögliche Vermeidung des Schreibwerks willkommen.

Weiter bemühte er sich, die Einkommensverhältnisse des Personals zu verbessern, die Zahl der etatsmäßigen Stellen zu vermehren, die Dauer der Arbeitszeit zu beschränken, die Arbeitsleistung aber auf alle Weise zu erhöhen; sein ganzes Augenmerk richtete er auf die Besserung der Lebenshaltung, der Ernährung, der Wohnung, der Bekleidung des Personals. Zahllose unter seiner Leitung ergangene Verfügungen bezogen sich auf die Besserung der dienstlichen Aufenthaltsräume, die Gewährung billigen und warmen Essens in den Dienstpausen, die Darbietung im Winter erwärmender, im Sommer erfrischender alkoholfreier Getränke. Die Erhöhung der Krankengelder erreichte er namentlich durch eine einmalige großartige Zuwendung von 3000000 M. an die Verbandskrankenkasse. Für Erholungs- und Genesungsheime, für die Belebung des Vereinswesens und die Pflege des vaterländischen Sinnes in den Eisenbahnvereinen geschah alles Erdenkliche. Eine besondere Freude war dem Minister die auf seinen Antrag vom Kaiser gewährte Stiftung des Erinnerungszeichens für 25- und 40jährige Eisenbahndienstzeit, mit der er die bei der Feier von Kaisers Geburtstag am 27. Januar 1905 um ihn Versammelten überraschte. Die Heranziehung von Vertretern der kleineren Beamten und der Arbeiter zu dem in seinem Hause stattfindenden Festmahl zu Kaisers Geburtstag gehört gleichfalls zu den liebenswürdigsten Zügen seiner Wirksamkeit.

Hand in Hand mit dieser väterlichen Fürsorge ging eine im Eisenbahndienst unbedingt notwendige straffe Handhabung der Disziplin. B. verlangte von dem gesamten Personal höchste Anspannung der Kräfte während des Dienstes, er duldete keine »Bummelei«. Gegen die Sozialdemokratie ging er rücksichtslos und mit Erfolg vor, er duldete keinen Teilnehmer an ihren Bestrebungen im Dienst.

Die Personentarifreform des Jahres 1907 ist in ihren Hauptpunkten B.s unablässigen Bemühungen und seiner häufig ausgesprochenen Überzeugung von der Unhaltbarkeit der früheren bunten Zustände im Personentarifwesen zu danken.

Seinen größten und glänzendsten Erfolg erlebte B. auf einem anderen Gebiete als dem des Eisenbahnwesens. Die Durchsetzung der unter seinem Amtsvorgänger gescheiterten großen Kanalvorlage war eine von den Aufgaben, die ihm sein königlicher Herr besonders ans Herz gelegt hatte. Durchdrungen

von ihrer hohen wirtschaftlichen und verkehrspolitischen Bedeutung, führte er sie, wenn auch in etwas verkürzter Gestalt, mit großem Geschick glücklich durch alle Schwierigkeiten der parlamentarischen Kämpfe hindurch. So sehr rechnete ihm der König dies zum persönlichen Verdienst, daß er ihm als Anerkennung den Schwarzen Adlerorden verlieh.

Neben der Bürde des Amts, das die Arbeitskraft des Unermüdlichen aufs äußerste in Anspruch nahm, fand er doch noch die Zeit, sich auch schriftstellerisch zu betätigen. Schon als Generalstabsoffizier hatte er, wie erwähnt, sich mit dem Eisenbahnwesen im Kriege von 1870/71 literarisch beschäftigt. Im Herbst 1903 gab er unter dem Titel: »Die französischen Eisenbahnen im deutschen Kriegsbetriebe 1870/71«, eine Darstellung der Eisenbahnvorgänge, heraus, die als Ergänzung der Kriegsgeschichte eine Fülle von Erfahrungen brachte zur Verwendung bei der Handhabung des Dienstes auf den rückwärtigen Verbindungen in einem künftigen Kriege. Das Werk bietet eine hervorragende Bereicherung der Lehre von den Eisenbahnen im Kriege.

Zum Schluß einiges über die Persönlichkeit B.s. In der gedrungenen Gestalt, der aufrechten Haltung, den entschlossenen Zügen erkannte man sogleich den Soldaten von Beruf, den Mann der Tat. Seine Arbeitskraft war erstaunlich. Seine Redeweise war knapp und klar, gewürzt von packenden Bildern, humorvollen Wendungen. Seine Auffassung war schnell, sein Gedächtnis glänzend, seine Entscheidungen erfolgten rasch und ohne Bedenken.

Hohe Anforderungen stellte er an sich selbst, aber auch in seinem ganzen Geschäftskreise verlangte er stramme, hingebende, schnelle Arbeit.

Ein schweres Leiden befiel den kräftigen Mann schon ein Jahr nach dem Antritt des Ministeramts. Mit eiserner Zähigkeit hielt er sich nach einer zunächst glücklichen Operation aufrecht. Noch am Tage vor seinem Tode, dessen Herannahen er fühlte, schrieb er folgende Worte nieder: »Der sterbende Minister sendet allen Eisenbahnern herzlichen Gruß. Möge das Personal treu zusammenhalten, ein Vorbild der Treue gegen König und Vaterland! Dies ist allen Eisenbahnern kund zu tun. Staatsminister v. Budde.« So starb er »in den Sielen«. Das schöne Beileidstelegramm des Kaisers an die Witwe schloß mit den Worten: »Er war ein Held.«

Schriften: Die französischen Eisenbahnen im deutschen Kriegsbetriebe 1870/71. Berlin 1904, Verlag von Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Benutzte Quellen: Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen, Jahrgang 1902, Nr. 49 S. 783 und Jahrgang 1906 Nr. 33 S. 537ff.

v. Mühlenfels.

v. Thielen, Karl, Kgl. Preußischer Staatsminister und Minister der öffentlichen Arbeiten a. D. * 30. Januar 1832 in Wesel, † 10. Januar 1906 in Berlin. Karl Th. war der Sohn eines Geistlichen, des nachmaligen evangelischen Feldpropstes der Armee Thielen. Nach Beendigung des juristischen Studiums in Bonn und Berlin trat er am 9. Oktober 1854 als Auskultator in den Staatsdienst. Im Jahre 1860 bestand er die große Staatsprüfung mit Auszeichnung. Als Regierungsassessor hat er dann zunächst drei Jahre lang das Landratsamt in Berleburg verwaltet. Hierauf war er kurze Zeit Mitglied der Regierung in Koblenz und wurde von dort im Jahre 1864 als Hilfsarbeiter

an die Königliche Eisenbahndirektion Saarbrücken berufen. Seitdem blieb er dauernd im Eisenbahndienste. Nachdem er wiederholt in der Eisenbahnabteilung des Handelsministeriums und (1866) als Mitglied der Kgl. Eisenbahndirektion in Breslau beschäftigt gewesen war, schied er am 1. April 1867 aus dem Staatsdienste aus und wurde Direktionsmitglied der Rheinischen Eisenbahngesellschaft. Bei der im Jahre 1880 erfolgten Verstaatlichung dieser Bahn trat er in den Staatsdienst zurück, wurde unter Ernennung zum Geheimen Regierungsrat Abteilungsdirigent der linksrheinischen Eisenbahndirektion zu Köln und noch in demselben Jahre Oberregierungsrat. Am 1. November 1881 erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten der Königlichen Eisenbahndirektion in Elberfeld, im Jahre 1887 zum Präsidenten der Königlichen Eisenbahndirektion in Hannover. Am 20. Juni 1891 wurde er als Nachfolger des Staatsministers v. Maybach zur Leitung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten berufen, am Neujahrstage 1900 ihm der erbliche Adel verliehen. Am 23. Juni 1902, also nach gerade 11jähriger Wirksamkeit als Staatsminister, erbat v. Th. als Siebzigjähriger seinen Abschied, der ihm unter Belassung des Titels und Ranges eines Staatsministers gewährt wurde. Gleichzeitig erhielt er die höchste einem preußischen Beamten erreichbare Auszeichnung, den hohen Orden vom Schwarzen Adler.

Th.s Namen wird stets unter den Vordersten genannt werden, die dem preußischen Eisenbahnwesen das Gepräge gegeben haben. Wenn mit dem Namen seines Amtsvorgängers Maybach die Durchführung der preußischen Eisenbahnverstaatlichung verknüpft ist, so war Th.s Werk die organische Durchbildung des großen Staatseisenbahngebäudes. Nachdem er die Grundsätze der preußischen allgemeinen Staatsverwaltung kennen gelernt hatte, trat er schon 1864 zur Staatseisenbahnverwaltung über. Von besonderer Bedeutung für die fachmännische Entwicklung des späteren Ministers war es, daß er in seinen besten Mannesjahren, von 1867 bis 1880, in der Leitung der großen Rheinischen Eisenbahn tätig war, die sich von jeher durch den Geist einer großzügigen Verkehrspolitik auszeichnete. Hier lernte Th. eine Privatbahnverwaltung trefflichster Art kennen und brachte von ihr in seine späteren leitenden Stellungen im Staatseisenbahndienst kaufmännische Anschauungen im besten Sinne des Wortes, Freiheit von bureaukratischer Schablone, Kenntnis der großen Industrien des Westens, des dortigen reichen wirtschaftlichen Lebens, des internationalen Verkehrs mit. So ausgerüstet, wurde er bei der Verstaatlichung der Rheinischen Bahn 1880 zunächst Abteilungsdirigent bei der linksrheinischen Direktion in Köln, schon ein Jahr später Präsident der Königlichen Eisenbahndirektion in Elberfeld. Hier verlebte er inmitten eines weitreichenden Einflusses, höchst befriedigenden Wirkungskreises und eines glücklichen Familienlebens sechs schöne Jahre. Nur ungern schied er im Jahre 1887 von Elberfeld, um den Präsidentenstuhl in Hannover einzunehmen. War er bis jetzt hauptsächlich im Rheinland tätig gewesen, so umfaßte sein Eisenbahnreich nun die weiten Gebiete vom Harz und Teutoburger Wald bis zur Nordsee mit den großen Hafenplätzen an der Weser und Elbe. Als er im Jahre 1891 zum Minister der öffentlichen Arbeiten ausersehen wurde, war wohl in der ganzen Eisenbahnwelt nur eine Stimme, daß die Krone hier eine treffliche Wahl getroffen habe. Das bestätigte sich auch sehr bald, es zog ein freier, frischer Geist in das Arbeitsministerium ein.

Gleich in die Anfangszeit seiner Tätigkeit fiel ein wichtiger gesetzgeberischer Schritt: die Belebung des fast erloschenen privaten und kommunalen Unternehmungsgeistes im Eisenbahnbau durch den Erlaß des Kleinbahngesetzes (1892). Obgleich dessen Anfänge noch aus der Maybachschen Zeit stammen, so war es doch hauptsächlich der freieren Auffassung des neuen Ministers zu verdanken, daß das Gesetz in der zwar nicht vollkommenen, aber doch durchaus lebensfähigen Form zustande kam, in der es seither eine sehr segensreiche Wirksamkeit entfaltet und das Zustandekommen eines bedeutenden, noch in steter Erweiterung begriffenen Kleinbahnnetzes ermöglicht hat, das sich nicht nur der überwachenden Fürsorge des Staates, sondern auch seiner werktätigen Unterstützung durch erhebliche Beihilfen erfreut. Die großen Verstaatlichungen waren unter Herrn v. Maybach glänzend durchgeführt, aber die Verwaltungsmaschine arbeitete etwas schwerfällig. Die Betriebs ämter, die in den ersten Jahren der Verstaatlichung zweckmäßig gewesen waren, hatten sich überlebt, die Direktionsbezirke waren zu groß und unübersichtlich geworden. Schon 1895 schuf Thielen, in seinen Bestrebungen von dem damaligen Finanzminister v. Miquel lebhaft unterstützt, die Neuordnung der Staatseisenbahnverwaltung, wie sie mit wenigen Änderungen jetzt noch besteht. Sie hat sich ausgezeichnet bewährt als das Werk eines Mannes, der das Getriebe des gesamten Eisenbahndienstes und seinen Zusammenhang mit dem Geschäftsleben kannte und auch die technische wie kaufmännische Seite des Eisenbahnwesens erfaßte und beherrschte.

Wie befähigt der so gefügte Bau der Eisenbahnverwaltung zur Erweiterung und Angliederung neuer Bahnen war, das zeigte sich bei der dritten Tat des Ministers Thielen: der Schaffung der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft im Jahre 1897, die einige Jahre später noch durch Aufnahme der Main-Neckarbahn erweitert wurde. Hier vereinigten sich wirtschaftliche und nationale Gesichtspunkte zu einem mit Recht bewunderten Ganzen, das sich glänzend bewährt hat. An diese Neuordnung schloßen sich im Laufe der elfjährigen Ministertätigkeit eine Fülle weiterer Maßnahmen. Geschäftsvereinfachungen mannigfachster Art, umfassende Bahnbauten und Bahnhofsanlagen, mustergültige Wohlfahrtsanstalten, neue Betriebseinrichtungen (D-Züge, Bahnsteigsperre, Dampfheizung), wichtige Tarifermäßigungen (Rohstofftarif, 45tägige Gültigkeitsdauer der Rückfahrkarten) sind ihm zu danken. Die Überschüsse der preußischen Staatsbahnen wuchsen unter seiner Leitung ständig und entwickelten sich mehr und mehr zum Rückgrat der preußischen Finanzen.

Wie vorurteilsfrei der Blick Th.s für die großen allgemeinen Verkehrsinteressen war, das bewies er in besonders eindringlicher Weise, als er, der Eisenbahnminister, für die große Kanalvorlage mit seiner ganzen Persönlichkeit und mit großem Aufwand von Beredsamkeit und Kenntnissen eintrat. Zu der Überzeugung von der Notwendigkeit der Ergänzung unseres Eisenbahnnetzes durch leistungsfähige Wasserstraßen war er als gründlicher Kenner der Industrie, des Bergbaus, der Eisenbahnen des preußischen Westens gelangt. Sein im Abgeordnetenhause dem leidenschaftlichen Widerstande der Konservativen gegenüber gebrauchtes geflügeltes Wort: »Gebaut wird er doch!« ist bekanntlich durch Annahme der anfänglich heftig befehdeten Kanalvorlage im Jahre 1905 in Erfüllung gegangen, nachdem sie unter Th.s Nachfolger, dem Staatsminister v. Budde, umgearbeitet war.

Ein besonders wohltuend hervortretender Zug in der ganzen Amtstätigkeit Th.s war seine wirkliche Herzensgüte. Er war ein Mensch von warmer Empfindung und ein ebensolcher Vorgesetzter. Seine ganze Verwaltung wurde daher durch zahllose Züge seines Wirkens in diesem Sinne gekennzeichnet. Das sichere Bewußtsein, daß die oberste leitende Stelle ein Mann von ebensoviel Verstand wie Herz innehatte, erfüllte das ganze Personal mit Arbeitsfreudigkeit und sicherem Vertrauen.

Th. besaß Geist und Witz, liebenswürdige Formen, lebhafte und schnelle Auffassung, einen großen Reichtum der Kenntnisse und der Bildung, die Gabe der Vermittlung, des Eingehens auf fremde Gedankenkreise. Daß er als echter Rheinländer auch ein Freund heiterer Geselligkeit war, von fröhlichstem Humor als Erzähler und als Tischredner, dürfen wir zur Vervollständigung des Lebensbildes hier nicht vergessen. Zu diesen Eigenschaften gesellte sich eine ausgezeichnete Arbeitskraft und großes Verwaltungstalent, die ihn zu seinem hohen Staatsamt besonders befähigten. Sein Name wird in der Geschichte des deutschen und preußischen Eisenbahnwesens stets einen hervorragenden Platz einnehmen.

Benutzte Quellen: Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen, Jahrgang 1906, Nr. 3 und 4.

v. Mühlenfels.

Schurz, Carl, ist am 2. März 1829 zu Liblar, einem Dorfe von etwa 800 Einwohnern im linksrheinischen Preußen, drei Stunden von Köln entfernt, als Sohn katholischer Eltern geboren. Sein Vater, der Dorfschulmeister, geboren 1797, entstammte einer Bauernfamilie aus Duisdorf bei Bonn. Seine Mutter, Marianne Jüssen, war die Tochter eines gräflich Wolff-Metternichschen Pächters, Heribert Jüssen, welcher einen Teil des Stammsitzes dieser Familie, der Burg Gracht, bewohnte, und noch sechs Jahre lang nach der 1827 geschlossenen Ehe die Tochter mit ihrer Familie bei sich im Hause behielt. Auch nachdem dann die Eltern mit Carl und einem inzwischen geborenen zweiten Sohn ins Dorf übersiedelt waren, kam der Lieblingsenkel noch jahrelang täglich zum Großvater auf die Burg.

Lebhafte Eindrücke nahm sein empfängliches Gemüt in der eigenartigen Umgebung auf, die ihm das Leben einer der hervorragendsten Familien des Landes unmittelbar und ständig vor Augen stellte, und ihn auf der andern Seite mit dem Getriebe einer großen, wohlgedeihenden Bauernwirtschaft vertraut machte. Lebhafter noch aber wirkte die körperlich, geistig und sozial überragende Persönlichkeit des Großvaters, der, ein Hüne an Gestalt und Kraft, auch durch die Wucht des Verstandes und Einflusses unter den Angehörigen seines Standes und bei den Bewohnern des Herrenhauses eine geschätzte Stellung einnahm, mit seinen Vorzügen und den dem leichtlebigen, fest- und trunkfreudigen rheinischen Charakter entsprechenden Fehlern gleich unbedingt Respekt wie Liebe der Seinen genoß.

Den ersten Unterricht erhielt Carl in der Dorfschule, zunächst vom Vater, bis dieser nach einem Jahr das Amt aufgab und eine Eisenwarenhandlung anfing, um die nötigen Mittel zur Ernährung der inzwischen durch zwei Töchter weiter vergrößerten Familie zu gewinnen. Früh wurde zu den

Lehrgegenständen der Schule ein Musikunterricht beim Organisten, bald auch die Elemente des Lateinischen beim Pfarrkaplan des benachbarten Brühl hinzugefügt. Mit dem beginnenden neunten Jahre ging er in die dortige Elementarschule über.

Die Einwirkung des eifrig strebenden und bildungsbedachten, tolerant gesinnten Vaters und der klugen, warmherzigen Mutter, der Verkehr mit den verschiedenen Gliedern der großen und wohlgestellten Bauernfamilie, die gleich allen Bewohnern der Gegend streng katholische Gesinnung mit rheinischer Fröhlichkeit vereinigte und bei ihren Zusammenkünften und Festen betätigte, die Berührung mit mancherlei Originalen, an denen der kleine Ort nicht arm war, legten gute Grundlagen. Aber es fielen frühzeitig auch schon Schatten in sein Leben, so der frühe Tod des geliebten Bruders und der Verlust der Großeltern, welcher weniger als ein Jahr nach der von dem Kinde mit tiefem Groll als ein schweres Unrecht instinktiv empfundenen Aufhebung des Pachtvertrages seitens des inzwischen in die Stelle des alten Pachtherrn eingerückten jungen Grafen und der Versteigerung des Wirtschaftsinventars erfolgte. Mit dem beginnenden neunten Jahr ging er in die Elementarschule des benachbarten Brühl über, und mit dem beginnenden zehnten brachte ihn der Vater zum Zweck des Gymnasialbesuchs nach Köln. Hier wurde er in bescheidenster Weise bei einem Schlossermeister einquartiert. Guter Unterricht verständiger und wohlwollender Lehrer trug dazu bei, die Schuljahre fruchtbar zu machen. Der Verkehr mit einzelnen Mitschülern legte den Grund zu dauernden Freundschaften.

Doch sollte die Schulzeit nicht vorübergehen, ohne daß die Seele des mit vorzüglichen Anlagen ausgestatteten frühreifen Jünglings noch weiter nach verschiedenen Richtungen tiefgreifend erschüttert wurde. Die gläubige Überzeugung üblicher katholischer Observanz geriet schon vor der ersten Kommunion gelegentlich, später in ernsten inneren Kämpfen dauernd hinsichtlich der Frage ins Schwanken, ob die katholische die alleinseligmachende Kirche sei. Die Probleme der Zeit fanden durch die Lektüre der Werke des »Jungen Deutschland«, Freiligrath, Gutzkow, Laube, Heine, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, im Herzen lebhaften Widerhall. Der rheinische Geist, der in der preußischen Regierung noch ein Stück unterdrückender Fremdherrschaft sah, kam in den Anschauungen und Äußerungen der ihm nahestehenden Mitschüler zum Ausdruck und wirkte auf ihn ein. Die in der Luft liegende Bewegung nach einem volkstümlich regierten Deutschland erfüllte die Gedanken und die zahlreichen lyrischen und dramatischen Versuche des Jünglings, ja machte sich sogar einmal in einer dem Lehrer bedenklichen Weise in einem Aufsatz Luft. Doch bereiteten ihm die verständigen Pädagogen wegen seines Freimuts nach der religiösen und politischen Seite hin keine Schwierigkeiten. Ein guter Lerner, und von bescheidensten Lebensgewohnheiten, gab er sich gern künstlerischen Genüssen und Eindrücken in der Gemäldegalerie, bei den musikalischen Messen im Dom, der Wachtparade, der Betrachtung altertümlicher Bauwerke und gelegentlich im Theater hin. Die Ferien brachten mancherlei Besuche und Vergnügungen im engeren und weiteren Kreise der Seinen. Um den Eltern die Last zu erleichtern, bestritt er einen Teil des Unterrichts durch ein beschafftes Stipendium, und einen weiteren durch Unterrichterteilung an jüngere Mitschüler.

Noch vor Abschluß der Schulzeit aber gerieten die Verhältnisse des Vaters in vollständige Unordnung. Dieser war nach dem Verkauf seines Besitzes nach Bonn gezogen. Da der Käufer aber nicht zahlte, erwuchsen ihm selbst Schwierigkeiten, die in Schuldhaft gipfelten. Der Sohn, durch den Anblick des gefangenen Vaters tief erschüttert, mußte noch vor Ablegung des Examens die Schule verlassen und die häuslichen Angelegenheiten in Bonn in die Hand nehmen. Als jener alsbald wieder befreit wurde, begann Carl sich privatim ein Jahr lang auf das Abiturientenexamen als Externer vorzubereiten, benutzte aber auch inzwischen die Gelegenheit, als nichtimmatrikulierter Hörer die ersten Vorlesungen an der Universität zu besuchen. Mit gutem Erfolg wurde dann das schwierige Examen überwunden, und so trat er nach seiner im Herbst 1847 erfolgten Immatrikulation in den Kreis der vollberechtigten akademischen Bürger der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität ein.

Seine Absicht war von vornherein, Philologie und Geschichte zu studieren und sich in letzterem Fach auf die akademische Lehrtätigkeit vorzubereiten. In jenen Disziplinen hörte er schon 1846/47 Vorlesungen als Hospitant. Hatte er vorher als »Mitbummler« bei der angesehenen Burschenschaft »Franconia« Anschluß und, nach Überwindung einer großen angeborenen Schüchternheit, durch seine gesellschaftlichen und geistigen Gaben eine hohe Schätzung gefunden, so sah der akademische Bürger nunmehr als ihr vollberechtigtes Mitglied in einem Kreise, dem auch Johannes Overbeck, Friedrich Spielhagen, Adolf Strodtmann und eine Reihe später als Akademiker hervorragender Männer angehörten, alle Ansprüche an ein angeregtes und fröhliches Studentenleben vollauf erfüllt. Doch nur kurze Zeit sollte er sich des harmlosen Verkehrs und der Möglichkeit ungestörter Studien erfreuen.

Die Burschenschaften selbst pflegten nicht mehr aktiv die politischen Traditionen des älteren Geschlechts. Aber sie standen innerlich zum alten schwarz-rot-goldenen Band und verfolgten eifrig die liberale Bewegung, die seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. die Versprechungen auf die Schaffung volkstümlicher Institutionen in Preußen erfüllt zu sehen hoffte. Bis nach Bonn tönten die Reden der liberalen Führer in der badischen Kammer und auf dem in Berlin zusammengetretenen vereinigten Landtag. Sch.s Bestrebungen erschöpften sich zunächst, allerdings neben eifrigen akademischen Arbeiten, in dieser Richtung in Versuchen an einem Huttendrama. Da, gegen Schluß seines ersten Vollsemesters, brachte die Februarrevolution in Paris eine Wendung. Zündende Funken sprangen in die elektrisch hochgeladene politische Atmosphäre Deutschlands hinüber. Wie von einem Rausch wurden weite Kreise des Volks, nicht am wenigsten natürlich im Rheinland, ergriffen, und mit den größten Hoffnungen auf die Schaffung des lang erträumten neuen Deutschen Reichs weihten sich die Musensöhne jener Stadt der Bewegung, von deren Katheder die Traditionen Ernst Moritz Arndts, der Brüder Welcker, Dahlmanns, Ritschls und anderer tönten. Sch. speziell wurde am stärksten durch den Kunsthistoriker, Rhetoriker und Dichter Kinkel, einen der radikalsten Politiker, beeinflußt. In seinem Hause hatte er freundschaftliche Aufnahme gefunden.

Wie die akademischen Kreise in den Freiheitskriegen eine bedeutende Rolle gespielt hatten, so glaubten sie auch nun wieder ihre Stunde gekommen,

und aus den Universitätsstädten wurden Brennpunkte der Bewegung nach Reichseinheit und Verfassungsstaat. Sch. ist sich sein Leben lang der Bedeutung des »großen Erweckungsjahres«, wie er es nannte, für die spätere Verwirklichung des Reichsgedankens bewußt geblieben. Und wenn das Lächeln, mit welchem man später auf die Rolle gerade der Studentenschaft in dieser Bewegung zurückblickte, auch seinen Lippen nicht fern blieb, so klangen in ihm doch allezeit die Akkorde sittlichen Ernstes und das Pathos der Geltendmachung wertvollster Volkskräfte nach, die gerade seine Kreise in die Bewegung hineinzutragen mit ganzer Seele gestrebt hatten.

Schnell und unbewußt, vom Sturm und Drang getrieben, kam er in die vordersten Reihen, als bei seinem ersten öffentlichen Auftreten aus angeborenen Quellen der Strom jener unvergleichlichen Beredsamkeit plötzlich seinem Innern entquoll, deren Vorhandensein, ihm bis dahin selbst unbekannt, für seine Zukunft in mehr als einer Hinsicht entscheidend werden sollte. Schloß seine Jugend — er war 19 Jahre alt — auch die Wahl zum Parlament noch aus, für welche ihn der Anlage nach der Philologe Ritschl bereits für geeignet erachtete, so konnte er sich doch erheblich an der Organisation des linken politischen Flügels der demokratischen Partei und der Herausgabe ihres Organs, der »Bonner Zeitung«, unter Kinkel beteiligen. Durch eifriges Studium historischer, philosophischer und politischer Werke und Broschüren suchte er für diesen Zweck seine Bildung zu vertiefen. Als ein Bonner Vertreter wohnte er dann im September dem Eisenacher Studentenkongreß bei, jener eigenartigen Mischung von studentischem Frohsinn, Überschwang und politischen Betätigungsversuchen, der in seinem Verlauf und seiner Wirkung bzw. Wirkungslosigkeit als ein besonders charakteristisches Widerspiel der wahrhaften Bedeutung, nicht nur der akademischen, sondern in gewisser Hinsicht der ganzen 1848er Bewegung sich darstellt.

Entgegen seinen Erwartungen ignorierten die Behörden die ganze Veranstaltung und auch die Tatsache, daß er sich durch Unterzeichnung eines radikalen Aufrufs bloßgestellt hatte. Er konnte sich auch in der Folgezeit unangefochten weiter an der demokratischen Agitation in Bonn beteiligen, bis im Mai 1849, nachdem inzwischen die Revolution abgeebbt, das Frankfurter Parlament in ein anderes Fahrwasser geraten, die Kaiserkrone vom König von Preußen abgelehnt und das Ministerium Manteuffel in Berlin ans Ruder gekommen war, der Gedanke in seine Kreise hinübergriff, man müsse der Frankfurter Reichsverfassung mit den Waffen in der Hand zur Geltung verhelfen.

In der Nacht vom 10. zum 11. Mai sollte ein Handstreich auf das Arsenal von Siegburg versucht werden, nach dessen Mißlingen Sch. sich schleunigst zu dem Volksheer der Aufständischen in der Pfalz begab. Hier wurde, allerdings mit nach jeder Richtung unzureichenden Mitteln, der Versuch gemacht, ein Heer zu organisieren. Binnen kurzem fand er eine Anstellung mit Leutnantspatent als Adjutant des Artilleriechefs Anneke, eines ehemals preußischen Offiziers, dem zu größerer Betätigung nur die nötigen Kanonen und die Munition dauernd fehlten. Nach kurzer ereignisloser Wirksamkeit erhielt er im Gefecht bei Udstadt die Feuertaufe, wurde aber am 30. Juni mit Teilen der zurückgeworfenen badisch-pfälzischen Armee in die Festung Rastatt eingeschlossen und fungierte als Adjutant des Gouverneurs

Tiedemann. Während der mehrwöchigen Belagerung war die Revolution im Lande völlig erloschen und so war es ein Gebot der Selbstverständlichkeit, daß man auch diesen letzten befestigten Punkt an die Belagerungsarmee übergab.

Wäre der preußische Untertan im militärdienstpflichtigen Alter, dessen Beteiligung an dem Zug auf Siegburg und weitere Tätigkeit bekannt war, hierbei in deren Hände gefallen, so war ihm eine standrechtliche Kugel sicher. Deswegen entschloß er sich im letzten Augenblick zu einem Versuch, durch einen ihm bekannten unterirdischen Abzugskanal für das Straßenwasser die Festung zu verlassen und die französische Grenze zu erreichen. Nach abenteuerlichsten Fährnissen und einigen Tagen schwerster Nöte gelang dies und er betrat im Elsaß den französischen Boden, von wo er nach weiteren wenigen Tagen sich in die Schweiz begab.

Damit war das Leben des deutschen Studenten Sch. endgültig abgeschlossen und es begann jene sechsjährige Epoche der Wanderjahre des Heimatlosen auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans bis zu seiner Niederlassung in Wisconsin, die nicht weniger reich an romantischen Geschehnissen und überraschenden Erfolgen sein sollte.

Herbst und Winter 1849/50 verlebte er, nachdem die Verbindung mit der Heimat wiederhergestellt und ihm von hier die nötigen Mittel und ermutigende Briefe zugesandt waren, in Zürich. In enger Fühlung mit den verschiedenen auf ein Wiederaufleben des Aufstandes in der nächsten Zukunft hoffenden revolutionären Kreisen trieb er ernste militärische Studien als Vorbereitung auf einen Wiederausbruch des Kampfes. Aber daneben nahm er auch die rein historische Seite mit Hinblick auf die Aufnahme einer historischen Lehrtätigkeit an einer schweizerischen Hochschule wieder vor. Zum Unterhalt lieferten Korrespondenzen für die vom »roten Becker« geleitete Kölnische Zeitung die Mittel.

Doch mußten die friedlichen Hoffnungen endgültig scheitern, denn das Schicksal des vom Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilten, auf Königlichen Befehl aber zur Verbüßung der Strafe ins Zuchthaus zu Naugard i. P. gebrachten Lehrers und Freundes Gottfried Kinkel klopfte durch einen Brief von dessen Frau, Johanna, mahnend an die Tür seines Gewissens im schweizerischen Asyl. Dankbarkeit und Treue für den Freund und Lehrer, grimme Empörung über eine allgemein empfundene Unbill entflammte alle Triebe seiner Feuerseele zum raschen Entschluß, sich dem Befreiungswerk des Vielbeklagten mit größtem Eifer zu widmen. Mit einem Paß seines gleichgestalteten Vetters Heribert Jüssen kehrte er nach Deutschland zurück. Den Freunden galt sein heimlicher Aufenthalt als eine politische Mission im Auftrage der revolutionären Komitees. Als er indes zu offenkundig wurde, begab er sich für einige Zeit nach Paris, dessen Schönheiten er zugleich mit der französischen Sprache eifrig studierte, bis der Ausgang eines weiteren Prozesses gegen Kinkel feststand. Die Folge des von diesem durch eine gewaltige rhetorische Leistung vor den Geschworenen zu Köln im Mai erzielten Freispruchs war, daß er nicht wieder in sein pommersches Zuchthaus gebracht, sondern zu größerer Sicherheit in dasjenige von Spandau überführt wurde. Daraufhin ging Schurz-Jüssen alsbald nach Berlin und bereitete, unterstützt durch die von Kinkels Freunden zusammen-

gebrachten Mittel, mit überaus großer Vorsicht und Umsicht bis zum Dezember allmählich den Plan der Entführung vor. Die Beschreibung ihrer romantischen Einzelheiten in seinen Memoiren wird für immer zu den hervorragendsten Denkmälern deutscher Literatur gehören. Am 6. November 1850 gelang das in jeder Beziehung lebensgefährliche und halsbrecherische Werk. Am 8. gelangte man in das mecklenburgische Warnemünde, von wo am 17. zwei unbekannte Passagiere auf einem eigens ausgerüsteten Weizenschiffe von 40 Last nach England abfuhren. 14 Tage später, nach schwerer Fahrt, landete er mit Kinkel im Hafen von Leith. Die Fama war den Reisenden vorangeeilt und als eine weltberühmte Persönlichkeit, Vollbringer einer durch mannigfache Ausschmückung sogleich ins Sagenhafte vergrößerten Tat, erschien der 21 jährige auf dem englischen Boden; zunächst indes nur, um nach kurzem Aufenthalt abermals nach Paris zurückzukehren. Trotz aller Berühmtheit blieb seine Lebensstellung in der nächsten Zeit eine durchaus unsichere. Er wartete mit den Gesinnungsgenossen auf das Wiederaufleben der Revolution und suchte sich inzwischen durch Korrespondenzen, die ihm im Monat etwa 180 Frs. brachten, zu erhalten, andererseits sich die französische Sprache in möglichst wirksamer und rascher Weise anzueignen. Er machte sich inzwischen mit der Geschichte und den Sitten des Landes weiter vertraut. Aber in Frankreich war seines Bleibens nicht. Das Drängen der Freunde Kinkel, in ihre Nähe nach England zu kommen, erhielt nach verhältnismäßig kurzer Zeit durch ein besonderes Ereignis wirkungsvolle Nachhilfe. Im Frühjahr 1851 wurde er auf Veranlassung der Verwaltung des den Staatsstreich vorbereitenden Napoleon, welchem an einer Entfernung gefährlicher republikanischer Elemente liegen mußte, in Haft genommen und aus Frankreich ausgewiesen. Er wandte sich nach London und nahm hier als neuen Tätigkeitszweig Sprach- und Literaturunterricht auf. Sein Verkehr bewegte sich wesentlich im Kreise der Flüchtlinge. Lothar Bucher und Löwe-Calbe, die später wieder an dem deutschen Einigungswerk mitwirken sollten, erschienen ihm da als hervorragende Persönlichkeiten, weniger der träumerische Arnold Ruge. Karl Marx, neben August Willich ein Mittelpunkt der Arbeitergruppen, blieb ihm, wie früher, herzlich unsympathisch. Von den »internationalen Revolutionären« kam er mit Mazzini und Kossuth in Berührung. Engere Freundschaft verknüpfte ihn mit der heute in Deutschland durch ihre Memoiren zu voller Würdigung gelangten »Idealistin« Malvida von Meysenbug. Dagegen kam er angesichts der verhältnismäßigen Isoliertheit der fremden Revolutionäre und speziell seiner mangelnden Sprachkenntnisse mit Engländern nur weniger in Berührung.

Noch ehe er im Lande recht warm geworden, vollzogen sich nun aber die entscheidenden Ereignisse in Paris. Der dritte Napoleon saß auf dem Kaiserthron. Alle kontinentalen Revolutionshoffnungen schienen ihm für lange Zeit Illusionen. Nun tauchte ein neuer Hoffnungstern in seinem Herzen auf. Mit Amerika, dem Land der Freiheit, hatte sich seine Phantasie seit früher Jugend beschäftigt. Waren die Missionen Kinkels und Kossuths, die Unterstützung für die europäischen Revolutionen suchten, auch gescheitert, so glaubte er doch in jenem Lande selbst die volle Verwirklichung seiner Freiheitsträume und zugleich aussichtsvolle Möglichkeit für die Begründung eines eigenen Wirkungskreises finden zu können.

Gerade das mußte ihm aber am Herzen liegen, denn am 6. Juli 1852 war er zu London mit Margarete Meyer getraut. Sie war eine Waise, Tochter eines der hervorragendsten Bürger Hamburgs, des drei Jahre vorher verstorbenen Heinrich Christian Meyer und seiner Frau Agathe Margarete geb. Beusch, die bei der Geburt dieses ihres elften Kindes im Jahre 1832 ihr Leben hatte lassen müssen. Ihr Vater, als »Stockmeyer« der deutschen Industriegeschichte des 19. Jahrhunderts höchst ehrenvoll bekannt, hatte als Selfmademan begonnen und ein sehr erhebliches Vermögen zusammengebracht, dessen auf sie entfallender, nicht ganz unbeträchtlicher Teil in seinen Erträgen dazu beitragen sollte, dem Ehepaar den Lebenskampf in der neuen Welt zu erleichtern. Sie unternahm das von ihrer Familie nicht ohne Sorgen angesehene Wagnis, ihr Geschick dem Freunde ihres Schwagers, in dessen Haus sie zum Besuch weilte, zu verbinden. Vater und Geschwister waren schon seit länger an amerikanischen Unternehmungen beteiligt gewesen; so gab es auch in dieser Richtung eine weitere Brücke. Nach voll erwogenem Entschluß schiffte sich das junge Ehepaar in Portsmouth ein und landete am 17. September 1852 nach 28tägiger Reise hoffnungsfreudig in der Neuen Welt.

Nach kurzem Aufenthalt in New York übersiedelten sie für einige Zeit nach Philadelphia, ohne die Frage definitiver Seßhaftmachung schon zu entscheiden. Zunächst galt es die Grundlagen für die Möglichkeit eines Fortkommens im Lande zu legen. Etwa sechs Monate intensiver Arbeit brachten die Anfänge zu einer ausreichenden Beherrschung der englischen Sprache nach bestem Rezept ohne Benutzung der Grammatik, aber mit eifriger Lektüre, häufiger Übersetzung und Rückübersetzung guter Autoren. Mit Studien der Geschichte und der Einrichtungen des Landes verknüpfte Sch. im Hinblick auf eine später auszuübende juristische Praxis ein Eindringen in die Kommentare Blackstones. Außer der Anlehnung an deutsche Beziehungen zu anderen Flüchtlingen und deren Angehörigen entwickelten sich allmählich die ersten Bekanntschaften mit eingeborenen Amerikanern. Einzelne Reisen führten Sch. auch weiter in das Innere des Landes. Die journalistische Tätigkeit ruhte inzwischen nicht. 1854 kam er zum erstenmal nach Washington, um den Schlußdebatten über die alsbald zur Annahme gelangende Kansas-Nebraska-Bill beizuwohnen. Durch dies Gesetz glaubte die Sklavenhalterklasse einen erheblichen Erfolg für die Ausdehnungsmöglichkeiten der Negersklaverei erreicht zu haben, doch gab es in Wahrheit den Anstoß zur prinzipiellen Aufrollung der Sklavenfrage in der Union und damit zur Vernichtung der »eigenartigen Institution«. Unter den Bekanntschaften, die er machte, war ihm später die mit dem derzeitigen Kriegsminister, Jefferson Davis, eine der interessantesten Erinnerungen. Besonders nützlich zur Einführung in das Wesen der Landesinstitutionen erwies sich der Verkehr mit dem deutschgebürtigen Journalisten Franz Grund (Verfasser eines guten Buches »Die Amerikaner«, 1837), der ihm allerdings manche Illusionen raubte und ihn manche Erscheinungen, die für ihn später von Wichtigkeit werden sollten, mit ruhigem Blick anschauen lehrte.

Entscheidend aber wurde im Herbst eine Reise nach dem Westen, die ihn nicht nur in Berührung mit manchen anderen im Lande ansässigen Flüchtlingen von 1848 brachte, sondern vor allen Dingen den Entschluß reifen ließ, mit der ganzen Familie — auch Vater, Mutter und

Geschwister waren inzwischen in die Neue Welt übersiedelt — in der Nähe der seit langem ansässigen Verwandten Jüssen im damals fernen Westen bei der Stadt Watertown, Wisconsin, seßhaft zu werden. Sch. erwarb eine Farm, und bezog sie nach einer wegen der Gesundheit seiner Frau angetretenen Europareise im Sommer 1856. Die Wanderjahre waren zu Ende.

Nach kürzester Zeit aber zeigten sich die ersten Anzeichen einer ganz eigenartigen Wendung seines Daseins. Zwei Jahre hatte er die friedliche Beschäftigung des Farmers getrieben. 1858, nach seiner Zulassung zum Juristenstand, begann er eine aussichtsreiche Praxis als Rechtsanwalt. Kaum aber war er einigermaßen auf dem Wege zu ruhiger Bürgertätigkeit, als er auch schon wieder durch öffentliche Angelegenheiten von deren Verfolgung abgerufen wurde. Das Land und seine nähere Umgebung waren schon seit 1856 in lebhafter Erregung. In der Präsidentschaftskampagne waren zum erstenmal mit großer Wucht die Kriegsrufe der um die Sklaverei kämpfenden Parteien ertönt. Durch die Gründung der neuen sklavereifeindlichen republikanischen Partei änderte sich die Konstellation von Grund auf. Schlag auf Schlag drängten sich in vier Jahren die Ereignisse.

War es Sch. von vornherein eine der schlimmsten Enttäuschungen gewesen, in weiten Gebieten des Landes der Freiheit die Institution der Negersklaverei vorzufinden und in ihren Vertretern die tatsächlichen Meister der Regierung des ganzen Bundes zu sehen, so wagte er doch zunächst nicht, sich, kaum warm geworden, in die öffentlichen Angelegenheiten einzumischen. Bald aber brach sich das innere Feuer Bahn und schon in der Präsidentschaftskampagne von 1856 gab es in der näheren und ferneren Umgebung keinen eifrigeren Vorkämpfer der Republikaner unter seinen Landsleuten. Englisch zu sprechen traute er sich noch nicht zu, die Deutschen aber beeinflußte die Wucht seines Wortes wesentlich. Die Niederlage des republikanischen Kandidaten, Fremont, war eine bittere Enttäuschung, aber keine Entmutigung.

Reiches häusliches Glück war ihm inzwischen erblüht, die Gattin hatte ihn mit zwei Töchtern beschenkt. Mit der Wirtschaft erging es nicht übel. Bei seinen Mitbürgern gewann er so rasch an Achtung, daß er bereits im folgenden Jahr, für die Vizegouverneurstelle von Wisconsin als Kandidat aufgestellt, nahe an die Majorität herankam.

Dann kam die Kampagne für die Wahlen zum Repräsentantenhaus und zur Ergänzung des Senats von 1858. Tiefergreifend war die Erregung geworden; das »blutende Kansas«, die Entscheidung des Oberbundesgerichts zugunsten der Sklavenhalter im Dred-Scot-Case verbreitete gewaltige Aufregung. Der hervorragendste Freund der Sklavereianhänger im Norden, der zukünftige Präsidentschaftskandidat Douglas, war Sch. von der ersten persönlichen Beobachtung in Washington an durch seine Ansichten und die Art der politischen Kampfesweise, mit der er sie vertrat, zuwider, und bereitwillig folgte er einer Einladung der Republikaner des benachbarten Staates Illinois, in der Kampagne um dessen Wiederwahl zum Senat den Gegner, Abraham Lincoln, durch Reden zu unterstützen. Hier aber beschränkte er sich nicht mehr auf das deutsche Element, und so wurde diese Kampagne in doppelter Hinsicht für ihn grundlegend wichtig. Am 28. September 1858 hielt er in Chicago die erste jener großen englischen Reden, die in kurzem

die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf diese neue Betätigungsart des Mannes lenken sollten. Thema war das in aller Leute Mund befindliche Schlagwort »*The Irrepressible Conflict*«. Andererseits kam er in enge persönliche Fühlung mit dem künftigen Präsidenten. Im folgenden Jahr sollte sich sein öffentlicher Wirkungskreis abermals ausdehnen. Einer Einladung nach Neu-England folgend, übernahm er es hier zum erstenmal, die geschlossene Phalanx der deutschen Einwanderer gegen die nativistische Bewegung der sogenannten Know-nothings, einer Gruppe eingeborener Amerikaner, zu vertreten, die, ursprünglich antikatholisch, sich alsbald auch in Wort und Reden den Interessen der Einwanderung und den politischen Rechten der Eingewanderten feindlich gegenüberstellten. Sch.s Erfolg war so durchgreifend, daß zunächst die Neu-Engländer, dann die gesamte republikanische Partei den Zusammenhang mit den fremdenfeindlichen Bestrebungen grundsätzlich desavouierten. Das war um so wichtiger, als nun erst den Deutschen, die bisher sowohl durch die nativistische Tendenz der Republikaner abgeschreckt als durch den aus der Heimat gewohnten Namen der »Demokraten« angezogen waren, der Weg des Übergangs zur neuen Partei geebnet wurde. Von diesem Zeitpunkt an datierte für Sch. der Aufstieg als anerkannter Vertreter der zu amerikanischen Bürgern gewordenen Deutschen in Amerika. Als solcher konnte er sich in der folgenden Kampagne für Lincoln bereits mit derartigem Erfolg betätigen, daß er im Frühjahr 1860 vom Staatskonvent zum Mitglied der republikanischen Delegation für die Aufstellung des Präsidentschaftskandidaten auf dem republikanischen Nationalkonvent zu Chicago gewählt und von jener zu ihrem stimmabgebenden Vorsitzenden gemacht, dann Mitglied der Kommission für die Aufstellung der republikanischen »Plattform« des Wahlprogramms, und der Abordnung zur Nominationsankündigung an Lincoln, schließlich eines der sieben Mitglieder des Nationalkomitees wurde, das die Kampagne führt. An der Bekehrung seiner deutschen Mitbürger zur Antisklavereipartei wirkte er nunmehr mit solcher Unermüdlichkeit, daß ihm ein erheblicher Teil an dem Gesamterfolg von allen Seiten zugesprochen wurde. Er war einer der einflußreichsten Männer der zur Macht gelangten Partei geworden und schon vor Amtsantritt des neuen Präsidenten drängten sich demgemäß viel Ämterbewerber um ihn. Nachdem er der denkwürdigen Inaugurationsfeier am 4. März 1861 beigewohnt hatte, erschien es allgemein als selbstverständlich, daß auch seine eigenen Verdienste nach dem Landesbrauch durch ein hohes Staatsamt belohnt werden würden. Nach Kräften suchte er an dem Ersatz der bisherigen Beamten durch neue »richtig gesinnte« mitzuwirken, überzeugt, daß es das Interesse des Landes sei, wenn nur Gegner der Sklavereiinstitution, nicht Anhänger des offiziell im Abfall befindlichen Südens in amtlichen Stellen verblieben.

Alsbald wurde ihm vom Präsidenten der Posten des amerikanischen Gesandten in Spanien angeboten, eine Ernennung, die vom Senat ohne weiteres gebilligt wurde. Welch Hochgefühl stolzer Genugtuung mag den Zweiunddreißigjährigen beherrscht haben! 1850, bei seiner Landung in Leith, verstand er kein Wort der englischen Sprache, mit Ausnahme des einen Wortes »Beefsteak«. Durch Zeichen mußte er im übrigen den Wunsch nach Stillung seines Hungers ausdrücken. Jetzt war er einer der gefeiertsten

Redner des Landes, auch in der Landessprache. Vor weniger als zehn Jahren war der Heimatlose und Geächtete ohne irgendwelche sicheren Aussichten in der Neuen Welt ans Ufer gekommen, nunmehr sollte er sich als deren Wortführer an dem stolzesten Hof Europas heimisch machen. Der Staatssekretär des Äußern, Seward, allerdings hatte einige nur allzu gerechtfertigte Bedenken geäußert, ob es in der kritischen Lage des Landes politisch klug wäre, eine wegen politischer Umtriebe in Europa notorische Persönlichkeit an den in verschiedener Richtung recht verantwortlichen Posten zu delegieren. Aber Lincoln setzte sich über die Skrupel hinweg, und der Gang der Dinge gab ihm recht. Die Aufnahme in Madrid war eine gute, und Sch. vermochte nach der tatsächlichen Unabhängigkeitserklärung der konföderierten Staaten und dem Ausbruch des Krieges dem neuen Vaterlande gute Dienste zu leisten. Vorher hatte er sich übrigens als schon ernannter Gesandter noch mit der Aufstellung einer deutschen Kavallerietruppe in New York beschäftigt und dabei mit einer Anzahl der alten deutschen revolutionären Offiziere, wie Schimmelpfennig, Mahler, Blencker, ein Wiedersehen gefeiert. Doch ehe noch das erste Regiment vollständig ausgerüstet war, hatte er auf Drängen Sewards die Ausreise antreten müssen, denn es galt eine Stellungnahme der spanischen Regierung in einem für die Nordstaaten günstigen Sinne herbeizuführen. Die Aufgabe der Vertretung der Vereinigten Staaten war in Madrid allerdings eine erheblich leichtere als in London und Paris. In England und Frankreich hatte man mit einflußreichen Parteien und großen Interessen zu rechnen, welche die Anerkennung der südstaatlichen Unabhängigkeit betrieben. Sie konnten mannigfache Gründe vorbringen, mit denen sie bewiesen, daß eine solche Haltung im Interesse ihrer Länder liegen würde. Die spanischen Interessen dagegen waren denjenigen der Südstaaten in allen entscheidenden Punkten entgegengesetzt. Waren es doch die Sklavenhalter gewesen, die seit den vierziger Jahren auf eine Annexion Cubas hinarbeiteten, bis unter dem Präsidenten Buchanan deswegen beide Länder schon fast sich in einen Krieg verwickelt hätten. Mehr als wahrscheinlich war es, daß ein unabhängiger Staatenbund mit Sklavenwirtschaft als Nachbar Ursache unablässiger Beunruhigung des spanischen Kolonialbesitzes geworden wäre.

Es kam nur darauf an, daß diese Seite der Frage den Spaniern durch den amerikanischen Vertreter in nachdrücklicher Weise zu Gemüte geführt wurde, und das verstand der neue Gesandte so gut, daß er bald berichten konnte, jeder Gedanke einer spanischen Intervention zugunsten der Südstaaten sei völlig ausgeschlossen und man sei zur Pflege guter Beziehungen zu der Washingtoner Regierung entschlossen. Hinsichtlich einer etwaigen Anerkennung der Südstaaten allerdings würde sich Spanien wohl nicht auf die Dauer von den Schritten Englands und Frankreichs getrennt haben. Daher kam Sch. bald zu der Überzeugung, daß auch unter dem Gesichtspunkt seiner speziellen Mission die wichtigste Aufgabe eine richtige Bearbeitung der öffentlichen Meinung in England und Frankreich sei. Für diese aber sah er nur zwei Wege offen. Entweder mußte man durch überwältigende Siege die Aussichtslosigkeit des Vorgehens der Südstaaten dartun, oder durch offizielle Bezeichnung der Sklavenemanzipation als Kampfesziel die europäischen Mächte von einer Einmischung fernhalten. In diesem Sinn ergingen seine ferneren Be-

richte nach Washington, doch mußte er finden, daß die Regierung dort, speziell der Staatssekretär Seward, ihnen aus Gründen innerpolitischer Erwägungen keinerlei Folge gab. Dadurch wurde er dann erheblich in dem Wunsch gestärkt, möglichst bald wieder nach Amerika zurückzugehen, um selbst für das eintreten zu können, was er für unumgänglich notwendig erachtete.

Recht heimisch war ihm Madrid nie geworden. Er hatte von vornherein seine Familie nicht mitgebracht. Überhaupt fühlte er sich in der schwülen Atmosphäre der näheren Umgebung der Königin Isabella und in der diplomatischen Gesellschaft, deren persönliche und soziale Interessen ihm doch einigermaßen fern lagen, nicht recht wohl. Die Nachrichten über den Gang der Kämpfe in Amerika bewegten ihn tief. Hätte er vorausgesehen, wie es kommen würde, so hätten ihn seine Neigungen und das Bewußtsein, mit den in Europa gewonnenen militärischen Erfahrungen auf diesem Gebiet nützlicher sein zu können, von vornherein bei den nordstaatlichen Armeen gehalten. Nachdem er also die prinzipielle Seite der Frage in Spanien weit genug geklärt hatte, um die Union gegen unerwünschte Überraschungen gesichert zu wissen, suchte er dringend um Heimaturlaub nach, um speziell, da die Feder seinen Standpunkt nicht genügend wirksam zu vertreten schien, mit der Rede und dem Degen wirken zu können.

Noch vor Jahresschluß wurde der Urlaub bewilligt Auf der Rückreise, die sich durch Deutschland über Hamburg zu nehmen als rätlich erwies, hatte er die Genugtuung, daß ihm auf seine in natürlicher Vorsicht an den preußischen Gesandten, Grafen Galen, gerichtete Anfrage über die Opportunität der Berührung Preußens die Mitteilung wurde, er würde auf einer solchen Reise jede gewünschte Erleichterung erhalten. Mit richtigem Takt entschloß er sich, das Land im Dunkel der Nacht zu passieren. »Ich war noch völlig wach,« schreibt er, »als der Zug in den Bahnhof von Köln einlief und konnte den Kirchenglocken lauschen, deren Klang mir aus meiner Jugend so vertraut war. Als wir dann über den geliebten alten Rhein fuhren, hörte ich seine Wasser im Dunkeln rauschen.« Eigenartige Gefühle mögen Seine Exzellenz den Gesandten der Vereinigten Staaten allerdings beseelt haben, als er auf diesem Wege nach Hamburg, von der Zollrevision befreit, respektvoll von den Beamten begrüßt und nach etwaigen Wünschen befragt, die preußische Grenze passierte. Im Januar kehrte er dann mit den Seinen nach Amerika zurück.

Hier trat er sogleich mit allem Nachdruck für jenen Standpunkt in der Sklavenfrage ein, welchen er in seinen Noten niedergelegt hatte. Er trat in enge Fühlung mit den radikalen Sklavereigegnern, wie Charles Sumner. Bei Lincoln fanden seine Argumente ein offenes Ohr, sowohl die Betonung der Überzeugung, durch eine offene Antisklavereipolitik sei die europäische Einmischung mit Sicherheit hintanzuhalten, als der Hinweis, die Sklaverei sei die Ursache zur Sezession gewesen, nur durch ihre Vernichtung könne man eine Wiedervereinigung sichern. Der Präsident gestattete seinem Gesandten, diesen Standpunkt in öffentlichen Reden zu vertreten und eine schrittweise Abolitionspolitik vorzuschlagen. Doch war jenem die Schwierigkeit der Lage in seiner verantwortlichen Stellung klarer und er entschloß sich nur so langsam zu enscheidenden Schritten, daß der ursprünglich völlig

überzeugte Sch. hinterher zeitweilig an dem Ernst seiner Entschlüsse zu zweifeln sich für berechtigt hielt. Er hat seinen Irrtum allerdings in der Folge eingesehen und offen bekannt.

Der Stand der Dinge im Frühjahr 1862 überzeugte ihn durchaus von der Richtigkeit des Entschlusses, die Stellung in Madrid niederzulegen, wo er nicht mehr nötig war, und sein militärisches Wissen dem Lande zur Verfügung zu stellen. Der Präsident war hiermit einverstanden. Der Gesandte Schurz demissionierte und wurde alsbald zum Brigadegeneral ernannt und vom Senat bestätigt. Am 10. Juni 1862 trat er unter General Fremont im Shenandoah-Tal seinen Dienst an. Ein Bericht, den er über die vorgefundenen Zustände an den Präsidenten erstattete, dürfte dazu beigetragen haben, daß Fremont durch den Deutschen Siegel ersetzt wurde, der übrigens Sch. schon aus der deutschen Revolutionszeit bekannt war. Er hatte zunächst bei und mit seiner Truppe gute Erfolge und auch im weiteren Verlauf des Feldzuges betätigte er sich nach besten Kräften. Am 14. März 1863 wurde er zum Generalmajor befördert.

Immerhin gelang es ihm nicht, die vielleicht überschwenglichen Hoffnungen, die man auf seine militärischen Leistungen im nähern Kreise seiner Freunde und Verehrer setzte, voll zu erfüllen, sei es, daß das Glück nicht so sehr mit dem Truppenteil war, dem er angehörte, sei es, daß seine guten militärischen Talente hinsichtlich der Führung größerer Massen jene Begrenzung nach oben hatten, die man in der militärischen Hierarchie oftmals findet. Immerhin sind die zeitweilig gegen das 11. Armeekorps, dem er angehörte, hinsichtlich der Haltung bei Chancellorsville gerichteten Angriffe hinterher als durchaus übertrieben anerkannt und speziell seine Haltung als untadelig gewürdigt. Es war ihm auch vergönnt, am 30. Juni in der für den Krieg entscheidenden Schlacht von Gettysburg, in welcher das Eindringen der südlichen Armeen unter Lee in den Norden endgültig verhindert wurde, und aus der er unverwundet, aber mit erschossenem Pferde herauskam, eine würdige Rolle zu spielen. Im weiteren Verlauf focht er bei Missionary Ridge und hinterher unter Sherman im Westen. Ende des Jahres wurde er zum Kommandeur des sogenannten Instruktionskorps in Nashville ernannt.

Aber die militärische Seite des Lagerlebens nahm nicht seine ganze Zeit in Anspruch. Fortdauernd nahm er regen Anteil an der Politik und stand in lebhaftem Briefwechsel mit dem Präsidenten. Nicht immer war er mit diesem in vollem Einvernehmen, doch folgte einem erregten Briefwechsel Ende des Jahres 1863 eine freie Aussprache, und als 1864 die Aussichten auf Lincolns Wiederwahl einigermaßen zweifelhaft erschienen, entschloß er sich mit dessen Zustimmung zeitweilig aus dem Felde der Waffen in dasjenige der Politik hinüberzugehen und in die Wahlkampagne aktiv einzugreifen. Erst nachdem die Wahl vorüber, ging er zur Armee zurück und wurde bis zum Schluß des Winters mit Verhandlungen zwecks Aufstellung eines Veteranenkorps beschäftigt. Den Schluß des Krieges machte er unter Sherman als Chef des Stabes bei der Georgiaarmee des Generals Slocum mit. Hier erreichte ihn die Nachricht vom Fall Richmonds, der Übergabe Lee's und unmittelbar darauf die Trauerbotschaft von der Ermordung des geliebten Präsidenten. Nachdem er Zeuge der Schwierigkeiten geworden war, die sich aus Shermans Versuch entwickelten, die Übergabe des Generals Johnston zu einem politischen

Akt zu machen, beschloß er als erster aller amerikanischen Generale durch Einreichen seines Abschiedes seiner militärischen Karriere ein Ende zu machen und suchte seine in Bethlehem, Pennsylvania, weilende Familie auf, die er natürlich während des Krieges nur ganz vorübergehend hatte sehen können, um mit ihr nach Wisconsin zurückzukehren [1]).

Ehe er zur Ausführung des Entschlusses kam, fand er mehrfach Gelegenheit, mit dem Präsidenten Johnson über die Lage im Süden zu beraten. Die Situation war nach der Ermordung Lincolns und der Gefangennahme Jefferson Davis' und einer Anzahl anderer Führer des Südens kompliziert, der Aufstand völlig unterdrückt, aber die bisherigen Herren des Südens nicht bereit, sich alle Bedingungen diktieren zu lassen. Der Präsident war zunächst zu durchgreifenden Maßregeln, die weit über das von Lincoln gesteckte Rekonstruktionsprogamm hinausgingen, geneigt.

Um ein gutes Bild von der Lage des Landes zu gewinnen, entschloß sich der Präsident, Sch. auf eine Reise durch den Süden auszusenden, damit er als Augenzeuge die Dinge sehen, und geeignete Vorschläge machen könne.

In glühender Sommerhitze trat er diese Tour, die für die Zukunft des Landes sehr bedeutsam werden sollte, an, und am 22. November erstattete er über seine Erfahrungen den Schlußbericht, dessen Vorlegung nachher vom Senat gefordert wurde. Natürlich war er mit einem starken Vorurteil gegen die bisherigen Rebellen und einer unbegrenzten Sympathie für die befreiten Neger auf die Reise gegangen. Was er unterwegs sah und hörte war nicht geeignet, seine Ansichten zu ändern. Noch viel aufrührerischer Geist war latent, noch wenig Neigung vorhanden, die Sklavenbefreiung in einer Weise durchzuführen, die den vorher als Sache geltenden Negern den vollen Besitz allgemeiner Menschenrechte einschließlich vollständiger wirtschaftlicher, sozialer und politischer Gleichberechtigung ohne weiteres zubilligte. Mancherlei Gewalttaten ereigneten sich; Versuche, die formelle Sklaverei durch eine leichtere Form der Hörigkeit fortzusetzen, waren häufig.

Es war nur zu natürlich, daß der Freiheitskämpfer von 1848, der im Polizeistaat groß geworden, dann in einem freien demokratischen Gemeinwesen ansässig gewesen, mit der Negerfrage bisher nur als Sklavereigegner in Berührung gekommen war, durch die Zustände in dem stets eigenartigen, jetzt völlig desorganisierten Süden ganz merkwürdig frappiert wurde und aus der Gesamtheit ungewohnter Erscheinungen das Rassenproblem in seiner wahren Bedeutung nicht auszusondern vermochte. Er sah im Süden lediglich zwei Probleme: unbezwungene Rebellen, die den Farbigen um einen möglichst großen Teil seiner Rechte wieder bringen wollten, und aufgehobene Sklaverei, deren Fortsetzung in irgendeiner Form verhindert werden mußte. Bei seinen

[1]) Es ist eigentümlich, daß auch ein so ruhiger Beurteiler wie Sch. (Lebenserinnerungen, Bd. II, S. 397) es als einen noch größern Triumph für die amerikanische Demokratie als irgendeinen Sieg auf dem Schlachtfelde ansieht, daß sogleich nach dem Kriege die Armeen sich friedlich auflösten und nach Hause gingen, um statt des Schwertes die Pflugschar, den Hammer, das Weberschifflein oder die Kontorfeder zu ergreifen. Darin liegt gegenüber europäischen Verhältnissen nach großen Kriegen gar nichts Besonderes, speziell nicht in den Zeiten der allgemeinen Wehrpflicht, wo genau das gleiche mit vielen Hunderttausenden und Millionen eingetreten ist.

Beobachtungen leitete ihn natürlich der starke dogmatische Zug, der zu andern Zeiten seinen Erfolg wesentlich mit verursacht hatte, wie ein solcher ja überhaupt für einen hervorragenden Mann erforderlich ist. Über die Zustände im Süden vor dem Kriege konnte er nicht aus eigener Anschauung urteilen, hatte die weißen Südstaatler bis dahin nur als politische Gegner im öffentlichen Leben und als militärische Gegner im Felde vor sich gesehen. Alle Stimmen in seinem Innern sprachen dafür, daß man dem Neger die vollen Früchte des Sieges zugute kommen lassen und gleichzeitig die Herrschaft der republikanischen Partei im Interesse des ganzen Landes denkbar sichern müsse.

Er berichtete demgemäß, daß das Vaterland in Gefahr sei, wenn nicht durch durchgreifende gesetzgeberische Maßregeln die Neger gegen Übergriffe ihrer bisherigen Herren geschützt würden. Für eine vollständige Unterwerfung sah er nur zwei Alternativen: entweder lange Fortdauer der militärischen Okkupation, und eine solche schien ihm in direktem Widerspruch zu den amerikanischen Institutionen zu stehen, oder: Sicherstellung der vollen Gleichberechtigung der Farbigen auch in politischer Beziehung, auf einer durch keine südstaatlichen Maßnahmen erschütterlichen Grundlage, nämlich dadurch, daß ihnen mittels eines Zusatzes zur Vereinigten-Staaten-Verfassung die vollen politischen Rechte gesichert würden. Gleich den extremen Enthusiasten des Nordens war er überzeugt, daß die Verleihung des Stimmrechts gemeinsam mit der Einführung von Negerschulen in Kürze eine gesunde Erziehung der bisherigen Sklaven zu Wege bringen würde, um sie zu einer verständigen Ausübung aller aktiven und passiven bürgerlichen Rechte zu befähigen. Er hat hinterher die Fehler seiner Vorschläge nach dieser Richtung namentlich hinsichtlich des Wahlrechts der Neger freimütig, wenn auch mit tiefem Bedauern anerkannt und diese für den schwächsten Teil seines Berichtes erklärt. Er erklärt in seinen Memoiren, daß nicht der Gedanke an sich falsch wäre, aber er ließe verschiedene wichtige erst später als solche zutage getretene Gesichtspunkte außer acht. Er war eben seinem enthusiastischen menschenfreundlichen Herzen gefolgt und hatte sich auf einen Boden der Anschauung hinsichtlich allgemeiner Menschengleichheit gestellt, von welchem ihn die vollere Erkenntnis der Tatsachen wieder vertreiben mußte. Hielt er trotzdem den Bericht für das beste, was er je in öffentlichen Angelegenheiten geschrieben hätte, so wird man heute wohl sagen können, daß er hier seine Tätigkeit auf andern Gebieten wesentlich unter-, dagegen den Bericht noch am Ende seines Lebens einigermaßen überschätzt hat. Seine Beobachtungen waren gewiß kasuistisch richtig, und auch eine Seite der Stimmung kam in mancher Hinsicht korrekt zur Geltung. Aber das Gesamtbild war doch falsch, weil er eben den Süden vorher nicht gekannt hatte und nicht übersah, inwieweit es gelingen könnte, das nun einmal vorhandene Menschenmaterial nach seinen und den nördlichen Wünschen aus- und umzugestalten. Die Folge eines langen Krieges und die Eigenart der Bewohner brachte eine Lage hervor, welche man zwar durch Eingreifen weiter zuspitzen, aber nicht dauernd beliebig abändern konnte, wie es einem Außenstehenden möglich erscheinen mochte. Auch wenn alle Tatsachen, die er berichtete, gestimmt haben, hätte eine erheblich anders lautende Interpretation ihnen und den Südstaatlern vielleicht vollere Gerechtigkeit getan.

Das Bedeutsame war nun, daß inzwischen Johnson seinen Standpunkt gegenüber den Südstaatlern wesentlich zu ändern begonnen hatte, während die radikalen Kongreßmitglieder ihrerseits mit Versuchen begannen, die erfochtenen Siege parteipolitisch möglichst auszuschlachten und hierfür in der Partei der unbedingten Negerfreunde die wichtigsten Verbündeten fanden. Ihnen lieferte der Bericht alsbald wertvollstes Material gegen den Präsidenten, der vergeblich durch eine zweite Reise General Grants und dessen anders lautende Beobachtungen die Wirkung auszugleichen versuchte.

Die von Sch. vorgeschlagene Richtung wurde akzeptiert, allerdings nicht zum Heil des Landes, denn jene Periode großer politischer Korruption folgte, die als Rekonstruktionszeit im Süden zwar 1876 ihr Ende fand, in ihrer ungünstigen Wirkung für das Land und für die Moral der republikanischen Partei noch lange darüber hinaus währte. Und dabei war die militärische Okkupation und Aufrechterhaltung des Kriegszustandes mit häufiger Proklamation des Standrechts usw. doch für mehr als 10 Jahre nicht zu vermeiden gewesen. Freimütig hat Sch. später seine Fehler auch hinsichtlich der vollkommenen Ausschließung bisheriger Rebellen von der Rekonstruktion anerkannt. Zunächst aber war seine Stellungnahme seiner politischen Reputation zweifellos fördersam, und er galt als eine der Säulen der Partei.

In seinem äußern Leben waren inzwischen entscheidende Veränderungen vor sich gegangen. Nachdem er vom Präsidenten mit seinem Bericht über die Reiseergebnisse naturgemäß äußerst kühl aufgenommen war, wollte er nach Westen zurückkehren, doch wünschten die Republikaner seinen Rat und seine Erfahrung in Washington zu halten. Man stellte ihn deswegen an die Spitze des dortigen Korrespondenzbureaus der »*New York Times*«, dem er bis zu Ende des Winters vorstand. Damit schien er dem Journalismus ausgeliefert zu sein. Im Frühjahr 1866 übernahm er die Chefredaktion der Detroit-Post in Michigan und vertrat hier den Standpunkt der Sumner, Stevens, Phillipps, der Radikalsten der Radikalen.

Im Frühjahr 1867 aber trat die letzte entscheidende Wendung in diesem Lebensabschnitt ein, welche ihn auf die Höhe des politischen Erfolges führen sollte. Er wurde von den Besitzern der »Westlichen Post«, einer deutschen Zeitung in St. Louis, aufgefordert, sich an ihrem Unternehmen zu beteiligen und fand hier in Emil Prätorius, einem der 48er-Kämpfer, einen ausgezeichneten Kollegen. Wurde diese Beteiligung, deren finanzieller Teil bis ans Ende seines Lebens fortdauerte, nun eine dauernd nützliche pekuniäre Stütze, und die Verbindung mit der deutsch-amerikanischen Presse die Gelegenheit zu einer noch intensiveren Beeinflussung der alten Landsleute, so kam er vor allem im Staate Missouri auf einen Boden, der ihm den größten volkstümlichen politischen Erfolg bescheren sollte, welchen ein nicht geborener Amerikaner, dem die Wahl zum Präsidenten verschlossen ist, überhaupt erhoffen kann. Kaum von einer Reise in das neue Deutschland des Norddeutschen Bundes zurückgekehrt, wo er in langen Gesprächen mit dem Bundeskanzler im Januar 1868 tiefe Einblicke in die europäische Politik tun durfte, erschien er als Abgeordneter auf dem republikanischen Nationalkonvent und interessierte sich lebhaft für die Erwählung Grants zum Präsidenten; dann aber brachten seine Freunde ihn selbst für eine hohe nationale Stellung auf die Wahlliste. Unerwartet wurde ihm eine Kandidatur für einen

der beiden Senatorensitze des Staates Missouri im Kongreß angeboten und ein kurzer Wahlkampf brachte ihm den Sieg.

Es spricht für den unvergleichlichen Zauber der Persönlichkeit des Mannes, daß es ihm gelang, abermals in einem fremden Gemeinwesen, dem er eben zugewandert und in welchem er kaum warm geworden war, zum Mittelpunkt der politischen Einflüsse zu werden.

Auch im Senat, in welchem seine sechsjährige Legislaturperiode am 4. März 1869 begann, gelang es ihm bald, eine drinnen und draußen geachtete Stellung zu gewinnen. Er wurde sogleich zum Mitglied der Kommissionen für militärische Angelegenheiten, Pensionen und Territorialverwaltung gewählt. Daß an sich in der Körperschaft, in welcher die rednerischen Traditionen eines Clay, Calhoun und Webster als höchste Vorbilder und die Kunst kraftvoller und schöner Ausdrucksweise als besondere Qualifikation der Mitgliedschaft galten, Sch. sich großer Wertschätzung erfreute, ist natürlich, und jede der 12 großen Reden, die er im Laufe der Jahre über Wiederzulassung von Georgia (18. März und 19. April 1870), Durchführung des XV. Verfassungsamendements (19. Mai 1870), die politische Disqualifikation (15. Dezember 1870), Annexion von Santo Domingo (11. Januar 1871), Zivildienstreform (27. Januar 1871), Usurpation der Kriegsherrengewalt (28./29. März 1871), allgemeine Amnestie (30. Januar 1872), Waffenverkauf an französische Agenten (15./20. Febr. u. 30. Mai 1872), die Wiederaufnahme der Barzahlung (14. Jan. 1874) und militärisches Einschreiten in Louisiana (11. Jan. 1875) hielt, schufen den Hörern und schaffen heute dem Leser den Genuß einer Meisterleistung. Er selbst erklärte hinterher die Reden über »*Usurpation of War-Powers*« und »*General Amnesty*« für die literarisch wertvollsten.

Allerlei Gründe aber trugen jetzt und in der Folge dazu bei, seine öffentliche Position einigermaßen zu ändern. Er befand sich nun inmitten der großen parlamentarischen Maschinerie, deren Getriebe schon starke Spuren der unheilvollen Einflüsse aufwies, welche in der Folgezeit den einst so unbefleckten Schild der republikanischen Partei noch gröblicher zu entstellen bestimmt waren. Als Mitglied der gemischten Kongreßkommission für Ausgabeneinschränkung dürfte er bereits im Jahre 1869 mancherlei Dinge gesehen haben, die ihm sehr mißfielen. Da konnte er nicht mittun, wie denn überhaupt die Rolle des politischen Drahtziehers in dem Sinne, in welchem sie für Einflußausübung innerhalb des Parlaments gebräuchlich war, seinem innersten Wesen völlig fremd blieb. Eine genauere Bekanntschaft mit dem Tun und Treiben speziell im unterworfenen Süden, wo die Zeit der Schnappsäckler und beutegierigen korrupten Beamten begonnen hatte, die nur um der Aussaugung des Landes willen vom Norden her gekommen waren und sich lukrative Ämter von der Bundesregierung oder durch die feilen Negermajoritäten anweisen ließen, begann ihn überhaupt der offiziellen Partei zu entfremden. Diese Sachlage dürfte es gewesen sein, welche ihn am 20. Dezember 1869 zum erstenmal jene Tonart anschlagen ließ, die später für seine öffentliche Wirksamkeit bestimmend werden sollte. Er brachte einen Gesetzentwurf zwecks Reform der Zivilverwaltung ein. Eine Behörde sollte zur Prüfung von Bewerbern um Beamtenstellen eingesetzt, und Beförderung auf Grundage der Leistungen eingeführt werden. Die Befürwortung von Maßnahmen erzieherischen Charakters, bei denen er auf die Gleichstellung der Rassen besonderen Wert legte, lokale

Fürsorge für den Landesteil, der ihn erwählte, Fragen des Zolltarifs etc. ergänzten im wesentlichen seine reguläre Tätigkeit während der ersten Kongreßperiode seiner Mitgliedschaft. Am 4. Juli 1870 war er für die Zulassung der Chinesen zur Naturalisation eingetreten, die nach seiner Ansicht gleichfalls den Amerikanern assimiliert und endlich zu Bürgern werden könnten. Er war gegen eine Einwanderungsbeschränkung und sah keine Gefahr darin, daß in 30 Jahren die Zahl der Chinesen im Lande sich auf eine Million steigern würde, eine Rede, die besonders charakteristisch darum ist, weil sie seinen Standpunkt gegenüber Rassenproblemen, den er hinterher auch in der Indianerfrage bewahrte, klar beleuchtete.

Ein Wendepunkt seiner Stellung in der Partei war in gewissem Sinne sein Auftreten gegen ein Lieblingsprojekt Grants, die beantragte Einverleibung von Santo Domingo in die Union. Hier finden sich die Grundzüge seiner dauernden Ablehnung einer »imperialistischen« Politik, die er gleichfalls bis zum Schluß seines Lebens beibehielt. Nicht zum wenigsten war es die Haltung des Verfassers jenes Berichts über die Neger von 1865, welche die Vorschläge Grants zum Fall brachten.

Überhaupt aber wurde, je mehr er von der Grant'schen Verwaltung sah, um so stärker seine Entrüstung über das Maß ihrer Korruption. Er zog sich daher vom Rate der offiziellen Partei zurück und war alsbald 1871 eine der Hauptstützen der »liberal-republikanischen« Bewegung, welche den offiziellen Kandidaten Grant durch den Herausgeber der *New York Tribune*, Horace Greeley, ersetzen wollte. Indem er dieses tat, machte er nur jenes Wort wahr, das er der neuen republikanischen Partei schon am 18. November 1858 in seiner Milwaukee-Rede über die politische Moral entgegengeschleudert hatte: »Ich warne Sie, sich durch diesen Sieg nicht zu der gefährlichen Täuschung verleiten zu lassen, daß die Deutschen, nachdem sie das despotische Joch einer Partei abgeschüttelt haben, jetzt auf ihren Nacken das einer anderen nehmen werden. Nachdem sie heute das Banner moralischer Unabhängigkeit aufgepflanzt haben, werden sie es nicht morgen wieder verlassen. Sie werden der Leitung ehrenhafter Politik folgen, solange es wahre Ehrenhaftigkeit ist, die sie leitet. . . . . Aber ich sage Ihnen, meine republikanischen Freunde, und ich spreche mit der vollen Ernsthaftigkeit meines Gemüts, ich hoffe aufrichtig, daß meine Landsleute, die sich vom Parteidespotismus befreit haben, sich nicht wieder zu korrupten Machinationen gebrauchen lassen, nie wieder an schmutzigen politischen Handelsgeschäften und korrupten Abmachungen teilnehmen werden, von welcher Seite her dies auch immer versucht werden mag. Und ich prophezeie ohne Zögern, daß, wenn die republikanische Partei das Unglück haben sollte, in dasselbe Netzwerk der Korruption zu verfallen, in welchem die Demokratie sich jetzt verstrickt, dann wird das Volk sie mit demselben zermalmenden Urteil niederschmettern, unter welchem jetzt die Hunkerpartei[1]) fällt.«

Immerhin hätte er nach der Wiederwahl Grants durch den ihn mit den eigentlichen Machthabern verfeindenden Schritt wohl dauernder und erheblicher an Einfluß verloren, wenn nicht inzwischen die Wandlung in Europa, die glänzenden deutschen Siege über Frankreich, die Stellung des anerkannten Wortführers der Deutschen Nordamerikas zu neuer Bedeutung erhoben hätten.

[1]) Name für eine besondere Schattierung der demokratischen Partei.

Gewaltig flammte in den Seelen der Millionen von Auswanderern, deren Wiege auf dem Boden des nunmehr neugeeinten Deutschen Reichs gestanden, und ihrer Kinder der Stolz des deutschen Blutes und die Liebe zur alten Heimat auf. Und war das auch für die meisten keine Veranlassung zur Rückkehr nach Deutschland, so wurden sie doch in ganz anderem Sinne als bisher zu Vertretern von dessen Eigenart und fühlten sich auch im neuen Vaterlande durch die Wiederbelebung alter Bande gehoben und zusammengeschlossen. Ein neues Vollgefühl erwachte in dem Führer der nordamerikanischen Deutschen, als er zu ihnen und in ihrem Namen von der Erfüllung jener Träume sprach, denen er ja seine Jugend zum Opfer zu bringen bereit gewesen. War das Reich mit seiner Verfassung und seinen modernen Institutionen auch auf andere Weise geworden, als es die Achtundvierziger für möglich gehalten hatten, es war da und es war wieder ein Stolz, ihm zu entstammen. Leicht hatte Sch. Donnerworte des Protestes gegen die offenkundigen Neutralitätsverletzungen durch Duldung eines fast offen betriebenen Kontrebandehandels mit Waffen und Munitionen nach Frankreich gefunden, und er rief die Legionen der Landsleute zum Widerstande gegen die noch lange franzosenfreundliche Stimmung Nordamerikas auf, welche an sich nur allzu natürlich war, da Frankreich einst im Unabhängigkeitskriege der erste Bundes- und Kampfgenosse der neugegründeten Republik gewesen war.

Daß wir ihn trotz seiner administrationsfeindlichen Stellung im 43. Kongreß als Mitglied des wichtigen Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten wiederfinden, legt für diese veränderte Stellung der Deutschen beredtes Zeugnis ab.

Im übrigen wandelte sich alsdann die politische Lage mehr in seinem Sinne. Grant war wiedergewählt, aber in der nächsten Neuwahl ging den Republikanern das Repräsentantenhaus verloren, und gegen die allmächtigen Politiker regte sich in der Partei selbst der Widerstand. So stieg Sch.s Einfluß auch im Innern wieder, und er konnte in der Partei selbst sich an den gegen die Mitte der siebziger Jahre im Vordergrunde stehenden Debatten über die Währungsprobleme nachdrücklich beteiligen. Diese fanden ihn auf Seite der Freunde einer Wiederaufnahme der Barzahlungen, für die er seit Februar 1874 mehrfach eintrat. Seine Mitgliedschaft eines Spezialkomitees für die Mississippiufer war die Veranlassung zu einem Antrag vom Juni 1874 über eine bessere Schiffbarmachung des Mississippi, wofür die bisherigen Instanzen sehr wenig geleistet hatten. Sein letztes Auftreten im Senat im März 1875, kurz vor Ende seines Wahlturnus, war gegen das im Kongreß beratene Zoll- und Steuergesetz gerichtet.

Für eine Wiederwahl nach Ablauf seines Turnus war keine Aussicht.

Sch. hatte die Absicht, nach St. Louis zurückzugehen und sich der Redaktionstätigkeit an der »Westlichen Post«, für die er auch als Senator in Washington dauernd geschrieben hatte, zu widmen. Sein Standpunkt in der Währungsfrage aber führte ihn in andere Bahnen.

Hatte seine Rede zugunsten der Wiederaufnahme der Barzahlungen ihm die hohe Auszeichnung der Ernennung zum Ehrenmitgliede der New Yorker Handelskammer gebracht, so hatte ein Redefeldzug im Staate Ohio für den Kandidaten für den Gouverneurposten Hayes und dessen Programm der Wiederaufnahme der Barzahlungen noch weitergehende Folgen.

Der unerwartete Sieg auf dieses Programm hin öffnete letzterem den Weg zur Präsidentschaftkandidatur. Seinem treuen, einflußreichen Helfer Sch. aber fühlte er sich so zu Dank verpflichtet, daß er ihm diesen in nachdrücklichster Form zu bestätigen wünschte. Als er sein Kabinett bildete, stand Sch. auf der Liste als Staatssekretär des Inneren und nahm diesen Posten alsbald an.

Das Haus des Ministers zu Washington konnte nicht mehr jene Stätte anregender und anmutsvoller Gastfreundschaft sein, wie es einst dasjenige des Senators Schurz gewesen war. Das Jahr 1876 war das trübste seines Lebens. Die edle und geliebte Gattin hatte bei der Geburt des Knaben Herbert, welcher als viertes Kind den beiden Töchtern Agathe und Marianne und dem Sohne Carl gefolgt war, den Weg beschreiten müssen, den einst ihre eigene Mutter bei ihrer Geburt vorangegangen war. Eine 25jährige Ehe ungetrübten Glückes war jäh abgeschlossen, ein tiefgebeugter Witwer trat 1877 in das verantwortungsvolle Amt.

Aber das Leben verlangte sein Recht. Es war Sch., nachdem er als Senator die höchste Stellung erreicht hatte, zu der der Fremdgeborene durch Wahl gelangen konnte, auch vergönnt, den höchsten durch Ernennung erreichbaren Verwaltungsposten zu bekleiden. Zum erstenmal hatte ein geborener Deutscher einen der sieben Sitze im Kabinett inne. Amerikanische Schriftsteller dürften geneigt sein, in üblicher Weise dies als die außerordentlichste Karriere zu bezeichnen, welche die Welt je gesehen hat, ohne Parallele in der Geschichte. Auch wenn man sich dieser Auffassung mit Recht nicht anschließen wird, sondern sich erinnert, daß in früheren Zeiten die Ernennung fremdgeborener oder auswärtiger Staatsleute zu Ministern in Europa nicht ohne Vorbilder gewesen ist, bleibt es ein ganz außerordentliches Zeugnis für die Bedeutung des Mannes und die Schätzung seiner Leistungen.

Die Erfüllung der ihm gestellten Aufgaben im Laufe der folgenden vier Jahre, bei welcher es natürlich nicht an starken Anfeindungen gegen den Ausländer fehlte, der an der Spitze der inneren Verwaltung des Landes stand, war in jeder Beziehung eine vorzügliche.

Das *Department of the Interieur* war das größte der ministeriellen Ressorts, was die Mannigfaltigkeit der Aufgaben angeht. Von ihm ressortierten die Verwaltung der Indianerangelegenheiten, der öffentlichen Ländereien, des Pensionswesens (in Amerika gibt es ausschließlich militärische Pensionen), das Patentamt, in den Perioden der Zensusaufnahme das Zensusamt, die Aufsicht über die Eisenbahnen, an welchen die Regierung Beteiligung hatte (*Bureau of Railway Accounts*), das Bureau für das Erziehungswesen, die geographische und geologische Aufnahme, für welche unter seiner Verwaltung ein besonderes Bureau geschaffen wurde, die entomologische Kommission, sowie die Aufsicht über die noch nicht als Staaten zugelassenen Territorien, deren es bei Sch.s Amtsantritt noch acht gab, nämlich Utah, Montana, Idaho, Arizona, Washington, Dacota, Wyoming und New Mexico, ferner eine Reihe kleinerer Kommissionen und Verwaltungen, wie die der heißen Quellen von Arkansas, des Yellowstone Parks, des Irrenhauses, Taubstummeninstituts, *Freedmen's Hospitals*, Frauenhospitals, Kapitolgebäudes zu Washington usw.

Bei seinem Verwaltungsantritt fand er in dieser ungemein ausgedehnten Behörde natürlich auf vielen Gebieten das Widerspiel jener Miß-

wirtschaft, die unter dem Grantschen Präsidium, nicht nur im Süden, eingerissen war.

Große Beschwerden lagen über mißbräuchliche Verwaltung der Angelegenheiten der Indianer vor. War diese schon in früheren Zeiten vielfach der Schauplatz einer Übervorteilung der farbigen Schutzbefohlenen der Nation durch die Indianeragenten gewesen, so hatte die organisierte Ausbeutung der Schwarzen im Süden während der Rekonstruktionszeit natürlich ansteckend auf die Verwalter der Angelegenheiten der Rothäute gewirkt. Im Pensionsdepartment drohten die Forderungen ins Ungemessene zu steigen. In der Verwaltung der Staatsländereien war es namentlich der im großen organisierte Holzdiebstahl aus den öffentlichen Wäldern, der dem Nationalvermögen alljährlich Millionen entzog. Der Geist der Beamtenschaft war keineswegs durchweg so geartet, wie es den hohen moralischen Anschauungen des neuen Chefs entsprach.

So vermehrte er denn eine Reihe grundsätzlicher Neuerungen, die am Schluß der vierjährigen Amtsperiode zwar nicht durchweg und dauernd vollkommen durchgeführt waren, aber doch auf vielen Gebieten erhebliche Erfolge eingeleitet und erzielt hatten. Es ist Sch. später zum besonderen Ruhm gerechnet, daß während seiner Amtszeit im inneren *Department* der erste tatsächliche Versuch mit einer Zivildienstreform gemacht wurde. War bisher die ganz überwiegende Zahl der Beamten auf Grund politischer Empfehlung angestellt und jeweilig mit einem Wechsel der Partei, der die Regierung angehörte, wieder aus dem Amt geschieden, so suchte er, zunächst in beschränktem Umfange, das »Verdienstsystem«, Ernennung auf Grund nachbewiesener Fähigkeiten und bestandener Examina und dauernden Verbleib im Amt, wie er es seit seinem Eintritt in den Staat als Kenner europäischer Verhältnisse ständig empfohlen hatte, zur Durchführung zu bringen. In den einzelnen Abteilungen des Ressorts ging es alsdann an positive Reformen. Die Anmeldestellen für die Pensionsgewährung wurden an Zahl vermindert, dennoch stieg der Bedarf rapide. An Kriegs-, Invaliden- und Soldatenpensionen waren am Schluß seiner Verwaltung jährlich mehr als 50 Millionen Dollar auszuzahlen. In der Verwaltung der öffentlichen Ländereien wurde namentlich gegen den organisierten Holzdiebstahl durch Anrufung der Gerichte vorgegangen. Trotz geringer Unterstützung seitens des Kongresses, der nicht die Mittel für wirksames Durchgreifen bewilligte, wurden in zahlreichen Prozessen die Übertreter zur Rückzahlung erheblicher Summen verurteilt. Über 1/2 Million Dollars wurden in den ersten 39 Monaten seiner Verwaltung der Bundesregierung gerichtlich zugebilligt, mehr als das Doppelte des Betrages, der vorher in den 21 Jahren seit Bestehen des das Holzfällen auf öffentlichem Land verbietenden Gesetzes wieder eingezogen war.

Im Anschluß an diese Spezialfrage aber begann der Staatssekretär mit einer lebhaften und in der Folgezeit von ihm fortgesetzten Agitation zugunsten des Erlasses einer wirksamen Forstgesetzgebung zur Verhinderung der Verwüstung der öffentlichen Forsten und zur Erhaltung des aus wirtschaftlichen wie klimatischen Gründen so ungemein wertvollen Baumbestandes, ohne daß es ihm allerdings bis ans Ende seines Lebens gelingen sollte, das, was theoretisch allgemein anerkannt war, in der Praxis gegenüber den Widerständen der mächtigen Interessenten in der amerikanischen Holzindustrie durchzusetzen.

Die größte wissenschaftliche Leistung in der Zeit seiner Verwaltung war die Einrichtung des geologischen Vermessungswesens. Das »*United States Geological Survey*« konnte noch vor seinem Abgang den ersten Jahresbericht erstatten.

Auch auf die Vorbereitung des X. Zensus übte er einen heilsamen Einfluß aus. Der zum Vorstand des Zensusamtes ernannte General Francis Walker war eine ausgezeichnete Persönlichkeit und bot die Gewähr, daß die neue Aufnahme die Schwächen und Unwahrheiten des Zensus von 1870 nicht wiederholen würde. Er fand nach seinen eigenen Mitteilungen in Sch. einen verständnisvollen und eifrigen Förderer seiner erfolgreichen Bestrebungen, den Zensus auf ein höheres und wissenschaftliches Niveau zu bringen.

Am höchsten scheint Sch. selbst seine Tätigkeit in der Indianerfrage eingeschätzt zu haben. Seine Theorie war den bisherigen Anschauungen entgegengesetzt. Er wollte jene nicht in großen Reservationen konzentrieren, sondern sie in der Regel auf ihrem angestammten Besitz sitzen lassen und sie hier mit den Errungenschaften der Kultur vertraut machen. Die Rechte der Indianer an dem von ihnen besetzten Land sollten geachtet, nur dann Veränderungen vorgenommen werden, wenn die Ländereien sich für Land- und Weidewirtschaft als ungeeignet erwiesen; den Indianern sollte Erziehung zuteil werden, verschiedene Gewerbe unter ihnen durch Anregung und Unterweisung eingeführt, sie ällmählich mit einem Verständnis für die aus dem Privateigentum erwachsenden Verantwortlichkeiten erfüllt und für ihren Unterhalt auf ihre eigenen Leistungen in zunehmendem Maße verwiesen werden. Nach jeder mit ihrer eigenen Sicherheit vereinbaren Richtung sollte ihnen der Gewerbebetrieb zwecks Verwertung der Erzeugnisse ihrer Arbeit und ihres Fleißes gestattet sein. Es sollte das Land an sie zu Privateigentum aufgeteilt und ihnen ein für eine gewisse Zeit allerdings unveräußerlicher voller Eigentumstitel gewährt, dagegen mit ihrer eigenen Zustimmung und zu ihren Gunsten die Flächen, die sie nicht selbst bestellen und verwenden könnten, an weiße Ansiedler verkauft werden. Ihr Stammeszusammenhang sollte schrittweise aufgelöst und sie in ein bürgerliches Gemeinwesen als selbstverantwortliche und unabhängige Leute übergeführt werden, die die gleichen Rechte mit allen anderen Landeskindern besäßen.

Sch. hatte hier sowenig, wie hinsichtlich der Neger und Chinesen, irgendeinen Zweifel, daß dies ebensowohl eine mögliche, wie auch die verständigste und wünschenswerteste Politik sei.

Hat aber die Folgezeit im allgemeinen seinen Maßnahmen und Theorien auf anderen Gebieten vielfach recht geben, so hat er auf dem Gebiet der Rassenfragen, gerade hinsichtlich der Chinesen und Indianer, selbst mit ansehen müssen, daß die Dinge doch anders lagen, als sie dem Schüler der französischen und der 48er Revolution, der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, erschienen.

Über die Sphäre seines eigenen Amtes hinaus hat der Staatssekretär dem Schatzsekretär Sherman, mit dem er Schulter an Schulter für die Wiederaufnahme der Barzahlungen im Senat seinerzeit gefochten hatte, durch seine Stellungnahme und Unterstützung bei der Durchführung dieser Maßregeln wertvolle Dienste geleistet, und in dieser Richtung liegt wahrlich nicht das kleinste Verdienst um das Gedeihen des amerikanischen Volkes.

Alles in allem ist es anerkannt, daß Sch. in seinem Amte ganz hervorragende Qualitäten bewiesen, und daß seine administrative Geschäftsführung den Leistungen des Soldaten und Politikers mindestens ebenbürtig war.

Dennoch ging mit dem Ablauf der Hayesschen Administration seine offizielle Betätigung im politischen Leben zu Ende. Hatte er 10—20 Jahre früher als andere die öffentliche Arena betreten, so ist er — wenigstens aus der offiziellen Laufbahn — auch um eine ebenso lange Zeit früher ausgeschieden.

Daß dem so war, und der Mann, der in jeder Richtung seine Qualifikation zu den höchsten Leistungen durch seine Erfolge vor der ganzen Welt bewiesen hatte, zwar bis an sein Ende eine der markantesten Erscheinungen des öffentlichen Lebens in den Vereinigten Staaten blieb, nicht mehr aber offiziell an deren Konzilien teilnahm, wird erst verständlich, wenn man die Eigenart seiner politischen Persönlichkeit und seine Stellungnahme zu dem Gang der Dinge im einzelnen ins Auge faßt.

Er hatte die Zeit seines Amtes nicht wie fast alle anderen benutzt, um sich durch eine geschickte Taktik und, wenn nicht finanziellen, so doch durch moralischen Ämterschacher, durch Begünstigungen oder Drohungen eine Schar von willfährigen Hintersassen, Klienten und Parteigängern zu schaffen. Er hatte versucht, ganz uneigennützig der Öffentlichkeit zu dienen. Dies allein erklärt für den Sachkenner schon zum Teil, wenn auch nicht vollkommen, die weitere Entwicklung. Unter den einflußreicheren Politikern niederen Kalibers war niemand, der je wieder dafür eintrat, ihm eine Stellung zu übertragen, weil er für eine »*do ut des*-Politik« doch nicht zu haben gewesen wäre. Nun kam hinzu, daß ihn die Entwicklung der Dinge abermals aus den Bahnen der Partei, mit der er groß geworden war, hinausführte, und wenn er auch in späterer Zeit den alten Freunden noch einmal wieder näher trat, so war er von dem Moment an, wo er sich 1884 an der »unabhängigen Bewegung« (*Independent Movement*) beteiligte, endgültig nicht mehr republikanischer Parteiangehöriger, sondern befand sich beiden Parteien als Unabhängiger gegenüber. Und dabei blieb es. Nicht aber war der von ihm nun vertretene Standpunkt ein solcher, daß daraufhin wie einst bei der Begründung der republikanischen eine mächtige neue Partei hätte entstehen können.

Jene selbst hatte sich im Anfang des 9. Jahrzehntes des 19. Jahrhunderts weiter gewandelt und war nicht nur numerisch sichtlich im Niedergang.

Auf Hayes folgte die kurze Verwaltungszeit des Märtyrerpräsidenten Garfield, an die sich die nicht gerade erquickliche Zeit des ihm im Amte folgenden Vizepräsidenten Arthur anschloß. Dann aber brachten die Republikaner einen Mann in den Vordergrund, der persönlich nicht den hohen Anforderungen zu entsprechen schien, die Sch. hinsichtlich der Lauterkeit des Charakters für einen Präsidentschaftskandidaten für unumgänglich erachtete, und der nach mehreren Richtungen ein Programm vertrat, welches mit seinen politischen Anschauungen in schroffem Widerspruch stand. Der bedeutende und gescheite, aber nicht im höchsten Sinne gewissenhafte Blaine war ein Vertreter des Ausbeutungssystems und Gegner der Zivildienstreform. Er war ein Anhänger jenes expansiven Amerikanismus, welcher

das Schlagwort der Monroe-Doktrin zu einer imperialistischen Politik der Vorherrschaft der Vereinigten Staaten auf dem ganzen amerikanischen Kontinent und darüber hinaus ausbilden wollte. Seine Stellung zur Goldwährungsfrage, die nach Wiederaufnahme der Barzahlungen und angesichts des sinkenden Silberpreises in den Vordergrund kam, war zweifelhaft. Nachdrücklichst trat er für das »amerikanische System« des Hochschutzzolls ein. Ihm konnte der Beamtendienstreformator, Weltfriedensfreund, Goldwährungsmann und Freihandelsanhänger Sch. nicht folgen, während er in Grover Cleveland, trotzdem dieser sich zu der seit dem Sezessionskriege gehaßten demokratischen Partei bekannte, eine absolut integere Natur und in vieler Beziehung den seinen verwandte Anschauungen fand. Zwischen ihnen entstand ein Verhältnis persönlicher Freundschaft, das bis an das Ende fortgedauert hat.

Die neue Loslösung von der republikanischen Partei war ein im amerikanischen Sinne höchst ungewohnter Schritt. Hatte Sch. in den 50er Jahren die Deutschen aus der alten Partei herausgeführt, um für jene zu kämpfen, war er dann gegen Grant für Greeley als Reformrepublikaner eingetreten, so wandte er sich jetzt den Demokraten zu. Von 1884—1896 hat er der Reform-Demokratie, wie sie durch Cleveland vertreten war, die Treue bewahrt. Er hätte daraufhin auch sicher von diesem ein hohes Amt verlangen können und erhalten, fühlte sich aber innerlich verpflichtet, auf die Übernahme eines solchen zu verzichten, um sich nicht dem Gerede auszusetzen, er wechsle seine Partei um des Interesses an der Amtsernennung willen.

Diese Ansicht behielt er auch bei, als er 1896 abermals den Standpunkt wechselte. Der Liberale alten Kalibers und Goldwährungsmann konnte sich von den sozialistischen Tendenzen des Silberapostels Bryan nicht überzeugen lassen. Er sah in Mc Kinley das kleinere Übel, obgleich er gegen dessen imperialistische und Hochschutzzolltendenzen Bedenken hatte. Trat er nicht direkt für diesen ein, so wandte er sich doch in zwei bedeutenden Reden gegen die Freisilberprägungsidee und trug dadurch mit dazu bei, die Deutschen dem Wahlbündnis der Demokraten mit den Agrarsozialisten und sozialdemokratischen Populisten fernzuhalten. Seine Worte übten auf sie zum letzten Male den alten Zauber. In großen Scharen blieben sie den Bannern Bryans fern, um dem alten Führer zu folgen. Sie bewahrten ihm freiwillig Gefolgschaft.

Aber schließlich brachte es der Gang der Dinge mit sich, daß er, der, um seinen Prinzipien treu zu bleiben, als schwankend in seiner politischen Stellungnahme erschien, in der Nationalpolitik völlig zurücktrat. Die mit dem spanischen Kriege eingeleitete Politik der Expansion und Annexion war ihm im Grunde der Seele zuwider. Im Januar 1899 hielt er zu deren Bekämpfung eine Rede in Chicago. Die zweite Kandidatur McKinleys fand ihn nunmehr auf seiten des Gegners Bryan. In Millionen von Exemplaren wurde seine Rede wider den Imperalismus im Lande verbreitet, sein Name stand in erster Reihe unter den Mitgliedern der *Anti-Imperialist League*. Aber sein Einfluß reichte nicht aus, die Massen von der Zuwendung zu neuen Idealen fernzuhalten, welche er als einen strikten Widerspruch gegen die Grundlagen des Amerikanertums, so wie er es auffaßte, erachtete. Nach der Wahl McKinleys und in der ersten Verwaltungszeit seines Nachfolgers Roose-

velt stand er in der Opposition. Schmerzlich empfand er, daß er mit den neuen Regungen des amerikanischen Volksgeistes in der Nationalpolitik nicht mehr in Fühlung stand. So sah er sich aus den angeführten Gründen und angesichts seiner den großen Anstrengungen der nationalpolitischen Kampagne nicht mehr gewachsenen Gesundheit veranlaßt, den Schwerpunkt seiner Tätigkeit völlig auf andere Gebiete zu verlegen.

Wesentlich mit unter seinem Einfluß war im Lande die große Organisation der *Civil Service Reform Associations* entstanden. Die erste von diesen war im Jahre 1877 in New York begründet, die zentrale *National Civil Service Reform League* folgte im Jahre 1881. Er trat der ersteren am 6. Oktober 1880 bei und war in ihren Ausschüssen vielfach tätig, von 1893 an bis zu seinem Tode war er ihr Präsident. Die Nationalliga hat er am 11. August 1881 selbst mitbegründet, dauernd ihrem geschäftsführenden Ausschuß angehört. Im Jahre 1893 folgte er seinem verstorbenen Freunde George William Curtis als Präsident und blieb in dieser Stellung bis zum Dezember 1900, wo er das Amt niederlegte, weil er fürchtete, daß seine Stellungnahme gegen die Regierung in den andern nationalpolitischen Fragen der Liga schädlich sein könne. Seine Reden auf den Jahresversammlungen der Liga gehörten zu den bedeutsamsten Kundgebungen zugunsten des so warm verfochtenen Prinzips der Ernennung und Beförderung in der Beamtenkarriere allein auf Grundlage der Fähigkeiten und des Verdienstes. Nach allen Seiten beleuchtete er vom amerikanischen Standpunkt aus die vorliegenden Probleme, ohne indes auf Seiten der Gegner sich dem unberechtigten Vorwurf entziehen zu können, er trete als Deutscher für Anschauungen ein, die er ins Land mitgebracht habe, die sich aber für amerikanische Verhältnisse nicht wohl eigneten.

Die Interessen auf diesem Gebiet aber brachten ihn in den letzten Jahren noch mit einer andern Reihe von Problemen in Verbindung, die auf kommunalem Gebiet lagen. Seit den 90er Jahren befaßte er sich intensiv mit der speziellen Phase der Zivildienstreform in der Stadt New York und warf das Schwergewicht seiner Stimme gegen die Mißbräuche von *Tammany Hall* und die korrupte Organisation der dortigen Ausbeutungspolitiker in die Wagschale. Mehrfach legte er sich für die Erwählung des *Columbia-College*-Präsidenten Low zum Maire von New York ins Zeug. Doch auch hier wurde die Stellungnahme gegenüber veränderten Problemen für ihn recht schwierig.

Einen »Schaukler«, »*Mugwump*« hat man den Mann genannt, der stets seine eigenen innersten Überzeugungen zum Maßstab nahm, und sich weder von Traditionen noch von Anhänglichkeitsgefühlen abhalten ließ in jedem Augenblick für das einzutreten, was er ein für allemal für das Richtige erkannt zu haben glaubte, denn ihm war die Politik ein philosophisches System, bei dem man von bestimmten Grundvoraussetzungen notwendig durch die Kraft der Logik zu unumgänglichen und unwiderruflichen Schlüssen kommen mußte.

Sein Ausscheiden aus der praktischen Politik brachte es mit sich, daß Sch. seit Anfang der 80er Jahre, seinem Leben einen Inhalt nach anderer Richtung zu geben, versuchen mußte. Sein bzw. seiner Frau Vermögen, soweit es nicht von sorgsamen Verwandten in Hamburg für die Kinder verwaltet wurde, war in uneigennütziger Weise in seinen amtlichen Stellungen mit aufgezehrt. Jeder Gedanke an persönliche Bereicherung, dem eine so

große Schar von hohen und höchsten Staatsbeamten in Amerika unterlegen ist, ist dem mit deutscher Ehrlichkeit unausrottbar Behafteten völlig fremd geblieben. Ärmer schied er aus jeder neuen Stellung, und auch, wo es ihm in vollen Ehren möglich gewesen wäre, sich zu bereichern, widersetzte sich sein Stolz und seine Uneigennützigkeit. Als man ihm Anfang der 80er Jahre eine Nationaldotation seiner deutschen Landsleute von $ 100000 anbot, um ihn für das im öffentlichen Leben verzehrte eigene Vermögen zu entschädigen, lehnte er dies mit der Begründung ab, solange er selbst seinen Unterhalt verdienen könne, bedürfe er keiner Beihilfe.

Zunächst nach Ablauf seines Staatssekretariats gab er den Wohnsitz in Missouri auf, während er allerdings die nicht uneinkömmliche Beteiligung an der »Westlichen Post«, des langjährigen und treuen Freundes, Emil Prätorius, beibehielt, und folgte einer Aufforderung zur Mitübernahme der Redaktion der »*New York Evening Post*« von 1881—83. Dann unternahm er mehrfach nach amerikanischer Sitte große Vortragstourneen durchs Land und begann außerdem mit der Veröffentlichung größerer historischer Arbeiten. Vom Ende der 80er Jahre bis 1892 war er New Yorker »*Resident Direktor*« der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft und schrieb schließlich von 1892—98 die Leitartikel der Wochenschrift »*Harpers Weekly*«. Auf allen Gebieten mit Ausnahme der Tätigkeit in der Schiffahrtsgesellschaft schnitt er in vieler Beziehung sehr gut ab. Keines aber hat den Mann, der die Blüte seiner Jahre so viel größeren Aufgaben gewidmet hatte, dauernd zu fesseln vermocht, und auf keinem konnte er Erfolge sein eigen nennen, die jenen entsprachen. Am wenigsten lag ihm die rein geschäftliche Tätigkeit bei der Hamburg-Amerika-Linie. Und auch mehrfache Aufforderungen, der Leitung anderer Erwerbsunternehmungen näherzutreten, vermochten ihn nicht zu locken. Bei der »*Evening Post*« hatte er sich mit seinem maßgebenden Mitherausgeber, dem scharfsinnigen, dogmatischen Manchesterman reinen Typs, E. L. Godkin, nicht wohl vertragen können, während allerdings die Hauptinteressenten des Blattes, Horace White und Henry Villard, dauernd dem Kreise seiner intimen Freunde angehörten. In der zweiten Tätigkeit war nur die Tatsache seiner Repräsentation für das Ansehen der Hamburger Linie von Nutzen.

Während der Tätigkeit an *Harper's Weekly* zeigte sich, daß die Anschauungen, die er sich im höheren Alter bewahrt hatte, nicht mehr durchweg mit den Wünschen und Überzeugungen der Leser dieser Wochenschrift und dementsprechend nicht mit den Intentionen ihrer Verleger übereinstimmten, obgleich die Beiträge sowohl literarisch wie sachlich von außerordentlichem Wert bleiben.

So hat es Sch. an einem völlig geeigneten Wirkungskreise in den letzten 2½ Jahrzehnten gefehlt. Heute würde einem Manne gleicher Art in der jetzt landesüblichen Weise, die hervorragendsten Männer zu Collegepräsidenten zu ernennen, die Leitung einer der größten Hochschulen des Landes angeboten werden. Diese Möglichkeit des Wiederanknüpfens an die Ideale der frühesten Jugend blieb ihm damals versagt. Nur das Ehrenamt der Mitgliedschaft im Rat der Harwarduniversität hat er bekleidet. Dagegen konnte er seit 1887 in zwei Fällen beweisen, daß die deutsche Wissenschaft einen nennenswerten Verlust dadurch erlitten hatte, daß es ihm nicht vergönnt

war, seine Absicht der Bekleidung einer historischen Professur zur Verwirklichung zu bringen. Sein zweibändiges Werk »*Life of Henry Clay*«, 1887, ist eine der besten existierenden Arbeiten auf dem Gebiet der amerikanischen Geschichte, weit überlegen allen andern, die in *American Statesman Series* erschienen sind. Sein kurzes »*Life of Abraham Lincoln*« ist auch eine vortreffliche Leistung. Beiden Werken war großer wissenschaftlicher und buchhändlerischer Erfolg beschieden.

Die bedeutendste Leistung des Historikers allerdings ist es ihm nicht vergönnt gewesen zu vollenden. Gegen die Jahrhundertwende wandte er sich dem Plane der Niederschrift seiner Memoiren zu und verbrachte die letzten Jahre, wenn auch politisch und schriftstellerisch nicht ganz untätig, in deren Vorbereitung und Ausarbeitung. Er arbeitete mit der beschaulichen Ruhe des Alters, welchem ein wohlausgefülltes Leben gestattet, von den gesammelten geistigen Vorräten der Vergangenheit als von einem reichen Schatz zu zehren. So entstand der erste Band seiner »Lebenserinnerungen«, die durch ihre Form und ihren Inhalt nicht für die Zeit, sondern für die Ewigkeit, soweit dies Wort auf menschliche Dinge anzuwenden ist, geschaffen erscheinen. Als ein Meisterwerk der Sprache und Darstellungskunst, ein würdigstes Monument, stehen die zwei Bände der Selbstbiographie vor uns da, die aber zugleich ein gutes Teil Zeitgeschichte sind, weil ihr Verfasser mit offenen Augen die Dinge um sich gesehen und selbst ein gut Teil Zeitgeschichte mitgemacht hat. In der Schaffung dieses Werkes hat Sch. der Nachwelt wahrlich nicht den kleinsten Dienst erwiesen.

Der Außenwelt rückte er ferner. Er blieb die Liebe und der Stolz der Deutschen Amerikas, wenn sie sich ihren politischen Rat auch von anderen einzuholen begannen. Er bewahrte sich die Verehrung der Tüchtigsten und Besten der alten und der neuen Heimat. Vielfach hatte er den Ozean gekreuzt und war im neuen Reiche ein gern gesehener Gast. Nicht nur bei Verwandten und Freunden, zu denen noch bis an sein Ende der Reichskanzler Bismarck zählte: zwei Kaiser, der alte Wilhelm und sein Enkel, haben ihm persönlich zu erkennen geben, daß sie das ihm und den Gleichstrebenden unter seinen Zeitgenossen in Preußen einstmals getane Unrecht durch mancherlei Ehrungen wieder gutzumachen wünschten. Fühlte er sich in Deutschland auch zu den Nachkommen alter Gesinnungsgenossen, einem Georg von Siemens und Theodor Barth, hingezogen, so knüpften sich doch auch mancherlei Bande zu Vertretern des Altpreußentums, zu Männern wie dem Grafen Dönhoff-Friedrichstein.

In Deutschland und in Amerika hat er es mit ansehen müssen, wie die alten Freunde und Mitkämpfer in Scharen den großen Vorbeimarsch in das unbekannte Land vollendeten. Die alten Mitkämpfer aus dem Kriege, die Freunde aus dem Senat, Sumner, Bayard, Edmonds und Henderson, der rührige Journalist und alsbaldige Eisenbahnmagnat Henry Villard und die Alt-Bostonier, Brüder Adams, und andere mehr sah er dahingehen. Auch die alten Freunde aus St. Louis, Emil Prätorius und Dr. Taussig, und der deutsche Gesandte in Washington zur Zeit seines Staatssekretariats, Kurt von Schlözer, der zu seinen Intimsten gehört hatte, waren unter der Erde. Dieser oder jener allerdings von den Genossen seiner Jugend war noch am Leben, so der größte unter den deutschen Ärzten Amerikas, Abraham Jakoby, sein 48er

Mitstudent und Mitkämpfer, und der in Amerika früh gewonnene Freund Horace White, haben an seinem Grabe stehen können.

Vereinsamt fühlte sich der greise Sch. allerdings keineswegs. Stets war er eine gesellige Natur gewesen. Von Jugend an hatte ihn Kunst und Musik erfreut. Die Vorstellungen der großen Rachel, die Bekanntschaft mit der Wagnerschen Musik in Bayreuth, es waren nur Höhepunkte in einem Kunstgenießen, das dauernd seinem Interessenkreise und seinem Hause edle Anregung gab. Nicht viel berühmte europäische, sicher kein deutscher Künstler dürften nach Amerika gekommen sein, die nicht mit ihm in Berührung gekommen und auch in seinem Hause oft intime Proben ihres Könnens abgelegt hätten. Hatte er die alte Welt immer wieder aufgesucht, so brachte der zunehmende Reiseverkehr auch immer aufs neue Gäste aus der alten Heimat in sein Haus, mochte sein Wohnsitz gerade in der Stadt liegen, oder hoch auf den Hügeln von *Pocantico* ragend über die herrliche Landschaft des *Hudson River* blicken, wo das Bild in vergrößerten Dimensionen an die bergumkränzten Ufer des alten Rheins gemahnt, mochte er in seiner Sommerfrische am *Lake George* die stets gleiche Gastlichkeit gewähren. Durch den Tod der Gattin mit ihrem Frohsinn, ihrer Herzensgüte und Anregung war einst eine unheilbare Lücke in die Häuslichkeit gerissen. Aber den heranwachsenden Kindern versuchte der Vater erfolgreich das Heimatsgefühl der Behaglichkeit am häuslichen Herde zu erhalten. Der Anblick eines innigsten Familienglückes, das nur durch den Tod des jüngsten Sohnes 1897 getrübt wurde, erfreute den Fremden, der kam, den großen Staatsmann und Politiker zu sehen und einen liebenswürdigen und herzenswarmen, gastfreien, und bei allem Ernst, aller Würde, humorvollen und fröhlichen Hausvater fand. Wer je von der stattlichen Erscheinung mit den klaren, großen Augen, den kraftvollen, eigenartigen Zügen, dem wallenden, einst rötlichblonden, allmählich ergrauenden Bart, begrüßt, in den Kreis des Hauses hineingeführt ist, wird diese wohltuende Mischung von weitem Interesse für die großen Fragen der Welt und Freude und Verständnis gegenüber den kleinen Dingen des Lebens nie vergessen. Oft mag er sich im Innern gewundert haben, daß dieser so unendlich liebenswürdige und weiche Optimist, der Friedensfreund und Liberale dereinst der Freiheitskämpfer und eisern energische Befreier Kinkels, der feurige Anti-Sklavereiapostel und eifrige Fechter für die Union, der leidenschaftliche Politiker gewesen war, bis ein Blitzen des Auges, ein Aufwallen der Flammenseele bei der Erörterung von Dingen, die sein Gerechtigkeitsgefühl verletzten, verrieten, welche Funken hier unter der Asche glühten. Ein Manchesterman im gewöhnlichen Sinne war Sch. nicht, ein *Laissez-faire*-Apostel nur so lange, als es ihm schien, daß die Dinge durch ihre eigene Vernunft, ihr eigenes Schwergewicht sich zurechtziehen würden. Wo aber die Gerechtigkeit gefährdet wurde, da war er auch bereit, zu jedem Mittel der Gewalt zu greifen, damit Recht Recht bliebe.

Zu einer Zeit, als für die sozialen Probleme in Deutschland noch vielfach kein Verständnis herrschte, schrieb er schon im Widerspruch zu Godkins Anschauungen mancherlei zugunsten der Schaffung gerechter Beziehungen zwischen Arbeitgebern und -nehmern. Im Jahre 1884 trat er für Zwangsschiedsgerichte in Arbeitsstreitigkeiten ein. Die neue Sozialpolitik in Europa,

der Versicherungszwang und die Staatseingriffe lagen seinem Empfinden fern. Er war für Selbsthilfe und wenn möglich freiwilliges Zusammengehen.

Oft findet man bei alten Leuten, die in ihrer Jugend selbst besonders aktiv an der Entwicklung der Dinge mitgewirkt haben, daß die nach einer bestimmten Zeit auftauchenden Probleme, die nicht mehr mit denen der eigenen Jugend übereinstimmen, ihrem Interessenkreis, ihrem Verständnis, ihrer Sympathie ferner bleiben. Die letzte Entwicklungsphase des amerikanischen Volkskörpers, ja der gesamten Weltbewegung hat Sch. nicht mehr mitempfunden. War ihm der Sozialismus schon 1848 unsympathisch, so rückte er ihm nicht näher. Der Imperialismus blieb ihm unverständlich. Die großen kapitalistischen Organisationsprobleme waren seinen demokratischen Idealen zum mindesten unverständlich. Er sah in ihnen mit Recht verhängnisvolle Gefahren für die Erfüllung seiner einstigen Hoffnungen auf die Zukunft der Völker. So waren seine Ideale nicht die modernen. Aber ein großes Glücksgefühl war es ihm doch, daß von den Idealen seiner Zeit sich gar viele unter seiner Mitwirkung erfüllt hatten.

Die Lasten des Alters sind ihm dann nicht ferngeblieben. Naturgemäß ließ die körperliche Leistungsfähigkeit allmählich nach.

Nach längerem Kränkeln und kurzem Leiden, das speziell durch einen Straßenbahnunfall einige Monate vor seinem Tode verursacht wurde, ist Carl Schurz am 14. März 1906 heimgegangen.

»Zwei Welten« — hieß es in seinem Nachruf — »trauerten an seiner Bahre«, und die Angehörigen verschiedener Stände aus beiden Ländern erschienen dort. Nicht nur die Vertreter der Mächtigen und Reichen, des deutschen Kaisers und des amerikanischen Präsidenten, der frühere Präsident Cleveland und ein Andrew Carnegie legten hier Kränze nieder. Auch die Mühseligen und Beladenen trauerten, und die Vertreter der niederen Rassen, denen sein warmes Herz gehört und für deren Hebung auf das Niveau des weißen Mannes es gewirkt hatte, erschienen. Der Priester ethischer Kultur, Felix Adler, und der Freund und Arzt Jakoby sprachen in seinem Hause, ein Wortführer der Neger und Indianer, Dr. Frissel, an seinem Grabe. Neben dem ersten Juristen des Landes, dem Botschafter Choate, dem Präsidenten der Harvard-Universität, Eliot, dem Staatssekretär des Marineamts, Bonaparte, sprachen Vertreter der deutschen Wissenschaft und der Apostel der Neger, Booker Washington, zu seinem Gedächtnis.

Einen wahrhaft edlen Mann hatte man zu Grabe getragen, eine lautere Seele, die sich in ihrer innersten Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit für das Höchste und Edelste von Anfang bis zu Ende gleich geblieben war. War Sch. vom gläubigen katholischen Kinde zum zweifelnden Agnostiker und konfessionsentwandten Anhänger der ethischen Kultur geworden, so war ihm doch das Gefühl der Ehrfurcht ebensowohl vor der Gewalt seines Schöpfers, dessen Wirken er auch mit mancherlei mystischen Neigungen und Überzeugungen nachempfand, wie für die Überzeugung anderer, stets geblieben.

Seine Toleranz erstreckte sich auf alle die Leistungen seiner Mitmenschen, sofern er von deren lauterem Willen und ernstem Streben überzeugt war. Aber sie endeten, wo er Unrecht und Unterdrückung, feindselige Angriffe oder Machinationen gegen das empfand, was ihm die heiligsten Ideale waren. Diese blieben ihm von der Jugend bis ins Greisenalter die gleichen, und an

ihnen maß er allezeit den Wert und Unwert der Erscheinungen des tatsächlichen Lebens. Hinter diesen aber sah er eben die höheren Dinge in jenem Sinne, wie es der Geistliche an seinem Grabe richtig erkannte, als er das Wort aus dem Jakobusbriefe zum Texte nahm, für das Verständnis dieses Charakters und seines weltlichen und ewigen Seins als Täter des Worts: »Wer aber durchschauet in das vollkommene Gesetz der Freiheit und darin beharret und ist nicht nur ein vergänglicher Hörer, sondern ein Täter des Worts, derselbe wird selig sein bis ans Ende.«

Bis zum Schluß war sein Interesse an den wissenschaftlichen und geistigen Fortschritten der Welt ein gleich reges geblieben, seine Freude an den Erzeugnissen der schönen Literatur unvermindert. Er war einer der wenigen, welchem die Ausdrucksweise in zwei Sprachen mit der vollkommenen Leichtigkeit der Muttersprache dauernd zu bemeistern gelang. Und es ist bezeichnend, wie er den ersten, auf Deutschland bezüglichen Band seiner Memoiren unwillkürlich in deutscher, den zweiten, Amerikanisches behandelnden Band in englischer Sprache niederschrieb. Soweit es überhaupt möglich ist, ein Bürger zweier Länder zu sein, ist er es im besten Sinne gewesen, und so wird auch sein Andenken ein dauerndes geistiges Band zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten schließen.

Literaturverzeichnis. Von Veröffentlichungen Carl Schurz': Bücher: »*Specches*« (Philadelphia 1865). »*Life of Henry Clay*«, 2 Bände (Boston 1887). »*Abraham Lincoln a Sketch*« (Boston 1892). Ferner seine zweibändige Biographie »*Reminiscences of a long Life*«, Band II (New York 1907). »Lebenserinnerungen«, Band I. II. (Berlin 1906/7). — Broschüren und Essays neben dem gedachten amtlichen Bericht: »*The New South*« (New York 1884). »*The True Problem*«, *Atlantic Monthly*, (March 1867). »*Corporations, their Employees and the Public*«, *North American Review*, (February 1884). »*Abraham Lincoln*«, *Atlantic Monthly* (1891). »*Manifest Destiny*«, *Harper's Monthly* (October 1893). »*Grover Cleveland's Second Administration*«, *Mc Clure's* (May 1897). »*Thoughts on Imperialism*«, *Century* (September 1898). »*Anglo-American Friendship*«, *Atlantic Monthly* (October 1898). »*The United States and Germany*«, *The Independent* (March 20. 1902). »*Can the South solve the Negro Question?*« *Mc Clure's* (January 1904). »*George William Curtis*«, *Mc Clure's* (October 1904) sowie die Leitartikel in »*Harper's Weekly*« 1892/1898.

Unmittelbar nach dem Tode von Carl Schurz wurde ein Komitee zur Sammlung eines Fonds für die Errichtung eines dauernden Denkmals begründet. Ein Teil der eingegangenen Gelder wird zur Aufstellung einer Statue verwandt. Ein gemaltes Bildnis findet sich in der *New York Chamber of Commerce*, ein anderes im New Yorker »Liederkranz«. Das beste Bildnis ist dasjenige des österreichischen Malers Ferraris und befindet sich im Besitze des Bankiers James Loeb, eine Kopie vom Maler selbst im Besitz der Schurz'schen Familie. Eine Anzahl guter Reproduktionen ist weit verbreitet.

Ernst von Halle.

Bernatzik, Wilhelm, Wiener Maler moderner Richtung. * 18. Mai 1858 zu Mistelbach in Niederösterreich, † 25. November 1906 in der Hinterbrühl bei Mödling. — Einer der siebzehn entschlossenen jungen Leute, die im März 1897 aus der Wiener Künstlergenossenschaft austraten und die Sezession begründeten. Ein vierschrötiger Kraftmensch, mit einem Stück gesunden Barbaren im Leibe und in der Seele. Wenn man ihn auf dem Rade einherrasen sah, über dem ungeschlachten Dreß ein Kopf, wie mit der Axt aus Kernholz gehauen, an der Lenkstange zwei richtige Bauernfäuste, ahnte man nicht, welche Verfeinerungen diesem Rohstoff bevorstanden. In

einem alten Briefe Rudolf Alts an die Familie, aus Lundenburg, vom 20. August 1884, finde ich einen jungen Maler erwähnt: »Landschaft, was weiß ich? Namen merk' ich mir nicht; ich glaube, er heißt Bernitzer — sonst lebt er meist in Paris.« Dieser ‚Bernitzer' ist zweifelsohne B., der jahrelang in Paris arbeitete, namentlich bei Léon Bonnat, dem unerschütterlich Gründlichen. Alt und B. ahnten damals beide nicht, daß sie einst zusammen die Sezession machen sollten. B. hatte sie in seinen Nerven, und noch mehr in seinen strammen Sehnen. Als er vor zwanzig Jahren auszustellen begann, erinnerte er mich lebhaft an Theodor v. Hörmann, diesen hand- und fußfesten Vorläufer der Wiener Sezession. Auch in einer gewissen Schwere der Hand und Trübheit der Farbe, welche Fehler beide in ehrlicher Arbeit zu Tugenden zu erziehen wußten. Sein erstes Aufsehen machte er mit der »Vision des heiligen Bernhard« (k. k. Kunstmuseum), wo das Visionäre sich allerdings vorerst noch ganz schüchtern meldet. Der Kaiser kaufte dieses junge Bild, dessen Schauplatz der ehrwürdige Kreuzgang von Heiligenkreuz ist. Der Kaiser erwarb auch sein großes Bild: »Mönche am Kalvarienberg in Heiligenkreuz« (jetzt im Schlosse zu Persenbeug), wo der vergilbende Herbst und die hintenhin zu Tale sinkende Straße mit etwas groben Mitteln so fein gegeben sind. Desgleichen den großen »Versehgang« (1887, jetzt im Kammerhof zu Eisenerz). Auch ein »Klostermaler« entstand; ein junger Mönch, der in der Klosterwerkstatt an einer hübschen Madonna herumrestauriert, nicht ohne entsprechend lyrische Privatgefühle. Dieses Bild sehe ich seit Jahren bei einem Wiener Kunsthändler. Seine frühen Landschaften zeigten am besten, wie viel reine malerische Stimmung er hatte; ein Sommerabend bei Aspang etwa, mit einem Getreidefeld am Fuße dunkler Hügel, saftig hingestrichen und in den Tönungen so einleuchtend getroffen. Wie von Hörmann, dem damals Verlachten, an den er dabei gewiß nicht gedacht. Das gewisse spießige Element war vom malerisch Interessanten überwunden. Auch für die Wiener Biedermeierzeit hatte er so früh schon ein Auge offen. Er war einer der frühesten, die diese Heimatsluft wieder heranwehen fühlten, wie über einen alten (in Wien sagt man »aufgelassenen«) Währinger oder sonstigen Vorortfriedhof weg, auf dem ja die Träger jener blauen Fräcke und gelben Wertherhosen begraben ruhen. So entstand sein meisterlich tieffarbiges Aquarell: »Am Schreibtisch«, das seinerzeit eigens im Stiftersaale des Künstlerhauses am Fenster aufgestellt war (jetzt bei Generaldirektor Zuckerkandl in Gleiwitz). In der Landschaft waren Herbst und Frühling seine Jahreszeiten. Seine bevorzugte Farbenlage schwang denn doch am liebsten nach dem Grau hin; seine späteren grünen und gelben Versuche blieben mehr gewollt. Seine sommerliche Sonne hat immer etwas eigentümlich Verhängtes, wie bei beginnender Sonnenfinsternis. So selbst in dem guten, großen Bilde: »Prozession bei Dürnstein«, und bei dem interessanten »Franz-Josefs-Kai« (um 1880, noch mit dem Karlskettensteg, jetzt beim Grafen Buol), zu dem auch reizvolle Studien erhalten sind. In den Grauheiten der aufkommenden Freiluft war ihm sofort wohl zumute. Da entstanden vier Jahreszeiten von besonderer Qualität. Der »Herbst« in zwei Varianten, mit dem dahinbrütenden alten Pfarrer (vom Fürsten Liechtenstein erworben und der Galerie der Stadt Wien gespendet) und der besonders feine »Abschied«, aus der ihm so lieben Heiligenkreuzer Landschaft heraus. Der »Winter«

(jetzt in der Wiener modernen Galerie) stellt eine Trauergesellschaft auf der Treppe der Kirche zu Mistelbach vor; dunkle Kleider, Schnee, die Treppe gradaus in das Bild hinein verkürzt, ein Bild voll Faust und Auge. Auch im Naturhistorischen Hofmuseum, dessen Säle die Landschaften so vieler Wiener Maler schmücken, kommt er wiederholt vor. (»Goldbergbau bei Vöröspotak« und »Hydraulische Goldgewinnung«.) Im anregenden Verbande der Sezession vertieften sich die poetischen Stimmungen und verschoben sich zugleich nach der grün-blauen Seite des Spektrums. »Märchensee«, »Stilles Wasser«, seine ersten damaligen Bilder, gingen im feuchtesten Grün, etwa mit einer ungeheuren roten Blume im Vordergrunde als Gegenfarbe. Wieviel hat er an diesem Rot herumexperimentiert, um jenem Grün durch den Gegensatz einen Stich ins Besondere, ein unerwartetes Nüancechen zu geben. Man plagte sich damals um solche Farbenschwankungen. Alle diese Bilder gelangten alsbald in Privatbesitz. Aus dieser verschnupften Feuchtigkeit rettete er sich dann ins Staubtrockene. Er sommerte damals mit Moser und andern Jungen in Neunkirchen am weiten und breiten Steinfeld. Da sah er jene dicken, staubgrauen Stimmungen, mit unheimlich bleichen Löchern in Luft und Erdreich, lauter Material zu einem Staubsturm auf dem Steinfeld. Dieses Bild ist eines der eigenartigsten. Und in dem Städtchen belauschte er die Abenddämmerungen in den winkligen Gäßchen mit den bleichen Kalktünchen und den irisfarben geänderten Laternen im Abendnebel. Wie einst Hörmann in Simois bei Fontainebleau diesem Spuk nachhing. Da war auch die Schwere der Hand schon überwunden, die Luft war doch auch bei ihm das luftigste der vier Elemente geworden. Auf diesem Wege gelangte er schließlich an einen Punkt, wo ihn schwerlich jemand erwartete. Zu Gustav Klimt. In einer der letzten Ausstellungen der Sezession sah man von ihm jenes schwefelgelbe Zimmer mit schmalen und breiten Paneelen landschaftlicher Art, in rosig violettem Kolorit (»violettlich« kommt bei Goethe vor), auf eine gewisse Blume gestimmt; Pfingstrose etwa, die auch als große Studie vorkommt. Er ging da, so leise er vermochte, auf Klimtscher Spur, aber sein gelbes Zimmer war doch volltöniges Anschlagen einer Taste. Auch Whistler hatte gelegentlich auf ihr geklimpert. (S. sein »*The gentle art*«). Die neuzeitliche Entwicklung des Begriffes Raumkunst hatte also auch B. berührt. Wie stark, das sah man erst in der Ausstellung seines Nachlasses (Galerie Miethke 1907), wo man ihn auf einem umfassenden Freskotraum ertappte. Er erfand sich dazu einen eigenen Freskogrund und malte einen ganzen Wanddekor: stilisierte Frühlingslandschaft, durch drei schlanke weibliche Akte in pilasterartiger Verwendung als Dreibild gegliedert. Die äußerst sorgfältige Zeichnung und hell in hell geführte Modellierung, wie ja die ganze Vision, ist wieder einmal ein Beweis der Freskosehnsucht unserer Schaffenden, die uns Stilisten wie Hodler und Gallén gegeben hat. Wie B. sich die Wirkung der so geschmückten Wandfläche dachte, zeigten zwei große, prächtig wirkende Entwürfe, die auch beide angekauft wurden. Für die Sezession war B. auch sonst eine wesentliche Kraft; ein Stück ihres Rückgrates. Ein Appell an seine Energie war immer folgenreich. Dann leistete er etwa ein Kraftstück, wie für die denkwürdige Wiener Ausstellung der Impressionisten und Nach-Impressionisten, deren weitschichtiges Material er allein in Paris in zwei heißen Sommer-

monaten zusammentrommelte. Die letzte Tat der alten Sezession. Krank war er schon damals; ein Verlorener. Die gelbe Gesichtsfarbe, die immer tieferen und schwärzeren Furchen des Antlitzes waren eine ganze Diagnose. Er starb, als Mensch und Künstler tief betrauert, in der Villa seines Schwagers, des Fabrikanten Hugo Max, wo er sich besonders heimisch gefühlt hatte.

Literatur: Mein Nekrolog (»Fremden-Blatt« 27. Nov. 1906) und Besprechung seines Nachlasses (ebenda, Februar 1907); dazu mein »Acht Jahre Sezession«, passim. Nekrolog in der »N. Fr. Presse« 27. Nov. 1906. In dem gut illustrierten Katalog seiner Nachlaßausstellung eine kurze Würdigung von A. R. (Alfred Roller). Ludwig Hevesi.

Ergänzungen und Nachträge.

Schmidt, Ernst, Dr. med., Arzt und Philanthrop[1]), * 2. März 1830 zu Ebern in Oberfranken, † 26. August 1900 zu Chicago. Sein Vater, der Sohn eines Schmiedemeisters, selber Apotheker, zeitweilig auch Bürgermeister von Ebern, schickte ihn zeitig auf die Lateinschule der Jesuiten in Bamberg. Siebzehnjährig bezog der junge S. die Universität Würzburg und nahm an den achtundvierziger Wirren lebhaftesten Anteil, so daß er in die Schweiz fliehen mußte, wo er in Zürich unter großen Entbehrungen sein Studium der Medizin fortsetzte. Der Amnestieerlaß Königs Max von Bayern für die Verführten und Minderjährigen ermöglichte ihm die Heimkehr ins Vaterhaus und Wiederaufnahme seiner Studien in Würzburg. Er setzte diese in Heidelberg und München fort, machte, angeregt durch Seume, eine große Fußreise über die Alpen bis nach Sizilien und nach Korsika, und bestand, zurückgekehrt, sein medizinisches Staatsexamen. Nach kurzer Praxis als Vertreter habilitierte er sich in Würzburg als Privatdozent an der medizinischen Fakultät, wurde Hausarzt des Universitätshospitals und erster Assistent von Professor Markus. Aus dieser Zeit datiert auch der Beginn seiner lebenslangen Freundschaft mit Rudolf Virchow, damals ebenfalls an der Universität Würzburg unterrichtend. Er wurde mehrfach bei Besetzungen von Professuren nur wegen seiner politischen Vergangenheit und Gesinnung übergangen. Als ihm auch das Direktorat der bayrischen Landesirrenanstalt nicht zuteil wurde, sondern dem nachmals so tragisch ums Leben gekommenen Dr. Gudden, wanderte er mit seiner jungen Frau im Herbst 1855 zunächst nach London, um sich dort als Fachmann und auch im Gebrauch des Englischen zu vervollkommnen; dann, im Frühjahr 1856, nach Nordamerika aus. In Chicago ließ er sich nieder, erwarb sich dort eine große Praxis, die er aber größtenteils verlor, als er, ein eifriger Abolitionist, den Märtyrer John Brown in einer Gedächtnisrede verherrlichte. So leistete er einem Rufe, als Lehrer an einer neugegründeten medizinischen Fachschule in St. Louis zu wirken, bereitwillig Folge. Der ausbrechende Sezessionskrieg traf ihn also in St. Louis, und hier trat er als Oberstabsarzt in das von Oberst Oberhaus befehligte dritte Missourier Freiwilligen-Regiment. Den berühmten Zug der deutschen Regimenter gegen die antiunionistisch gesinnten, bei St. Louis lagernden Staatsmilizen, die zur Übergabe gezwungen wurden, wodurch der Staat für die Sache des Nordens gerettet wurde, machte er mit. Als aber Oberst Oberhaus zum General avancierte, quittierte er, schwer erkrankt, den Dienst und kehrte nach Chicago zurück. Hier wurde der Abolitionist, nach dem vollständigen Umschwung der öffentlichen Meinung, begeistert aufgenommen und 1864 sogar zum Coroner

[1]) Totenliste 1900, Band V, 116*.

von Cook County erwählt. Dies Amt legte er aber, angewidert durch das bestechliche unehrliche Treiben der Beamtenwelt, freiwillig nieder und begab sich 1866 mit seiner Familie auf Besuch nach Deutschland. Tatkräftig griff er hier bei der Bekämpfung der Cholera und der Blattern ein, die als Folge des 1866er Krieges seuchenartig aufgetreten waren. Er erkrankte selber an der Cholera. Nach der Genesung wurde ihm von der bayrischen Regierung ein höchst ehrenvolles Anerbieten einer medizinischen Professur. Er ging jedoch wieder nach Chikago, um wieder die schon vor seiner Reise innegehabte Stellung als Chefarzt des Alexianer- und des Michael Reese-Krankenhauses zu übernehmen. Politisch und sozial gehörte sein Streben rückhaltlos den Arbeitern, deren radikale Gesinnungen er teilte. Seine unantastbare Integrität, seine aus heißer Menschenliebe quellende aufopfernde Wohltätigkeit hat jedoch auch seinen Gegnern Achtung abgezwungen und den reckenhaft gebauten Mann, der der Typus eines germanischen Kampfesmenschen erschien, vor dem Schmutz politischer Verleumdung bewahrt. Im Jahre 1879 erhielt er als Kandidat der Arbeiterpartei für das Amt des Bürgermeisters von Chicago 12000 Stimmen. 1886 trat er als Schatzmeister und leitender Geist in das Komitee zur Beschaffung eines Verteidigungsfonds für die des Bombenattentates angeklagten Arbeiterführer Spieß, Parsons und Genossen. Die Verurteilten hat später der Gouverneur des Staates Illinois, John Peter Altgeld, in einem berühmten juristischen Staatsdokument als widerrechtlich und widergesetztlich prozessiert, vor aller Welt zu rehabilitieren gesucht.

Literarisch hat *Dr.* S. häufig als Reiseschilderer in Zeitungen Proben einer schönen Begabung gezeigt. Er war auch als Übersetzer aus dem Englischen und Griechischen (Alkestis des Euripides) tätig. Eine treffliche Verdeutschung von E. A. Poes „Raben" ward aus seinem Nachlaß veröffentlicht.

Quellen: Gartenlaube 1900, Nr. 44, 2. Beilage. — Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Herausgegeben von der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. 3. Jahrgang, Heft I. S. 12 ff. — Chicagoer Arbeiter-Zeitung, 27. August 1900. — Die Fackel, Chicago, 1. Februar 1903. — Sonntagpost, Chicago, 2. September 1900.

Karl Detlev Jessen.

Schneider, Albert,[1]) ordentlicher Professor des römischen Rechts an der Universität Zürich, * 17. Dezember 1836 in Riesbach-Zürich, † 21. April 1904 in Zürich.

Ursprünglich für das Studium der Theologie bestimmt, wandte sich Sch. bereits im zweiten Semester dem Studium der Jurisprudenz zu; seine Hauptlehrer wurden die Pandektisten H. Dernburg und F. L. Keller; namentlich der letztere, den Sch. in Berlin hörte, zog Sch. mächtig an. Die theoretische Bildung vervollständigte ein frühzeitiger Einblick in die Praxis, zu dem sich Sch. in der Notariatskanzlei seines Vaters Gelegenheit bot. Im Jahre 1858 bestand Sch. in Zürich sein Doktorexamen mit einer durch sichere Beherrschung des Quellenmaterials ausgezeichneten Dissertation über »Das konkludente Stillschweigen nach römischem Recht«. Nach dem Examen wandte sich Sch., einem Rat Kellers folgend, nach London und Paris und brachte als bleibende Frucht dieser Reisen die sichere Beherrschung der fremden Sprachen und die Freude an der Rechtsvergleichung nach Hause. In Zürich begann

[1]) Totenliste 1904, Band X, 103*.

dann Sch. 1860 gleichzeitig die praktische und die akademische Tätigkeit; er bestand das Prokuratorenexamen und habilitierte sich an der Universität für römisches Recht. Zunächst überwog die praktische Tätigkeit als Anwalt und dann als Richter (Obergericht, Handelsgericht); mit Ende der siebziger Jahre trat die akademische Tätigkeit in den Vordergrund: Sch. erhielt im Jahre 1878 nach dem Weggang von Max Cohn (Conrat) die ordentliche Professur für römisches Recht; diese hat er bis zu seinem Tode verwaltet. Den Kontakt mit der Praxis bewahrte er sich durch seine Tätigkeit als Mitglied des Kassationsgerichts und als viel konsultierter Gutachter, namentlich aber durch seine Mitwirkung bei der Schaffung kantonaler und eidgenössischer Gesetze auf dem Gebiete des Privatrechts; hier sind namentlich hervorzuheben die ihm vom schweizerischen Bundesrat übertragene Abfassung der Übergangsbestimmungen zum schweizerischen Obligationenrecht und die neue Redaktion des zürcherischen privatrechtlichen Gesetzbuchs (nach Einführung des schweizerischen Obligationenrechts, 1883). Dem neuen schweizerischen Zivilgesetzbuch wandte er sein besonderes Interesse zu; er gehörte den ersten kleineren Kommissionen wie der großen Expertenkommission an.

Politisch gehörte Sch. der liberalen Partei des Kantons an; er war Mitglied des Kantonsrats, dem er 1890 auch präsidierte. Sein Wort galt namentlich in juristischen und kirchlichen Fragen viel; besondere Verdienste erwarb er sich um die neue kantonale Kirchenorganisation; er präsidierte auch bis zu seinem Tode der neu geschaffenen Synode. Mehrere Jahre gehörte er dem Erziehungsrat an sowie der Aufsichtskommission des Gymnasiums. Als Militär war er Oberst im Justizstab, Mitglied und zuletzt auch Präsident des Militärkassationsgerichts. Er war weiter Mitglied der von der Gesellschaft für Erhaltung schweizerischer Altertümer eingesetzten Spezialkommision für römische Ausgrabungen. Bei all dieser Beschäftigung fand er noch Zeit für die Pflege der Musik und für eine weitere ihm besonders lieb gewordene Arbeit: er gehörte seit 1873 dem leitenden Ausschuß des schweizerdeutschen Idiotikons an, er präsidierte diesem Ausschuß seit 1893. Auch an allen gemeinnützigen Bestrebungen in seiner Vaterstadt nahm Sch. regen Anteil; er war u. a. während dreißig Jahren (1869—1899) Kommissionsmitglied und Präsident des »Hausverdienstvereins für Zürich und Umgebung«.

Die literarische Tätigkeit Sch.s spiegelt diese Vielgestaltigkeit seines Wirkens wieder. In erster Linie sind hier die zwei großen Kommentare zum schweizerischen Obligationenrechte und zürcherischen privatrechtlichen Gesetzbuche zu nennen; hier hat Sch., dem Beispiel Bluntschlis folgend, es verstanden, durch einfache und klare Darstellung, namentlich durch Anführung mannigfacher und gut gewählter Beispiele, den Inhalt des Gesetzeswortes dem Verständnis aller Rechtsuchenden nahe zu bringen; es kam den kommentierten Gesetzen selbst zugute und förderte ihre rasche Einbürgerung, daß diese erste Bearbeitung gleichzeitig eine populäre und doch auch eine wissenschaftliche, auf dem soliden Boden der Pandektendoktrin aufgebaute Arbeit war; besonders für die Übergangszeit hat der dem Inkrafttreten des Gesetzes (1883) vorauseilende Kommentar zum Obligationenrecht der Praxis die allergrößten Dienste geleistet. Neben diese Kommentare und kleineren Abhandlungen aus dem Gebiete des zürcherischen und eidgenössischen Rechts treten die spezifisch romanistischen Abhandlungen, zumeist aus dem

Gebiete der römischen Rechtsgeschichte, so über »Römische Personennamen« (1874), »Die drei Scaevola Ciceros« (1879), »Der Prozeß des Rabirius« (1888), »Die Geschichte der Sklaverei im römischen Recht« (1892), »Berechnung der Fristen im römischen Recht« (1900); die letztgenannten Abhandlungen sind Festschriften zu Ehren von Windscheid, Jhering und Dernburg. Als Rektor der Universität Zürich verfaßte er für das Jubiläum der Universität Bologna (1888) eine Festschrift über den »Züricher Kanonikus und Kantor Magister Felix Hemmerli an der Universität Bologna 1408—1412 und 1423—1424«. Dazu treten verschiedene Aufsätze in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung, namentlich aus dem Gebiet des Freilassungsrechts. Besondere Verdienste erwarb sich Sch. um die romanistischen Studien dadurch, daß er in deutschen Zeitschriften, namentlich in der kritischen Vierteljahrsschrift, periodisch Bericht erstattete über die neuesten Publikationen der italienischen Romanisten. Über römische Funde im schweizerischen Gebiet ließ er sich jeweilen im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde vernehmen. Hervorgehoben seien noch die Abhandlung »Zur Geschichte der militärischen Rechtspflege, mit besonderer Rücksicht auf die schweizerischen Truppen« (1874) und verschiedene Aufsätze musikhistorischen Inhalts in der schweizerischen Musikzeitung.

Als Mensch zeichnete sich Sch. durch eine seltene Mischung von Ernst und Milde aus; stellte er an sich selbst die größten Anforderungen, so war er anderen gegenüber voll von Nachsicht und freundlichem Entgegenkommen. Im Sommer des Jahres 1902 befiel ihn schwere Krankheit, die bald die Amputation des rechten Armes forderte. Mit heroischer Energie trug der bald Siebzigjährige das schwere Los; er nannte sich wohl selbst scherzend Scaevola und gelangte bald zu der Fähigkeit, sich mit der linken Hand zu behelfen. Im Sommer 1903 und im Winter 1903/4 hielt er seine Vorlesungen wieder ab, scheinbar verjüngt und erfreut über die von allen Seiten ihm dargebrachte Anhänglichkeit und Hilfe; in den Frühjahrsferien 1904 unternahm er eine Reise nach dem ihm so lieb gewordenen Rom; von dort kehrte er zum Semesterbeginn als ein Schwerkranker zurück; am 21. April 1904 starb er.

Vergleiche die Nekrologe von F(ritz) F(leiner) in der Zeitschrift für schweiz. Recht n. F. Bd. XXIII, S. 339/40, von R(obert) H(oppeler) im Anzeiger für schweizerische Geschichte, 1907, Nr. 2, im Zürcher Jahrbuch für Gemeinnützigkeit 1903/4, S. 271/72, sowie die Trauerrede von H. F. Hitzig, gehalten bei der Beerdigung, in der Neuen Zürcher Zeitung vom 25. April 1904, Nr. 115.

Zürich. H. F. Hitzig.

Koller, Johann Rudolf,[1]) Tiermaler, Landschafter, Genremaler, Porträtist und Radierer. * 21. Mai 1828 in Zürich, † 5. Januar 1905. — K. wurde als Sohn eines Metzgers und Wirtes geboren. Er besuchte die städtische Elementarschule zum Fraumünster und hernach die Industrieschule, in der er aber, nachdem er ein Jahr sitzen bleiben mußte, nur bis Ostern 1843 verblieb und gerne der Schule Valet sagte, die neun Jahre zuvor ihren bedeutendsten Schüler Gottfried Keller von sich gestoßen hatte. Beider Absehen war Maler zu werden, aber unter welch ungleichen Auspizien! G. Keller

[1]) Totenliste 1905, Band X, 198*.

fand den Weg zum Maler nicht und kämpfte mit herben Hindernissen, K. schienen sich alle Wege zu ebnen. Den ersten Unterricht gab ihm Jacques Schweizer, der dem Fünfzehnjährigen die Öltechnik beibrachte. Einen wirklichen Künstler fand er zum Lehrmeister in Johann Jakob Ulrich, Professor des Landschaftszeichnens am eidgenössischen Polytechnikum. Von ihm konnte er eine gesunde Allaprimatechnik und einen leichten Vortrag lernen. Er wies ihn erstmals auf den Tiermaler Brascassat. 1845 hatte K. das in Zürich Erreichbare wohl erlangt. »Von einer ungeheuren Sehnsucht nach Pferden« getrieben, lenkte er seine Schritte nach Württemberg zu den fürstlichen Gestüten und verweilte längere Zeit in Scharnhausen, Weil und Kleinhohenhausen. Anfang Juli siedelte er nach Düsseldorf über. Da dort alles *à tout prix* düsseldorferisch sein sollte, rüstete er sich nach nicht langem Verweilen zur Weiterfahrt. Der Gewinn der Düsseldorfer Tage war doch ein zweifacher. Einmal hatte er die Absicht, Historienmaler zu werden, die plötzlich ihn überkam, begraben, eine Absicht, an der sein Talent gescheitert hätte. Dann führte ihn das Geschick mit Böcklin zusammen, der damals in Düsseldorf mit ihm einen Freundschaftsbund einging, der bis zum Tode währte. Mit Böcklin brach er nach Brüssel auf und dann nach Antwerpen, von wo Böcklin heimkehrte, K. aber bangen Herzens sich für die Reise nach Paris gürtete, nach der Stadt, zu der ihn die Bussole seiner Kunst immer wieder wies. Im Louvre ging ihm eine Herrlichkeit auf, die ihn die Lehrerschaft vergessen ließ, für die er das Geld nicht erschwingen konnte. Er kopierte Potter, Berchem, Wouwerman, Dujardin, Ruisdael und Rembrandt. — Mitte Februar erschien unangemeldet dem unter Vereinsamung schwer leidenden K. in der Dachkammer in der *Rue Verneuil*, die er bewohnte, — Böcklin; sie teilten Kasse, Bett und Atelier. Kaum eine Woche war Böcklin in Paris, als die Sturmglocken die Februarrevolution einläuteten. Der Louvre wurde geschlossen. Ende April kehrte K. nach Zürich zurück und überschritt die Schwelle des väterlichen Hauses in der Hüßihofstatt mit der Überzeugung, daß die Entwicklung der Maltechnik in Händen der Franzosen liege. Dreißig Jahre, schreibt sein Biograph Adolf Frey, gipfelte seine Selbstkritik in der Frage, was die guten französischen Maler zu diesen Arbeiten sagen würden. Er hat in der kleinen Provinz immer die strenge Forderung eines im ersten Kunstzentrum der Welt Lebenden an sich und seine Schöpfungen gestellt.

Im Oktober des gleichen Jahres zog er nach München; lernen konnte er dort wenig mehr, und seine Überlegenheit sicherte ihm bald eine stetig wachsende Anerkennung, die zur Folge hatte, daß auch in seiner eigenen, engeren Heimat der Name K. einen Klang fand. München, das ihm anfänglich so behaglich vorkam, verließ er doch mit Unmut. Froh, in Zürich einen so feinen Zirkel von Freunden, wie G. Keller, Ulrich, Stückelberg, J. Burckhardt und Fr. Th. Vischer gefunden zu haben, beflügelte er seine Produktion. In das Jahr 1850 fällt die Heirat mit Berta Schlatter. — Eine Fülle neuer Motive fand er in der Umgegend Zürichs, besonders in dem reizend gelegenen Kloster Fahr an der Limmat. Fast jedes zweite Jahr zog er dann einmal nach den Pariser Salons. Trotz der Anerkennung, die ihm seine Vaterstadt nie versagte, trotz der Aufträge sehnte er sich des öftern aus Zürichs Mauern heraus. Gerne wäre er einem Rufe an die Weimarer Akademie

gefolgt, an die Böcklin, Begas und Lenbach als Lehrkräfte berufen waren. Böcklin hoffte nämlich seinen Einfluß dahin geltend machen zu können, daß K. eben dahin berufen würde. Die Hoffnung zerschlug sich. »Sie haben dort keinen Viehmaler gebraucht«, pflegte K. später zu äußern. — Im Herbste erwarb er sich das bei Zürich gelegene Land und Häuschen »zur Hornau«, der reizendst gelegene Punkt Zürichs; kamen französische Maler zu K., so riefen sie beim Anblick der prächtigen Weiden und Erlen und Tümpel des Zürichhorns: »Das sind ja lauter Corots«. Leider blieb der Genuß der Landschaft K. nicht ungetrübt; im Sommer befiel ihn eine Erkrankung des rechten Auges, und seinem Schaffen wurde für längere Zeit eine Grenze gesteckt. Wieder genesen, schuf er einige seiner vorzüglichsten Bilder, 1873 sein berühmtestes, nicht sein bestes Werk: »Die Gotthardpost.« K.s Bescheidenheit führte die Popularität des Bildes auf den glücklichen Titel zurück. Sommerende befiel auch das linke Auge die frühere Krankheit. Das war die Tragödie seines sonst später so still dahinfließenden Lebens, daß er in Tagen den Pinsel niederlegen sollte, wo er auf der Höhe seines Lebens war und sich in der Fülle seiner Schaffenskraft glaubte. Mählich verbesserte sich doch etwas der Zustand, und er malte bis zum Tode.

Für den seinen Leiden mit heroischem Trotz antwortenden Meister brachen hellere Tage an, als Böcklin sein Zelt 1885 in Zürich aufschlug. Zwar war die Kunst des Farbenfürsten von andern Segeln geschwellt als die K.s; aber gerade das ehrt K., daß er begriff, daß es Nacht sein mußte, wo solch ein Stern strahlte. Zürich vergaß zwar den Meister in der Hornau nicht. Am 21. Mai 1898 bereitete es dem Siebzigjährigen eine große Ehrung. Man veranstaltete eine Jubiläumsausstellung, die von beinahe 20000 Personen besucht wurde. Für fast 130000 Franken wurden Studien und Bilder verkauft. K. hätte leicht das Doppelte erhalten können, wenn die Trennung von seinen Schöpfungen ihm nicht so schwer geworden wäre. Im Jahre 1899 weilte er zum letzten Male in Italien, sah Böcklin und Stückelberg, die bald darauf die Fahrt nach der »Toteninsel« unternahmen. Der dritte, K., folgte ihnen am 5. Januar 1905. — K. ist einer der bedeutendsten Tiermaler aller Zeiten. Rind, Schaf und Ziege, Pferd und Hund hat er alle gleich vortrefflich in der Ruhe wie in lebhaftester Bewegung wiedergegeben. Mit ihm begann man die Tiere anders zu sehen, so eindringlich beschäftigten ihn die Probleme der Tiermalerei. Seit Potter hat keiner das Konstruktive des Tierleibes in allen Einzelheiten so scharf gegeben wie K. Dann sein Verismus, der soweit ging, daß man ihn bald als Fehler seiner Kunst, als Mangel an gestaltender Phantasie zu bezeichnen versucht war. Verblüffend wirkt seine Andacht zum Kleinen und zum Detail. Wenn Troyon bloß Tierstaffage malte, so K. Tierporträte. K. malte eine saftige, markige Prosa. Er spricht sein Kunstdogma mit autoritativem Akzent aus: »Historien- und Genremalerei dürfen sich aufs Idealisieren verstehen, in der Tiermalerei hört das auf. Ein Tier soll gegeben werden, wie es sich im Leben gibt; es posiert nicht, es macht keine Komödie.« Darum beruht K.s Kunst auf feinstem Naturstudium; hatte er doch oft zehn, zwölf Staffeleien in der Hornau aufgestellt, um von einer zur anderen eilen zu können, wenn eine Kuh in einer glücklichen, ungezwungenen Lage sich befand. — Auch das Problem der Farbe ließ K. nie los. Einer der ersten, die den Deutschen mit vollen

saftigen Farben vorangegangen, durch sein heftiges Grün geradezu herausforderte, war er auch einer der ersten, die in deutschen Landen in die Knappenschar der Hellichtmaler übergingen. Freilich nicht allzulange, so stand er wieder an anderen maltechnischen Experimenten. Es ist, wie Frey nachzuweisen versuchte, nicht ausgeschlossen, daß Böcklin die Temperamalerei aus K.s Händen empfing. — Über dem Tiermaler K. darf man des Porträtisten K. nicht vergessen. Früh verriet er auch im Porträt Talent, was etwa Bilder wie »Friedli Stäheli«, »Berta Koller« und das »Selbstporträt« beweisen. Das letztgenannte Bild schuf er mit 16 Jahren. Man schätzt K.s *Œuvre* auf mehr als 1000 Bilder, Studien und Skizzen; einige hundert Arbeiten sind noch verborgen oder verschollen.

Literatur: Hauptquelle die vollständig erschöpfende Biographie Adolf Freys: Der Tiermaler Rudolf Koller. 1906. — Schweizerisches Künstlerlexikon: Koller von A. Frey. — Handschriftliche Selbstbiographie. 1888. — »Schweiz«, I. Jahrgang: A. Fleiner. — Gottfried Keller in den Nachgelassenen Schriften und Dichtungen: Die pflügenden Ochsen R. Kollers; ein bescheidenes Kunstreischen. — Fr. Th. Vischer: Kritische Gänge, Neue Folge. — Deutsche Rundschau, 1906: Adolf Frey: Rudolf Koller und Böcklin.

Eduard Korrodi.

Förster, Florentine, * 14. September 1826 zu Rosenberg in Schlesien, † 20. Januar 1905 in Wien. Ein Name, der eine Persönlichkeit bezeichnet, die der Theatergeschichte unbekannt ist und doch von bedeutendem Einfluß auf sie war. Die Frau von Dr. August Förster, dem hervorragenden Regisseur des Burgtheaters und als solcher Adlatus von Laube und Dingelstedt, dem Direktor des Leipziger Theaters, dem Haupt der Sozietäre des Deutschen Theaters in Berlin und endlichem Direktor des Burgtheaters. Keine Entschließung, die Förster in seinen führenden Stellungen traf, die nicht den Kopf dieser seltenen Frau beschäftigt hatte, die nicht ihrem scharfen Bühnenverstand, ihrer Theatererfahrung, ihrem kritischen Blick von dem Gatten zur Begutachtung und Reifung unterbreitet worden war. Der Briefwechsel zwischen den Eheleuten, der jetzt im Besitze der Wiener Hofbibliothek ist, beweist, daß Förster des Rates seiner Frau nicht entbehren mochte, auch wenn die Gatten zeitweis örtlich getrennt waren. Wie sie die Veranlassung war, daß Förster, der in Halle Theologie studierte, dort bei ihr, dem Mitgliede der Bredowschen Schauspielergesellschaft, Sprechunterricht nehmend, sich der Bühne zuwandte, so blieb sie die vertraute und stimmführende Teilnehmerin seiner Bühnengeschäfte, obgleich sie selbst beim Beginn des Höhenfluges, den der Gatte im Theaterberuf nahm, als Darstellerin resignierte. Resignation zu üben hat das spätere Leben ihr reichlich gelehrt. Neun Kinder hat sie geboren und, zum Teil als reife Menschen, begraben; die Söhne Hans und Heinrich Förster schon in leitenden Bühnenstellungen. Umwogt, umschmeichelt von dem Strom interessanter Menschen, den die Positionen Försters durch ihren Salon leitete, war sie plötzlich eine einsame Frau, als der theaterschicksalgewaltige Gatte die Augen schloß. Ach, so einsam! Nur wenige fanden noch die Tür ihres kleinen Wiener Cottageheims und wie viele hatten zuvor die Einflußreiche gesucht, die Kluge gefunden, bei der Gastlichen genossen. Zum Abzählen der Getreuen wären die Finger einer Hand zu viel. Marie Geistinger und Alexandrine von Schönerer blieben ihr die Gegenwärtigen in den kleinen Räumen, deren Wände mit den Bild-

nissen reichster Theatervergangenheit besät waren. Eine Schärfe, ja sogar scheinbare Härte ihres Wesens, ihre rücksichtslose Wahrheitsliebe, haben gewiß dazu beigetragen, ihre Vereinsamung zu steigern. Aber gerade die letzten stillen Jahre hatten eine heitere Milde um den glatten weißen Scheitel, die gewölbte hohe Stirn und die geradlinigen Züge des klugen Gesichts der kleinen Dame gebreitet. Eine Klage über die Wandlung ihres Daseins kam nicht über ihre Lippen wenn sie die Schätze ihres phänomenalen Gedächtnisses enthüllte, sondern sie ließ gern dem freundschaftlichen Besucher eine bewegte frühere Zeit erstehen, in der sie abgeklärt noch zu leben schien. In Bitterkeit war die Schärfe ihres Naturells nicht umgeschlagen.

Förster war ein starker Genießer; sein Organismus erlaubte ihm auch starke kulinarische Genüsse. Seine Frau war ihm auch in dieser Eigenschaft Kameradin und Meisterin. Sie war eine glänzende Kochkünstlerin und feine Gourmandise. Die letzten Jahre trug sie ein schleichendes tückisches Leiden standhaft und klagelos. Sie legte sich, ihres Endes bewußt, mit der Heiterkeit des Philosophen auf das Sterbelager und verschloß die Tür jedem Besuch ihrer Wenigen. Ihre letzte Stunde hatte sie fast mathematisch genau berechnet. Aller Leibeserben verlustig, lebte sie von den Resten ihres Kapitals, das sie sich für jene Lebensdauer eingeteilt hatte, die ihr tatsächlich beschieden war. Als der Freund mit dem Knochenfinger schon bei ihr anklopfte, bestellte sie sich bei ihrer Bedienerin noch — einen Apfelstrudel. Sie ermahnte sie hurtig zu sein, denn die Zeit sei gemessen. Bald nachdem sie dies Lieblingsgericht genossen, tat sie den letzten Atemzug. Diese merkwürdige aufrechte Frau war Autodidaktin in des Wortes vollster Bedeutung. Sie dankte alles sich selbst und war stolz darauf. Ihr Lebensgang hört sich an, wie ein Roman. Sie selbst hat in schlichter, knapper Weise ihre Biographie ihrem Freunde und Rechtsbeistand Dr. Heinrich Modern auf seinen Wunsch in die Feder diktiert, der sie kurz nach dem Ableben von Florentine Förster in der »Neuen Freien Presse« veröffentlichte. Hier ist sie:

»Ich wurde am 14. September 1826 als Tochter eines kleinen Handwerkers, Franz Jarklowski, zu Rosenberg in der Provinz Schlesien geboren. Im fünften Lebensjahre verkaufte mich mein Vater an den Wanderbühnendirektor Bredow für 30 Thaler. Ich erinnere mich genau, wie dieser Betrag in blanker Münze vor mir aufgezählt wurde. Noch in meinem fünften Lebensjahre betrat ich die Bühne in Kinderrollen. Ich besuchte nie eine Schule, hatte nie einen Lehrer; alles was ich gelernt, habe ich selbst erlernt. So zog ich mit Direktor Bredow jahraus jahrein von Ort zu Ort, er galt als mein Vater. Im Jahre 1842 heiratete ich in Goslar am Harz den Schauspieler Julius Joly, der bei unserer Bühne engagiert war; er war 21 Jahre alt, ich 16 Jahre weniger 14 Tage. Joly starb schon 1845 an Lungenschwindsucht; ich blieb als neunzehnjährige Witwe mit zwei Kindern zurück. Diese beiden Kinder erlagen der Krankheit ihres Vaters, das eine schon im Jahre 1845, der zweite Sohn erwuchs, wurde in zweiter Ehe großgezogen und starb, 35 Jahre alt, in Venedig. Ich blieb bis zum Jahre 1851 Witwe und Schauspielerin bei Bredow. Dr. August Förster lernte ich in Halle an der Saale kennen, wo er Philologie und Theologie studierte, nachdem er das berühmte Gymnasium »Schulpforta« mit Auszeichnung absolviert hatte. Er sollte Theologe werden, doch hatte er große Neigung zur Schauspielkunst.

Ich studierte mit ihm einige Rollen, er trat mit mir in Naumburg und Merseburg unter einem Pseudonym mit glänzendem Erfolg auf. Am 26. November 1851 heirateten wir. Nun ging mein Mann, der den Doktorhut der Philosophie bereits erworben hatte, endgültig zum Theater. Ich verließ die Bühne, nachdem unser Sohn Hans am 4. Dezember 1852 zur Welt gekommen war. Meiner Ehe mit Dr. Förster entstammten sieben Kinder, die der Mehrzahl nach in jungen Jahren gestorben sind; nur meine beiden Söhne Hans und Heinrich wurden großgezogen und widmeten sich dem Theater; auch diese beiden habe ich verloren. Wie durch den Zufall meiner Bekanntschaft Dr. August Förster zur Bühne kam, hat er durch einen Zufall seine erste große Rolle vor einem illustren Auditorium gespielt. In Meiningen gab es große Hoffestlichkeiten, im Theater sollte »Faust« gegeben werden, Kurz vor der Vorstellung wurde der Schauspieler, der den Faust spielen sollte, samt seiner Geliebten eingesperrt; sie hatten ihr Kind unmenschlich mißhandelt. Die Verlegenheit nach einem Darsteller des Faust war groß. Dr. Förster kannte die Rolle vollständig auswendig; es wurde schnell eine Probe angeordnet, und mein Mann hatte bei der Festvorstellung einen großen Erfolg. Der Herzog schickte seinen Adjutanten auf die Bühne, um den Darsteller des Faust zu beglückwünschen. Das mißhandelte Kind des verhafteten Schauspielers wurde von der Herzogin angenommen und von einem Hofgeistlichen großgezogen.« —

Der Verfasser besitzt als letztwilliges Vermächtnis von Florentine Förster eine Handzeichnung Allers', auf welcher das Ehepaar Förster in vertrauter Beratung am wohlgedeckten Frühstückstisch sitzt. Ein Bild beider Leben: Eins in Arbeit und Genuß. Hugo Thimig.

Achenbach, Oswald,[1]) Prof. *Dr. phil. hon. causa.* Landschaftsmaler. * zu Düsseldorf am 2. Februar 1827, † ebenda 1. Februar 1905. Sein bedeutendes Talent zeigte eine sehr frühe Entwicklung und so trat er schon im Jahre 1839 in die erste Zeichenklasse der Kunstakademie ein, die er, mit dem Studium der Anfangsgründe der Zeichenkunst und Perspektive beschäftigt, in zwei Jahren glänzend absolvierte. Dann lernte er das Malen bei seinem 12 Jahre älteren, damals schon berühmten Bruder Andreas. Es lag nun für den jungen Eleven die Gefahr nahe, sich von der gewaltigen Erscheinung seines Lehrers zu stark beeinflussen zu lassen, aber das gerade Gegenteil stellte sich ein. Der jüngere Bruder bekundete von vorneherein eine starke Eigenart, die durch ein ernstes und eifriges Naturstudium noch wesentlich befestigt wurde. Er unternahm häufige Studienreisen, zunächst ins bayrische Gebirge, in die Schweiz und nach Oberitalien. Dann 1850 und 51 nach dem südlichen Italien und hier in dem farbensprühenden Leben und Treiben des Südens fand er den Boden seiner Haupttätigkeit, seiner eigentlichen Selbständigkeit. Wie sein Bruder Andreas der würdigste Interpret des Nordens, so wurde er nun als sein Gegenpol der begeisterte Schilderer des sonnigen Südens. Er hatte erkannt, daß nur ein voraussetzungsloses Studium der Natur zu einem erstrebenswerten Fortschritt der Kunst führen könne. Jetzt zeigte sich, daß nicht nur ein bedeutendes Talent, sondern auch ein bedeutender Charakter, und zwar

[1]) Totenliste 1905, Band X, 137*.

der Charakter zu einem großen Künstler in ihm steckte. Ein Künstler, der Neues zu sagen hatte. Noch herrschte allgemein die Nachahmung, namentlich in der anbetenden Verehrung der Antike, wie sie die bis dahin allein geltenden italienischen Idealisten, die Rottmann, Schirmer, Preller, und ihre womöglich noch stärker stilisierenden Schüler betrieben hatten. Dieser Zeitrichtung gegenüber betonte A. mit aller Entschiedenheit den Standpunkt der Selbstständigkeit, die nur die Natur als ihre Lehrmeisterin gelten läßt. Sein Evangelium lautete: Der Künstler hat große Freiheiten, große Vorrechte; darum aber auch große Verantwortungen, große Verpflichtungen. Es wird ihm das größte Vorrecht der Selbständigkeit, das heiligste Recht seines freien Schaffens zugestanden. Dadurch erwächst ihm als erste Bedingung echter Künstlerschaft die Verpflichtung, daß er sich dieses Vorrechts würdig zeigt, daß er also in jeder Schaffenstat seine Selbständigkeit auf das überzeugendste dokumentiert.

In diesem Punkte bewies A. sehr bald seine vollendete Meisterschaft. Und noch in einer anderen Hinsicht brachte er Neues. Hatte bisher die Landschaftsmalerei in einer minutiös und kleinlich detaillierten Naturwieder gabe ihr Heil gesucht, so betonte er vor allem die Großzügigkeit einer prägnanten Bildwirkung und erzielte damit die überraschendsten Erfolge. Ein drittes noch, das wenn auch nicht neu, doch fast vergessen schien, lehrte sein jugendfrisches Auftreten, nämlich daß die Kunst international ist. Denn man kann wohl behaupten, daß A. den italienischen Nationalcharakter in Land und Leuten nicht besser und vollkommener hätte erfassen können, wenn er ein geborener Italiener gewesen wäre. Dennoch blieb er zeitlebens ein echter Deutscher, ein heiterer Rheinländer; holte er auch Stoffe und Anregung aus Italien, seine Malerei war ganz sein Eigenstes.

Bei aller Vielseitigkeit in den Motiven bevorzugte er originelle Situationen des südlichen Volkslebens, die er in den kräftigsten Kontrasten darzustellen liebte. Aber mögen die brillanten Farbeneffekte aller Stimmungen des Tages und der Nacht noch so bunt durcheinander gewirbelt scheinen, der Meister weiß doch immer durch seine technische Bravour, namentlich in seiner vortrefflich und reichlich angewandten Staffage, die Bildwirkung mit einer erstaunlichen Technik zu voller Harmonie zusammenzufügen. Und bei aller oft überschwenglichen Lebhaftigkeit der Darstellung bleibt er doch immer ein Romantiker und Poet, der den Eindruck der Natur durch Beleuchtung und Farbe in einer schwungvollen Stimmung wiederzugeben versteht.

Diese Eigenschaften befähigten ihn auch zu einem Akademielehrer von seltener Einsicht. Ungefähr zehn Jahre lang war er Professor der Kunstakademie in Düsseldorf und das beste Zeugnis für seine glänzende Lehrerqualität besteht in der Eigenart seiner Schüler, unter denen Namen wie Hagen, von Bochmann, Flad, Feddersen, Kolitz, Seibels, Wrage, Schweizer solches laut genug bekunden. Kein Wunder, daß seine ungewöhnlichen Erfolge auch zahlreiche Nachbeter hervorriefen; aber keiner von ihnen hat den berauschenden Farbenduft, die entzückenden Lichteffekte der südlichen Natur so zu schildern verstanden wie er.

Seine Schaffensfreudigkeit und Produktivität waren erstaunlich und so sind seine Werke in der ganzen Welt, in fast allen Galerien des In- und Auslandes verbreitet; namentlich in Deutschland ist er wohl in jeder großen öffentlichen oder privaten Sammlung vertreten. Es wäre kaum möglich, alle

seine Arbeiten aufzuzählen und so seien nur einige der bedeutendsten namhaft gemacht. Villa Chigi bei Aricia (1851); Einzug eines Kardinals, Abendlandschaft (1853); Molo von Neapel (1860); Nächtlicher Leichenzug in Palestrina. Pilger aus den Abruzzen bei Civita Castellana vom Sturm überrascht (1861); Villa Sorakte (1862); Messe bei den Schnittern in der römischen Campagna (1863); Mondnacht am Strande von Neapel (1864); Villa Doria in Albano. Grabmal der Caecilia Metella. Blick auf den Rigi (1866); Straße von Torre dell' Annunziata (1867); Rocca di Papa im Albanergebirge (1869); Capri (1874); Abend am Lirio (1875); Marktplatz von Amalfi (1876); Fest in Johanna. Santa Lucia im Mondschein (1878); Palast der Königin Johanna in Neapel (1880); Vesuv in Abendstimmung (1883); St. Agnesfest in Casamicciola. Villa Folconieri bei Frascati (1881); Engelsburg in Rom (1882); Gewittersturm Neapel (1887); Blumenfest von Genzano (1889); Mondnacht im Park der Villa d'Este bei Tivoli. Brücke zwischen Albano und Arricia. Der Deutsche Friedhof in Rom mit der Cestiuspyramide (1890); Strand von Neapel (1893); Tempel von Pästum (1895), Montblanc (1897); Venedig (1899); Tempelruinen in der Campagna (1903).

Im Laufe der Zeit erhielt er Titelauszeichnungen, Orden und Anerkennungen im reichsten Maße. Zu seinem 70sten Geburtstage wurden ihm unter vielen anderen Ehrungen ein Telegramm des Kaisers und das Ehrenbürgerrecht der Stadt Düsseldorf zuteil; auch wurde er zum Ehrenmitglied der Deutschen Kunstgenossenschaften ernannt. Die Kunsthalle in Düsseldorf veranstaltete zweimal eine Sammelausstellung seiner Werke, die ein Ereignis in der Kunstwelt darstellte und ein vollgültiges Zeugnis für die bleibende Bedeutung seines Namens ablegte. Eduard Daelen.

Gurlitt, Wilhelm, Professor der klassischen Archäologie an der Universität Graz[1]). * 7. März 1844 zu Rom, † 13. Februar 1905. — Nachruf, gesprochen vom Dekan in der ersten Fakultätssitzung nach G.s Tod.

Kollege Gurlitt hat uns verlassen. Er starb in den Sielen, wie er sichs wünschte. Vierzig Stunden vor dem Ende saß er hier unter uns. Seit einem Menschenalter gehörte er uns an. Vorher hatte er am Gymnasium in Gotha und an der Wiener Universität gewirkt.

Wilhelm G. stammte aus einer Altonaer Familie, die im 18. Jahrhundert der klassischen Philologie und Archäologie einen angesehenen Vertreter geschenkt hatte. Zu seiner mütterlichen Verwandtschaft gehörte Burckhardt, der Historiker der Renaissance. Seine Wiege stand in Rom, wohin den Vater die Kunst geführt hatte. So erscheint sein eigener Beruf wie durch Vererbung und Fügung vorbereitet.

Nach einer durch die wechselnden Wohnsitze des Vaters unsteten Jugend erhielt er die philologische Ausbildung in Sauppes strenger Schulung; weniger nachhaltig wirkte Ritschl. Auf den Abschluß der Göttinger Studienzeit drängten Künstlerfahrten des Vaters, deren Begleiter er war. Besonders die Reise durch Spanien nannte er als dauernder Eindrücke voll. Hier lernte er, von dem ausübenden Künstler unterwiesen, die Technik der Malerei noch besser verstehen als in dessen Atelier; hier lernte er vom Vater die duldsame Ein-

[1]) Totenliste 1905, Band X, 177*.

sicht, daß die Kunst auf verschiedenem Wege zum Ziele der Schönheit und Wahrheit gelange; hier erfuhr er an sich als nachhallende Warnung, daß der erste Eindruck und das daraus geschöpfte Urteil durch ein leise geleitetes, dem Kunstwerk nur nicht widerstrebendes Versenken berichtigt werde.

So gingen ihm Wissenschaft und Kunst zugleich in der Seele auf, die denn auch beide einträchtig in ihr fortlebten. Für ihn gab es den alten und neuen Streit zwischen gelehrtem Kritiker und schaffendem Künstler nicht. Seine Kritik verneinte nicht, sie zeigte einfühlend den besseren Weg. Die Gabe der künstlerischen Produktion war ihm ja versagt; aber er verstand jeden, bei dem er eine Spur echten Kunstvermögens oder auch nur ehrlichen Kunststrebens wahrnahm, er lebte sich in seine Vorstellung und Empfindung ein. Dadurch wirkte er fördernd auf Künstler und Kunstfreunde.

Auch in der Wissenschaft war er dem äußeren Anscheine nach mehr rezeptiv als ein produktiver Schriftsteller. Seine literarische Tätigkeit war im Verhältnis zu seinem Wissen und Denken klein. Darum konnten seine Bedeutung nur die würdigen, die mit ihm verkehrten. Er hatte eine überraschende Menge von festen Kenntnissen gegenwärtig und er hatte über alle selbst gedacht. Er war in der klassischen Literatur, besonders der Griechen, gründlichst belesen. Er folgte der Gelehrsamkeit Schritt für Schritt; er las mit der Feder in der Hand, machte umständliche Auszüge und immer so, daß er dabei aus dem eigenen Wissen, aus seinem Urteil ergänzte und besserte, ja umfangreiche Abhandlungen skizzierte. Viele hätten aus diesen Exkursen Dutzende von Büchern zusammengestellt. Hiervon mag ihn abgehalten haben seine größte Stärke: das Vermögen, Neues rasch zu erfassen, mit blitzartig aufflammenden Einfällen es fortzuführen, selbst bis in ein Extrem, das in ruhigerer Stunde festzuhalten er nicht vermochte. Und es mag ihn abgehalten haben die notwendige Kehrseite solches vorwärts drängenden Denkens: eine gewisse Unlust, sich dauernd auf ein engeres Gebiet zu konzentrieren; fast nur gegenüber dem Aufdecken der Römerspuren in Steiermark hat er sie überwunden. Es mag ihn endlich auch abgehalten haben das künstlerische Blut, das die Unfähigkeit empfand, das Innerlichste der Kunst in starren Lettern festzulegen: er meinte, das Lebende nur in lebendiger Wechselwirkung zwischen Sprecher und Hörer ausdrücken zu können. Auch suchte sein Geist — und er war des Geistes voll — gerne die letzten Probleme. Wie er im Gespräche das Einzelne so gewandt zum Prinzipiellen ausdehnte und zugleich vertiefte, so faßte er auch forschend am liebsten zusammen und gestaltete allgemeine Ideen. Seine klassische Archäologie führte ihn zu Vorlesungen über die Anfänge der Kunst wie zu solchen über Mythologie und Anthropologie; sie blieb in Fühlung mit der klassischen Literatur, und so las er gerne über den griechischen und römischen Roman und über andere Dichtung und Prosa. Er war ein Feind jeder Beschränkung, er war ein Feind des Isolierten, weil es unbegriffen bleibt.

Durch diese Weite seines Wesens, die aber niemals und nirgends an der Oberfläche haftete, war er höchst anregend. Sein echter Enthusiasmus zog alle mit sich. Seine mehr schlichte als glänzende Rede wirkte, weil überall darin seine innere Person sich öffnete. Hier, wie in der sprühenden, in natürlicher Heiterkeit aufspringenden, zum frömmsten Ernste einkehrenden Unterhaltung war er ein Verschwender. Immer und immer wieder arbeitete

er seine Vorlesungen von Grund aus um, dachte sie neu von Grund aus durch. Aber Schule im eigentlichen Sinne machte er nicht, obwohl Dissertationen noch im letzten Semester bei ihm, in dem von ihm gegründeten Institut und Seminar abgeschlossen wurden; er wollte keine machen. Er fürchtete fast zu sehr die Abrichtung der Studierenden, vielleicht weil Sauppe den kühn Aufstrebenden so oft gehemmt als gestützt hatte; er wollte nur das Individuum aus sich selbst herauslocken, und dies pädagogische Talent übte er mit unvergleichlicher Langmut. Solcher Lehrerfolge freute er sich, schrieb sie aber in seiner bescheidenen Weise mehr dem Reize der Aufgabe zu als seiner Anregung. Denn ihn füllte ganz der Dienst der Kunst und der Wissenschaft und — der Menschlichkeit.

Aufopferungsfähig war er ohne Grenze. Er gab sich unverdrossen einer Sache hin, auch wenn kein rascher oder blendender Erfolg winkte. Er gab sich ihr hin in dem felsenfesten Glauben, daß überall ein Idealisches zu gewinnen sei. Er gab sich den Menschen hin, denn er glaubte an das Gute im Menschen, weil er selbst grundgut war. Vielen hat er die Hände unter die Füße gelegt, und alle Enttäuschungen des Lebens bewahrten seinen kindlich vertrauenden Sinn nicht vor dem Erstaunen, daß nicht jeder solche Hilfe verdiente oder vertrug. Wohl konnte er dann aufbrausen, wie er, der grundwahrhafte, ja auch sonst in der besten Absicht herauspolterte, was er für Wahrheit hielt. Dazu fühlte er sich unwiderstehlich gezwungen, denn er war sich selbst treu und denen, die er schätzte, treu bis ins Mark.

Wenn in Einem unter der Sonne, so webte in ihm das Göttliche, wie Goethe, sein Goethe, den er kannte und liebte wie seine Griechen, es erklärte und faßte in den Worten: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Ein solcher Mensch war unser Gurlitt. —

Diese Charakteristik, die ich nur für den engeren Kreis von Kollegen bestimmt hatte, übergebe ich ohne wesentliche Änderung der Öffentlichkeit, weil Vertraute G.s sie gerade so für zutreffend hielten und den Druck wünschen. Sie bedarf der Ergänzung durch einige Daten.

Wilhelm G. war das einzige Kind der ersten Ehe des berühmten Malers Ludwig G., »des Meisters in der Darstellung griechischer Landschaft«, wie der Sohn in einer Widmung ihn angesprochen hat. Er besuchte 1854—1859 das akademische Gymnasium in Wien, 1859—63 das Gymnasium illustre zu Gotha; 1863—65 die Universität Bonn (Ritschl, O. Jahn, Wachsmuth, Aug. Reifferscheid), 1865—1867 Göttingen (Sauppe, Leutsch, E. Curtius); August 1867 erwarb er das Doktorat in Göttingen. 1867—1869 reiste er durch Frankreich, Portugal, Spanien, Italien, Sizilien, Griechenland; hier blieb er vom 14. September 1868 bis zum 17. September 1869; in Athen erteilte er deutschen Unterricht. 1869/70 wirkte er als Gymnasiallehrer am *Gymnasium illustre* in Gotha; 1870—1874 als Erzieher im Hause des Fürsten Hugo zu Salm in Wien. 1873 lebte er drei Monate in Oberitalien; weitere Studienreisen folgten: 1876 ans British Museum, 1880 nach Griechenland, 1881 Rom, 1882 Aquileja usw. 1899 war er zuletzt in Griechenland, 1901 zuletzt in Italien als Führer der österreichischen Stipendisten. 1875 im März habilitierte er sich in Wien, Juli 1877 wurde er außerordentlicher Professor in Graz, Oktober 1890 ordentlicher Professor. Konservator für Steiermark war er seit 1883, Kurator des steiermärkischen Landesmuseums seit 1887. Mitglied

des deutschen archäologischen Institutes wurde er 1892, des österreichischen 1899, korrespondierendes Mitglied der Wiener Akademie 1900. Auf das künstlerische Leben der Stadt Graz übte er mannigfachen Einfluß, besonders auch durch seine Teilnahme am Steiermärkischen Kunstverein.

Über seine schriftstellerische Tätigkeit zu urteilen, steht mir nicht zu. Bezeichnend für seine Auffassung der Forscherarbeit ist ein Satz, den er bei einem Vortrag über Frauenstudium am 14. November 1899 (Grazer Tagblatt 8. u. 9. Dezember 1899 Nr. 340 f.) gesprochen hat: »In ihrem letzten Ursprung ist auch die produktive Tätigkeit des Gelehrten eine künstlerische. Nur daß die, wie beim Künstler, Dichter oder Musiker, so auch beim Gelehrten blitzartig aufleuchtende Keimidee bei letzterem der strengsten wissenschaftlichen Kritik unterzogen werden muß.« Ein Bekenntnis seines friedlichen Wesens hat er an anderer Stelle niedergelegt: »Als abgesagter Feind jener verletzenden Wendungen, mit denen man jetzt meines Erachtens die Erkenntnis der Wahrheit eher aufhält als fördert, habe ich soviel wie möglich alle persönliche Polemik vermieden und mich lieber an den milden Ausspruch J. Grimms gehalten: die Bücher sind so mannigfaltig und das Leben ist so kurz, was sollen sich die Menschen zanken?« Die Äußerung hat um so mehr Gewicht, als sie vor den Untersuchungen über Pausanias steht, die doch durchaus einen Prinzipienkampf gegen herrschende Methoden führen. Das Werk ist bei aller Sachlichkeit eminent persönlich; darum spricht G. auch oft in der ersten Person, wendet sich an seine Leser, wirft Fragen auf; darum zeigt es auch am deutlichsten die heitere Sinnlichkeit seiner Ausdrucksweise, ihre ungesuchte Bildlichkeit, die Neigung zu Zitaten, die in der lebendigen Belesenheit des Verfassers bereit liegen.

Das folgende, unter Beihilfe des gemeinsamen Freundes A. Bauer zusammengetragene Verzeichnis der Schriften G.s ist kaum vollständig: *De Tetrapoli Attica, Diss., Gottingae* 1867. — Das Alter der Bildwerke und die Bauzeit des sogen. Theseion in Athen. Eine archäologische Untersuchung, Wien 1875. — Über Pausanias. Untersuchungen, Graz 1890. Vgl. Besprechungen: Neue philologische Rundschau 1890 S. 81; *Revue critique* 1890 S. 202; Literarisches Zentralblatt 1890 Sp. 665; Berliner philologische Wochenschrift 1890 Sp. 1101; Jahrbücher für Philologie 141, 371; Wochenschrift für klassische Philologie 10, 913. — *De foris Athenarum: Satura philologica Herm. Sauppio obtulit amicorum conlegarum decas,* Berlin 1879. — Paionios: Historische und philologische Aufsätze Ernst Curtius gewidmet, Berlin 1884. — Die große eherne Athena des Pheidias: Analecta Graeciensia, Graz 1893. — Die Nutrices Augustae in Poetovio: Franz v. Krones zum 19. November 1895, Graz 1895. — Archäologische Zeitung: 26, 14 f. Bericht über das römische Lager bei Vizeu in Portugal; 84 ff. Über die Sammlung des Hrn. F. Cook zu Montserrat bei Cintra (Lissabon); 27, 67 Ausgrabungen der Panagia Chrysopyrgiotissa. — *Philologus* 27, 729 ff.: Griechische Inschriften aus Athen. — *Bulletino dell' istituto di corrispondenza archeologica:* 1869 S. 161 ff. Funde bei den Ausgrabungen der Panagia Chrysopyrgiotissa. — Zeitschrift für bildende Kunst: 8, 86 ff. Theseion; 12, 197 ff. 293 ff. Die Ausgrabungen in Olympia. — Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn: 1, 1 ff. 97 ff. 2, 66 ff. 146 ff. 194 ff. 3, 183 ff. 4, 47 ff. 5, 105 ff. Antike Denkmäler in Wiener Privatbesitz; 4, 61 ff. Dodonäische Ährenlese; 14, 120 ff. Jupiter Heliopotanus; 126 ff. Thrasymedes; 15, 169 ff. Der 4. Mimiambos des Herodas; 179 Nachtrag zu Thrasymedes; 19, 1 ff. Pettauer Antiken; 25 Künstlerinschrift. — Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Wien: 4, LXXX f. Das Urnenfeld von Borstendorf; 175 ff. Die Tumuli von Loibenberg; 21, 51 ff. Ein Hügelgrab auf dem Loibenberg bei Videm a/Save; 26, 91 ff. Ausgrabungen auf der Stätte der

Römerstadt Poetovio; 27, 221 Römische Inschriften aus Steiermark; 28, 20f. Ausgrabungen im Pettauer Felde 1901. — Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien: 10, 34ff. Über Tongefäße und die Entwicklung ihrer Ornamentik; 18, 201f. Das Urnenfeld von Borstendorf in Mähren; 202ff. Die Hügelgräber vom Loibenberge bei Videm a/Save; 24, 62f. Tumulus auf dem Loibenberge bei Videm a/Save; 26, 30f. Archäologischer Bericht aus Steiermark. — Presse, Wien 25. Mai 1893: Die Friese von Gjölbascha; vgl. Archäologischer Anzeiger 1893 S. 58. — Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts in Athen: 19, 283ff. Zum Heroon von Gjölbaschi-Trysa. — Berliner philologische Wochenschrift: 1899 S. 412f. Ausgrabungen an der Stelle der Colonia Ulpia Traiana Poetovio. — Jahreshefte des österreich. archäologischen Instituts: 2, 87ff. Vorbericht über Ausgrabungen in Pettau. — Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Kunst und Geschichte 1899 S. 22f. — Rezensionen: Jahrbücher für klassische Philologie 1869 S. 145ff.; Zeitschrift für die österreich. Gymnasien 27, 20ff.; Literarisches Zentralblatt; Berliner philologische Wochenschrift 1888 Sp. 1442f.; 1889 Sp. 21f. 727f.; 1895 Sp. 1167ff. 1199ff. 1227ff. —

Nekrologe: Tagespost Graz 14., 15., 16. Februar 1905; Grazer Tagblatt 14., 16. Februar 1905; 22. Tätigkeits-Bericht des steiermärkischen Landesmuseums-Vereins Joanneum den 14. März 1905. Bernhard Seuffert.

Wernicke, Carl[1]), *Dr. med.* Professor der Psychiatrie, * 15. Mai 1848 zu Tarnowitz, † 15. Februar 1905 zu Dörrberg i. Geratal.

W. besuchte das Gymnasium zu Oppeln und zu Breslau, studierte in Breslau und promovierte 1870. Als Assistenzarzt am Allerheiligenhospital zu Breslau (unter Neumann) habilitierte er sich 1875. 1876 bis 1878 war er Assistenzarzt an der psychiatrischen und Nervenklinik der Charité zu Berlin; 1885 wurde er außerordentlicher Professor in Breslau, 1890 daselbst zum ordentlichen Professor ernannt; 1904 wurde er nach Halle a. S. berufen; nach nur fünfvierteljähriger Tätigkeit als Leiter der dortigen psychiatrischen und Nervenklinik erlag er in voller Schaffenskraft den Folgen eines Unglücksfalles auf einem Ausfluge in den Thüringer Wald.

W. ist eine der markantesten Persönlichkeiten in der gesamten modernen — nicht nur der deutschen — Psychiatrie und Neurologie; er hat auf die beiden Schwesterwissenschaften den tiefsten, in seinen Wirkungen noch lange nicht abgeschlossenen Einfluß geübt, nicht nur durch eine reiche Zahl abgeschlossener und allgemein anerkannter wissenschaftlicher Entdeckungen, sondern vor allem durch die Aufstellung einer Reihe bedeutsamer Gesichtspunkte für die weitere Durchforschung der beiden von ihm in gleicher Meisterschaft beherrschten Disziplinen. Seine Schaffensweise trug von Beginn an ein ausgesprochen individuelles und originelles Gepräge. Wie sich seine Entwicklung äußerlich bald unabhängig von einem schulmäßigen Verbande vollzog, so lassen auch seine Erstlingsarbeiten bereits den durchaus selbständigen Untersucher und Denker erkennen. Nachhaltigen Einfluß übte auf ihn wohl nur der wissenschaftliche Standpunkt des ihm kongenialen Wiener Psychiaters Meynert; in seiner psychiatrischen Auffassung und vor allem in seiner psychiatrischen Arbeitsweise war ein gewisser Einfluß Kahlbaums zu erkennen. Er hat nie versäumt, zu betonen, was er beiden, vor allem Meynert, an Anregung zu danken hatte.

Ihren Ausgangspunkt nahmen seine Forschungen von der Anatomie des Gehirns, und der Grundgedanke, die Beziehungen zwischen Bau und Leistung

[1]) Totenliste 1905 Band X 271*.

des Gehirns und seiner Teile zu klären, wurde ihm nicht nur zum Leiter in seiner ersten, fast ausschließlich der Gehirnpathologie im engeren Sinne gewidmeten Arbeitsperiode, er hat auch später sein psychiatrisches Denken und Forschen beherrscht.

Schon die erste große Arbeit des Sechsundzwanzigjährigen »Der aphasische Symptomenkomplex« (1874), brachte eine Entdeckung von grundlegender Bedeutung: die klinische Umgrenzung und anatomische Lokalisation der sensorischen Aphasie. Sie war kein zufälliger glücklicher Fund, sondern das geradezu notwendige Ergebnis streng folgerichtiger Erwägungen. Angeregt durch das eben erwachende Interesse an der Gehirnlokalisation, vor allem ausgehend von den Lehren Meynerts von der Vertretung, der Projektion des Gesamtkörpers auf der Hirnrinde und von der Scheidung des Gesamthirnes in eine sensorische und eine motorische Hälfte, geleitet von einer eingehenden Zergliederung der beim Sprechenlernen, beim Sprachverständnis und beim Sprechen sich vollziehenden Vorgänge gelangte er dazu, die Vielzahl der Bilder, die bis dahin als Aphasie schlechthin bezeichnet wurden, zu entwirren, eine bestimmte Form, klarer als es vor ihm je geschehen, herauszuheben, ihre Lokalisation zunächst theoretisch zu bestimmen und dann die Richtigkeit seiner Erwägungen am Sektionstisch zu erweisen. Erst mit dieser Feststellung war der Streit um die Anerkennung der von Broca geschaffenen Lokalisation der motorischen Aphasie geschlichtet und der Weg geebnet für die weitere Entwicklung der Lehre von der Aphasie. Gerade hier hat sich die generelle, durch W. eingeführte Betrachtungsweise fruchtbar erwiesen und sie ist für alle Folge bestimmend für alle einschlägigen Untersuchungen geblieben, auch nachdem manche Details der Auffassung, ja bezeichnenderweise selbst der Prämissen, von denen die Entdeckung ihren Ausgangspunkt genommen hatte, den sich mehrenden Erfahrungen gegenüber modifiziert werden mußten. Wesentliches Verdienst um die Weiterentwicklung der Aphasielehre erwarb sich W. weiterhin durch eine Reihe kritischer Referate über einschlägige Arbeiten; in ihnen ist u. a. auch die lange Zeit fast ausschließlich gebrauchte, auch jetzt noch nicht durch eine zweckmäßigere ersetzte Terminologie des Gebietes begründet. Später hat W. sich nur mehr in gelegentlichen Mitteilungen aktiv an der Weiterbildung der Aphasielehre beteiligt; eine zusammenfassende Darstellung der ganzen Frage gab er 1903 in der »Deutschen Klinik«. Hinweise darauf, wie eine analoge Betrachtungsweise, wie für die Aphasie, auch für andere Ausfallserscheinungen nutzbar zu machen wäre, finden sich bereits in der grundlegenden Arbeit, die bezeichnenderweise den Untertitel trug: »eine psychologische Studie auf anatomischer Basis«. Eines der Teilgebiete hat er selbst bearbeitet: die Tastlähmung (1895), andere wurden auf seine Anregung hin und unter seinem Einflusse von seinen Schülern bearbeitet: die Seelenblindheit, die Asymbolie; auch die neuesten Forschungen über die Apraxie sind aus seiner Schule hervorgegangen. Er selbst hatte sich, nachdem die Grundlagen der Aphasieforschung geschaffen waren, einer gewaltigen weiteren Aufgabe zugewandt: einer zusammenfassenden Darstellung des damaligen Wissens vom Bau, der Funktion und den Erkrankungen des Gehirns. Sein »Lehrbuch der Gehirnkrankheiten« (1881), für lange Zeit geradezu das Deutsche Lehrbuch der Gehirnkrankheiten, bietet aber nicht etwa nur eine Zusammenfassung von

Bekanntem, sondern überall verstreut, oft in der unscheinbarsten, bescheidensten Form eine Menge neuer Tatsachen. Schon der erste anatomische Abschnit ist zum guten Teil das Ergebnis eigener mühsamer und mit bescheidenen Hilfsmitteln unternommener Forschungen; darauf baut sich der weit umfangreichere klinische Teil auf. Was W. hier in der strengen lokalisatorischen Betrachtung der Störungen geleistet, ist in vollem Maße erst zu würdigen, wenn man sich den Stand der Lehre vom Gehirn vor etwa einem Vierteljahrhundert vergegenwärtigt. Selbst die Frage, ob eine Lokalisation im Großhirn, wie er sie seiner Betrachtungsweise zugrunde legte, überhaupt durchführbar sei, war damals noch nicht von allen befugten Beurteilern einhellig bejaht, und er hat es noch nötig, sich im Eingang mit den prinzipiellen Gegnern auseinanderzusetzen. Wenn seitdem der Streit mit einem unwidersprochenen Siege der Lokalisationslehre geendigt, so hat gerade W.s Darstellung nicht zum mindesten dazu beigetragen. Eine Reihe aufklärender Begriffe, die wesentlich bei der späteren Forschung maßgebend wurden und seitdem Allgemeingut der Wissenschaft geworden sind, sind hier entweder neu geschaffen oder doch zum mindesten zuerst scharf und klar umschrieben: erst mit der von ihm geforderten Trennung von Herd- und Allgemeinerscheinungen, von direkten und indirekten Herdsymptomen war es überhaupt möglich im Einzelfalle darüber zu entscheiden, wie weit es zulässig war, die am Krankenbett erhobenen Befunde mit den am Sektionstisch konstatierten Veränderungen des Gehirns in Beziehung zu setzen. Unter diesem Gesichtspunkt meistert er im Lehrbuche ein schon damals massenhaftes, aber ungleichwertiges Beobachtungsmaterial, und im gleichen Geiste gehalten sind eine Reihe kritischer Referate, die eine Zierde der damals blühenden »Fortschritte der Medizin« bildeten und später in die »Gesammelten Aufsätze und kritischen Referate zur Pathologie des Nervensystems 1893« aufgenommen wurden. Er hat darin Vorbilder einer oft scharfen, aber stets fruchtbaren, niemals ausschließlich niederreißenden, sondern stets auch aufbauenden Kritik geliefert. In den folgenden Jahren hat er noch zu einer Reihe von Detailfragen der Pathologie des Nervensystems Beiträge geliefert, bezeichnenderweise stets sich darauf beschränkend, in der ihm eigenen prägnanten Kürze der Darstellung die Hauptergebnisse wiederzugeben oder die Grundfrage zur Diskussion zu stellen, die weitere Bearbeitung anderen überlassend; auch davon gehört seitdem vieles zum unbestrittenen Besitzstand der Wissenschaft, unter seinen Aufsätzen ist kaum einer, der nicht in einer umfangreichen anschließenden Literatur Widerhall gefunden hätte.

Während somit W.s neuropathologische Wirksamkeit weitestgehende Anerkennung gefunden hat, ein Teil der von ihm behandelten Fragen zurzeit gerade dank seiner Tätigkeit als abgeschlossen gelten darf, zum mindesten in sichere Bahnen gelenkt ist, sollte er einen gleichen durchgreifenden Erfolg auf psychiatrischem Gebiete nicht mehr erleben. Den Grund dafür darf man zum Teil in der verschiedenen Stellung erblicken, welche die Zeitgenossen zu den beiden Wissenszweigen einnahmen. W.s Eingreifen in die Gehirnpathologie fällt in eine Zeit des Aufblühens der hirnphysiologischen und hirnpathologischen Forschung; auf diesem Gebiete konnte er als einer der — allerdings die meisten Mitstrebenden weit überragenden — Führer in einer allgemeinen und verbreiteten Bewegung gelten, die sich mit Eifer jedes

neuen Fortschrittes bemächtigte und mit nicht minderem Eifer auf den gegebenen Fundamenten weiter zu bauen versuchte. Ein gleicher frischer Zug fehlte zunächst in der wissenschaftlichen Psychiatrie, trotz mancher Anläufe von verschiedenen Seiten; ja die glänzenden Resultate der hirnpathologischen Forschung, die exakte Ergebnisse versprach und zur Mitarbeit lockte, drohten die sprödere Schwesterwissenschaft, die Psychiatrie vollends zu ersticken; hat doch bezeichnenderweise W. selbst in seinem aphasischen Symptomenkomplex eine wissenschaftliche Behandlung der Psychiatrie noch für unmöglich erklärt. Die Weise, wie er später den Boden bereitete, auf dem ihm dann eine solche Behandlung doch möglich schien, bildet einen zweiten Grund, der eine rasche Anerkennung seiner psychiatrischen Tätigkeit verhinderte. Ein Verdienst wird auch jetzt schon allgemein anerkannt: die Tatsache allein, daß ein Forscher vom Range W.s, auf der Höhe seines Ruhmes als Hirnpathologe stehend, zu dem Entschlusse kam, wie er es getan, für die Zukunft seine ganze gewaltige Kraft der Psychiatrie zu widmen, hat der wissenschaftlichen Psychiatrie wieder Vertrauen in die eigene Zukunft eingeflößt und man wird W. stets in der ersten Reihe derer zu nennen haben, denen das größere Interesse an klinischer Psychiatrie zu danken ist, das sich in den deutschen Kliniken gegen das Ende des 19. Jahrhunderts geltend machte.

Sein Übergang von der Neurologie zur Psychiatrie fällt zusammen mit der Übernahme der Breslauer Klinik. Den äußeren Anstoß zu dem Übergange bildete wohl die Nötigung, Vorlesungen über Psychiatrie zu halten; nach seinen eigenen Worten hatte er allerdings längst nur auf die Gelegenheit gewartet, sich der Psychiatrie zuwenden zu können. Manches wies schon in den früheren Arbeiten nach dieser Richtung und seine Psychiatrie bildet in jedem Sinne eine organische Weiterentwicklung dessen, was er auf hirnpathologischem Gebiete in Angriff genommen und in vieler Beziehung zum Abschluß gebracht; es konnte nicht fehlen, daß seine Psychiatrie mit vielem, was bis dahin Geltung und Bestand hatte, brach, vieles, und nicht immer nur Wertloses, bewußt vernachlässigte und schon deshalb vielfach auf Widerspruch stoßen mußte. Es ist charakteristisch, daß sein Grundriß der Psychiatrie (1894—1900, II. Aufl. nach seinem Tode erschienen 1906) mit einer psychophysiologischen Einleitung beginnt. Die Überlegungen, die ihn bei der Entdeckung der sensorischen Aphasie geleitet, werden auf das ganze Gebiet geistigen Geschehens ausgedehnt, und aus der Erweiterung des Schemas für den Sprachvorgang entwickelt sich ein neues Schema, das der Betrachtung der psychischen Störungen zugrunde gelegt wird: Vom Endpunkte der sensorischen Projektionsbahn führt der Weg zur Ausgangsvorstellung, von da auf mannigfach variierten Wegen (der intrapsychischen Strecke) zur Zielvorstellung und von da zum Ausgangspunkte der motorischen Projektionsbahn; in jedem der drei Gebiete kann es zu Störungen kommen: psychosensorischer Anästhesie, Parästhesie und Hyperästhesie, intrapsychischer Afunktion, Parafunktion und Hyperfunktion, auf psychomotorischem Gebiete zur Akinese, Parakinese und Hyperkinese; alle diese Störungen stellen Erkrankungen des Assoziationsorganes dar, im Gegensatze zu den das Projektionssystem mit ergreifenden organischen Erkrankungen. Noch vor Abschluß des Grundrisses geht er einen bedeutsamen Schritt weiter: Reiz- und Ausfallserscheinungen

werden unter einem einheitlichen Gesichtspunkt betrachtet, dem der Sejunktion, der Assoziationslösung: Reizerscheinungen treten auf, wenn der Energiestrom, an der Stelle der Sejunktion aufgestaut wird. Die unmittelbare Beziehung dieses Schemas auf die aphasischen Erscheinungen und auf die lokalisatorische Betrachtungsweise ist deutlich. Zunächst mehr aus der unmittelbaren Beobachtung hervorgegangen ist eine weitere Scheidung: das ganze Bewußtseinsgebiet wird aufgeteilt in die Summe der Erinnerungsbilder aus dem eigenen Körper (die Somatopsyche), die Erinnerungen aus der Außenwelt (die Allopsyche) und die Gesamtheit der Erinnerungen, welche die Persönlichkeit darstellen, (die Autopsyche). Er hat selbst vor der Annahme nicht zurückgescheut, daß auch diesen Komplexen von Erinnerungen bestimmte Lokalisationen (etwa Schichten der Hirnrinde) entsprächen und daraus die Möglichkeit anderer zirkumskripter Psychosen (Somato-Allo-Autopsychosen) abgeleitet.

Man tut Unrecht, wenn man W.s Psychiatrie vorwiegend unter dem Gesichtspunkte dieser Einteilungsversuche und der daraus hervorgegangenen Terminologie beurteilt, und es darf anderseits der W.schen Betrachtung nicht zum speziellen Vorwurfe gemacht werden, daß auch sie eine Kategorie schwer faßbarer Erkrankungen, die degenerativen Formen im weitesten Sinne, nicht zu meistern vermochte und deshalb vernachlässigte. Für W. selbst war die schematische Betrachtungsweise zunächst jedenfalls als heuristisches Prinzip wertvoll und als solches hat sie ihre Brauchbarkeit in den positiven Resultaten erwiesen, zu denen sie geleitet. Auch wenn man nur die Mehrung positiven Wissens berücksichtigt, die W. zu danken ist, wird er immer unter den allerersten seines Faches genannt werden. Zur originellen Fragestellung gesellte sich allerdings noch ein zweites, das erst den Erfolg ermöglichte: eine Kunst der Beobachtung und daneben auch eine Hingabe an diese Aufgabe, wie sie tatsächlich bis dahin unbekannt war. Ihr ist es zu danken, wenn W. vor allem die Lehre von den Symptomen der Geisteskrankheiten in allen Gebieten bereichert, zum Teil geradezu neu geschaffen hat. Manches von dem, was er zu sehen lehrte, was seitdem gleichfalls Gemeingut geworden ist, mag allerdings schon gesehen und beschrieben gewesen sein. Seine großzügige Auffassung bewährte sich auch hier wieder in der Sicherheit, mit der er die Bedeutung der Einzelwahrnehmung im Rahmen des Ganzen festzulegen wußte, mit der er — genau so, wie er es vor Jahren in der Darstellung der sensorischen Aphasie in vorbildlicher Weise getan — den gegenseitigen Zusammenhang der einzelnen Symptome klarzulegen wußte; vieles hat er tatsächlich zum ersten Male zu sehen gelehrt, noch mehr in einer wissenschaftlich genügenden Weise rein darzustellen gewußt. In die Art und Weise, wie er an die Betrachtung der Kranken heranzutreten pflegte, gewinnt man einigermaßen einen Einblick durch die »Krankenvorstellungen« (1899—1900), die er gewissermaßen als Illustration zum Grundriß erscheinen ließ; vollständig konnte diese Seite seines Wirkens nur der würdigen, der ihn am Krankenbette beobachten und von ihm lernen durfte. Während diese seine symptomatologischen Leistungen allgemeine Anerkennung fanden, hat seine spezielle Psychiatrie vielfachen Widerspruch erfahren. Einzelne der von ihm herausgehobenen Krankheitsformen haben zwar Bürgerrecht erworben, bei anderen aber muß zugegeben werden, daß die ausschließliche Betonung des symptomatologischen — im Sinne W.s lokalisatorischen — Standpunktes

zu einer Unterschätzung anderer Momente geführt hat, deren Berücksichtigung zu anderer Auffassung und Gruppierung gedrängt hätte. W.s Lebenswerk war nicht abgeschlossen, als ihn ein tückischer Zufall vom Arbeitsfelde abrief. Was er in seinem Grundriß hinterlassen hat, war das Werk verhältnismäßig kurzer klinisch-psychiatrischer Tätigkeit. Bald nach Abschluß des Grundrisses wurde ihm zudem die Möglichkeit des Weiterarbeitens genommen: die letzten Breslauer Jahre stand ihm keine Klinik mehr zu Gebote. Erst mit dem Übergange nach Halle eröffnete sich ihm die enthusiastisch begrüßte Gelegenheit zu weiterer klinischer Tätigkeit; seine ungeschwächte Schaffenskraft und Arbeitsfreudigkeit ließen wohl erhoffen, daß eigene Beobachtung und die Wechselwirkung mit anderen Richtungen der mehr und mehr erblühenden wissenschaftlichen Psychiatrie auch ihn zur Mitverwertung bis dahin vernachlässigter Momente und zur Ausfüllung der Lücken geführt hätten, die seine Systematik der Psychosen noch offen läßt. Es hat nicht dahin kommen sollen; während der Vorbereitungen der zweiten Auflage zu seinem Grundrisse wurde er der Wissenschaft entrissen; daß sie nötig wurde, war ihm eine freudige Genugtuung, sie bewies ihm, daß »seine« Psychiatrie sich durchzuringen begann. Das Buch ist nach seinem Tode in wenig veränderter Form erschienen, auch so eine unerschöpfliche Fundgrube und ein unentbehrlicher Führer für jeden, der sich wissenschaftlich mit der Lehre von den Geistesstörungen beschäftigt, ein für alle Zeiten denkwürdiges Zeugnis dafür, wie ein tiefer Denker im Vollbesitze des Wissens seiner Zeit das psychische Geschehen aufzufassen versuchte.

Hinter dem Forscher W. trat der Lehrer im engeren Sinne etwas zurück; während sein Stil vor allem ein Muster von durchsichtiger Klarheit und Präzision ist, war er kein allzuguter Redner. Trotzdem war es stets eine Freude, seinen neuropathologischen Vorträgen und Demonstrationen, in denen er aus der Summe seines gefesteten Wissens mitteilen konnte, beizuwohnen und seine psychiatrische Klinik eine reiche Quelle der Anregung für jeden, der sich mit seiner Denk- und Darstellungsweise einmal vertraut gemacht hatte. Tiefen und nachhaltigen Einfluß hat er deshalb vor allem auf den Kreis seiner engeren Schüler, der Assistenten, ausgeübt, die er weniger durch äußere Anregung zur Produktion als durch Vorbild und Weckung des Interesses zu wirklichen Mitarbeitern zu erziehen wußte. Trotzdem er nur relativ kurze Zeit und unter wenig lockenden Verhältnissen Leiter einer Klinik gewesen, hat er eine Schule zu gründen verstanden, die sich in seinem Geiste weiterzuarbeiten bemüht, wenngleich keiner seiner Schüler seine Psychiatrie ganz übernommen hat. Mancher von ihnen und viele andere, die ihm persönlich näher treten durften, haben in dem auch im Leben kampfesfreudigen und äußerlich spröde erscheinenden Forscher auch den im Grunde seines Herzens liebenswürdigen, geselligen und bei allem Bewußtsein seines Wertes innerlich bescheidenen Menschen verehren gelernt.

Werke: Der aphasische Symptomenkomplex. Breslau 1874. — Lehrbuch der Gehirnkrankheiten. Kassel und Berlin 1881. — Gesammelte Aufsätze und kritische Referate zur Pathologie des Nervensystems. Berlin 1893. — Grundriß der Psychiatrie. Leipzig 1894 bis 1900. II. Aufl. 1906. — Krankenvorstellungen aus der psych. Klinik zu Breslau. 3 Hefte. Breslau 1899/1900. Herausgegeben von Wernicke. — Arbeiten aus der psychiatrischen Klinik zu Breslau. Leipzig 1895. — Atlas des Gehirns. Drei Bände. Breslau 1897—1903. — Psychiatrische Abhandlungen. 15 Hefte. Breslau 1896—1900. — Monatsschrift für Psychiatrie

und Neurologie (gemeinschaftlich mit Th. Ziehen). Berlin seit 1897. Hier und in der übrigen Fachliteratur zahlreiche größere und kleinere Mitteilungen. — Eingehendere Würdigung von Wernickes wissenschaftlicher Bedeutung in: Mon.-Schr. f. Psychiatrie und Neurologie 1905, Bd. XVII, von Th. Ziehen (mit Bildnis). — Allgem. Med. Zentr.-Zeitung 1905, Nr. 33, von Bonhoeffer. — Zentr.-Bl. für Nervenheilkunde und Psychiatrie, 1905, Nr. 193, von Liepmann. — Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie, Bd. 62, von Heilbronner.

K. Heilbronner (Utrecht).

Stade, Friedrich Wilhelm S.[1]), Organist und Komponist, * 25. August 1817 in Halle, † 24. März 1902 in Altenburg. S. besuchte in Halle das Waisenhausgymnasium und widmete sich dann der Musik. Nach dreijährigem Studium bei Fr. Schneider in Dessau wurde er Kapellmeister einer kleinen Operntruppe unter Beethmanns Direktion (1842—1844), die abwechselnd in Halle und Dessau spielte, und kam dann als Universitätsmusikdirektor nach Jena. Seine Ernennung zum *Dr. phil. h. c.* war die Anerkennung für die Verdienste, die er sich hier erworben hatte. 1860 ging er als Hoforganist und Konzertmeister nach Altenburg und entfaltete später dort als Kapellmeister eine rege Tätigkeit, indem er besonders die Berliozschen Werke teilweise zum erstenmal in Deutschland aufführte. Von seinen Werken sind zu erwähnen verschiedene Orgelkompositionen zum kirchlichen Gebrauch und zum Studium, ein Hymnus nach dem 68. Psalm für Soli, Männerchor und Orchester, der 121. Psalm für achtstimmigen gemischten Chor. Auch Klavierstücke hat er geschrieben, sowie Neudrucke Händelscher und Bachscher Kompositionen und Lieder aus dem 14.—16. Jahrhundert herausgegeben.

Carl Krebs.

Nothnagel, Hermann[2]), o. ö. Professor der speziellen Pathologie und Therapie, und Direktor der I. medizinischen Klinik der Universität in Wien. * zu Alt-Lietzegöricke in der Neumark den 28. September 1841, † in Wien den 7. Juli 1905.

N. war der Sohn des Landarztes Albert N. und der Frau Ottilie geb. Neider. Nebst ihm, dem Erstgeborenen, und den Eltern bildeten noch drei Schwestern den Kreis einer in sehr einfachen Verhältnissen lebenden, aber von Zufriedenheit und frommem Empfinden beglückten Familie. N. wollte sich ursprünglich der Theologie widmen, welchem Stand einige seiner Voreltern angehört hatten; doch gab er nach Vollendung der Mittelschule, die er in Königsberg i/N. absolvierte, diesen Gedanken auf, und widmete sich dem Studium der Medizin. Er bezog 1859 das Friedrich-Wilhelms-Institut (*Pepinière*) in Berlin und promovierte den 6. August 1863 an der dortigen Universität zum Doktor. Seine Inauguraldissertation war: »*De variis renum affectionibus, quae nomine ‚Morbus Brightii' vulgo comprehenduntur*«. Im Jahre 1863 bezog er als Unterarzt Traubes Klinik in der Charité. Traube kann füglich als der eigentliche Lehrer N.s bezeichnet werden, *i. c.* als jener, welcher auf die weitere Entwicklung N.s und auf seinen gesamten Werdegang den größten Einfluß geübt hat. Dem ausgezeichneten Kliniker dankte der junge Unterarzt die Untersuchungsmethodik, die exakte objektive Beobachtungsweise, die Wertschätzung des Experiments als Aufklärungsmittel der klinischen Erscheinungen, endlich

[1]) Totenliste 1902 Band VII 111*.
[2]) Totenliste 1905 Band X 222*.

die strenge Kritik in der therapeutischen Indikationsstellung. Nebst der Bewunderung für Traube als Kliniker hegte N. die größte Verehrung für den vornehmen Charakter seines Meisters. Zwischen Lehrer und Schüler entwickelte sich bald ein warmes freundschaftliches Verhältnis, welches bis zu Traubes Tod anhielt. Außer Traube hatten Virchow und Westphal den größten Einfluß auf N.s Ausbildung. Innere Medizin und pathologische Anatomie waren die beiden Wege, welche sich N. eröffneten, als ihm, ziemlich gleichzeitig, eine Stelle als Assistent Leydens, welcher damals seine Berufung nach Königsberg erhielt, und als Assistent Virchows angeboten wurde. N. entschloß sich für die innere Medizin; er fühlte in sich mehr den Beruf zum ausübenden Arzt als zum Theoretiker. Er begleitete also 1865 Leyden nach Königsberg, wo er als poliklinischer Assistent tätig war. Leyden, gleichfalls Traubes Schüler, faßte die herzlichste Freundschaft für seinen um 9 Jahre jüngeren Assistenten und förderte ihn in wohlwollendster Weise. Die Königsberger Zeit war für N. mit die glücklichste seines Lebens. Leyden als Chef, Jaffe und Martin Bernhardt als Assistentenkollegen, ferner v. Recklinghausen, Goltz, Jacobsen bildeten einen freundschaftlichen Kreis frischer, froher, vorwärtsstürmender Forschungslust. In Königsberg hielt N. — 25 Jahre alt — seine ersten Kurse über Perkussion und Auskultation und über Laryngoskopie, welche sich alsbald bei Studierenden und Ärzten der größten Beliebtheit erfreuten. Hier lernte er auch seine nachmalige Braut und Frau, Marie Teubner, kennen. Das Kriegsjahr 1866 machte N. als Militärarzt in Böhmen mit. Vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt, habilitierte sich N. in Königsberg als Privatdozent für innere Medizin. Aus seiner Assistentenzeit her datieren die experimentellen Arbeiten über die Fettinfiltration nach Chloroformnarkose und über die vasomotorischen Neurosen. Schon in diesen ersten eigenen Arbeiten erkennt man die klare Fragestellung, die nüchterne objektive Beobachtung und die von jeder Hypothesenbildung sich ängstlich fernhaltende enge Schlußfolgerung. Bald darauf folgten die schönen experimentellen Arbeiten über den Husten, angeregt durch eine Pleuritis, an welcher N. in Königsberg erkrankt war, und welche ohne jeden Husten verlief, ferner die Entdeckung des »Krampfzentrums« in der Brücke, welche für die Auffassung der Epilepsie von Bedeutung wurde, dann die Aufstellung des Krankheitsbildes der *Angina pectoris vasomotoria*, klinische Arbeiten über die trophischen Störungen bei Neuralgien, über den Temperatursinn, die Entdeckung von Nierenepithelien und Zylindern im ikterischen Harn. Im Jahre 1868 mußte N. wieder seine militärischen Funktionen in Berlin aufnehmen. Er habilitierte sich nun an der Berliner Friedrichs-Wilhelm-Universität und begann daselbst im Wintersemester 1868/69 mit seinen Vorlesungen über Perkussion und Auskultation. Nebst der militärischen und pädagogischen Tätigkeit setzte er auch hier seine wissenschaftlichen Arbeiten fort, und um diese Zeit (1869) schrieb er über Traubes Veranlassung die Arzneimittellehre. Dieses Werk war für die Zeit seines Entstehens eine Leistung ersten Ranges; es war hier zum ersten Male der Versuch gemacht, die Erfahrungen der durch N. mitbegründeten experimentellen Pathologie und Pharmakodynamik mit den therapeutischen Beobachtungen am Krankenbette in Einklang zu bringen, und überhaupt die klinisch-therapeutische Denkungsweise durch die Lehren der Experimental-

untersuchungen zu befruchten. N. selbst erforschte experimentell die Wirkung des Opiums in klassischer Weise, und es gelang ihm festzustellen, daß dieses in ähnlicher Weise auf den *Nervus Splanchnicus* wirkt, wie die Digitalis auf den *Nervus Vagus*. Das Buch hatte — fernerhin in Gemeinschaft mit Roßbach herausgegeben — einen ungemeinen Erfolg, und erschien bis 1894 in 7 Auflagen. Im Jahre 1870 wurde N. als Stabsarzt nach Breslau versetzt, woselbst er sich habilitierte. Doch schon nach wenigen Monaten mußte er auf den Kriegsschauplatz abgehen, nachdem er wenige Tage vorher seine heißgeliebte Braut heimgeführt hatte. Er funktionierte während des Feldzuges als Leiter des Militärlazarettes in Châlons sur Marne, wo er einen schweren Typhus durchmachte. Während seiner Kriegspraxis stellte er Beobachtungen über die nervösen Nachkrankheiten des Typhus und über die Sensibilität bei Neuralgien an, deren Ergebnisse nach dem Feldzug erschienen sind. Nach Breslau zurückgekehrt, begann er sich über Heidenhains Anregung mit Experimenten über die Lokalisation der Gehirnfunktionen zu befassen, ein Forschungsgebiet, welches kurz vorher von Hitzig erschlossen worden war. Als Früchte dieser Arbeiten seien genannt die Herbeiführung einer Muskelsinnstörung durch Verletzung einer bestimmten Hirnrindenpartie, das Auftreten von Springkrämpfen durch Verletzung einer anderen, kaudalwärts gelegenen Stelle (*Nodus saltatorius*), die Auslösung von Laufbewegungen durch Verletzung einer Stelle im *Nucleus caudatus* (*Nodus cursorius*).

1872 wurde N. nach Freiburg i. B. als Ordinarius für *materia medica* und Leiter der medizinischen Poliklinik berufen. Die Berufung erfolgte über Kußmauls Vorschlag, der in dem Verfasser der 2 Jahre vorher erschienenen Arzneimittellehre den passendsten Mann für diese Stelle erkannt hatte. In Freiburg befaßte sich N. hauptsächlich mit Experimenten über die Funktion der Linsenkerne und der geschwänzten Kerne. Er konstatierte experimentell, was Meynert anatomisch nachgewiesen hatte: daß in den Linsenkernen sämtliche psychomotorischen Bahnen vereinigt sind. Sein Wirken in Freiburg beschränkte sich jedoch auf kurze Zeit, denn schon nach 2 Jahren (1874) nahm er eine Berufung nach Jena als ordentlicher Professor der speziellen Pathologie und Therapie und Direktor der Klinik an. Damit war das Ziel erreicht, welches N. in heißem Ringen und mit unerhörtem Fleiß angestrebt hatte. Nach den wechselvollen Jahren des Wanderns und Kämpfens, des Harrens und Entsagens mochte N. tief aufgeatmet haben, als er in Jena seinen Einzug hielt. Hier entfaltete er seine Kräfte als Forscher, Lehrer und Arzt in harmonischer Weise, hier reifte der bedeutende, das gesamte Wissensgebiet umspannende Kliniker heran. Die Jenenser Örtlichkeit und deren Umgebung, welche auf Schritt und Tritt an die größten deutschen Denker und Dichter erinnert, gab N.s warmem, tiefinnerem Hang für Geschichte und Poesie die herrlichste Erquickung nach den aufreibenden Mühen des Tages. In Jena schenkte ihm seine Frau vier reizende Kinder, hier entwickelte sich zur Freude der Eltern die Familie. Doch ein tiefer Schatten verdunkelte das glückliche Familienidyll, denn in Jena verlor N. nach bloß 10jähriger glücklichster Ehe seine vortreffliche Gattin. Wenn auch durch diesen erschütternden Schmerz, den N. niemals ganz verwunden hat, die sonnigen Tage Jenas einen tiefschwarzen Hintergrund bekamen, hing er dennoch bis an sein Lebensende mit allen Herzensfasern an dieser Stadt, wie an seiner

zweiten Heimat, und es verging kein Jahr, wo er nicht ein und mehrere Male dort zum Besuche geweilt hätte. In Jena entwickelte N. eine ungemein erfolgreiche wissenschaftliche Tätigkeit. Zunächst setzte er seine experimentellen Gehirnarbeiten fort; dieselben bezogen sich nun in systematischer Fortsetzung der früheren auf die *Thalami optici*, und da gelangte N. in Übereinstimmung mit Meynerts anatomischen Deduktionen zu dem Schluß, daß die Sehhügel zu den unbewußten (mimischen) Bewegungen in Beziehung stehen, ein Resultat, welches N. viele Jahre später auf Grund einer Beobachtung am Menschen als auch für diesen gültig zu erhärten die Genugtuung hatte. Es folgten die experimentellen Untersuchungen über die Addisonsche Krankheit, welche allerdings infolge der angewendeten Methode keine ausreichenden Resultate ergaben. Um so erfolgreicher und geradezu fundamental waren die Experimente über die Wirkung des Blitzes auf den tierischen Körper, anknüpfend an einen Fall von Blitzneurose, der N. zur Beobachtung kam. N. hat mit dieser klinischen Beobachtung und experimentellen Bearbeitung des Stoffes einen der ersten Grundsteine zur Erforschung der Ätiologie und Klinik der funktionellen Neurosen geliefert. Gleichfalls einen prinzipiell wichtigen Gesichtspunkt über die Unterscheidung zwischen Polydipsie und Polyurie gewann N. anknüpfend an einen Fall von primärer Polydipsie nach Trauma. Mit der Diagnose eines Falls von cirrhotischer Magenschrumpfung dokumentierte sich N. als scharfblickender Diagnostiker; derselbe Fall ergab auch das erstemal das Bestehen einer Beziehung zwischen Schwund der Magenschleimhaut und perniziöser Anämie. N. machte auf das Vorkommen der Atrophie der Darmmuskulatur aufmerksam, ebenso auf die fettige Degeneration derselben. Erwähnen wir noch die experimentelle Arbeit über die Resorption des Blutes aus den Bronchien, die klinischen Beobachtungen über den arhythmischen Herzschlag. Aus dieser Zeit rühren auch seine Beiträge für Ziemßens Spezielle Pathologie und Therapie her: die Zirkulationsstörungen des Gehirns und die Epilepsie. Namentlich letzteres Werk, welches ein Lieblingsthema N.s behandelt, hat Bedeutung gewonnen, indem N. in demselben, hauptsächlich gestützt auf das von ihm in der Brücke entdeckte Krampfzentrum, die Entstehung des epileptischen Anfalls, gleich Kußmaul, in die Brückenregion verlegte. Wenn auch späterhin durch Wernickes und Jacksons Arbeiten die Wichtigkeit der Rinde für die epileptischen Krämpfe in den Vordergrund geschoben wurde, ist man in den letzten Jahren doch wieder dahin gelangt, der Brücke eine ausschlaggebende Bedeutung zuzuerkennen. In Jena wandte sich N. mit besonderem Interesse der Physiologie und Pathologie des Darmes zu, einem Forschungsgebiet, dem er bis an sein Lebensende treu geblieben ist, und auf dem er eine Reihe bedeutender Errungenschaften zu verzeichnen hatte. Auf diesem Gebiete, ähnlich wie auf jenem der Gehirnphysiologie — und Pathologie — ist N. als bahnbrechender Forscher zu bezeichnen, der zur Aufklärung zahlloser Punkte beigetragen hat. Als erster beschrieb und kennzeichnete N. die in den Fäzes vorkommenden pflanzlichen Organismen, von ihm rühren grundlegende Experimente über die Darmperistaltik her, von ihm stammt die sehr interessante Entdeckung über die Reizung der Darmmuskulatur durch äußere Applikation von Kochsalz und über den Unterschied in der Wirkung von Kali- und Natronsalz her. Dieses Experiment verhalf N. auch zu seiner schon oben erwähnten allgemein

akzeptierten Auffassung über die Wirkungsweise des Opiums auf den Darm. Es folgten ferner klinisch anatomische Untersuchungen über die Lokalisation der Darmkatarrhe und über die Atrophie des Darms. — Weitaus überragend aber war aus der Jenenser Zeit N.s sein Werk über die »Topische Diagnostik der Gehirnkrankheiten«. N. versuchte in diesem Werke auf Grund aller ihm zugänglichen gut beobachteten und zur Autopsie gelangten Fälle von chronischen Herderkrankungen des Gehirns die Lokalisation der Funktionen des menschlichen Hirnes festzulegen. Was N. bis dahin in jahrelangem Experimentieren für das Kaninchenhirn zu erforschen suchte, das wollte er nun am Menschenhirn auf pathologisch-klinischem Wege erkennen. In diesem Werk kamen die höchsten Potenzen von N.s Genius zum Ausdruck: tiefgründliches, klares Erfassen und Durchdenken des Problems, weitausschauender Blick, strengste Kritik, eiserner Wille und grenzenloser Fleiß. Das Werk ist eine der größten klinischen Leistungen des verflossenen Jahrhunderts. v. Bamberger äußerte sich in seinem Referat gelegentlich des Vorschlages für die freigewordene I. medizinische Klinik in Wien: »Die topische Diagnostik der Gehirnerkrankungen gehört unbedingt zu den besten Leistungen der neueren medizinischen Literatur, und stellt sich würdig den Arbeiten von Charcot und Leyden an die Seite; es ist ein wahrer Kodex der beglaubigten Tatsachen, und für den Kliniker von unschätzbarem Werte.« Wenn N. sich schon bis dahin einen Namen als Kliniker und Experimentator erworben hatte, so trat er mit diesem Werke in die allererste Reihe der damaligen Kliniker, und der topischen Diagnostik der Gehirnkrankheiten verdankte es N., daß er im Jahre 1882 über Vorschlag v. Bambergers von der Wiener medizinischen Fakultät *unico loco* an die infolge Ducheks Tod vakant gewordene Stelle als ordentlicher Professor der speziellen Pathologie und Therapie und Direktor der I. medizinischen Klinik vorgeschlagen worden ist. Dreiundzwanzig Jahre lang — bis zu seinem Tode — hatte er diesen Lehrstuhl inne. Wie ein Triumphator zog N. in Wien ein. Dem damals erst 41jährigen Kliniker ging sowohl in den Kreisen der Studenten, wie in jenen des Publikums der Ruf eines Sternes erster Klasse voran. Dieser Ruf fand seine Bestätigung, als N. gleich in seiner Antrittsvorlesung in formvollendeter Rede den streng wissenschaftlichen, alle speziellen Untersuchungsmethoden in den Dienst der Klinik stellenden Standpunkt kennzeichnete, welchen er als klinischer Lehrer einzunehmen gedenke, und gleichzeitig die ethische Grundlage in der Betätigung des ärztlichen Wissens und Könnens als unbedingtes Postulat hinstellte. Als Lehrer hatte N. in Wien einen Erfolg, welcher ohne Übertreibung als beispiellos zu bezeichnen ist. In den langen Jahren seiner Wiener Tätigkeit war sein Hörsaal der besuchteste von allen. An diesem Andrang der Studierenden änderte auch nichts der politische Gegensatz, welcher zwischen der Überzeugung N.s und einem großen Teil der Wiener Studentenschaft bestanden hat, und welcher gelegentlich zu bedauerlichen Ausschreitungen der letzteren gegen ihren Lehrer führte. Der Wiener Studentenschaft kann leider der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie in dieser Weise einem ihrer größten Lehrer mit tiefbedauerlichem Undank gezahlt hat, und daß sie selbst angesichts des Toten von ihrer harten, ablehnenden Haltung nichts nachzugeben vermochte. Den gleichen Erfolg wie als Lehrer hatte N. als Arzt. Sein wissenschaftlicher Ruf und ruhiges, be-

stimmtes Wesen, sein warmfühlendes Herz zog eine unendliche Schar von Kranken aller Länder zu ihm hin, und in Wien selbst, wie in der Monarchie überhaupt beherrschte er in dominierender Weise die konsultative Praxis. Es sei daran erinnert, daß N. sowohl von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Josef, als von weiland Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth um ärztlichen Rat befragt worden ist. Die hochsinnige, edeldenkende Kaiserin faßte ein warmes und dankbares Interesse für den großen Arzt, der ihr erfolgreiche Ratschläge erteilt hatte, und der Kaiser gab seiner vollsten Anerkennung N.s weithallenden Ausdruck, als er der Wiener medizinischen Fakultät anläßlich N.s Tod sein tiefes Beileid ausgesprochen hat. An Auszeichnungen seien erwähnt seine Berufung in das österreichische Herrenhaus, und kurz vor dem Tode seine Wahl zum Mitglied der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Bei all der unermeßlichen Arbeit, welche N. in Wien als Lehrer und Arzt geleistet hat, setzte er seine wissenschaftliche Tätigkeit ohne Unterbrechung fort. Als kostbarste Früchte derselben seien zunächst seine, zum Teile noch aus Jena herrührenden Studien über Physiologie, Pathologie und Klinik des Darmes genannt, welche er 1884 gesammelt herausgab und dem von ihm hochverehrten v. Bamberger widmete. Diese Arbeitsreihe gehört zu dem Besten, was N. hervorgebracht hat. Es sind grundlegende physiologische, pathologische und klinische Tatsachen, welche N. mit aphoristischer Kürze und in imponierender Anspruchslosigkeit darbringt. Die wertvollsten Perlen dieser Reihe sind aus dem experimentellen Teile die Arbeiten über die Darmperistaltik, über Invagination und über die chemische Reizung der glatten Muskeln, aus dem klinischen Teile jene über die Mikroskopie der Darmentleerungen und über die Lokalisation der Katarrhe. Alle diese Errungenschaften sind Gemeingut der Physiologie und Klinik geworden. Aus seiner ersten Wiener Zeit stammt ferner eine hochbedeutsame physiologisch-pathologische Studienreihe über »Anpassung und Ausgleichung bei pathologischen Zuständen«, deren weitausblickende Gesichtspunkte und allseitige Vertiefung das echte Gepräge von N.s Geist tragen. Eine große Reihe von Arbeiten können wir nur namentlich anführen, wenngleich eine jede von ihnen bald neue Tatsachen aufdeckt, bald neue Gesichtspunkte eröffnet: über kompensatorische Muskelhypertrophie, Pathologie des M. Addisoni, paroxysmale Tachykardie, Diagnose der Sehhügelerkrankungen, *Lymphadenia ossium* N., schmerzhafte Empfindungen bei Herzkranken, *Colica mucosa*, Beweglichkeit bei Abdominaltumoren, über Gefäßschmerzen, über Kolik. Den Höhepunkt seines Schaffens in Wien bildet aber die Herausgabe des Handbuches der Speziellen Pathologie und Therapie, dessen Zustandekommen unter Mitwirkung der angesehensten deutschen Kliniker der Gegenwart wohl nur N.s unermüdlicher Energie gelingen konnte. Sein eigener Beitrag: »Die Erkrankungen des Darmes und des Peritoneum« (1903, 2. Auflage) zeigt uns N. auf seinem Gipfel als Kliniker. In souveräner Beherrschung des ungemein ausgedehnten Gebietes gibt uns N. hier ein unserem heutigen Wissen und Können entsprechendes Bild der Darmkrankheiten, wie es vor dem niemand geboten hat, auch nicht bieten konnte, denn es fehlten eben viele Voraussetzungen theoretischen und praktischen Inhaltes, die N. selbst geschaffen hatte. Auf dem Gebiete unserer Kenntnisse über Physiologie, Pathologie und Therapie des Darms gibt es nur wenige Abschnitte, zu deren Aufhellung

N. nicht beigetragen hätte; die meisten Teile tragen in wichtigen, oft ausschlaggebenden Zügen N.s Arbeit. Das Werk ist in seinem festen, gedankenreichen Gefüge, in seiner plastischen, oft an das Künstlerische heranreichenden Darstellungsweise ein *Monumentum aere perennius*.

Überblicken wir noch einmal die reiche geistige Hinterlassenschaft N.s, so werden wir gewahr, daß er vom Experiment ausgegangen ist, um in einem klinischen Ziel den Gipfelpunkt zu erreichen. Diesen Weg ging er bei der Erforschung der Gehirnkrankheiten, indem er vor der topischen Diagnostik durch jahrelanges Experimentieren in die Physiologie des Gehirnes einzudringen versuchte, so machte er es mit den Krankheiten des Darms, in annähernd ähnlicher Weise mit der Arzneimittellehre. An dieser Art der Arbeit ist zu erkennen, daß das Bedürfnis, vom Fundament auf zu arbeiten, das Problem an der Wurzel zu fassen, eine Hauptrichtung in N.s geistiger Veranlagung war. Neben diesem Hang zur Vertiefung charakterisiert N.s Geist noch das Interesse am Großen. Wenngleich er gelegentlich auch abseits von seinem Arbeitsgebiete liegende Themata in kleineren Arbeiten herausbrachte, war es doch immer ein Großes, Ganzes, was seinen Geist und seine Arbeit vorzugsweise in Anspruch nahm. So das einemal das Nervensystem, das anderemal der Darm, *i. e.* jedesmal ein enormes Feld, welches die höchsten Ansprüche an den Bearbeiter stellt. Doch auch die kleineren Arbeiten zeigen den Drang, allgemeine, weitausblickende Gesichtspunkte zu eröffnen. N. jagte nicht nach Tatsachensplittern, für diese Art von Arbeit hatte er keinerlei Verständnis; ihn zog es dahin, wo er die Spur großer, weitherrschender Gesetze wahrnehmen und aufdecken konnte. Nur die großen Zusammenhänge fesselten seinen stets nach oben gekehrten Geist. Diese Art des Denkens, in gleicher Weise nach der Tiefe wie nach der Weite ausgreifend, stempelt N. zu einem der gewaltigsten, genialsten Kliniker des letzten Jahrhunderts. Ermöglicht wurde ihm das Vollenden dieser ungeheuren Arbeitsleistung nur durch eine adäquate Arbeitskraft. Was er innerhalb des kurzen Zeitraumes von 8 Jahren in Jena gearbeitet hat, ist schlechtweg ein Rekord für geistige Arbeitsfähigkeit. Seine Arbeitsleistung in Wien war eine wennmöglich noch intensivere, denn hier stellte der praktische ärztliche Beruf ganz unerhörte Ansprüche an ihn. Frühmorgens pflegte er seine Privatkorrespondenz zu erledigen, im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr früh begann er die Klinik, welche ihn mit der nachfolgenden Visite bis gegen 11—12 Uhr in Anspruch nahm; von da ging es in die Stadt zur Konsultativpraxis, die bis 4 Uhr zu währen pflegte, darauf von 5 Uhr ab in die Sprechstunde, welche in der Regel um 8, oft erst um 9 Uhr und später ihr Ende nahm. Darauf ohne nennenswerte Pause, bloß nach dem Genuß eines Glases Bier und einer Zigarre, wissenschaftliche Arbeit bis Mitternacht und weit darüber hinaus. Trotz wärmsten Interesses für Kunst — namentlich für Musik und Schauspiel — versagte sich N. deren Genuß im Interesse seiner Arbeit; in Gesellschaften war er äußerst selten zu sehen, im Theater nie. Bei sich im Hause vereinigte er von Zeit zu Zeit einige Kollegen und Schüler zu einem gemütlichen Symposion. Die ungeheure Arbeitsleistung N.s ist selbstredend in seiner geistigen und körperlichen Konstitution begründet gewesen; einen wesentlichen Anteil daran hatte seine Kunst der Ausnützung der Zeit. Abgesehen vom Schlaf — welchen er zu jeder Zeit, unter noch so unbequemen

äußeren Bedingungen herbeiführen konnte — war N. niemals untätig. Selbst auf Eisenbahnfahrten begleiteten ihn seine Arbeiten, er schrieb im rollenden Wagen, oft auf Anschlußstationen nachts bei kümmerlichem Lampenlicht ganze Abschnitte der Darmkrankheiten. So lebte N. voll und ganz seinem Schaffen.

Wie schon erwähnt, war N. ein begeisterter Lehrer, und er verstand es, seine Begeisterung auf die Hörer zu übertragen. — Seine Methode bestand in möglichster Anstrebung der Einfachheit und Klarheit, im Festhalten der Hauptlinien, in streng logischer Folgerung. Sein Ziel war, dem Studenten das Beobachten und das logische Denken zu lehren — es sind die wichtigsten Erfordernisse sowohl für den praktischen Arzt, wie für den zukünftigen Forscher. — Und gerade auf das kam es N. in seinem Unterrichte in allererster Linie an. — Schon die Anamnese des Falles benützte er zu Auseinandersetzungen, welche den Hörer in den streng wissenschaftlichen Gedankenkreis des Vortragenden einführten; bei Aufnahme des Status entwickelte N. eine ungemeine Genauigkeit in der Beobachtung der Symptome, deren physiologisch-pathologische Würdigung der Glanzpunkt der Vorlesung zu sein pflegte. Da schöpfte er aus dem Vollen; sein profundes Wissen, sein absolut verläßliches Gedächtnis gestatteten ihm hier das weiteste Ergehen. Doch verstand er es, sich im Interesse des Unterrichtes zu hemmen; sein Ziel war nie und nimmer, die Hörer zu verwirren, oder zu blenden, das stand tief unter ihm; es war ihm nur darum zu tun ihr Verständnis für pathologische Vorgänge zu entwickeln. — Daher vermied er peinlich alles Hypothetische alter oder neuester Faktur, nur das Beste, Verläßlichste erachtete er als gerade gut genug, um es den Studenten zu bieten. So entwickelte er also die Diagnose als eine streng logische Folgerung der vorhergegangenen Auseinandersetzungen, mit einer Einfachheit und Anspruchslosigkeit, daß sich der Student der Schwierigkeit des Weges, den ihn N. führte, kaum bewußt ward. — Der Therapie widmete N. große Sorgfalt; hier begnügte er sich nicht mit der Aufzählung der Medikamente, sondern auch hier suchte er den physiologisch-pathologischen Boden zu finden und dem Hörer als Stütze zu bieten. — Und auch da schöpfte er aus dem Vollen. Doch nicht bloß die medikamentöse Therapie, auch die physikalisch-diätetische suchte er dem Hörer, soweit es die gegenwärtigen Einrichtungen der Klinik gestatten, zugänglich zu machen. —

N. liebte es, wenn es das Material erlaubte, größere Abschnitte der Pathologie im Zusammenhang zu besprechen. Seinem Arbeitsgebiete gemäß gestalteten sich die Vorlesungszyklen über Krankheiten des Nervensystems und des Darmes zu den glanzvollsten und werden den Hörern immer unvergeßlich bleiben.

Auch außerhalb des Hörsaales war N. ein gefeierter und wirkungsvoller Redner; ein volltönendes Organ, eine gewählte Ausdrucksweise, eine fließende, druckfähige Satzfügung und ein monumentaler Gedankenaufbau gaben all seinen Reden einen vornehmen, akademischen Charakter.

Auf die Heranbildung der österreichischen Ärzteschaft hat N. einen tiefgehenden Einfluß genommen. — Gleich wie geologische Schichtungen verschiedenen Ursprungs sich schon äußerlich kenntlich voneinander absetzen, so augenscheinlich sticht die von N. großgezogene Ärztegeneration

von der früheren ab. — Die ethische Seite des ärztlichen Berufes vernachlässigte N. in seinem Wirken im Hörsaal und an der Klinik keineswegs. Von unerschöpflicher Geduld gegenüber den Kranken, von fast frauenhafter Zartheit in der Untersuchung, das Schamgefühl stets schonend, war er ein leuchtendes Beispiel für seine Schüler. Wohl zahllose Male fragte er die Praktikanten, die im Begriffe standen den Kranken zu betasten, ob sie warme Hände hätten, nie duldete er eine über das notwendigste Maß hinausgehende Entblößung der Patientinnen, und so weit es ging, suchte er für die Demonstrationen männliche Kranke heranzuziehen.

Schon aus diesen Andeutungen kann der Fernstehende erraten, welch sympathische, ernste und milde Persönlichkeit sich in N. verkörperte. — Seine Erscheinung, stets peinlich gepflegt, dabei fern von jeder Eitelkeit, erweckte den Eindruck sympathischer, warmfühlender Vornehmheit. Die hohe Stirn, welche den schön geformten Kopf krönte, und hinter welcher so viel Gedankenarbeit vor sich ging, wölbte sich über einem Paar selten schöner tiefblauer Augen, über deren Zauber und Anmut alle berichten, auf denen ein Blick aus diesen Augen geruht hat. Der wohlgeformte Mund, von einem starken Schnurrbart beschattet, das Antlitz, von einem wohlgepflegten Bart umrahmt, war N. das Bild echter Männlichkeit. Wie in der Wissenschaft, so waren auch im Leben Licht und Wahrheit seine Leitsterne. Er strebte ihnen in idealer Begeisterung, von Schillerscher Tradition durchdrungen, unbekümmert um das Urteil der Menge, nach. Seine Triebfeder war ein ungewöhnlich ausgebildetes Pflichtbewußtseit, welches kein Kompromiß kannte, und zu einer Härte gegen die eigenen Empfindungen führte, die an die ergreifendsten Beispiele der Geschichte erinnert. Wer wird es ohne innerste Bewegung hören, daß N. am letzten Tage seines Lebens, trotz eines schweren stenokardischen Anfalles, seine Vorlesung abhielt; da er nicht zu Fuß in die Klinik gehen konnte, fuhr er gegen seine Gewohnheit im Wagen dahin. Die Pflicht über alles andere und in erster Linie über sich selbst. So stahlhart N. gegen seine eigene Person war, so nachsichtsvoll war er gegen seine Nebenmenschen. Sein Zartgefühl gegen Kranke, sein Mitempfinden für das Leid anderer kannte keine Grenzen. Sein Ruf als Arzt war über den Erdball ausgebreitet und die Zahl jener, die zu ihm um Rat strömten, waren Legionen. Kein Kranker klopfte vergeblich an seine Tür, er entzog sich nie der ärztlichen Pflicht, obschon es ihm oft sauer wurde, den zahllosen Ansprüchen nachzukommen. Seine Arbeitsfreudigkeit und seine schier unerschöpfliche Nervenkraft, gepaart mit seinem hilfsbereiten Wesen, welches ihm unmöglich machte, einem Kranken den erbetenen Rat zu verwehren, ließen ihn das Unglaubliche und unmöglich Scheinende vollbringen. — Dabei hatte er stets Zeit für kranke Kollegen und ihre Angehörigen, Zeit für viele befreundete Familien, deren Vertrauen er besaß, Zeit für die Armen. Wie viele, unzählige Besuche, Ordinationen und Tagesreisen waren ihm Sache des Herzens! Er ließ eben keinen Augenblick ungenützt verstreichen, er kannte Ruhe und Muße nicht, für ihn gab es auf der Welt kein anderes Vergnügen als die Arbeit. — Als ihn die liebevolle Schwester, die seit dem Tode seiner teueren Gattin das Hauswesen führte, wenige Tage vor seinem Tode bat, sich doch etwas Schonung aufzuerlegen, da war seine Antwort: »Das Leben wird täglich kürzer, um so mehr ist Arbeit geboten.« Bei all

dieser Arbeit war er nie verdrossen, aus seinem Antlitz strahlte stets Freudigkeit und Wohlwollen; es konnte sich nur verdüstern und elementaren Zorn sprühen, wenn gemeine Gesinnungslosigkeit sich an ihn heranwagte. Seinem Schüler und Freunde fällt es schwer, sich der Superlative zu enthalten, wenn er von den Herzenseigenschaften des teuren verblichenen Meisters sprechen soll. Sein Wohlwollen für seine Schüler war unerschöpflich, jede Leistung lohnte er mit herzlichster Anerkennung. Wie er sein Wissen und Können, seine reiche Erfahrung rückhaltlos seinen Schülern hingab, so war er bereit, für Freunde und Bedürftige alles hinzugeben, was er durch mühevolle Arbeit errungen hatte. Pietät, Dankbarkeit und Treue lagen in dem innersten Wesen N.s und diese besaß er in einem Maße, das nicht überboten werden kann. — Man mußte ihn nur einmal von seinem Lehrer Traube reden hören, man muß bloß die Ansprache lesen, die er an seinen zweiten klinischen Lehrer v. Leyden anläßlich dessen 70. Geburtstages gehalten hat, und man wird eine Ahnung davon haben, welch unerschöpflichen Quell jener edelsten Eigenschaften des Menschen sein Herz barg. Selbst von überströmender fürstlicher Freigebigkeit, war er im Empfangen zurückhaltend, dabei aber von rührender Dankbarkeit für jedes Zeichen aufrichtiger Anhänglichkeit. — Wer sich zu ihm bekannte, der war bei ihm geborgen. — Größer noch als diese Zierden seines Charakters erachte ich eine negative Eigenschaft seines Wesens: in seinem Herzen gab es keinen Platz für Rache oder Vergeltung. Ein Gerechtigkeitsgefühl subtilster Art, welches ihn zum besten Richter prädestiniert hätte, durchzog sein Gemüt, und dieses betätigte er in gleicher Weise seinen Anhängern wie seinen Widersachern gegenüber. So bekehrte er gar manchen der letzteren, und manchen Feind wandelte er sich zum treuesten Freunde um.

Zu all diesen schönen Eigenschaften des Geistes und der Seele kam eine reiche allgemeine Bildung, namentlich auf dem Gebiete der Bibel, die er im Urtexte lesen konnte, der alten wie der deutschen und englischen Klassiker und der Weltgeschichte. All dies zusammengenommen schuf um N. herum eine Atmosphäre von seltener Reinheit und Vornehmheit, die sich von dem Treiben des modernen Lebens auf das wohltuendste abhob. Jede Berührung mit ihm, zumal im intimen Kreise, hatte etwas Reinigendes an sich, und wenn man ihn verließ, fühlte man sich wie im Inneren veredelt und geläutert. Was N. seine Größe verleiht, welche unverwelklich fortwirken wird, das ist die ungemein harmonische Ausgestaltung seiner gesamten Individualität. Er war groß in seinem Beruf, sowohl als Forscher wie als Lehrer und als Arzt, und er war groß als Mensch. Er vereinigte auf diese Weise Eigenschaften, welche sich selten in einem einzigen Individuum verkörpern, und das ist es, was ihn weit über die Menge emporhob, was ihm die Begeisterung seiner Mitmenschen eintrug. Als solch harmonisch gefügte Persönlichkeit war N. eine der bedeutendsten Gestalten des Jahrhunderts.

Leider schien diesem sonnigen Manne nicht immer das strahlende Gestirn des Tages. Tiefe und tiefste Schatten fielen auf seinen Lebensweg und des Schicksals Fügung schlug dem Guten Wunde um Wunde! Der Tod seiner heißgeliebten Frau traf ihn auf das grausamste. Diesen Schlag hat er nie verwunden, sprach er auch gleich nicht davon. Neben seinem Schreibtisch stand auf einer Staffelei das Bild der so früh Dahingeschiedenen, stets

bekränzt von Blumen, die er ihr oft selbst vom Felde brachte. — Der zweite entsetzliche Schlag war das Hinscheiden seines einzigen, hoffnungsvollen, körperlich und geistig schön gediehenen Sohnes, welches unter tragischen Umständen erfolgte, und noch in allgemeiner Erinnerung ist.

N. starb als Held. Von schweren stenokardischen Schmerzen heimgesucht, achtete er seiner Person nicht; er verbarg das Verhängnis, welches sich in sein Herz bohrte, gegenüber seiner Umgebung, um sie nicht zu kränken, er arbeitete mit dem Aufwand aller Kräfte bis zum letzten Augenblick fort. Wie aus einer in unverändert kräftigen Zügen mit Bleistift geschriebenen Notiz, die man nächsten Morgen neben seinem Bette fand, hervorgeht, hatte N., kurz nachdem er sich am 6. spät abends zur Ruhe begab, hintereinander drei schwere, äußerst schmerzhafte stenokardische Anfälle gehabt, deren Details genau beobachtet und niedergelegt sind. — Als der Diener um 6 Uhr früh das Schlafzimmer betrat, fand er den Herrn tot im Bette. N. hatte ausgerungen, ein stenokardischer Anfall hat offenbar in den ersten Morgenstunden des 7. Juli das teure Leben vernichtet. Auf dem Nachttisch fand man Schillers Gedicht »Das Ideal und das Leben« aufgeschlagen. So endete dieses Leben. Es war reich an Arbeit, reich an Erfolgen und Anerkennung, überreich an Schmerz! N. verbrachte die Arbeit mit Freudigkeit, er trug ihre Erfolge würdevoll, frei von Überhebung, den Schmerz verbarg er in seinem Herzen und trug ihn als Mann.

Verzeichnis von N.s wichtigsten Arbeiten:

1863. *De variis renum affectionibus quae nomine »Morbus Brightii« vulgo comprehenduntur.* — Inauguraldissertation. — 1866. Zur Kenntnis der Fettinfiltration nach Chloroformvergiftung. Berliner klin. Wochenschrift Nr. 4. Zur Lehre von den vasomotorischen Neurosen. Dtsch. Arch. f. klin. Med. II, S. 173—191. — 1867. Mitteilung über Gefäßneurosen. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 51. Die vasomotorischen Nerven der Gehirngefäße. Virch. Arch. 40. S. 203—213. *Angina pectoris vasomotoria.* Dtsch. Arch. f. klin. Med. III, S. 309. — 1868. Entstehung allgemeiner Konvulsionen vom Pons und von der Med. oblongata aus. Arch. f. path. Anatomie Bd. 44. Zur Lehre vom Husten. Virch. Arch. Bd. 44 S. 95. Die Entstehung allgemeiner Konvulsionen vom Pons und von der Medulla oblongata aus. Virch. Arch. Bd. 44, H. 1, S. 1—12. Zur Lehre vom Husten. Virch. Arch. Bd. 44, S. 95—103. — 1869. Zur Lehre vom klonischen Krampf. Virch. Arch. Bd. 49, S. 267. Trophische Störungen bei Neuralgien. Arch. f. Psychiatrie. Bd. 2, H. 1, S. 29. — 1870. Handbuch der Arzneimittellehre. Hirschwald, Berlin. Trophische Störungen bei Neuralgien. Archiv f. Psychiatrie 1870. — 1871. Schmerz und kutane Sensibilitätsstörungen. Virch. Arch. Bd. 54. S. 121/136. — 1872. Über zentrale Irradiation des Willensimpulses. Archiv für Psychiatrie 1872. Interstitielle Injektionen in die Hirnsubstanz. Zentralblatt f. d. med. Wissensch. Nr. 45. Bericht über die Krankheiten des Nervensystems, bearbeitet mit Kußmaul. Jahresbericht über die Fortschritte der Medizin. Virchow-Hirsch S. 21—86. Über den epileptischen Anfall. Volkmanns Samml. klinischer Vortr. Nr. 39. Die nervösen Nachkrankheiten des Abdominaltyphus. Dtsch. Arch. f. klin. Med. IX. S. 480. Schmerz und kutane Sensibilitätsstörungen. Virchows Archiv. — 1873. Experimentelle Untersuchungen über die Funktionen des Gehirns. Virch. Arch. Bd. 57. 58. Krampfbewegungen nach Verletzung an der Hirnrinde. Zentralblatt f. d. med. Wissensch. Nr 35. Krampfhafte Bewegungen nach Verletzung der Hirnrinde. Vorläufige Mittlg. Zentralbl. f. d. med. Wissensch. Nr. 35. Bericht über die Krankheiten der Digestionsorgane. Jahresber. über d. Fortschritte d. Med. II, S. 152—172. Harnzylinder beim Ikterus. Dtsch. Arch. f. klin. Med. 12. Bd. S. 326—331. — 1874. Über die direkte Reizung der Corpora striata. Zentralbl. f. d. med. Wissensch. Nr. 33. IV. Abteilung der experimentellen Unter-

suchung über die Funktionen des Gehirns. Virch. Arch. Bd. 62, pag. 201 ff. Hirnverletzung und Lungenhämorrhagie. Zentralbl. f. d. med. Wissensch. Nr. 74. Handbuch der Arzneimittellehre. 2. Aufl. Berlin. Über Diagnose und Ätiologie der einseitigen Lungenschrumpfung. Sammlung klin. Vorträge von R. Volkmann. — 1875. Beobachtung über Reflexhemmung. Arch. f. Psychiatrie u. Nervenkrankheiten. Bd. VI S. 332. Anämie und Hyperämie, Blutungen und Erweichungen des Gehirns. Ziemßens Handbuch der spez. Path. und Therap. Epilepsie. Daselbst. — 1876. Über die Funktionen des Kleinhirns. Virch. Arch. Bd. 67. pag. 33 ff. Funktion der inneren Kapsel, des Streifen- und Sehhügels. Virch. Arch. Bd. 68, pag. 415 ff. Hemmung epileptischer Anfälle. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 41, pag. 585 ff. Über arhythmische Herztätigkeit. Dtsch. Arch. f. klin. Med. XVII, pag. 190 ff. Über Neuritis in diagnostischer und pathologischer Beziehung. Volkmanns Sammlung klinischer Vorträge. — 1877. Beteiligung des Sympathikus bei zerebraler Hemiplegie. Virchows Archiv. Beobachtungen über Reflexhemmung. Archiv f. Psychiatrie. Experimentelle Untersuchungen über die Funktion des Gehirns VI. Abt. Archiv. f. path. Anat. usw. Bd. 71. S. 280. Zur Resorption des Blutes aus dem Bronchialbaum. Virch. Archiv. Bd. 71. S. 414. Klinische Mitteilungen und Beobachtungen über Krankheiten des Gehirns. Dtsch. Arch. f. klin. Med. Bd. XVI, S. 1. — 1878. Mit M. Roßbach. Handbuch der Arzneimittellehre. Dritte, gänzlich umgearbeitete Aufl. Berlin. Über Latenz von Kleinhirnerkrankungen und über zerebellare Ataxie. Berl. klin. Wochenschr. Nr. 15. — 1879. Topische Diagnostik der Gehirnkrankheiten. Hirschwald Berlin. Zirrhotische Verkleinerung des Magens und Schwund der Labdrüsen unter dem klin. Bilde der perniziösen Anämie. Dtsch. Arch. f. klin. Med. Bd. 24 pag. 353 ff. Experimentelle Untersuchungen über die Addisonsche Krankheit. Zeitschrift f. klin. Med. I, pag. 77 ff. — 1880. Zur Lehre von den Wirkungen des Blitzes auf den tierischen Körper. Virch. Arch. Bd. 80, pag. 327 ff. Mit M. Roßbach. Lehrbuch der Arzneimittellehre. 4. verm. Aufl. XII u. 848 S. Berlin. — 1881. Durst und Polydipsie. Virch. Arch. Bd. 86. S. 435. *Bacillus amylobacter* im Darminhalt. Zentralbl. f. d. med. Wissensch. Nr. 2. Die in den menschlichen Darmentleerungen vorkommenden niedersten (pflanzlichen) Organismen. Deutsche Zeitschr. f. klin. Med. Bd. III, S. 275. Experimentelles über die Beeinflussung der Reflexe durch Gehirnverletzungen. Zeitschr. f. klin. Med. Bd. II, Nr. 10. Ein Fall von koordinatorischem Stimmritzenkrampf. Deutsch. Arch. f. klin. Med. XXVIII, S. 304. Zur Klinik der Darmkrankheiten. Zeitschr. f. klin. Med. III, Bd. 241—274. Die normal in den menschlichen Darmentleerungen vorkommenden niederen (pflanzlichen) Organismen. Ebendas. III. Die Symptomatologie der Darmgeschwüre. Volkmanns Sammlung klin. Vorträge Nr. 200. — 1882. Zur chemischen Reizung der glatten Muskeln, zugleich als Beitrag zur Physiologie des Darms. Virchows Archiv. Bd. 88, pag. 4 ff. Über die Einwirkung des Morphin auf den Darm. Arch. f. Anat. und Physiol. Bd. XCVIII, H. 1. pag. 1 ff. Zwei Fälle von Gehirntumoren. Wiener med. Blätter pag. 1 ff. Zur Klinik der Darmkrankheiten. II. Diagnostische Bemerkungen zur Lokalisation der Katarrhe. Zeitschr. f. klin. Med. IV, pag. 223—247. Zur Klinik der Darmkrankheiten. III Darmatrophie. Ebendas. VI, pag. 422/8. Experimentelle Untersuchungen über die Darmbewegungen, insbesondere unter pathologischen Verhältnissen. Ebendas. pag. 532—557. — 1884. Beiträge zur Physiologie und Pathologie des Darmes. 249 S. 2 Tafeln. — 1885. Über Anpassungen und Ausgleichungen bei pathologischen Zuständen. Abt. 1. Muskeln. Zeitschr. f. klin. Med. Bd. X, pag. 208 ff. Progressive Muskelatrophie. Anzeiger der Gesellschaft der Ärzte in Wien Nr. 6 u. 9. Über kompensatorische Muskelatrophie. Anz. d. Gesellsch. d. Ärzte in Wien Nr. 35, Wien. med. Wochenschrift Nr. 25. Zur Pathologie des *Morbus Addisoni*. Zeitschr. f. klin. Med. Bd. IX, pag. 195 ff. — 1886. Über Anpassungen und Ausgleichungen bei pathologischen Zuständen. Zeitschr. f. klin. Med. Bd. XI. Über paroxysmale Tachykardie. Wiener Med. Blätter. Nr. 1—3. Über kompensatorische Muskelhypertrophie. Zeitschr. f. klin. Med. X. 1866, pag. 208 ff. — 1888. Über das Nierenepithel. Wiener med. Blätter Nr. 18. pag. 556 ff. Über Anpassungen und Ausgleichungen bei pathologischen Zuständen. III. Abhandlung. Die Entstehung des Kollateralkreislaufes.

Zeitschr. f. klin. Med. Bd. XV, pag. 42 ff. Dasselbe im Auszug. Wiener med. Blätter. Nr. 17. — 1889. Zur Diagnose der Sehhügelerkrankungen. Zeitschr. f. klin. Med. pag. 424 ff. — 1890. Über Anpassungen und Ausgleichungen bei pathol. Zuständen. Zeitschr. f. klin. Medizin XVII, Suppl. pag. 1 ff. — 1891. Über eine eigentümliche perniziöse Knochenerkrankung *Lymphadenia ossium*). Internation. Festschrift zu Ehren von Virchows 70. Geburtstag. Bd. II, pag. 155 ff. Schmerzhafte Empfindungen bei Herzerkrankungen. Zeitschr. f. klin. Med. XIX, pag. 209 ff. — 1895. Erkrankungen des Darmes und des Peritoneum. Bd. 17 des Handb. der Spez. Path. u. Therapie. Hölder, Wien. — Die Beweglichkeit bei Abdominaltumoren. Festschr. d. Friedr.-Wilh.-Inst. Berlin. — 1898. Festrede, gehalten bei der Aufstellung der Skoda-Büste im Arkaden-Hof der Wiener Universität. Wiener klin. Wochenschr. Nr. 23 ff. — 1899. Pseudoperityphlitis. Wiener klin. Wochenschr. Nr. 15. — 1900. Über das Sterben. Zeitschr. f. Krankenpflege. XXII, Heft 5 pag. 278 ff. Heft 6 pag. 325 ff.

Wien. Professor Dr. Julius Mannaberg.

Heigel, Karl August von, Dichter[1]), * 25. März 1835 in München, † 6. September 1905 in Riva. — Er war der älteste Sohn des hervorragenden bayer. Hoftheaterregisseurs und Hofschauspielers August von Heigel und seiner Ehefrau geb. Stäßner und der Bruder des bekannten Historikers und Präsidenten der K. bayer. Akademie der Wissenschaften Karl Theodor von Heigel. Nach dem frühen Tode seines Vaters besuchte er von 1845—54 das größtenteils von Benediktinern geleitete Ludwigsgymnasium seiner Vaterstadt als Zögling des damit verbundenen K. Erziehungsinstituts und wetteiferte hier im Deutschen mit seinem Jugendfreunde, dem späteren Dichter Hans Hopfen. Felix Dahn, ebenfalls einer der frühesten Freunde H.s, vergleicht im dritten Bande seiner »Erinnerungen« (S. 124) die äußere Erscheinung des damals dem Schulzwang kurz Entronnenen mit dem »jugendlichen Lord Byron« und schreibt dessen scheues, mißtrauisches und verschlossenes Wesen »der halb klösterlichen Erziehung« bei den Benediktinern zu. Von den Lehrern des Ludwigsgymnasiums prägten sich zwei Gestalten seiner Seele unauslöschlich ein, die auch auf Hopfen, wie er in seinen Erinnerungen aus der Knabenzeit »Gewitter im Frühling« (»Über Land und Meer«, Bd. 43, S. 289 ff.) gesteht, tiefen Eindruck machten: der eine der Typus des religiösen Fanatikers, der andere die Verkörperung des idealen Christentums. Beide sind in H.s schönsten Novellen, in »Benediktus« und der Fortsetzung desselben, »Das ewige Licht«, getreu porträtiert. 1854—58 widmete er sich an der Universität München dem Studium der Philosophie und Rechtswissenschaft; doch statt dessen trieb er eifrig Hebräisch und versenkte sich ganz in die Geschichte und Literatur des Judentums.

Aus dieser Beschäftigung heraus erwuchs sein literarisches Erstlingswerk, das Epos »Bar-Cochba, der letzte Judenkönig«, das mit plastischer Gestaltungskraft und in glutvoller, oft hinreißend schöner Sprache das Schicksal des letzten blutigen Befreiungskampfes der Juden 135 n. Chr. schildert, in dessen Mittelpunkt ein gewisser Simon von Cyrene steht, der sich selbst »Bar-Cochba«, d. i. Sternensohn, nannte. Das »Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes« in Berlin (1857, Nr. 2) nennt H. ein »außergewöhnliches Talent« und rühmt ihm »Reichtum der Erfindung und ein zartes Sprachgefühl« nach.

[1]) Totenliste 1905, Bd. X, 181*.

An Geibels goldklarer, melodischer Lyrik schulte und läuterte sich seine jugendlich ungestüme, kraftvolle Kunst und dem von dem Lübecker Barden begründeten Münchener Dichterbund »Das Krokodil« schloß er sich mit der ganzen Inbrunst seiner Feuerseele an. Von den Mitgliedern desselben kam ihm (außer Geibel und Dahn) Hermann Lingg mit warmer Herzlichkeit entgegen.

Geibel ward damals sein Retter aus materieller Bedrängnis, mit welcher H. auch auf seinem späteren Lebenswege oft und schwer zu kämpfen hatte; denn dessen wirksame Empfehlung verschaffte ihm 1858 die Stelle eines Lektors und Bibliothekars beim Fürsten Heinrich zu Carolath in Beuthen (Schlesien) und beseitigte auch persönlich eine zwischen H. und dem Fürstenpaare eingetretene Verstimmung (Oktober 1859). Bald darauf begleitete H. den Neffen des Fürsten, den künftigen Majoratsherrn, auf Reisen und der Fürstin widmete er ein Bändchen lyrischer Gedichte, von welchen Karl Theodor von Heigel sechs im Aprilheft 1908 der »Süddeutschen Monatshefte« veröffentlichte. Felix Dahn, dem dieses Bändchen auch handschriftlich vorlag, zählt die Blüten der lyrischen Begabung H.s zu dem Allerschönsten, was er an deutscher Lyrik seit Goethe und Eichendorff kennt. Gerade hier strömt er die tiefsten und innigsten Empfindungen seiner zartbesaiteten Seele aus, die oft in Zwiespalt mit der Welt und sich selbst geriet.

In Beuthen schrieb er auch (im Auftrag des Königs Max II. von Bayern) eine Novelle, Walpurg, eine Geschichte aus der Zeit Max Emanuels (1859), welche die Epoche der tiefsten Erniedrigung Bayerns im spanischen Erbfolgekriege in düsteren Farben malt und in der späteren (gedrängten) Umarbeitung 1903 den Titel »Im Isartal« führt. In der ersten Zeit seines literarischen Schaffens reifte auch sein ungezügelt leidenschaftliches Russendrama in fünffüßigen Jamben, »Marfa«. Um ihre heißgeliebte Vaterstadt Groß-Nowgorod vor dem unvermeidlichen Untergange zu retten, wird Marfa, das Mädchen aus dem Volke, die Gemahlin des grausamen Zaren Iwan des Schrecklichen und verläßt ihren Bräutigam Andrei. Die schwere Schuld, die sie in diesem unvermeidlichen Konflikt zwischen Treue gegenüber dem Geliebten und Heimatliebe auf sich geladen hat, sühnt sie durch freiwilligen Tod. Die wenig sympathische Gestalt des Zaren zeichnete der Dichter meisterlich, ebenso die kühn entschlossene, im Glanze des fürstlichen Prunks sich unsäglich unglücklich fühlende Marfa, mit der die schöne Marie Pellet bei der Uraufführung des Stückes in Berlin am 20. März 1862 verdienten Erfolg errang. Doch ward dem Drama hier wie in der Folgezeit auf anderen Bühnen (in der stark abgeblaßten Umarbeitung in Prosa durch den Dichter mit dem veränderten Titel »Die Zarin«) nur ein kurzlebiges Dasein beschieden, und H. gesteht in einem scherzhaften Gedichte, daß ihn diese kärgliche Anerkennung seines dramatischen Schaffens zur Novellistik drängte.

Durch den Fürsten Carolath gewann er Fühlung mit den Kreisen des schlesischen und des Berliner Adels, dessen markanteste Typen in verschiedenen seiner späteren Romane und Novellen sprechend ähnlich abkonterfeit sind, wie zu manchen Zelebritäten der preußischen Hauptstadt: zu Julius Rodenberg, Karl Frenzel, Gustav Putlitz, Berthold Auerbach, Ferdinand Lassalle; doch engere Beziehungen knüpfte er damals nur mit Hans von Bülow und seiner Gattin Cosima (der nachherigen Gemahlin Richard Wagners) an,

und gerade diese nahm an H.s dichterischer Tätigkeit stets erfreulichen Anteil.

1863 übersiedelte H. nach Berlin und übernahm zwei Jahre darauf die Leitung des Modeblatts »Der Bazar«, damals der einzigen Modezeitung dieser Art. Die Zeit seines Berliner Aufenthalts pries er als die schönste und fruchtbarste seines Lebens. In den Schriftstellerkreisen Berlins spielte er bald eine gewisse Rolle. Mit Theodor Fontane, Julius Stettenheim, mit dem Lustspieldichter Georg Friedrich Belly und besonders mit den Kladderadatsch-Redakteuren, vorab dem geistvollen Wilhelm von Scholz, verband ihn innige Freundschaft. Unter seiner Leitung erhob sich der »Bazar« zu einem angesehenen, vielgelesenen Blatte, dessen eifrigster Mitarbeiter er selbst durch graziöse Novellen, geistsprühende Feuilletons und — sachkundige Modeberichte, letztere unter dem Pseudonym einer »Veronika von G.«, wurde. Trotz seiner angestrengten redaktionellen Tätigkeit fand er noch Muße zu reichem poetischen Schaffen. Mit Ausnahme einer unbedeutenden dramatischen Szene aus dem Jahre 1870 »Die Frau Majorin« und dem auf Rubinsteins Wunsch entworfenen Text zu einer Oper »Kain und Abel«, dessen Vertonung durch den Tod des Komponisten vereitelt wurde, schuf er in der Berliner Zeit nur Novellen und Romane, in denen sich ein vornehmer Geist offenbart, der ein feinfühliges Erfassen des bunten Wechselspiels des Lebens mit einem merkwürdigen Scharfblick für die Tiefen des Menschenherzens verbindet. Der kleinen Erzählung »Wo?« (1865) folgte im nächsten Jahre eine Sammlung von vier ungleichwertigen »Novellen«, unter denen »Der Schatten« und »Das ewige Licht« hervorragen. Die letztere ist ein Meisterwerk psychologischer Kleinmalerei auf düsterem Hintergrunde und bedeutet unzweifelhaft den Höhepunkt von H.s temperamentvoller, farbenfrischer Erzählungskunst. Der Schauplatz der Handlung dieser Klostergeschichte ist zweifellos Weltenburg a. D., und wie aus Erz gegossen steigen die beiden Hauptgestalten derselben empor: der gebieterische, streitbare P. Gregor und der bescheidene, milde P. Benedikt, zu dem wohl ein früherer Lehrer H.s, der Benediktinerpater Niedermayer, Modell stand. Möglicherweise hat den Autor das tragische Geschick des Benediktiners M. Enk, des Lehrers des Dichters Friedrich Halm, zu dieser Novelle mit angeregt. Später schrieb H. eine Art Vorgeschichte dazu in einem Roman »Benediktus«, den er 1876 mit einer unbedeutenden Novelle (»Baron Riedgras in der Residenz«) als »Neue Erzählungen« herausgab. Wohl wird hier der Gang der Handlung manchmal von episodischem Beiwerk allzu üppig umrankt; doch dafür entschädigt uns die minutiös getreue, mit verständnisvoller Sorgfalt ausgeführte Zeichnung der handelnden Personen, in erster Linie des »echten Priesters« Benediktus und der edlen Gräfin Cosima. Denselben unerbittlichen, an Turgenjew erinnernden Realismus wie bei der Schilderung der geheimen Seelenqualen des zelotischen Priors im »ewigen Licht«, der zum Mörder seines geistlichen Mitbruders wird, offenbart H.s Roman »Ohne Gewissen« (1871), die psychologische Analyse des Lebensganges eines brutalen Egoisten.

Dagegen atmet die stimmungsvolle Münchener Geschichte »Es regnet«, die zuerst im zweiten Jahrgang (1865) der von Hermann Schmid herausgegebenen kurzlebigen Zeitschrift »Der Heimgarten« erschien, sonnige Lebensfreude. »Ein Bildchen in Watteaus Geschmack« nennt die »Deutsche

Rundschau« (Bd. 21, 1879) diese anmutige, heitere Erzählung einer Hof- und Liebesintrigue aus der Zeit des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern. Der gleiche erquickende Humor waltet in H.s »Neuen Novellen« (Er kommt nicht, Hugilo von Waldrada, Der Packesel; 1872), von welchen uns die letzte, die bei aller Lustigkeit rührende Zeichnung eines selbstlosen Charakters einer »treuen deutschen Natur von Jean Pauls Gnaden«, nicht wenig anheimelt.

1875 kehrte H., der sich in Berlin ein Jahr vorher mit Rosalie Wichera vermählt hatte, nach München zurück; doch bald darauf verlegte er seinen Wohnsitz nach Kufstein. Mit Ausnahme der Romane »Die Dame ohne Herz« (1873) und »Benediktus« stehen seine novellistischen Arbeiten in dieser und in der letzten Berliner Zeit nicht auf gewohnter Höhe.

Besser gelang ihm ein Wurf auf dramatischem Gebiete in einem sinnigen Festspiel zum Jubiläum der Münchener Hofbühne (1878) »Vor hundert Jahren«, einem bedeutsamen Ausschnitt aus der Theatergeschichte der bayerischen Hauptstadt von ihren schüchternen Anfängen beim »Faberbräu« bis zur Umwandlung des bisherigen »italienischen Opernhauses« in München in ein »Hof- und Nationaltheater«. Seine unleugbare Begabung als Dramatiker bewies H. auch in einem vieraktigen Schauspiel »Die Freunde« (1879), dem bei einem Preisausschreiben der Münchener Hofbühne einstimmig der erste Preis zuerkannt wurde. Daß das bühnenwirksame Stück mit seiner lebenswahren Charakteristik der handelnden Personen sich die deutschen Bühnen nicht eroberte, hat seinen Grund weniger in der übertrieben pessimistischen Weltanschauung des Autors, die aus demselben klingt, als vielmehr in der unnatürlichen Lösung des dramatischen Knotens durch einen überseeischen *Deus ex machina*.

Sein dramatisches Talent ward H. zum Verhängnis, seit König Ludwig II. von Bayern es erkannt hatte und für sich allein ausnützte. Im Sommer 1876 betraute ihn dieser Monarch mit der Ergänzung des Grillparzerschen Bruchstückes »Esther« für seine Separatvorstellungen, und H. führte dieses Wagestück geschickt und mit bewundernswertem Anschmiegen an das Original durch. Das gleiche verständnis- und liebevolle Nachempfinden eines fremden Dichterwerkes bekundete er in der deutschen Bearbeitung (richtiger Neuschöpfung) von Kalidasas »Sakuntala« für seinen König, der weder an der allzu freien, wenn auch bühnenwirksamen Übertragung dieses Schauspiels durch Wolzogen noch an der allzu wortgetreuen Übersetzung desselben durch Rückert Geschmack gefunden hatte. Von da an ward H. der eigentliche Hofdichter Ludwigs II., mit der Verpflichtung jährlich ein bis zwei Dramen zu schreiben, wozu ihm außer dem Stoff auch öfter ausführliche szenische Angaben geboten wurden. Denn — wie Possart in seiner aus eigenen Erinnerungen geschöpften Broschüre »Die Separatvorstellungen vor König Ludwig II.«, 1901 — erzählt, wollte dieser menschenscheue Einsiedler auf dem bayerischen Königsthron nicht das »Romanhafte« der dramatischen Konzeption, sondern »die historische Treue der Vorgänge in lebendigen Gestalten, in echter, stilvollendeter Umrahmung« auf der Bühne verkörpert sehen. H.s »Königsdramen«, die leider der Öffentlichkeit mit einer einzigen Ausnahme sowohl auf der Bühne wie in Buchform geflissentlich vorenthalten wurden, sind trotz der »gebundenen Marschroute«, die dem Dichter hier

vorgeschrieben ward, voll sieghafter dramatischer Kraft und oft von berauschender poetischer Schönheit. Man fühlt deutlich, daß er hier, seinem Fürsten zu Gefallen, sein Bestes in seinem Empfinden und Können hingab. Nur geht er in der Verherrlichung der erhabenen Würde des Königtums manchmal entschieden zu weit, namentlich in den Dramen, deren leuchtenden Mittelpunkt Ludwig XIV. bildet, zu dem der bayerische Herrscher mit schwärmerischer Bewunderung aufblickte. Den schweren Vorwurf, den die ganze Meute literarischer Splitterrichter H. ins Angesicht schleuderte, er habe dadurch dessen »verderbliche Begeisterung« für den Sonnenkönig aufs neue geschürt, entkräftet der Dichter mit den Worten, daß an Haß und Liebe Ludwigs II. zu jener Zeit nicht mehr zu rütteln war.

Den Reigen dieser Dramen eröffnet das fünfaktige Schauspiel »Esther in St. Cyr« (1878). Der König wünschte, daß H. die Erstaufführung von Racines »Esther« vor Ludwig XIV. zu einem anschaulichen Zeitbild gestalte. H. löste diese Aufgabe in glänzender Weise, indem er die Entstehungsgeschichte und Aufführung der »Esther« als Rahmen seines Dramas wählte, in welchem sich der Triumph und Sturz des Kriegsministers Louvois, des grauenvollen Verwüsters der blühenden Pfalz, abspielt. Als wirksamer Gegensatz zu den prunkvollen Hofszenen erscheint Racines traulich gemütliche Häuslichkeit, die mit gewinnender Anmut gezeichnet ist. Ebenso lebensprühend wie hier der kühl berechnende Louvois ist der abenteuerliche spanische Minister Kardinal Alberoni in dem vieraktigen Schauspiel »Ehrgeiz und Königstreue« (1881) charakterisiert. Den Höhepunkt erreicht dasselbe in der großartigen Schlußszene des dritten Aktes, wo Alberoni in der Atochakirche in Madrid vor dem im Betstuhl ohnmächtig zusammengebrochenen König Philipp die brennend ehrgeizige Königin Elisabeth Farnese zu einem Staatsstreich überreden will und diese den teuflischen Versucher gewaltsam von sich stößt und dem wieder zum Bewußtsein erwachenden Gatten schluchzend zu Füßen stürzt. »Es ist eine Szene,« urteilt Possart, »die sich an Leidenschaft und Kraft, an Gefühlstiefe und Wirksamkeit dem Ergreifendsten anschließt, was die neuere dramatische Literatur geschaffen hat.«

An den Hof Ludwigs XIV. versetzen uns neuerdings ein vieraktiges Schauspiel »Das Testament König Karls II.« (1879), vom Dichter später selbst als das »langweiligste Drama« bezeichnet, jedenfalls das handlungsärmste aller seiner Stücke, und das fünfaktige Trauerspiel »Der Herzog von Burgund« (1879), das das rasche, geheimnisvolle Ende des Enkels Ludwigs XIV., des träumerischen Herzogs von Burgund, und seiner liebreizenden Gemahlin Adelaide von Savoyen in ansprechendster Weise schildert. Die leichtlebige Hofgesellschaft Ludwigs XV., vorab diesen Fürsten selbst und seine Maitresse, die Marquise von Pompadour, bildete H. in einem graziösen fünfaktigen Schauspiel »Der Genius des Ruhms« (1881) auf Wunsch seines königlichen Auftraggebers ab. Das Stück zeigt die kluge und lebenslustige Poisson, für welche Ludwig II. eine unbegreifliche Sympathie hegte, allerdings von ihrer besten Seite.

Ein weit dankbarerer Stoff zur dramatischen Gestaltung bot sich ihm in »Napoleon« (1881), und er schuf daraus ein überaus lebensfähiges Drama, das er in der späteren Umarbeitung »Josephine Bonaparte« nannte. Sein

Napoleon hat etwas von der dämonischen Größe des Grabbeschen Heros an sich; die Gestalt der Josephine dagegen ist von herzwarmer Innigkeit. Nach dem Tode König Ludwigs II. stand dieses Schauspiel lange Jahre auf dem Spielplan des Münchener Hoftheaters, und Possart, dessen Napoleon zu seinen unbestrittenen Glanzrollen zählte, brachte es auf seinen mannigfachen Gastspielreisen auch auf andere Bühnen, bis es zuletzt von dem »Schlafrock-Napoleon« Sardous in »Madame Sansgêne« verdrängt wurde.

Für 1880 sollte H. im Auftrag des Königs in einem Drama einen Besuch Friedrichs II. in Begleitung Voltaires bei seiner Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, behandeln und die Aufführung einiger Szenen aus Voltaires »Zaïre« in die Handlung verflechten. Mit Eifer stürzte er sich in diese Arbeit. Aus dem fein abgetönten, historisch treuen Bilde, das er in dem Schauspiel »Die Memoiren der Markgräfin« entrollt, heben sich besonders die Gestalten des jugendlichen, tatenlustigen Preußenkönigs und des geistreichen, blasierten Spötters Voltaire plastisch ab, und in der vortrefflich pointierten Schlußszene deutet er auf die unüberbrückbare Kluft in der Lebensauffassung des gekrönten und ungekrönten Philosophen. Leider wird die Wirkung des Stückes wieder durch die Erscheinung eines *Deus ex machina* (der Markgräfin als »Weiße Frau«) beeinträchtigt. Ebenfalls auf Anregung Ludwigs II. dichtete H. (1882—84) eine Art Hohenschwangau-Trilogie, drei an packenden Situationen und stimmungsvollen Szenen reiche Stücke mit historischem Untergrund, die nur eines gemeinsam haben: den Schauplatz der Handlung, das Lieblingsschloß des Vaters Ludwigs II., des Königs Max II. von Bayern. Das erste, »Der Minnesänger«, die Verherrlichung der Freundestreue nach der altdeutschen Sage von Engelhart und Engeltrut, ging nach dem Tode König Ludwigs II. unter dem von Possart vorgeschlagenen Titel »Der Klosterflüchtling« über die Münchener Hofbühne, unverdienterweise jedoch ohne Erfolg, und wurde zuletzt auf Betreiben des Erzbischofs von München, der in einer Szene mit Unrecht eine Verhöhnung des Abendmahls erblickte, verboten. Das Grundmotiv dieses Stückes, die Treue eines Sängers (des Minnesängers Hiltpold von Schwangau) zu seinem Herrn (dem Staufer König Heinrich) erklingt auch aus dem zweiten Schauspiel »Hohenschwangau«; doch ruht der dramatische Konflikt in einem Bruderzwist, der gewaltsam durch eine Vision gelöst wird. Das künstlerisch weitaus wertvollste Drama in diesem Dreigestirn ist das fünfaktige Schauspiel »Die Welfen auf Hohenschwangau«, das den erbitterten Kampf der Hohenstaufen und Welfen mit geradezu imponierender dramatischer Wucht schildert. Eine der bestgezeichneten Gestalten in diesem Stücke und in unserem neuen deutschen Geschichtsdrama überhaupt ist die Heldin desselben, Gertrud, die leidenschaftliche Tochter des deutschen Kaisers Lothar II. In dieses sein reifstes Drama fügte H. ein mittelalterliches Weihnachtsspiel ein und er gesteht selbst, daß er bei der Aufführung von der Schlichtheit und Innigkeit desselben »erdrückt« wurde. — Die Übertragung zweier Dramen Viktor Hugos (»Angelo, der Tyrann von Padua« und »Cromwell«), ebenfalls im Auftrag Ludwigs II., war H. wenig willkommen, ebenso die Dramatisierung des Gutzkowschen Romans »Fritz Ellrodt«, die jedoch über die ersten Anläufe nicht hinausgedieh. Denn über den unglücklichen Monarchen brach nun das Verhängnis herein, das auch seinen »Hofdichter« teilweise erfaßte.

Während seiner intensiven dramatischen Tätigkeit für Ludwig II. kam H. nur wenig zu novellistischen Arbeiten. Aus diesem Zeitraum stammen ein etwas phantastischer Roman »Der Theaterteufel« (1878), eine flott geschriebene Novelle »Der Karneval in Venedig«, eine kleine Sammlung von Erzählungen, betitelt »Mosaik« (1884), die u. a. das knappe, ergreifende Epos »Edmée« enthält, und die mit schalkhaftem Humor gewürzte Erzählung »Die Veranda am Gardasee«, während seine spätere Gardaseegeschichte »Am blauen Gardasee« auf einen ernsten Ton gestimmt ist. Den herrlichen See kannte er längst und nach dem Tode Ludwigs II. ließ er sich am Nordufer desselben, in Riva, dauernd nieder und bewohnte im Palazzo Martini ein fürstlich eingerichtetes Heim.

Nach dem tragischen Ende seines königlichen Gönners, der ihm mannigfache Beweise seiner Huld gegeben und u. a. auch den Kronorden, womit der persönliche Adel verbunden ist, verliehen hatte, begann für H. eine harte, an bitteren Enttäuschungen reiche Zeit. Die Mitwelt hatte ihn, der seine beste Kraft einem einzigen opferte, beinahe völlig vergessen. Daß das Verhältnis H.s zu demselben das lauterste war, beweisen die Briefe des unglücklichen Fürsten an seinen Hofpoeten, die seine Dichtkunst als eine Quelle der Freude und des Genusses überschwenglich feiern. Dieser aber erachtete es als ein Gebot der Pietät, den Lebensgang seines königlichen Herrn zu zeichnen. Doch bietet seine Biographie »König Ludwig II. von Bayern« (1893) wenig Neues, mit Ausnahme des Kapitels über die »Separatvorstellungen«, in welchem er durchwegs interessante persönliche Erinnerungen verwertete. Freilich drückte manche freimütige Äußerung hier seinen literarischen Gegnern neue Waffen wider ihn in die Hand. Mit diesem beklagenswerten Fürsten beschäftigte sich auch sein merkwürdig phantastischer Roman »Das Geheimnis des Königs«, allein ohne allzu deutliche Anspielungen auf denselben.

Den Anforderungen unserer jüngsten Sturm- und Drangperiode suchte er durch mehrere realistische Romane und Novellen nachzukommen, in denen sich jedoch sein weltfreudiger Optimismus nie ganz verleugnet. Alle Vorzüge seiner blendenden Darstellungskunst vereinigt sein Tendenzroman »Der Weg zum Himmel« (1889), der in geist- und phantasievoller Weise gegen die einseitige Bevorzugung des religiösen Standpunkts gegenüber einer rein menschlichen Auffassung des Lebens polemisiert. »Die Flucht vor dem Mammon«, die H. in einer gleichnamigen Novelle behandelt, ist auch der Grundgedanke seines Romans »Der reine Tor« (1890), während »Baronin Müller« das Schicksal einer Ehe zwischen einer Adeligen und einem Bürgerlichen mit versöhnlichem Ausklang schildert. In den Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft spielen auch epische Gaben von geringerem literarischen Wert: »Heitere Erzählungen« (1893), »Der Sänger« (1895), »Der Herr Stationschef«, »Im Sudan« (beide 1897), »Der Kommerzienrat« (1898), in einer späteren Umarbeitung »Die Sänfte der Pompadour« genannt, »Die Weltverächter« (1898), »Humoresken« (1904) u. a. Weit höher steht dagegen sein Roman »Gluck-Gluck« (1895), in welchem der Dichter den Alkohol als gesellschaftliches Gift scharf bekämpft. Wie hier so hat er auch in dem Roman »Eine nervöse Frau« (1898) auf die Zeichnung der Heldin besondere Sorgfalt verwendet. Letzteren Roman wollte Oskar

Blumenthal in Gemeinschaft mit H. dramatisieren, doch kam der Plan nicht zur Ausführung. Durchaus modern ist auch sein Roman »Der Volksfreund« (1896), »die Gabe einer aus dem Vollen schöpfenden Poetennatur«; doch nur die Eingeweihten wissen, daß er hier Lassalles Schicksale mit dem Schimmer der Poesie umwob und dessen Volksbeglückungsideen mit feinem Sarkasmus beleuchtete. Verblüffende Kenntnis des Lebens und Treibens der aristokratischen Kreise verrät auch sein biographischer Roman, »Brömmels Glück und Ende«, der mit kundiger Hand ein sprechend ähnliches Konterfei des englischen Modegecken George Brummell, des langjährigen, in allen Modefragen tonangebenden Vertrauten des Prinzen von Wales (des späteren Königs Georg IV.), und zugleich ein buntbewegtes, kraft- und lebensvolles Zeit- und Kulturbild entwirft. Als Motto für dieses Werk und zum Teil auch für seinen Roman »Der Maharadscha« (1900) gilt Balzacs Ausspruch: »*L'élégance c'est la vie!*« In dem Roman »Die neuen Heiligen« (1900) wirft er dem theosophischen Okkultismus keck den Fehdehandschuh hin. Freilich erlahmt seine Satire nach einigen guten Anläufen bald und verliert sich zuletzt ins Kleinliche. Auf alle Fälle aber entbehrt Karl Bleibtreus herbes Urteil hierüber, das dem Dichter »die Überzeugungstüchtigkeit umfassender Ignoranz« vorhält und in der Hauptfigur »eine bloße Verzerrung, mit Farben des Hasses gemalt«, erblickt, der nötigen Objektivität. H.s letzter Roman »Das Recht auf Liebe« in Nr. 157—199, Jahrg. 1906 der »Münchener Neuesten Nachrichten« erzählt in leidenschaftlich warmen Tönen die Herzensgeschichte einer edlen Frau, die zuletzt mit kühnem Entschluß die drückende Ehefessel zerbricht, die sie an einen unwürdigen Gatten kettet.

Viele seiner Novellen erschienen vor der Buchausgabe in Zeitschriften; doch nicht alle in denselben abgedruckten Beiträge übergab er später der Öffentlichkeit, so auch nicht die packende, historisch treue Studie »Der Freund Tibers« (in »Westermanns Monatsheften«, Bd. 61). Von anderen Prosaarbeiten ist sein Lebensbild »Karl Stieler« (1890) beachtenswert.

Sein Lebensherbst wurde durch mancherlei Widerwärtigkeiten getrübt. 1893 starb seine Gattin, und eine neue Ehe, die er drei Jahre später schloß, mußte nach kurzem Bestande wieder gelöst werden. Ein paar Jahre vor seinem Tode beglückte ihn die wonnige Liebe einer edlen, feinsinnigen Frau (Klara Schmidt), mit der er sich auch vermählte. Sie ward seine liebevolle Pflegerin in dem schweren, 1904 über ihn hereingebrochenen Siechtum, von welchem ihn ein sanfter Tod am 6. September 1905 erlöste. Gleich seinem vertrautesten Freunde in seinen letzten Lebensjahren, dem Tonkünstler Werner Rhenius in Berlin, bewahrt sie sein Gedächtnis mit rührender Treue. Als letzter Lichtblick der Freude erschienen ihm die Kundgebungen zu seinem 70. Geburtsfeste. Unter den Gratulanten stellte sich auch Prinzregent Luitpold von Bayern mit einem Glückwunschtelegramm ein; alte Freunde erinnerten sich des halb verschollenen Dichters wieder, der verbittert und vergrämt auf dem Krankenlager früherer glänzender Tage dachte, und die deutschen Blätter widmeten ihm (in großer Zahl) warmherzige Festartikel.

H. war eine vornehme, gewinnende Persönlichkeit, der beste Typus eines Gentlemans. »*Il nostro cavaliere*« hieß er bei den Rivanern, die ihn überaus schätzten. Trotz seiner mitunter arg bedrängten Lage (sein Unglück

war, daß er, wie Heimfelsen treffend bemerkt, zeitlebens »nur Dichter« war) verlor er nie den Lebensmut.

Auf novellistischem Gebiete steht er manchem unserer beliebtesten Erzähler ebenbürtig zur Seite. Worauf er das Licht seiner Phantasie fallen ließ, war es die Gegenwart oder Vergangenheit, immer blieb seine epische Kunst anziehend und anheimelnd und vor allem — natürlich. Den Dramatiker H. lernt wohl die Welt nie ganz kennen; denn gerade eine Reihe seiner besten Dramen ist im Archiv vergraben. Ernst von Possart, der sein Schaffen nach dieser Richtung hin in allernächster Nähe betrachten konnte, nennt ihn einen Dramatiker vom Scheitel bis zur Sohle und faßt das Gesamturteil über ihn als Dichter in die Worte: »Er gab der Welt mehr, als sie ihm gegeben.«

A. Dreyer.

Zu Band X, 119f. **Eduard Richter**. Durch ein Übersehen wurde der Name der Gattin Richters irrig gegeben. Es ist S. 121 Seefeldner statt Senfelder zu lesen. Die S. 121 u. 122 erwähnte Arbeit Richters über Bosnien ist nunmehr auch in der deutschen Originalfassung in den »Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina« B. X, 1907 S. 383 ff. (Beiträge zur Landeskunde von Bosnien und der Herzegowina, 163 Seiten) erschienen. Das S. 123 erwähnte Denkmal auf dem Mönchsberge, eine treffliche Arbeit des Bildhauers Julius Trantzl in Wien, wurde am 15. September 1907 enthüllt. Die bei dieser Gelegenheit gehaltene Gedenkrede von A. Penck wurde in der Österreichischen Rundschau XIII S. 57 ff. (1. Oktober 1907) abgedruckt.

Sieger.

I. Alphabetisches Namenverzeichnis

zum

Deutschen Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1906.

Name	Verfasser	Seite
Appel, Johann Freiherr v.	*O. Criste*	159
Auspitz, Rudolf	*E. Plener*	39
Bankel, Josef	*H. Holland*	153
Beemelmans, Friedrich	*H. Fuchs*	71
Beer, Eduard	*H. Fuchs*	91
Bekk, Adolf	*A. Sonntag*	152
Bernatzik, Wilhelm	*L. Hevesi*	272
Bier, Woldemar	*A. Reichardt*	175
Boltzmann, Ludwig	*A. Lampa*	96
Bork, Wilhelm	*H. Fuchs*	92
Brackebusch, Ludwig	*V. Hantzsch*	161
Bräutigam, Ludwig	*A. Tille*	52
Budde, Hermann v.	*v. Mühlenfels*	237
Burckhardt, Heinrich	*H. Holland*	127
Christ, Fritz	*H. Holland*	118
Cloos, Ulrich	*H. Fuchs*	68
Cramer, Richard	*H. Fuchs*	61
David, Jakob Julius	*St. Hock*	185
Eckardt, Aloys	*H. Holland*	113
Fabini, Ludwig	*Fr. Schuller*	93
Flüggen, Josef	*H. Holland*	107
Förstemann, Ernst	*A. Reichardt*	177
Goltz, Hermann	*D. Gennrich*	22
Gossmann, Friederike (Gräfin Prokesch-Osten)	*G. v. Berlepsch*	128
Goullon, Karl Heinrich	*P. Mitzschke*	59
Gruber, Christian	*V. Hantzsch*	165
Grunow, Johannes	*O. Kaemmel*	36
Gura, Eugen	*A. Frh. v. Mensi*	62
Hacker, Horst	*H. Holland*	136
Hahn, Josef	*H. Holland*	93
Harburger, Edmund	*H. Holland*	114
Hartmann, Eduard v.	*W. v. Schnehen*	72
Hassel, Paul	*A. Reichardt*	223
Herger, Edmund	*H. Holland*	92
Heyd, Wilhelm	*W. Lang*	42
Heyne, Moriz	*E. Schröder*	68
Hirschwald, Herrmann	*L. Pietsch*	104
Hultsch, Friedrich	*A. Reichardt*	180
Jahn, Hans		137
Israel, August	*A. Reichardt*	182
Lautenschläger, Karl	*A. Freiherr v. Mensi*	66
Lemayer, Karl Freiherr v.	*M. Schuster*	45
Lewinski, Alfred v.	*Dr. Krieg*	121
Lomnitz, Meltzl v. Oskar	*F. Schuller*	142
Mali, Christian	*H. Holland*	141
Matthiessen, Ludwig	*A. Vorberg*	116
Menger, Anton	*C. Grünberg*	3
Milde, Natalie v.	*E. Mitzschke*	57
Nathusius, Martin v.	*A. Uckeley*	55
Obst, Hermann	*V. Hantzsch*	171

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Reinhardt, Heinrich	*A. Büchi*	153	Schurz, Karl	*E. v. Halle*	244
Renk, Anton	*A. Sonntag*	70	Seidel, Heinrich	*J. Trojan*	123
Rothmund, August v.	*Eversbusch*	119	Speidel, Ludwig	*L. Hevesi*	193
Ruemann, Wilhelm v.	*H. Holland*	147	Süßmann, Hermann	*F. Schuller*	134
Saar, Ferdinand v.	*St. Hock*	224	Thielen, von	*v. Mühlenfels*	241
Scala, Ferdinand v.	*A. Sonntag*	152	Wittich, Adolf v.	*Dr. Krieg*	157
Schell, Herman	*Kieft*	110			
Schmidt, Emil	*V. Hantzsch*	168	Zimmermann, Julius	*H. Holland*	90
Schuller, Ludwig	*F. Schuller*	190	Zöckler, Otto	*H. Jordan*	148

II. Alphabetisches Namenverzeichnis

der

Ergänzungen und Nachträge.

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Achenbach, Oswald	*E. Daelen*	284	Nothnagel, Hermann	*J. Mannaberg*	296
Förster, Florentine	*H. Thimig*	282	Richter, E.	*Sieger*	316
Gurlitt, Wilhelm	*B. Seuffert*	286	Schmidt, Ernst	*K. D. Jessen*	276
			Schneider, Albert	*H. F. Hitzig*	277
Heigel, Karl v.	*A. Dreyer*	308	Stade, Wilhelm	*K. Krebs*	296
Koller, Rudolf	*E. Korrodi*	279	Wernicke, Karl	*K. Heilbronner*	290

TOTENLISTE

1906.

Ein Stern (*) vor dem Namen bezeichnet, daß das Biographische Jahrbuch dem Toten einen eigenen Nekrolog gewidmet hat, auf den mit BJ unter Angabe von Band- und Seitenzahl verwiesen ist; die am Schlusse jedes Artikels der Totenliste angeführte Literatur verzeichnet die Quellen des Bearbeiters und gibt auch weitere, zum Teil aus zweiter Hand geschöpfte Hinweise; **W** *deutet dabei an, daß dort ein Verzeichnis der Werke des Verstorbenen,* **P**, *daß ein Porträt beigegeben ist,* **N**, *daß sich ein ausführlicher Nekrolog an der betreffenden Stelle findet. — Andere Abkürzungen sind (die genaueren Titel in BJ III, 165*ff.):*

Brümmer = F. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts — BZ = Dietrich, Bibliographie der Zeitschriftenliteratur — KL = Kürschner, Literaturkalender.

Es bedeutet ferner:

AZB = Beil. z. Münch. Allgem. Zt. — DJZ = Deutsche Juristen-Zt. — DMW = Deutsche Med. Wochenschr. — DZL = Deutsches Zeitgenossen-Lexikon. Leipzig 1905 — Jb. d. d. B. = Jahrb. d. deutschen Bibliotheken — IZ = Leipz. Ill. Zt. — Kchr. = Kunstchronik — KW = Kunstwart — LE = Literar. Echo — LZB = Literar. Zentralblatt — Malerwerke = Fr. v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrh. — Müller-Singer = Müller-Singer, Allgem. Künstlerlexikon — Pataky = Pataky, Lexikon deutscher Frauen der Feder — Ref. = die Reformation — T = Tag. Ill. Teil — TR = Tägl. Rundsch. — TRU = Unterhaltungsbeil. d. Tägl. Rundsch. — Voss. TL = Totenliste d. Voss. Zt. — W = Woche.

Berlin. *Dr. Holleck-Weithmann.*

1906.

Abel, Karl, Prof., Sprachgelehrter; * Berlin 25. XI. 1837; † Wiesbaden 26. XI. — IZ 127, 942; Voss. Zt. 30. XI. M.-A.

Ahlefeld, Hunold Karl Johann Georg, Landgerichtsrat a. D., ältester Offizier der ehem. schlesw.-holstein. Armee; * Schleswig 19. II. 1819; † Kiel 9. II. — T 98 (P); Goth. Genealog. Taschenb. der Uradeligen Häuser 1907, 7.

Ahlhorn, Gerhard, Gutsbesitzer zu Jaderaltendeich, ehem. Reichstags- u. Landtagsabg.; † Oldenburg 27. XII. i. A. v. 92 J.; W 1907, 1, 8; Voss. Zt. 28. XII. M.-A.

De Ahna, Karl, Geh. Sanitätsrat, ehem. lib. Reichstagsabg.; * Meiningen 3. XII. 1847; † Arnstadt i. Thür. 11. IX. — Voss. TL; Hirth, G., Deutsch. Parlaments-Almanach, 16. Ausg. 1887, 118.

Aichberger, von, Wirkl. Geh. Legationsrat a. D.; † München 5. IV. — Voss. Zt. 7. IV. M.-A.

Aldenburg, Roger Freih. von, Geh. Rat u. Gesandter a. D.; † Wien 14. X. i. 79. Lebensj. — W 42, 1820.

Althof, Hermann, Germanist, Oberl. am Realgymn. zu Weimar; * Detmold 1. VI. 1854; † Weimar 2. V. — IZ 126, 832; T 241 (P); KL 1905, 15 (W).

Amann, Josef, Prof. f. Geburtshilfe u. Gynäkol., Hofrat, *Dr.*; * Helmprächting (Niederbayern) 13. III. 1832; † München 22. I. — Voss. Zt. 23. I. M.-A.; DMW 32, 152; Monatsschr. f. Geburtshülfe u. Gynäkol. 1906, 525 (A. Martin); Münch. Med. Wochenschr. 1906, 1169.

Amberg, Gustav, Prof., Reiselehrer d. Experimentalphysik; * Arnswalde 3. IV. 1831; † Heilanst. Tannenfeld (Sa.-Altenburg) 11. I. — Voss. Zt. 13. I. A.-A.; T 27 (P).

Anter, Adalbert, Prälat, Stiftspropst u. Pfarrer in Lauban; * Gröbnig, Kr. Leobschütz 24. IV. 1811; † Lauban 25. VI. — Voss. Zt. 26. I. M.-A.

***Appel,** Johann Frhr. v., österr.-ungar. Feldzeugmeister, General d. Kav.; * Sikirevicze 11. XI. 1826; † Gradiska 7. IX. — BJ XI, 159 (O. Criste); IZ 127, 425; W 37, 1596 (P); T 465 (P); Armee-Bl., Wien. 1906, 37; Kavallerist. Monatshefte, Wien. 1906, 132 ff; 239 ff. (Mniszek Ritter v. Buzenin, Baron Appel i. Feldzuge 1866).

Arenberg, Philipp Prinz v., päpstlicher Geheimkämmerer; * Héverlé 17. VI. 1848; † Wien 11. VIII. — IZ 127, 262.

Asch zu Asch auf Oberndorff, Adolf Frhr. v., bayr. General d. Inf. u. Kriegsminister; * München 30. X. 1839; † daselbst 18. II. — DZL 28; IZ 126, 298; W 8, 319 (P); T 96 (P); Militär-Zt. Berlin. 1906, 9.

Aschoff, Hugo v., Gen.-Major z. D.; * Mainz 1. VI. 1829; † Erfurt 8. IV. — Voss. Zt. 11. IV. M.-A.; Goth. Genealog. Taschenb. d. Briefadelig. Häuser 1907, 6.

Attenhofer, *Dr.*, Bundesrichter; † Lausanne 11. X. i. A. v. 70 J. — W 42, 1820.

Aubenas, Adolf, *Dr.*, früh. Prof. d. Frauenheilkunde; * Mutzig b. Molsheim (Unterelsaß) 22. VI. 1829; † Straßburg i. E. 29. III. — LZB 57, 589; DMW 32, 592.

Auer, Hans Wilhelm, Architekt, Prof. d. Kunstgesch., Architektur u. Plastik an d. Univ. Bern; * Wädenswil i. Kant. Zürich 26. IV. 1847; † Konstanz 30. VIII. — T 450 (P); W 36, 1552, 1560 (P); IZ 127, 371; Kchr. 17, 538; Schweiz. Bauzt. Bd. 48, Nr. 9.

Auerbach, Georg, *Dr. med.*, prakt. Arzt, Vorkämpfer f. d. freie Arztwahl; † Berlin 19. VII. — Voss. Zt. 21. VII. A.-A.

Ausfeld, Eduard, *Dr.*, Kgl. Archivdirektor, 1. Vors. des Magdeburg. Geschichtsvereins; * Schnepfental 27. V. 1851; † Magdeburg 4. IV. — IZ 126, 601; Geschichtsbl. f. Stadt u. Land Magdeburg, Bd. 41, 88 (G. Liebe).

***Auspitz,** Rudolf, hervorragender öst. Industr. u. Abg.; * 1837; † 10. III. — BJ XI, 39 (E. Plener).

Baden, Prinz Karl Friedrich Gustav Wilhelm Maximilian von, Preuß. Gen. d. Kav., Präs. d. 1. Kammer; * Karlsruhe 9. III. 1832; † daselbst 3. XII. — W 49, 2127, 2130 (P); IZ 127, 1042; Milit.-Zt. Berlin. 1906, 50; Goth. Genealog. Hofkalender 1905, 6.

Baeblich, Alexander, Rektor *emer.*, langjähr. Leiter des Städt. Schulmuseums zu Berlin; * Golchen, Kr. Demmin, 31. XII. 1828; † Gr.-Lichterfelde 7. X. — Voss. Zt. 9. X. A.-A.

Balder, Käthe, erste Operettensängerin des Leipz. Stadttheaters; * Berlin 29. IV. 1873; † Cöln a. Rh. 18. X. — Hamb. Corresp. 23. X. A.-A.

Bandemer, Rudolf Wilhelm Otto von, Kammerherr, Fideikommißbesitzer u. Rittm. a. D. auf Selesen b. Schmolsin, Kr. Stolp i. Pommern, Landtagsabg.; * Weitenhagen 19. VI. 1829; † Selesen 15. VIII. — T 422; W 34. 1462; Goth. Genealog. Taschenb. d. Uradeligen Häuser 1907, 51; Handb. f. d. Preuß. Haus d. Abg. 1899, 201.

***Bankel,** Josef B., Kupferstecher; * Nürnberg 1837; † München 12. VI. — BJ XI, 153 (H. Holland).

Barby, Rudolf v., Gen.-Lt. z. D.; * Potsdam 13. IX. 1821; † Wiesbaden 4. III. — Voss. Zt. 7. III. M.-A.; Milit.-Zt. Berlin. 1906, 11.

Barthel, Gustav Emil, Schriftsteller; * Braunschweig 21. VII. 1835; † Giebichenstein bei Halle 14. V. — LE 8, 1336; Degener, Wer ist's? 1906, 48 (W); KL 1905, 50 (W).

Barthels, Philipp, Geh. Kommerzienrat, Präs. d. Barmer Handelskammer; * Barmen 24. XI. 1838; † daselbst 9. VIII. — W 33, 1416.

Bauer, Gustav, Geh. Rat, *Dr.*, em. o. Prof., Mathematiker; * Augsburg 18. XI. 1820; † München 3. IV. — DZL 58; T 189 (P); W 15, 634; Sitzungsber. d. math.-phys. Kl. d. K. Bayer. Ak. d. Wiss. 1907, H 2 (C. Voit); AZB 1906, Nr. 271/272; Jahresber. d. Deutsch. Mathem.-Vereinig. Bd. 16, H 1.

Baur, Albert, Historienmaler; * Aachen 7. VII. 1835; † Düsseldorf 7. V. — Voss. Zt. 10. V. M.-A.; IZ 126, 832; T 239 (P); DZL 64; Kchr. 17, 390; Malerwerke 1, 53; Müller-Singer 1^3, 82/83.

Becher, Wolf, Berliner Arzt u. Schriftsteller, Begründer von Walderholungsstätten für schwache Kinder; * Filehne 6. V. 1862; † Schlachtensee b. Berlin 29. IV. — Voss. Ztg. 30. IV. A.-A.; IZ 126, 725; KL 1905, 64 (W); DMW 32, 767 (J. Schwalbe).

Becker, Gustav Adolf, Geh. Hofrat, früher Intendant des Koburger Hoftheaters; * Schleswig 8. VI. 1836; † Coburg 11. II. — Voss. Ztg. 14. II. M.-A.

***Beemelmans,** Friedrich Wilhelm, Ministerialrat i. Kais. Minist. f. Elsaß-Lothringen; * Prummern, Regbez. Aachen 22. XI. 1837; † Straßburg i. E. 2. IV. — BJ XI, 71 (H. Fuchs); Centralbl. d. Bauverw. 1906, Nr. 30.

***Beer,** Eduard, Geh. Baurat, Direktor der Städt. Wasserwerke zu Berlin; * Pobethen in Ostpreußen 3. I. 1848; † Berlin 18. (nicht 17.) I. — BJ XI, 91 (H. Fuchs); Voss. Ztg. 19. I. M.-A.; T 40 (P); Deutsche Bauzt. 1906, Nr. 8.

Behn, Heinrich Theodor, Bürgermeister von Lübeck; * Lübeck 15. II. 1819; † daselbst 28. II. — Kieler Zt. 2. III. M.-A., 5. V. A.-A.; Zt. f. Lit., Kunst u. Wiss. Beil. z. Hamb. Corresp. 1906, Nr. 21 (H. Diez); IZ 126, 355; E. F. Fehling, Heinrich Theodor Behn. Leipz. 1906.

Behr-Behrenhoff, Karl Felix Woldemar Graf v., Landrat a. D., Rittergutsbesitzer u. Mitgl. des Preuß. Herrenh. auf Lebenszeit; * Behrenhoff 23. VII. 1835; † daselbst 10. VI. — Voss. Zt. 11. VI. A.-A.; IZ 126, 947; Handb. d. Preuß. Herrenh. 1899, 283.

Behrendt, Fritz, Prof., Bildhauer; † Berlin 22. III. i. A. v. 62 J. — Voss. Ztg. 24. III. M.-A.; Kchr. 17, 329.

Beinhauer, Wilhelm Albert, Gutsbesitzer, Mitgl. d. Preuß. Hauses d. Abg.; * Vollmarshausen b. Kassel 7. VII. 1832; † daselbst 17. VIII. — Voss. Ztg. 18. VIII. A.-A.; Handb. f. d. Preuß. Haus d. Abg. 1899, 204.

Beit, Alfred, engl. Millionär, Kunstsammler; * Hamburg 1853; † Terwin Water, Hertfordshire 16. VII. — IZ 127, 154/55 (N mit P); W 29, 1244, 1252 (P); Who's who? 1906, 123; Kchr. 17, Nr. 31 (W. Bode).

***Bekk,** Adolf, Schulrat, *Dr.*, Schriftsteller; * Baden b. Wien 16. VI. 1830; † Bad Gastein 13. IX. — BJ XI, 152 (A. Sonntag); Hamb. Corresp. 16. IX. M.-A.; LE 9, 75; KL 1907, 81 (W).

Bennecke, Wilhelm, Dichter u. Schriftsteller, Red. d. Zs. »Hessenland«; * Kassel 11. XII. 1846; † daselbst 6. I. — LZB 57, 158; LE 8, 681; Hessenland, Jg. 20, Nr. 2 (C. Preser), Jg. 20, Nr. 2—3 (G. Schwiening), Jg. 21, Nr. 4 (H. Blumenthal).

Bennigsen, Hermann Erasmus von, Gen.-Major z. D.; * Breslau 3. VI. 1832; † Potsdam 23. V. — Voss. Ztg. 26. V. A.-A.; Goth. Geneal. Taschenb. d. Uradelig. Häuser 1907, 72.

Benrath, Hermann, Red. des Hamb. Corresp.; * Düren 6. XII. 1842; † Hamburg 9. XII. — Hamb. Corresp. v. 10., 11. u. 12. XII.

Bensheimer, Albert, Seniorchef d. Mannheimer Vereinsdruckerei u. des Verlages d. »Neuen Bad. Landeszt.«; * Mannheim 4. II. 1847; † daselbst 15. VIII. — IZ 127, 294; Börsenbl. f. d. dtschn. Buchhande v. 22. VIII. (Teickner).

Berg, Karl, Kommerzienrat, westf. Großindustrieller; † Bonn 26. V. — IZ 126, 924.

Bergler, Eduard Ritter von, k. u. k. Feldmarschalleutnant a. D.; * Fünfkirchen 1817; † Mödling b. Wien 25. IX. — IZ 127, 550.

***Bernatzik,** Wilhelm, österr. Landschaftsmaler; * Mistelbach (Niederösterreich) 18. V. 1853; † i. d. Hinterbrühl b. Mödling 25. XI. — BJ XI, 272 (L. Hevesi); W 48, 2084; 50, 2210 (P); IZ 127, 942; Kchr. 18, 8 (L. Hevesi); Blätter f. Gemäldekde. 1906, 158/59 (Th. v. Frimmel); Kunstfreund, Innsbruck, 1906, 36/37.

Bernecker, Konstanz, Organist, Komponist, Musikschriftsteller; * Darkehmen (Ostpreußen) 31. X. 1844; † Königsberg i. Pr. 9. VI. — T 324 (P); IZ 127, 43; DZL 92; Die Musik, Aug. 1906 (E. O. Nodnagel).

Bernuth, Fritz von, Gen.-Major z. D.; * Münster i. W. 15. XII. 1819; † Wiesbaden 6. X. — Voss. Zt. 8. X. A.-A.; Goth. Genealog. Taschenb. d. Briefadelig. Häuser 1908, 63.

Berthelen, Andreas, *Dr.*, Arzt, eifr. Förderer des Tierschutzes, Gegner d. Vivisektion; † Dresden 27. XI., 87 J. alt. — IZ 127, 942.

Bertram Efendi, Emil, Kaiserl. Ottomanischer Unterstaatssekretär a. D., W. Geh. Rat; * Halberstadt 10. VI. 1841; † Wiesbaden 21. XI. — W 49, 2136 (P); IZ 127, 881, 929 (Meyer-Elbing), 931 (P).

Besser, Leopold August, *Dr.*, Psychiater; * Altenburg in Sachsen 11. V. 1820; † Bonn 14. II. — LZB 57, 330; T 94 (P).

Betthmann, Sophie, geb. Voigt, Zeitgenossin u. Freundin Goethes; * Erfurt 15. III. 1808; † Göttingen 21. XII. — Voss. Zt. 24. XII. A.-A.; W 1907, 1, 8; LE 8, H. 20 (P) u. 9, 712.

Beuster, Emil, Geh. Sanitätsrat; † Berlin 18. III. i. 70. Lebensj. — Voss. Ztg. 20. III. M.-A.

Beyer, Konrad, Prof., *Dr.*, Hofrat, Dichter und Literarhistoriker, Rückertforscher; * Pommersfelden 13. VII. 1834; † Mainz 17. III. — Voss. Zt. 18. u. 20. III. M.-A.; LE 8, 1048; IZ 126, 435; Degener, Wer ist's? 1906, 86 (W).

Bickell, Gustav, Prof. f. semitische Sprachen a. d. Univ. Wien; * Kassel 7. VII. 1838; † Wien 15. I. — Voss. Zt. 16. I. M.-A.; IZ 126, 193; Israel. Wochenschr. 1906, 48.

***Bier,** Ernst Woldemar, Direktor d. Kgl. Turnlehrerbildungsanstalt in Dresden; * Schandau a. E. 25. VI. 1840; † Dresden 7. I. — BJ XI, 175 (A. Reichardt); Monatsschrift f. d. Turnwesen, Jg. 25, H. 2; Deutsche Turnzt. 1906, Nr. 6 (G. Klepl); Sächs. Schulztg. 1906, Nr. 6 (P. Züllchner).

Binder, Camille, Konservator am Kupferstichkabinett d. Straßb. Museums; * Münster, Ob.-Els. 24. X. 1848; † Straßburg i. E. 14. I. — Kchr. 17, 216.

Birkinger, Franz Xaver, Blumenmaler; † Wien i. 72. Lebensj. — Kchr. 17, 216.

Blankenhorn, Adolf, Prof. a. D., bekannter Reblausforscher; * Müllheim (Baden); † Konstanz 7. I. i. A. v. 62 J. — T 27 (P).

Blankensee, Waldemar von, Gen.-Major z. D.; † Ballenstedt a. H. 22. IV. i. A. v. 78 J. — Voss. Ztg. 24. IV. M.-A.; W 17, 722.

Blaschnick-Arndt, Fanny, Schriftstellerin; † Berlin 1. XI., 79 J. a. — LZB 57, 1576; Voss. Zt. 2. XI. A.-A.

Blecken v. Schmeling, Hermann, Gen.-Leutn. z. D.; * Berlin 28. III. 1838; † Köslin 19. XII i. A. v. 68 J. — W 52, 2262; Milit.-Zt. Berlin. 1906, 53; Voss. Zt. 20. XII. M.-A.

Blome, Gustav, Graf, österr. Staatsmann; * Hannover 18. V. 1829; † Kissingen 24. VIII. — Kieler Zt. 28. VIII. M.-A.; IZ 127, 371.

Bode, Leopold, Historienmaler; * Offenbach 11. III. 1831; † Frankfurt a. M. 26. VII. — IZ 127, 179; Kchr. 17, Nr. 32, Sp. 517.

Bodemann, Eduard, Geh. Reg.-Rat, Direktor d. Kgl. Bibliothek i. Hannover; * Ohrum, Kr. Hildesheim 8. VIII. 1827; † Hannover 23. IX. — Hamb. Corresp. 27. IX. A.-A.; T 513 (P); IZ 127, 531; Jb. d. d. B. 4, 55; Zs. d. Hist. Vereins f. Niedersachsen 1906, 295 (R. Doebner); KL 1905, 126 (W).

Bodman, Graf Franz von und zu, Vizepräsident d. 1. bad. Kammer; * Bodman 7. V. 1835; † Konstanz 15. XI. — T 588 (P); IZ 127, 881; W 47, 2040; Degener, Wer ist's? 1906, 108.

Böhme, Doris, Pianistin i. Dresden; † Dresden 25. VII. — Voss. Zt. 26. VII. A.-A.

Boehme, Gustav Adolf, Generalarzt a. D., Militärhygieniker; * 20. V. 1837; † Breslau 9. XI. — T 591 (P); Voss. Zt. 13. XI. M.-A.

Böhmer, Eduard, ehem. Prof. d. roman. Sprachen a. d. Univ. Straßburg; * Stettin 24. V. 1827; † Lichtenthal b. Baden-Baden 5. II. — T 74 (P); LZB 57, 299; IZ 126, 298; DZL 138; Degener, Wer ist's? 1906, 111 (W).

Bohnstedt, Alfred, Geh. Baurat, vortr. Rat i. Minist. d. öffentlichen Arbeiten; * St. Petersburg 9. IV. 1854; † Berlin 23. IX. — Voss. Zt. 25. IX. M.-A.; T 517 (P); Centralbl. d. Bauverw. 1906, Nr. 79.

*Boltzmann, Ludwig, Prof. d. theoret. Naturwissenschaften a. d. Univ. Wien; * Wien 20. II. 1844; † Duino b. Triest 5. IX. — BJ XI, 96 (A. Lampa); T 467 (P); IZ 127, 425, 456 (N mit P v. M. Weinberg); AZB 1907, Nr. 26/27 (A. Wassmuth); Physikal. Zs. Jg. 7, Nr. 19 (W. Voigt); Sitzungsber. d. mathem.-physikal. Kl. d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. 1907, H. 2 (C. Voit); BZ 19, 73: [Mathem.-naturwiss. Blätter, 1906, 205/9 (P. Ehrenfest); Naturwiss. Rundsch. 1906, 552 (A. Lampa); Zs. f. physikal. u. chem. Unterricht, 1906, 357 (A. Höfler); Österr. Rundsch. VIII, 479 (St. Meyer, Erinner. an B.)].

*Bork, Wilhelm, Geh. Baurat, Mitgl. d. Eisenbahndirektion Berlin; * Jakobshagen 1842; † Berlin 9. III. — BJ XI, 92 (H. Fuchs); W 11, 460.

Borries, August von, Prof. f. Eisenbahnmaschinenbau a. d. Techn. Hochsch. zu Charlottenburg; * Niederbecksen (Westfalen) 27. I. 1852; † Meran 14. II. — T 94 (P); IZ 126, 316; DZL 152; Organ f. d. Fortschritte d. Eisenbahnwesens i. techn. Beziehg. 1906, 47 (G. Barkhausen); Zs. d. Ver. dtschr. Ingenieure 1906, 353; Eisenbahn-techn. Zs. 1906, 239.

Bose, Karl Emil von, Kgl. Sächs. Landgerichtspräsident a. D.; * Chemnitz 21. VI. 1832; † 27. XI. — Voss. TL.; Goth. Genealog. Taschenb. d. Uradelig. Häuser 1907, 119.

Both, Gottlieb Karl Alexander von, Wirkl. Geh. R., Grhzgl. mecklenb. Kammerherr, Chef d. ob. Verw.-Beh. d. Grhzgl. Haushaltes; * Dargun 13. III. 1837; † Schwerin 1. IV. — W 14, 590; Degener, Wer ist's? 1906, 127; Goth. Genealog. Taschenb. d. Uradelig. Häuser 1906, 114.

Bothmer, Ernst Otto Karl v., Kais. Geh. Leg.-Rat a. D.; * Nienburg a. W. 18. IV. 1841; † Heidelberg 1. X. — Voss. TL.; Goth. Genealog. Taschenb. d. Uradelig. Häuser 1907, 127, 872.

Bourbon, Maria Beatrix Prinzessin von, geb. Erzherzogin von Österreich-Este; * Modena 12. II. 1824; † Görz 18. III. — IZ 126, 435; Goth. Genealog. Hofkalender 1906, 60.

Boxberg, Karl Freih. von, k. u. k. General d. Kav.; * Napagedl 7. II. 1817; † Stübing bei Graz 18. IV. — IZ 126, 638.

Boysen, Karl Georg Andreas, Kgl. Ökonomierat, Direktor des Hamburger Zentral-Schlachtviehhofs; * Heide 13. VI. 1839; † Hamburg 6. V. — Kieler Zt. 8. V. M.-A.; Hamb. Corresp. 8. V. M.-A.; Dtsch. landw. Presse 1906, Nr. 40 (Petersen).

*Brackebusch, Ludwig, früh. Prof. d. Geol. a. d. Univ. Cordova (Argent.); * Northeim i. Hannover 4. III. 1849; † Hannover 2. VI. — BJ XI, 161 (V. Hantzsch); T 309 (P); Voss. Zt. 8. VI. A.-A.

*Bräutigam, Johann Ludwig, Prof., *Dr.*, Oberlehrer, Literarhistoriker; * Breitingen 12. I. 1852; † Mühlhausen i. E. 22. X. — BJ XI, 52 (A. Tille); W 44, 1908; LE 9, 317; Niedersachsen Jg. 12, 79; AZB 1908, Nr. 45; KL 1905, 164 (W).

Branca, Maximilian Freih. von, bayer. General d. Inf.; * Aibling 19. XI. 1839; † München 29. XII. — T 1907, Nr. 7 (P); IZ 128, 57.

Brandt, August Ritter von, Altbürgermeister von Bamberg; * Schwarzenberg 11. XI. 1834; † Bamberg 27. IV. — W 18, 764.

Bratke, Eduard, Kirchenhistoriker; * Neuhaus b. Waldenburg i. Schles. 26. II. 1861; † Breslau 30. I. — W 6, 232; KL 1905, 159 (W).

Braun, Max von, Obermediz.-Rat, *Dr.*, † München 18. IV. i. A. v. 75 J. — Voss. Zt. 21. IV. M.-A.

Braun, Otto, Ministerialdirektor im bad. Minist. des Innern; * Konstanz 1852; † Karlsruhe 11. XI. — Voss. Zt. 13. XI. A.-A.; T 588 (P).

Bresselau von Bressensdorf, Adolar, Gen.-Leutn. z. D.; * 1836; † München 17. IV. — T 211 (P); Milit.-Zt. Berlin. 1906, 19.

Breuer, Johann Adolf, Mitgl. des Dtsch. Reichstages; * Stammeler Burg, Kr. Bergheim 21. II. 1831; † Großmönchshof b. Niederaußem (Rheinpr.) 1. XII. — Reichstags-Handbuch 1903, 195; IZ 127, 942.

Brincken, Egon Freih. von den, Wirkl. Geh. Rat, ehem. dtsch. Gesandter im Haag; * Schloß-Gebesee b. Erfurt 5. I. 1835; † daselbst 6. IV. — T 200 (P); Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1905, 82.

Bruchhausen, Karl von, preuß. Major a. D., Militärschriftsteller; * Stovern 6. XII. 1851; † Berlin 13. V. — T 252 (N mit P von M. Schneidewin); IZ 126, 924; Degener, Wer ist's? 1906, 150 (W).

Brübach, Porträtmaler; * Cassel 5. III. 1861; † daselbst 23. XI. — Voss. TL.

Brunck, Ulrich, Gutsbes. i. Kirchheimbolanden, national-lib. Reichstagsabg.; * Winterborn (Pfalz) 9. X. 1833; † 26. XII. — Voss. TL; Reichstags-Handb. 1893, 150.

Bruppacher-Maurer, Heinrich, *Dr.*, Mitarb. am Schweiz. Idiotikon; † Zollikon 27. V. — LZB 57, 835.

Brusch, Karl, Pfälzer Dialektdichter; * Zweibrücken 30. V. 1834; † daselbst 26. VI. — LZB 57, 1020.

Buchenau, Franz, Botaniker; * Cassel 12. I. 1831; † Bremen 23. IV. — Hamb. Corresp. 25. V. A.-A.; T 215 (P); IZ 126, 725; KL 28, 189.

Bucher, Franz Josef, Senior d. Schweizer. Hotelfirma Bucher-Durrer; † Kairo i. A. v. fast 73 J. — W 45, 1988.

Buchwald, Alfred, Prof., *Dr.*, Privatdoz. d. Arzneimittellehre u. Therapie a. d. Univ. Breslau; * Kleingaffron bei Raudten 17. III. 1845; † Breslau 16. XII. — T 651 (P); IZ 127, 1069.

***Budde,** Hermann von, preuß. Minister d. öffentlichen Arbeiten, Gen.-Major z. D.; * Bensberg 15. XI. 1851; † Berlin 28. IV. — BJ XI, 237 (v. Mühlenfels); DZL 195; W 18, 763, 766 (P); IZ 126, 680 (P); M.-Wbl. 1906, Nr. 56; Milit.-Zt. Berlin. 1906, 19; Deutsche Wirtsch.-Zt. Jg. 2, Nr. 10; BZ 18, 75: [Zentralbl. d. Bauverw. 1906, Nr. 36 (P); Dtsch. Bauzt. 1906, Nr. 36; Universum. Beil.: Weltrundsch. 1906, 195 (Lynkeus); Eisenbahntechn. Zs. 1906, 409; Der Deutsche IV, 133 (A. Faßhauer)].

Büchner, Julius, Landgerichtspräsident; † 6. VI. i. A. v. 55 J. — Voss. TL.

Bülow, Hermann von, Reichsgerichtsrat; * Nienburg 4. III. 1842; † Leipzig 24. X. — T 556 (P); W 44, 1908.

Bünting, Oswald von, Gen.-Leutn. z. D. * Posen 29. IX. 1827; † Berlin 2. VII. i. A. v. 78 J. — Voss. Zt. 3. VII. A.-A.; Milit.-Zt. Berlin. 1906, 29.

***Burckhardt,** Heinrich, Glasmaler; * Eisfeld i. Thür. 13. V. 1822; † St. Georgen a. Ammersee 22. VIII. — BJ XI, 127 (H. Holland).

Burt, Henry von, Oberstleutn. z. D., Neffe u. Schwager Moltkes; * Itzehoe; † Rostock 20. VIII. i. A. v. 65 J. — T 445 (P); W 36, 1552, 1560 (P).

Cabanis, Jean Louis, Ornithologe; * Berlin 8. III. 1816; † Friedrichshagen b. Berlin 20. II. — T 100 (P); IZ 126, 316.

Casper, Theodor, Gen.-Major z. D., * Kähmen, Kr. Krossen, 20. IV. 1834; † Charlottenburg 2. I. — Voss. Zt. 3. I. M.-A.

Cerrini di Monte Vacchi, Anton Maria von, sächs. Gen.-Leutn. z. D.; * Pillnitz 1829; † Kötzschenbroda 7. I. — Voss. Zt. 9. I. A.-A.

Cetto, Anton Freih. von. außerord. Gesandter u. bevollm. Minister Bayerns beim Päpstl. Stuhl; * Wien 26. I. 1835; † Rom 15. II. — Voss. Zt. 17. II. A.-A.; IZ 126, 316; Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1907, 105.

Charlemont, Eduard, Genremaler; * Znaim 1848; † Wien Nacht 8./9. II. — Kchr. 17, 230 (L. Hevesi).

Chelius, Oberbergrat, *Dr.*, früh. Doz. d. Mineralogie u. Geologie a. d. Techn. Hochsch. i. Darmstadt; * Langenschwalbach 9. IV. 1857; † Darmstadt 5. I. — LZB 57, 114.

***Christ,** Fritz, Bildhauer; * Bamberg 7. I. 1866; † München 5. VII. — BJ XI, 118 (H. Holland); Kchr. 17, Nr. 31.

Christ, Wilhelm von, Prof. d. klass. Philologie a. d. Univ. München; * Geisenheim a. Rhein 2. VIII. 1831; † München 8. II. — T 76 (P); IZ 126, 229, 230 (P); DZL 223; AZB 1906, Nr. 34; Archiv f. latein. Lexikographie u. Grammatik 1906, 610.

Clauson-Kaas, Adolf von, Förderer des Handarbeitsunterrichts; * Langenfelde bei Altona 16. V. 1826; † Kopenhagen 28. X. — AZB 1906, Nr. 285; IZ 127, 789.

***Cloos,** Ulrich, Reg.- u. Baurat; * Goch a. Rhein 16. VIII. 1852; † Köln 8. V. — BJ XI, 68 (H. Fuchs).

Cnopf, Julius, Direktor des Kinderhospitals zu Nürnberg; * 5. VII. 1823; † Nürnberg 20. I. — LZB 57, 226; Münch. Mediz. Wochenschr. 1906, 366 (R. Th. Cnopf).

Cohen, Gustav G., Hauptförderer des Zionismus; † Hamburg 10. XII., 76 J. alt. — Voss. TL.

Cohn, Hermann Ludwig, Geh. Med.-Rat, Prof. d. Augenheilkunde a. d. Univ. Breslau; * Breslau 4. VI. 1838; † daselbst 11. IX. — T 467 (P); IZ 127, 456 (I. Kastan), 464; Degener, Wer ist's? 1906, 192 (W); BZ 19, 84: [Archiv f. Kinderheilkunde, 1906, 160 (Baginsky); Centralbl. f. prakt. Augenheilkunde, 1906, 283 (Hirschberg); Leopoldina, 1906, 136 (E. Roth); Soziale Medizin u. Hygiene, 1906, 593; Klin. Monatsbl. f. Augenheilkde. 1906, 543 (A. E. Fick); Medizin. Reform, 1906, 467; Berl. Klin. Wochenschr. 39, 1297 (Czellitzer); DMW 32, 1671 (Horstmann); Münch. Mediz. Wochenschr. 1906, 2064 (Wolffberg); Wochenschr. f. Therapie u. Hygiene d. Auges, 1906, 1, 9; Zs. f. Schulgesundheitspflege, 1906, Nr. 12 (F. Erismann)].

Conrad, Karl, Direktor der Kgl. Münze in Berlin; * Frankfurt a. M. 16. VI. 1828; † Berlin 16. IV. — IZ 126, 638.

Cormann, Geh. Oberjustizrat, Landgerichtspräsident a. D.; * Aachen 27. VIII. 1830; † Saarbrücken 1. IX. — IZ 127, 425.

Coudenhove-Kalergi, Heinrich Graf von; * 12. X. 1859; † Stockau bei Ronsperg i. Böhmen 14 (15?) V. — IZ 126, 832; W 21, 894.

Cramer, Julius, Geh. Oberjustizrat; † Wiesbaden 26. XI. i. A. v. 76 J. — Voss. Zt. 27. XI. A.-A.

*Cramer, Richard, Prof., Kgl. Baurat, hervorragender Ingenieur; * Köthen 13. VI. 1847; † Berlin 9. IX. — BJ XI, 61 (H. Fuchs); IZ 127, 464.

Crome-Schwiening, Carl, Schriftsteller u. Dramaturg; * Syke b. Bremen 13. II. 1858; † Hannover 24. VI. — IZ 127, 43.

Croy-Dülmen, Herzog Karl Alfred von, erbl. Mitgl. des preuß. Herrenh.; * Brüssel 29. I. 1859; † Jagdschloß Karapancsa i. ungar. Komitat Fünfkirchen 28. IX. — W 40, 1732; IZ 127, 629.

Cüppers, Wilhelm Hubert, Schulrat, Direktor d. Provinzial-Taubstummenanstalt zu Trier; * Hückelhoven, Kr. Erkelenz, Reg.-Bez. Aachen 27. VII. 1827; † Trier 9. VII. — IZ 127, 102; Voss. Zt. 12. VII. M.-A.; Huschens, W. H. Cüppers, Ein Lehrerbild. Trier, Selbstverl.

Czermak, Wilhelm, Prof. d. Augenheilkunde a. d. dtsch. Univ. i. Prag; * Brünn 12. X. 1856; † Lans b. Innsbruck 9. IX. — Voss. Zt. 11. IX. A.-A.; T 478 (P); IZ 127, 464; BZ 19, 86: [Deutsche Arbeit, 1906, VI, 135 (H. Ulbrich); Archiv für Augenheilkunde, 1906, I (Ulbrich); Archiv f. Ophthalmologie, 1906, I (E. Fuchs); Mittlgn. d. Vereins d. Ärzte i. Steiermark, 1906, 205 (Dimmer); Klin. Monatsbl. f. Augenheilkde. 1906, 427 (Ulbrich); Wiener klin. Rundsch. 1906, 745 (C. Hirsch); Verhandl. d. Ges. dtschr. Naturforscher u. Ärzte, 78, T. 2. H. 2, 80 (T. v. Györy, Histor. Wahrheit i. d. sog. Prioritätsstreit Czermak-Türk.); Die mediz. Woche, 1906, 513 (A. Vossius); Wiener klin. Wochenschrift, 1906, 1177 (Salzmann); Prager mediz. Wochenschr. 1906, 371 (R. v. Jaksch); Wochenschr. f. Therapie u. Hygiene d. Auges, 1906, IX, 409 (Lederer)]; DMW 32, 1711 (Horstmann).

Dänzer, Karl August, hervorragender Deutsch-Amerikaner; * Odenheim bei Bruchsal 17. VII. 1820; † Neckarsulm 19. IX. — Hamb. Corresp. 22. IX. A.-A.; IZ 127, 502.

Dallwitz, Sigismund von, Rittergutsbesitzer, konserv. Parlamentarier; * Insterburg 18. XII. 1830; † Berlin 19. XII. — W 52, 2262; IZ 128, 11; Reichstags-Handb. 1903, 201.

Danzer, Eduard, langjähr. Besitzer u. ehemal. Direktor des Wiener Orpheums; † Wien 2. X. — Hamb. Corresp. 5. X. M.-A.

*David, Jakob Julius, Dichter und Schriftsteller; * Weißkirchen (Mähren) 6. II. 1859; † Wien 20. XI. — BJ XI, 185 (St. Hock); W 48, 2084, 2090 (P); IZ 127, 881; LE 9, 437, 522 (Literatur-Ang.), 484; DZL 250; AZB 1906, 275 (A. Bettelheim); Österr. Rundsch. Bd. 9, H. 3 (St. Zweig); Die Wage, Jg. 9, Nr. 48 (R. Guttmann); Hilfe, 1908, 17 (C. Gruber); A. Caspary, In Memoriam: J. J. David. Köln 1908. BZ 20, 81: [Blaubuch, 1907, Nr. 10 (R. Strauß); Gegenwart, 1907, Nr. 1 (H. Bethge); Türmer, 1907, Jan., 571].

Deimling, Ludwig von, Generallt. z. D., ehem. Flügeladjutant des Großherzogs v. Baden; * 23. I. 1833; † Baden-Baden 15. X. — Voss. Zt. 16. X. M.-A.; Militär-Zt. Berlin. 1906, 43.

Delfs, Ernst August Moritz, Hamburger Schlachten- u. Tier-Maler; * Segeberg 18. IV. 1823; † Hamburg 28. XII. — Hamb. Corresp. 4. I. 07 M.-A.

Demmering, Gerhard, Verlagsbuchhändler (Böhlaus Nachf.); * Leipzig-Lindenau 9. XII. 1854; † Weimar 22. XI. — LZB 57, 1688.

Detten, von, Berghauptmann, Leiter des Oberbergamts Clausthal; * Herne i. Westfalen 12. VII. 1838; † Clausthal 29. XII. — W 1 (07), 8.

Dettinger, Johannes von, württemb. General d. Inf. z. D.; † Kannstatt 13. IV. i. A. v. 63 J. — Voss. Zt. 18. IV. M.-A.; IZ 126, 638; Militär-Zt. Berlin. 1906, Nr. 17.

Diebitsch, Oskar von, General-Major z. D.; † Kunzendorf, Kr. Sprottau 18. V. i. 82. Lebensj. — Voss. Zt. 20. V. M.-A.; W 21, 894.

Dielmann, Georg, Bildhauer; † Frankfurt a. M. 30. X. i. A. v. 56 J. — Voss. Zt. 31. X. M.-A.; Kchr. 18, 73.

Diesterweg, Moritz, Verlagsbuchhändler; * Berlin 1. III. 1834; † Frankfurt a. M. 19. II. — LZB 57, 370.

Dietert, Konrad, Kontreadmiral z. D.; † Oldenburg 18. IX. i. A. v. 62 J. — IZ 127, 502; Voss. Zt. 20. IX. M.-A.

Dietrichstein zu Nikolsburg, Fürstin Alexandrine; * Prag 29. II. 1824; † Wien 22. II. — W 9, 372; Goth. Genealog. Hofkalender 1905, 122.

Dilthey, Hofprediger; * Sonsfeld b. Haldern (Rheinpr.) 11. VI. 1857; † Weimar 11. II. — Voss. Zt. 13. II. A.-A.

Dincklage, Ferdinand Freih. von, Reichsgerichtsrat; * Vörden i. Hannover 12. IV. 1839; † Leipzig 4. I. — T 18 (P); IZ 126, 49.

Dittenberger, Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. klass. Philologie a. d. Univ. Halle; * Heidelberg 31. VIII. 1840; † Halle 29. XII. — T 1907, No. 5 (P); IZ 128, 57; DZL 269.

Dittmar, Emil, hess. Justizminister a. D.; * Lampertheim, Kr. Bensheim 9. VII. 1842;

† Darmstadt 15. VII. — Voss. Zt. 16. VII. A.-A.; W 29, 1244, 1252 (P).

Dönhoff, Karl Graf von, Gesandter u. bevollm. Minister am sächs. Hofe; * Berlin 27. VII. 1833; † Dresden 29. VI. — IZ 127, 43; Degener, Wer ist's? 1906, 236.

Dörffel, Ottokar, hervorrag. Pionier des Deutschtums in Brasilien; * Waldenburg (Kgr. Sachsen) 24. III. 1818; † Joinville (Südbrasilien) 18. XI. — IZ 128, 61/62 (N m. P von J. Reichelt).

Dohna-Schlobitten, Amélie Fürstin zu; * Charlottenburg 1. XI. 1837; † Schlobitten 18. VIII. — W 34, 1462; Goth. Genealog. Taschenb. d. gräfl. Häuser 1907, 228.

Dreesbach, August, sozialdemokr. Mitgl. d. Dtsch. Reichstages; * Düsseldorf 13. VIII. 1844; † Berlin 25. XI. — IZ 127, 942; Reichstags-Handb. 1903, 209; BZ 19, 93: [Die neue Gesellschaft, 2, H. 10 (F. J. Ehrhart)].

Dreyschock, Felix, Pianist u. Komponist; * Leipzig 27. XII. 1860; † Berlin 1. VIII. — IZ 127, 222; Degener, Wer ist's? 1906, 246.

Drude, Paul, Prof. d. Physik, Direktor des physikal. Instituts a. d. Univ. Berlin; * Braunschweig 12. VII. 1863; † Berlin 5. VII. — Voss. Zt. 6. VII. M.-A; IZ 127, 102; W 28, 1204 (P); DZL 283; Annalen d. Physik, 1906, No. 9, S I—IV (M. Planck m. P); Physikal. Zs. Jg. 7, No. 14; Zur Erinnerung an Paul Drude. Zwei Ansprachen von F. Richarz u. W. König. Mit e. Bilde u. e. Verz. der wiss. Arbeiten Drude's. Gießen 1906; BZ 19, 94: [Berichte d. dtsch. physikal. Gesellschaft, 1906, 599; Mathem.-naturwiss. Blätter, 1906, 174 (M. Laue); Naturwiss. Rundsch. 1906, 413 (F. Kiebitz); Zs. f. d. physikal. u. chem. Unterricht, 1906, 277 (Bühring)].

Düsterdieck, Friedrich H. Ch., *D. Dr.*, Ober-Konsistorialrat u. Generalsuperintendent; * Hannover 14. VII. 1822; † daselbst. T 224 (P); Degener, Wer ist's? 1906, 250 (W).

Dufayel, Karl, Telegraphendirektor; * Neustrelitz 24. V. 1856; † Kissingen Anf. Aug. — Voss. Zt. 7. VIII. M.-A.; W 32, 1374; KL 1905, 279.

Dunin-Borkowski, Miecislaus, Graf, Mitgl. d. österr. Herrenhauses; * Plotycz 30. VII. 1833; † Mielnica 12. XI. — Voss. Zt. 13. XI. M.-A.; Goth. Genealog. Taschenb. d. gräfl. Häuser 1907, 125, 1031.

Dzierzon, Johannes, Altmeister d. Bienenzucht; * Lowkowitz (Ob.-Schles.) 16. I. 1811; † daselbst 26. X. — IZ 127, 789; W 44, 1908, 1914 (P).

Ebmeier, Emil, Landgerichtspräsid.; * 19. IX. 1822; † Naumburg a. S. 8. I. i. A. v. 83 J. — Voss. Zt. 9. I. A.-A.

Ebner, Ludwig, Prof. d. Chirurgie a. d. Univ. Graz; * Wien 5. V. 1851; † Graz 20. VI. — Voss. Zt. 21. VI. A.-A.

Ebner von Eschenbach, Hermann Freih., Kgl. bayer. Oberst a. D.; Senior des Geschlechts; * Nürnberg 9. VII. 1825; † Eschenbach 29. III. — IZ 126, 557; Goth. Genealog. Taschenbuch d. Freih. Häuser 1907, 944.

Ebner von Eschenbach, Karl August Freih., Kgl. bayer. Landgerichts-Präsident a. D.; * Eschenbach 25. III. 1829; † St. Gilgenberg b. Bayreuth 25. XI. — Voss. TL; Goth. Genealog. Taschenbuch d. Freih. Häuser 1908, 164.

***Eckardt,** Aloys, Landschafts- u. Genremaler; * Lichte 1845; † München 1. III. — BJ XI, 113 (H. Holland).

Eden, Wilhelm, General-Major z. D.; † Freiburg i. B. 15. V. i. A. v. 55 J. — Voss. Zt. 17. V. A.-A.

Egger, Augustin, Bischof von St. Gallen, Vorkämpfer f. die Unfall- u. Krankenversicherung u. Abstinenzbewegung; * Kirchberg (Toggenburg) 1833; † St. Gallen 12. III. — IZ 126, 435.

Ehrhardt, Wolfgang, Geh. Med.-Rat, *Dr.*; † Traunstein 18. X. i. A. v. 88 J. — W 44, 1908; LZB 57, 1576.

Eichhorn, Gerhard, Geh. Ob.-Justiz-Rat, Senatspräsident a. Kammergericht; † Berlin 8. XII. i. A. v. 59 J. — Voss. Zt. 10. XII. A.-A.; W 50, 2172.

Ellrichshausen, Freih. Joseph von, Kgl. württemb. Oberst a. D., früh. Mitgl. d. dtsch. Reichstages; * Stuttgart 6. II. 1832; † Schloß Assumstadt b. Heilbronn 11. IX. — IZ 127, 464; G. Hirth, Dtsch. Parlaments-Almanach 1887, 144; Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1907, 944.

Emmerling, Adolf, Geh. Reg.-Rat, *Dr. phil.*, Tit.-Prof. d. Chemie a. d. Univ. Kiel, Vorst. d. agrikultur-chem. Laboratoriums d. Landwirtschaftskammer d. Prov. Schleswig-Holstein; * Freiburg i. B. 13. VI. 1842; † Baden-Baden 17. III. — T 157 (P); IZ 126, 473; Chemiker-Zt. (Cöthen) Jg. 30, Nr. 25; BZ 19, 101: [Die landwirtsch. Versuchsstation, Bd. 64, 427 (Wehnert m. P)].

Ende, Reinier von, preuß. Generallt. a. D.; * Fulda 21. IX. 1844; † München 1. VIII. — TR 2. VIII. A.-A.; IZ 127, 222; Militär-Zt. Berlin, 1906, 33.

Enderlein, von, ehem. Oberlandesgerichts-Präsident in Augsburg; † 17. VII. i. A. v. 74 J. — Voss. TL.

Endert, Adalbert, Bischof; * Fulda 22. XII. 1850; † daselbst 17. VII. — IZ 127, 179; W 30, 1288.

Engel-Reimers, Joh. Aug. Julius, bedeutend. Hamburger Arzt; * Hamburg 2. IV. 1837; † daselbst 10. III. — Voss. TL.

Erdmann-Jesnitzer, Friedrich, Direktor des Stadttheaters in Bremen; * Magdeburg 24. VI. 1854; † Meran 23. IV. — T 211 (P); IZ 126, 725; Degener, Wer ist's? 1906, 279; NTA 1907, 175.

Erhart, Maria, Kgl. sächs. Kammersängerin; * Wien; † Klosterneuburg i. 60. Lebensj. — Hamb. Corresp. 16. VII. A.-A; NTA 1907, 180.

Etzdorff, Ludwig von, Generallt. z. D.; * Etzdorff i. Altenburgischen 22. IV. 1831; † Berlin 22. XII. — Voss. Ztg. 23. XII. M.-A.; Militär-Zt. Berlin, 1906, 53; W 52, 2262.

Evers, Hermann, Landgerichtsrat a. D., ehem. Reichst.-Abg. Zentr.; * Warburg (Reg.-Bez. Minden) 29. V. 1825; † Bielefeld 28. V. — Voss. TL; Reichstags-Handb. 1890, 163.

Evers, Matthias, Prof. *Dr.*, Direktor des Gymn. i. Barmen, Literarhistoriker und Pädagoge; *, Mengershausen b. Göttingen 21. VIII. 1845; † Engelberg (Schweiz) 25. VIII. — LZB 57, 1285; KL 1905, 326 (W).

Ewald, Otto, Schauspieler, Sänger und Regisseur; * Hannover 18. III. 1843; † Cassel 18. III. — IZ 126, 473; KL 1905, 326; NTA 1907, 173.

Eynern, Ernst von, nationallib. Landtagsabg.; * Barmen 2. IV. 1838; † daselbst 2. XI. — Voss. Zt. 2. XI. A.-A.; T 562 (P); IZ 127, 789; Handb. f. d. preuß. Haus d. Abg. 1899, 230 (W).

Eyth, Max von, Ingenieur, Begründer d. Dtsch. Landwirtschaftsgesellschaft; * Kirchheim u. T. 6. V. 1836; † Ulm 25. VIII. — IZ 127, 331; 126, 697 (P); W 35, 1513 (P); DZL 342; LE 8, 1232; 9, 356; Jahrb. d. Dtsch. Landwirtsch.-Ges. Bd. 22, 1907, H. 1 (Thiel: Gedächtnisrede auf M. v. E.); TRU Nr. 105 (F. M. Feldhaus); TRU Nr. 202 (E. Clausen); TRU Nr. 276 (Clausen); Welt u. Haus, Jg. 5, H. 34 (F. Grautoff, M. E. Ein Nachw. z. s. 70. Geburtstag); Der alte Glaube, Jg. 8, Nr. 2 (R. Schaefer); Deutsche Kultur, Jg. 2, H. 18 (H. K. E. Buhmann); AZB 1906, Nr. 104; BZ 19, 107: [Uhlands Techn. Rundsch. Suppl. 1906, 113; Mitteilgn. d. dtsch. Landwirtsch.-Ges. 1906, 347; Der Türmer, 1906, Nov. 275; Zs. d. Ver. dtschr. Ingenieure, 1906, 1485; Uhlands Techn. Rundsch. Suppl. 1906, 85 (M. v. E., e. Dichter d. Technik)].

***Fabini,** Ludwig, österr.-ungar. Feldzeugmeister a. D.; * Waldhütten b. Mediasch (Siebenbürgen) 29. VIII. 1830; † Igls b. Innsbruck 9. IX. — BJ XI, 93 (Fr. Schuller); IZ 127, 464.

Faragó, Josef, Berliner Maler u. Radierer. — Voss. TL (ohne Angabe des Todesdatums).

Fehling, Marie, Frau Senator, einzige Tochter Geibels; † Lübeck 27. IX. — Hamb. Corresp. 28. IX. A.-A.; IZ 127, 551; W 42, 1854 (P).

Felix, Eugen, Maler, Schüler Waldmüllers; * Wien 27. IV. 1837; † daselbst 21. VIII. — IZ 127, 331; W 35, 1513 (P); Kchr. 17, 538.

Felix, Ludwig, nationalökonom. Schriftsteller; * Höric 22. II. 1830; † Wien 23. IX. i. A. v. 77 J. — LZB 57, 1413; KL 1905, 339 (W).

Felsing-Pichler, Helene, geb. Trenkner; * Grund 20. XII. 1852; † Berlin 29. XI. — W 49, 2128; KL 1906, 357 (W).

Ferchen, Wilhelm, Direktor d. Provinzial-Blindenanst. Kiel; * Tönning 18. III. 1831; † Kiel 25. V. — Kieler Zt. 26. V. A.-A.

Fiedler, Alfred von, Generalmajor z. D.; † Naumburg a. d. S. 5. II. i. A. v. 71 J. — Voss. Zt. 8. II. A.-A; T 85 (P).

Fischer, Karl, Verf. d. »Denkwürdigkeiten u. Erinnerungen eines Arbeiters«; † Halle a. d. S. 22. VI. i. A. v. 65 J. — IZ 127, 43; W 27, 1156; BZ 19, 111: [Christl. Welt, 1906, Nr. 34 (Thomas: Arbeiter u. Schriftsteller); Nr. 38 (Thomas: Um einen Toten)].

Fischer, William, Prof., *Dr.*, Konrektor a. Gymn. i. Plauen, Forscher auf d. Gebiete der byzantin. Gesch. und Rechtskunde; * Falkenstein i. V. 8. II. 1846; † Plauen i. V. 10. XI. — LZB 57, 1617.

Flamm, Albert, Landschaftsmaler; * Köln 9. IV. 1823; † Düsseldorf 28. III. — IZ 126, 557; W 14, 590; Kchr. 17, 328.

Fleischhauer, Curt, Direktor d. chirurg. Abt. d. ev. Krankenhauses i. M.-Gladbach; * Halle a. S. 1861; † Neuß 19. III. — DMW 32, 514.

Fleischmann, Ludwig, Berliner Porträtmaler, † München 30. III. — Voss. TL.

***Flueggen,** Joseph, Prof., Maler; * München 3. IV. 1842; † Bergen b. Traunstein 3. XI. — BJ XI, 107 (H. Holland); T 567 (P); W 45, 1952.

Förderreuther, Robert, Landschaftsmaler i. Dresden; † Schwarzenbach a. S. — Kchr. 18, 10.

***Förstemann,** Ernst Wilhelm, Geh. Hofrat, Prof., *Dr.*, Bibliotheksdirektor a. D.; * Danzig 18. IX. 1822; † Charlottenburg 4. XI. — BJ XI, 177 (A. Reichardt); T 578 (P); IZ 127, 789; LE 9, 391; DZL 376.

Förster, Konrad, *Dr. jur.,* Reichsgerichtsrat; * Marienwerder 25. IV. 1842; † Leipzig 12. XII. — IZ 127, 1042.

Foerster, Otto von, Generallt. z. D.; * Okt. 1820; † Potsdam 3. VIII. i. A. v. 85 J. — Voss. Zt. 5. VIII. M.-A.; Militär-Ztg. Berlin, 1906, 33.

Förtsch, Otto, Geh. Kirchenrat; † Weimar 20. VII. i. 67. Lebensj. — W 30, 1288.

Forinyak, Julius, k. u. k. General d. Kav.; † Budapest 26. IV. i. 69. Lebensj. — IZ 126, 725.

Freidank, Hermann, Superintendent; † Berlin 1. VIII. i. 65. Lebensj. — W 32, 1374; Voss. Zt. 2. VIII. M.-A.

Freudenreich, Eduard von, Bakteriologe; † Liebefeld b. Bern 22. VIII. i. A. v. 53 J. — IZ 127, 371.

Friedberg, Georg, Gen.-Major; † Saarburg 3. III. i. A. v. 56 J. — Voss. Zt. 5. III. A.-A.

Friedensburg, Wilhelm, Journalist (50 Jahre bei den »Hamb. Nachr.«); * Beeskow (Mark) 10. V. 1823; † Wandsbeck 8. VII. — Voss. Zt. 10. VII. A.-A.; IZ 127, 102.

Friedmann, Israel, »Der Wunderrabbi v. Sadagora«; † Sadagora b. Czernowitz 1. X. — IZ 127, 629; Voss. Zt. 4. X. M.-A.

Fritsch, Karl Frh. von, Geh. Reg.-Rat., *Dr.,* Prof. der Geologie an der Univ. Halle, Präsident d. Kais. Leopoldinischen Akademie der Naturforscher; * Weimar 11. XI. 1838; † Goddula b. Dürrenberg (Prov. Sachsen) 10. I. — DZL 400; T 22 (P); IZ 126, 193; BZ 18, 109: [Deutsche Rundsch. f. Geogr. u. Statistik, 1906, 327 (P)]; BZ 19, 118: [Zs. f. Naturwissenschaften, 1906, 145 (O. Luedecke)].

Fritzsche, Hermann, Geh. Kommerzienrat, Seniorchef d. Firma »Schimmel u. Co.« i. Miltitz b. Leipzig; * Leipzig 15. XI. 1843; † Marienbad 24. VII. — IZ 127, 179.

Frommel, Gaston, Prof. d. Theol. a. d. Univ. Zürich; † Zürich 21. V. — LZB 57, 804; LE 8, 1603.

Frommhold, Landgerichtspräsid.; † Zwickau 9. IV. i. A. v. 54 J. — Voss. Zt. 11. IV. A.-A.

Frydmann, Marcell Rr. von, Hofrat, Chefred. des Wiener Fremdenblattes; * Jaslo in Galizien 24. V. 1845; † Wien 13. XI. i. A. v. 60 J. — Voss. Zt. 13. XI. A.-A.; LZB 57, 1653.

Füchtbauer, Georg, Oberstudienrat, ehem. Rektor d. Kreisrealschule; * Erlangen 25. V. 1829; † Nürnberg 13. VII. — LZB 57, 1059.

Fürstner, Karl, Psychiater, Prof. i. Straßburg; * Straßburg i. d. Uckermarck 7. VI. 1848; † Straßburg i. E. 25. IV. — T 233 (P); IZ 126, 725; DMW 32, 1007 (M. Weil); DZL 413; BZ 19, 110: [Münch. mediz. Wochenschr. 1906, 1020 (L. Laquer); Straßburg. mediz. Zt. 1906, 138 (Schüle)].

Fugger von Babenhausen, Fürst Karl Ludwig Maria Joseph, lebenslängliches Mitgl. des Herrenhauses d. österr. Reichsrats; * Babenhausen 4. II. 1829; † daselbst 13. V. — T 246 (P); IZ 126, 832; W 13, 565 (P); Goth. Hofk. 1906, 128.

Fuhr, Lina, Schauspielerin; * Kassel 20. VI. 1830; † Berlin 7. VI. — Wien. Zt. 1906, 178 (H. H. Houben); Hamb. Nachr. 14. VI. A.-A.; IZ 127, 43; W 25, 1066; Voss. Zt. 13. VI. M.-A. (H. H. Houben: Zur Erinnerung an L. F.)

Fuhrmann, Oskar, Prof., stellvertr. Direktor d. ord. Handelslehranstalt d. Dresdner Kaufmannschaft; * Dresden 28. II. 1846; † daselbst 30. XII. — Voss. TL.

Funck, Richard Frh. von, General d. Inf. z. D. * 8. I. 1841; † Eisenach 9. VIII. i. A. v. 65 J. — W 33, 1416; Milit.-Zt. Berlin 1906, 34; Voss. Zt. 11. VIII. M.-A.

Futterer, Karl, Prof. d. Mineralogie u. Geologie a. d. Techn. Hochsch. Karlsruhe, „um die Erforschung Innerasiens ganz hervorragend verdient"; * Stockach i. Baden 1866; † Heilanst. Illenau 18. II. — Voss. Zt. 21. II. M.-A.; T 107 (P); IZ 126, 316; LZB 57, 370; BZ 19, 112: [Dtsch. Rundschau f. Geogr. u. Statistik, Jg. 28, 470 P].

Gaebel, Otto, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Präs. d. Reichsversicherungsamts; * Meseritz (Prov. Posen) 13. XI. 1837; † Berlin 2. VII. — Voss. Zt. 3. VII. M.-A.; IZ 127, 43; W 27, 1164 (P); DJZ XI, 14, 807.

Galen, Ferdinand Heribert Graf von, Erbkämmerer des Fürstentums Münster, Mitgl. des Reichstags; * Münster i. W. 31. VIII. 1831; † Burg Dinklage 5. I. — T 16 (P); Reichst.-Handb. 1898, 183.

Gallwitz-Dreyling, Friedrich von, Generallt. z. D.; * Beuthen, Ob.-Schles., 1. II. 1827; † Görlitz 5. XI. — Voss. Zt. 6. XI. M.-A.; T 569 (P); Milit. Zt. Berlin, 1906, 46.

Gartzen, Paul von, *Dr.,* Vorsteher d. kgl. Probieranstalt i. Frankfurt a. M.; * Berlin 1871; † Frankfurt a. M. 5. IX. i. 35. Lebensjahre. — LZB 57, 1316.

Garzarolli, Edler von Turnlackh, Karl, *Dr.,* Prof. d. Chemie i. Wien; † Wien 29. XI. — LZB 57, 1767.

Gatterburg, Konstantin Graf u. Herr von, langjähr. Mitgl. des niederösterr. Landtags; * Retz 29. VII. 1829; † daselbst 8. X. — IZ 127, 656.

Gaul, Franz, Kostümmaler d. Wiener Hoftheater; * Wien 28. VII. 1837; † daselbst

3. VII. — IZ 127, 103; W 28, 1200, 1208 (P); Kchr. 1905/06, Nr. 31 (L. Hevesi); NTA 1907, 179.

Gazen gen. Gaza, Franz von, Gen.-Major z. D.; † Marburg 14. XII. i. A. v. 74 J. — Voss. Zt. 19. XII. M.-A.

Gebhard, Hermann, Direktor d. Landesversicherungsanstalt d. Hansestädte; ehem. Reichstags-Abg.; * Braunschweig 21. IV. 1843; † Lübeck 6. X. — Hamb. Corresp. 7. X. M.-A., 10. X. M.-A.; T 532 (P), Reichst.-Handb. 1890, 169.

Gebhardt, Eduard, Begr. d. 1. dtsch. Parfümeriefabrik; † Zehlendorf 29. XII. — Voss. TL.

Gebhardt, Oskar von, Geh. Hofrat, Prof., Direktor d. Leipziger Universitäts-Bibliothek; * Wesenberg (Estland) 22. VI. 1844; † Leipzig 9. V. — IZ 126, 832; DZL 426; KL 28, 430; Jb. d. d. B. 1, 1902, 79; Zentralbl. f. Bibliothekswesen. Jg. 23, 1906, 253 (R. Helssig).

Gebhardt, Robert, Verlagsbuchhändler (Rengersche Buchh.); * Sonderbuch i. Württemberg 18. XI. 1849; † Leipzig 22. XI. — LZB 57, 1688.

Geib, Adalbert von, Oberstaatsanwalt a. D., *Dr. h. c.*, (Verf. d. „Handb. f. d. Gemeindebehörden d. Pfalz."); † München 20. XI. i. A. v. 71 J. — Voss. Zt. 22. XI. A.-A.

Geib, Peter, Chemiker, *Dr.*, Ass. am landwirtschaftl. bakteriol. Institut i. Göttingen; * Aussig a. d. Elbe 20. VI. 1878; † Göttingen. — LZB 57, 1653.

Geiger, Alfred, Stenograph u. Journalist; † Homburg v. d. H. i. A. v. 72 J. — LZB 57, 1092.

Geiler, Karl, Oberstaatsanwalt; † Karlsruhe 4. III. i. 56. Lebensj. — W 10, 414.

Gelpke, Th., Ophthalmologe, *Dr.*, Chefarzt d. Augenheilanstalt u. dirig. Arzt d. Augenabteilung des Diakonissenhauses i. Karlsruhe; * Lamstedt (Hannover) 12. III. 1859; † Karlsruhe 25. III. — LZB 57, 551; DMW 32, 554.

Gelzer, Heinrich, Prof. d. klass. Philologie u. alten Geschichte a. d. Univ. Jena; * Berlin 1. VII. 1847; † Jena 11. VII. — Voss. Zt. 12. VII. M.-A.; IZ 127, 103 (N v. P. Marc m. P); DZL 432; BZ 20, 116: [Berichte üb. die Verhandlg. d. kgl. sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig, Bd. 58, 199 (U. Wilcken); Hist. Vierteljahrsschr. 1906, 139 (J. Leipoldt); Byzant. Zs. 1906, 417 (E. Gerland, N u. Verz. d. Schrift.)].

Gengel, Achilles, Historiker, ehem. Red. d. Thurg. Zt.; † Au (Vorarlberg) 25. V. — Voss. TL; LZB 57, 804.

Genick, Albert, Architekt; * Bonn; † Rom i. Septbr. i. A. v. 70 J. — Kchr. 18, 10.

Gerlach, August von, Mitgl. d. preuß. Herrenhauses, Landtags- u. Reichstagsabg; * Parsow b. Kratzig 28. VIII. 1830; † daselbst 20. IX. — T 493 (P); IZ 127, 502; Handb. f. d. Preuß. Herrenhaus, 1899, 296.

Gersdorf, Anton, Senior d. ev. Geistlichkeit d. preuß. Prov. Sachsen; * Wendisch-Ahlsdorf (Reg.-Bez. Merseburg) 26. VII. 1806; † Weinberge b. Liebenwerda 19. XII. — IZ 127, 1069; W 52, 2262.

Gerspach, E., Kunsthistoriker, ehem. Direktor d. Gobelin-Manufaktur in Paris; * Tann (Niederrhein); † Florenz. — Kchr. 17, 357.

Gerstenberg, Karl Gottfried, Prof., *Dr.*, Stadtschulrat i. Berlin; * Lossen b. Brieg 21. X. 1846; † Berlin 13. V. — T 248 (P); IZ 126, 832; Gemeindebl. d. Haupt- u. Residenzstadt Berlin, 1906, Nr. 20; Pädagog. Zt. Jg. 35, Nr. 21; G.s. »Vita« in seiner Diss. »Heinr. v. Plauen, Hochmeister des dtsch. Ordens von 1410—1413«. Halle 1873; BZ 18, 118: [Die Volksunterhaltung, 1906, 62 (R. Löwenfeld)].

Giesel, Friedrich Hermann, Architekt; † Wien 2. V. i. 59. Lebensj. — IZ 126, 947.

Gilbert, William Henry, Hofrat, bekannter Arzt; * Gerresheim 1. VIII. 1860; † Baden-Baden 9. II. i. A. v. 45 J. — W 7, 274, 280 (P); T 74 (P); Voss. Zt. 9. II. A.-A.; KL 1905, 428 (W).

Glaser, Josef Theodor, Breslauer Schriftsteller; * Zaborze 9. VII. 1876; † Wiesbaden Anf. Juni. — LE 8, 1406; KL 1905, 431 (W).

Gleispach, Graf Johann, Oberlandesgerichtspräsident; † Graz 21. II. i. A. v. 65 J. — W 9, 372.

Glümer, Claire von, Romanschriftstellerin u. Übersetzerin; * Blankenburg a. H. 18. X. 1825; † Blasewitz b. Dresden 20. V. — IZ 126, 880 (N mit P v. J. Feuder); LE 8, 1336; Pataky, 1, 261; 2, 511; DZL 453; KL 1906, 456 (W); Lina Morgenstern, Die Frauen des 19. Jahrh. 3. Folge. 1891. S. 200/02.

Goebel, Richard, Gen.-Major z. D., † Breslau 30. X. i. A. v. 68 J. — Voss. Zt. 31. X. A.-A.

Goecke, Karl, Reichsgerichtsrat; * Paderborn 23. VIII. 1844; † Leipzig 3. XII. — IZ 127, 1042; Hamb. Corresp. 5. XII. A.-A.

Goering, Adolf, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Eisenbahnbaus an d. Techn. Hochsch. Berlin; * Lüchow i. Hannover 17. IV. 1841; † Berlin 6. XII. — T 625 (P); DZL 464; BZ 19, 133: [Dtsch. Bauzt. 1906, Nr. 102; Centralbl. d. Bauverw. 1906, Nr. 101 (Cauer)]; BZ 20, 123: [Organ f. d. Fortschritte d. Eisenbahnwesens i. techn. Beziehg. 1906, 41 (Oder)].

Görne, Richard von, Gen.-Major z. D.; † Dresden 18.*IX. i. A. v. 55 J. — Voss. Zt. 21. IX. M.-A.

Goldschmidt, Adalbert von, Komponist; * Wien 5. V. 1853; † daselbst 21. XII. — T 654 (P); IZ 128, 11; Degener, Wer ist's? 1906, 381.

Gollner, Hermann, Emailmaler; † Hanau i. A. v. 76 J. — Kchr. 17, 376.

***Goltz,** Alexander Georg Maximilian Hermann Frhr. von der, Prof. d. Theolog., Wirkl. Geh. R., Vizepräs. d. ev. Oberkirchenrats, Propst zu Cölln a. Spree (St. Petri-Berlin); * Düsseldorf 17. III. 1835; † Berlin 25. VII. — BJ XI, 22 (D. Gennrich); T 380; W 30, 1288 (P); 31, 1329, 1334 (P); IZ 127, 181 (P); Voss. Zt. 25. VII. A.-A.; DZL 460; Ref. 5, 31 (A. Stoecker); BZ 19, 133: [Die christl. Welt, 1906, Nr. 34 (H. Scholz)].

Goltz, Max Frhr. von der, Admiral; * 19. IV. 1838; † Potsdam 20. XII. — Voss. Ztg. 22. XII. M.-A.; T 654 (P); IZ 128, 11; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 53.

Gonne, Friedrich, Geschichts-, Genre- und Bildnismaler, Nestor d. bildenden Künstler Dresdens; * Dresden 30. V. 1813; † daselbst 30. III. — T 178 (P); IZ 126, 557; Kchr. 17, 328; Degener, Wer ist's? 1906, 384.

***Gossmann,** Friederike (Gräfin Prokesch von Osten), Schauspielerin; * Würzburg 23. III. 1838; † Gmunden 14. VIII. — BJ XI, 128 (G. v. Berlepsch); Hamb. Corresp. 16. VIII. M.-A.; W 34, 1462, 1468 (P); IZ 127, 294, 307/08 (P); DZL 1131; Die Schaubühne, Jg. 2, Nr. 35 (H. Daffis); BZ 19, 133: [Bühne u. Welt, 1906, 1025 (R. Lothar)]; NTA 1907, 181.

Gottberg, Hans von, Generallt. z. D.; * 23. II. 1842; † Berlin 13. IV. — Voss. Zt. 14. IV. A.-A.; W 16, 678; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 17.

***Goullon,** Karl Heinrich, homöopath. Arzt u. Schriftsteller; * Berka a. d. Ilm 8. VI. 1836; † Weimar 25. X. — BJ XI, 59 (P. Nitzschke).

Gräfe, Hermann, Geh. Oberjustizrat; † Wiesbaden 17. III. i. A. v. 72 J. — Voss. Zt. 17. III. A.-A.

Graefen, Julius, Kgl. Bühnenmusikdirektor; *Berlin 21. VII. 1851; † Schöneberg 23. VI. i. A. v. 54 J. — Voss. TL; NTA 1907, 175.

Gräff, Georg, Berghauptmann, Direktor des Kgl. Oberbergamts zu Breslau; * Trier 1. X. 1853; † Breslau 7. I. — Voss. Zt. 8. I. A.-A.; T 31 (P).

Graff, Karl, Prof., Geh. Hofrat, Architekt, Direktor d. Kgl. Kunstgewerbeschule und des Kunstgewerbemuseums in Dresden; * Grabow i. Mecklenburg-Schwerin 4. V. 1844; † Leipzig 25. II. — W 9, 372; Kchr. 17, 263; DZL 474.

Grahl, Otto de, Berliner Schriftsteller (Ps. Walther vom Norden, W. Wohlgemuth); * Hamburg 19. V. 1853; † 25. II. — Voss. TL; KL 1906, 478 (W).

Grauenhorst, Paul, erster Geistlicher a. d. Emmauskirche i. Berlin; * Schwedt a. O. 20. V. 1845; † Berlin 14. V. — Voss. TL; T 254 (P).

Grisebach, Eduard, *Dr. jur.*, Kais. Konsul a. D., Schriftsteller, Dichter, Literarhistoriker, Bibliophile; * Göttingen 9. X. 1845; † Charlottenburg 22. III. — Berl. Tagebl. 411 (Griseb. und Eckstein. Unveröffentl. Briefe Gs. Mitget. v. E. Isolani.); T 157 (P); Frankf. Zt. 1906, 101 (L. Fränkel); W 13, 549 (P); IZ 126, 173/74 (P); LE 8, 1008 (P), 1048; Gegenwart, 35, 15 (R. Schaukal); Das freie Wort, Jg. 6, Nr. 3 (I. A. Bondy); Die Wage, 11, 14 (B. Münz); Der Türmer, Jg. 8, H. 8; Die Neue Rundsch. 1906, Junih. (M. Liebermann); DZL 483; Hans Henning, E. Gr. in seinem Leben u. Schaffen. Zu s. 60. Geburtstage am 9. Okt. 1905. Berlin 1905; BZ 18, 125: [Dtsch. Tageszt. Beil.: Zeitfragen. 1906, Nr. 14 (P. Friedrich)].

Grohe, Gustav, Bildhauer; † Berlin 13. X. i. 77. Lebensj. — Voss. Zt. 14. X. M.-A.

Gross, Karl, Prof. f. Kirchenrecht a. d. Univ. Wien, k. u. k. Hofrat; * Zuckmantel (Österr.-Schles.) 1837; † Wien 21. II. — IZ 126, 355; KL 1906, 491 (W).

Grosskopf, Emil, Kommissionsrat, Besitzer des Berliner Theaters; * Berlin 25. VII. 1839; † daselbst 11. VI. — W 24, 1024; NTA 1907, 178.

***Gruber,** Johann Christian, geogr. Schriftsteller; * Wassertrüdingen i. Mittelfranken 14. XII. 1858; † München 10. VII. — BJ XI, 165 (V. Hantzsch); BZ 19, 135: [Dtsch. Rundsch. f. Geogr. u. Statistik. 1906, 39 (N mit P v. J. Reindl)].

Grünberg, Karl, Sozialdem. Reichst.-Abg.; * Hartha 22. X. 1847; † daselbst 14. VII. — Voss. TL; Reichstags-Handb. 1903, 228.

Gründorf, Karl, Schriftsteller; * Riegersburg 1. V. 1830; † Wien 26. VII. — Hamb. Corresp. 27. VII. A.-A.; KL 1906, 498 (W); KL 1907, 47*.

Grundschöttel, Eduard, früher Präsident des rheinischen Konsistoriums; * Köln 18. III. 1838; † Koblenz 11. VIII. — Voss. Zt. 12. VIII. M.-A.

***Grunow,** Johannes, Verlagsbuchhändler; * Leipzig 11. X. 1845; † Leutzsch b. Leipzig 1. IV. — BJ XI, 36 (O. Kaemmel); T 178 (P); IZ 126, 557; LE 8, 1119, 1237.

Gstirner, Frau Klothilde, geb. v. Aicherau, Hamerlings »Minona«; † im Hamerling-Hause i. Stiftingtal b. Graz 5. VI. — IZ 126, 947.

***Gura,** Eugen, Kgl. bayer. Kammersänger; * Pressern b. Saaz (Böhmen) 8. XI. 1842; † Leoni am Starnberger See 26. VIII. — BJ XI, 62 (A. Frh. v. Mensi); Hamb. Corresp. 27. VIII. M.-A. (M. Loewengard); IZ 127, 331, 346/47 (N mit P v. A. Braun); W 35, 1513 (P); T 435 (C. Krebs); DZL 502; Kunstwart 20, 44; Südd. Monatsh. Jg. 3, H. 2 (H. v. Hausegger); BZ 19, 136: [Bayreuther Bl. 1906, 247 (H. v. Wolzogen); Neue Musikzt. 1906, Nr. 24 (H. Schwartz); Neue musikal. Presse, 1906, Nr. 17; Allgem. Musikzt. 1906, Nr. 36; TRU 1906, Nr. 263 (M. Runze, Erinnerungen an E. G.)].

Gusserow, Adolf Ludwig Sigismund, Prof. d. Geburtshilfe a. d. Univ. Berlin; * Berlin 8. VII. 1836; † daselbst 8. II. — T 74 (P); IZ 126, 229/230 (P); DZL 504; DMW 32, 430 (N mit P v. W. Nagel); Berl. klin. Wochenschr. 8, 247 (P. Zweifel); BZ 18, 126: [Archiv für Gynäkologie 78, B. I, 33, P (G. Leopold); Zentralbl. f. Gynäkologie, Beilage 7. Nr. 8 (Runge); Korrespondenzbl. f. Schweizer Ärzte 1906, 322 (Th. Wyder); Monatsschrift f. Geburtshülfe und Gynäkologie 1906, 520; Zs. f. Geburtshülfe und Gynäkologie 1906, 466 (R. Olshausen); Straßburg. Mediz. Zt. 1906, 81 (H. Fehling)].

Gutenäcker, Friedrich, Prof. a. d. tierärztl. Hochschule i. München; * 1853; † Schliersee 21. V. i. A. v. 53 J. — W 22, 935; Voss. Ztg. 26. V. M.-A.

Gutzmerow, Emil von, Schloßhauptmann von Königs-Wusterhausen, Kgl. Kammerherr, erbl. Mitgl. d. preuß. Herrenhauses; * Königsberg 29. III. 1821; † Berlin 26. III. i. A. v. 85 J. — Voss. TL; Handb. f. d. Preuß. Herrenhaus 1899, 298.

Haack, Albert, Stadtrat a. D., Ehrenbürger von Berlin, 42 Jahre i. Gemeindedienst; * Berlin 30. IX. 1832; † Berlin 15. III. — Voss. Ztg. 15. III. A.-A.

Haase, Paul, Prof., Lehrer a. Kölner Konservatorium; † Köln 1. I. i. A. v. 41 J. — Voss. TL.

***Hacker,** Horst, Münchner Landschaftsmaler; * Plaußig b. Leipzig 8. IV. 1842; † München 18. XII. i. A. v. 64 J. — BJ XI, 136 (H. Holland); Voss. TL.

Hackländer, Eugen von, Maler; † Stuttgart 15. II. i. A. v. 55 J. — W 8, 320; Kchr. 17, 247.

Hättasch, Theodor, Oberbaurat, Stadtbaurat a. D., * 17. VI. 1825; † Leipzig. — T 89 (P).

Hagemann, Konsistorialpräsident a. D.; * Lüneburg 1837; † Hannover 24. V. — W 22, 935; Voss. Zt. 27. V. M.-A.

Hagenow, Maximilian von, General d. Kav., Gouverneur von Metz; * 9. III. 1844; † Metz 14. II. — T 87 (P); IZ 126, 298; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 8.

Hahn, Ferdinand, *Dr. jur.*, Vorsitzender d. Dtsch. Vereins f. Versicherungswissenschaft; * Friedberg i. Oberhessen 26. V. 1845; † Magdeburg 12. XII. — IZ 127, 1069; Zs. f. d. ges. Versicherungswiss. Bd. 7, IX (Manes).

***Hahn,** Josef, Landschaftsmaler; * München 15. XII. 1839; † daselbst 22. V. — BJ XI, 93 (H. Holland).

Hancke, Oswald, Hoftheaterdirektor i. Karlsruhe; * Grätz (Prov. Posen) 24. XII. 1840; † Karlsruhe Anf. Okt. i. A. v. 66 J. — T 513 (P); KL 1906, 528/29, 1907, 74*.

Hanneken, Wilhelm von, Führer des Roten Kreuzes im Chinafeldzug; † Berlin 14. IV. — IZ 126, 638.

***Harburger,** Edmund, Prof., Maler, Illustrator; * Eichstätt 4. IV. 1846; † München 5. XI. — BJ XI, 114 (H. Holland); W 45, 1952, 1958 (P); Kchr. 18, 72; DZL 526; BZ 19, 140: [Börsenbl. f. d. dtsch. Buchhandel v. 3. XII. (A. Roeper)].

Hart, Heinrich, Dichter u. Kritiker; * Wesel 30. XII. 1855; † Tecklenburg 11. VI. — T 294 (L. Schönhoff), 300 (J. Hart; Meinem Bruder. Ein Nachr.); Hamb. Nachr. 14. VI. A.-A.; TR 12. VI. A.-A.; IZ 126, 987, 999 (P); W 24, 1024 (P); LE Jg. 8, H. 19 (Zu H. H.s Tode. In memoriam. P), 8, 1406, 8, 1451 (Lit.), 8, 1513; Bühne u. Welt, Jg. 8, Nr. 20 (E. Engel); Kunstwart, Jg. 19, H. 20; DZL 530.

***Hartmann,** Eduard von, Philosoph; * Berlin 23. II. 1842; † Groß-Lichterfelde 5. VI. — BJ XI, 72 (W. v. Schnehen); Voss. Zt. 3. VII. M.-A. (Gedächtnisfeier d. Berl. Philos. Ges.); T 285 (M. Schneidewin, P); Berl. Tagebl. Beil.: Der Zeitgeist 1906, Nr. 25 (Th. Poppe); Hamb. Corresp. 10. VI. M.-A (Th. Achelis); TRU 1906, Nr. 140, 141 (Th. Simon); W 24, 1026 (P); IZ 126, 947, 960 (G. Runze, P); Philos. Wochenschr. Bd. 2, Nr. 12/13 (K. Rothe); Zs. f. Philos. u. philos. Kritik. Bd. 129, H. 1 (A. Dorner); Deutsche Kultur, Jg. 2, Sonder-Beil. 7. H. 15. Juni 1906; H. 21; Das freie Wort, Jg. 6, Nr. 7 (A. Döring); Der Türmer, Jg. 8, H. 10 (O. Siebert); Preuß. Jbb. Bd. 126 (E. v. H., Ein Rückblick auf meine 25 jähr. Schriftstellerlaufbahn. Hinterlassene Aufzeichnungen a. d. J. 1894); Dtsch. Revue, Jg. 31, Bd. 3 (O. Ewald, Gespräche mit E. v. H.); Dtsch. Rundsch.

Bd. 128, 220 (J. Reinke); Deutschland, Dez.-H. 1906, Jan.-H. 1907 (A. Drews, Das Lebenswerk E. v. H.s.); T 376 (M. Schneidewin, E. v. H.s biologische Studien u. der Tod. Gedanken über die Naturursachen u. die Zweckursachen des Todes.); Neue kirchl. Zs. 18, 5 (R. H. Grützmacher, Die Stellung E. v. H.s u. seines Kreises z. Religion u. Christentum.); BZ 18, 130: [Wiss. Beilage zur Leipz. Zt. 1906, 68 (L. Grimm); Der alte Glaube. 1906, Nr. 20-22 (J. Thomä: Pantheismus und Pessimismus bei E. v. H.); Allg. Zt. des Judentums, 1906, No. 24, 25 (Grabowski: H. u. d. Christentum des Neuen Testaments.)]. BZ 19, 141: [Die Gegenwart, 1906, Nr. 32, 33 (A. Lasson); Das 20. Jahrh. 1906, Nr. 29 (K. Gebert); Allgem. evang.-luther. Kirchenzeitung, 1906, Nr. 27 (K. Girgensohn); Pädagog. Warte, 1906, 699; Dtsch. Zt. Beibl.: Dtsch. Welt, 1906, Nr. 40 (W. Fagus); Hochland, Aug. 1906 (M. Ettlinger: Neuztl. Pessimism. u. s. Gestaltg. b. E. v. H.); Die Grenzboten, 1906, Nr. 47 (E. v. H. üb. d. Leben.); Protestantenbl. 1906, Nr. 30 (Fr. Lipsius: E. v. H. u. s. Stellg. z. Religion.); Philos. Wochenschr. III, 320 (J. Heymann: E. v. H. u. d. Ursprung d. Pessimismus.)]; BZ 20, 130 [Dtsch.-ev. Blätter, 1907, 273 (Hönes, E. v. H.s populäre Werke); Hist.-polit. Bl. f. d. kathol. Dtschld. 1907, 1 (Von der Übermacht Christi); Jahrb. f. dtsch. Armee u. Marine, 1907, 77, 193 (M. Schneidewin); Akad. Monatsbl. 1907, 173, 195 (Eschbach); Zs. f. d. Ausbau d. Entw.-Lehre, 1907, 107 (W. v. Schnehen)].

Hartzer, Karl Ferdinand, Prof., *Dr.* Bildhauer; * Celle 22. VI. 1838; † Berlin 27. X. — T 556 (P); IZ 127, 789; W 44, 1908, 1914 (P); DZL 536; Niedersachsen, Jg. 12, 79 (P).

Harz, Karl Otto, *Dr.*, Prof. d. Botanik u. Pharmakognosie a. d. tierärztl. Hochschule in München; * Gammertingen i. Hohenzollern 28. XI. 1842; † München 7. XII. i. A. v. 64 J. — Voss. Zt. 8. XII. M.-A.; LZB 57, 1768.

Hasenclever, Bernhard, Geh. Kommerzienrat; † Remscheid 6. V. im 62. Lebensjahre. — W 19, 806.

***Hassel,** Paul, *Dr.*, Kgl. Sächs. Geh. Rat, Direktor des Hauptstaatsarchivs zu Dresden; * Berlin 22. VII. 1838; † Jena 31. VII. — BJ XI, 223 (A. Reichardt); IZ 127, 222.

Haubitzer, E., Prof., *Dr.*, Romanist, Pädagoge; † Weimar 29. VII. — Hamb. Corresp. 1. VIII. M.-A.; LZB 57, 1258.

Hauptmann, Marie, Mutter Gerhart Hauptmanns; † Warmbrunn 10. XII. i. 80. Lebensj. — TR 12. XII. M.-A.

Hausen, Max von, Geh. Oberreg.-Rat, Kurator d. Univ. Greifswald; † Greifswald 1. VII. i. A. v. 74 J. — Voss. Zt. 3. VII. A.-A.; LZB 57, 1020.

Havenstein, Paul, Kammergerichtsrat, jurist. Schriftsteller; † 27. VIII. i. A. v. 50 J. — Voss. Zt. 30. VIII. M.-A.

Hegelmaier, Friedrich, Prof. d. Botanik a. D.; * 4. IX. 1833; † Tübingen 26. V. — W 22, 935; Degener, Wer ist's? 1906, 452.

Hegert, Anton, Geh. Archivrat i. Preuß. Geh. Staatsarchiv; * Saarlouis 22. X. 1842; † Berlin 24. VII. i. A. v. 64 J. — IZ 127, 222.

Heil, Karl, Geh. Rat, Ministerialdirektor; † Karlsruhe 23. II. i. A. v. 58 J. — W 9, 372.

Heimann, Georg, *Dr.*, Medizinalstatistiker; * Berlin 23. IX. 1853; † daselbst 20. XI. — LZB 57, 1687; Voss. Zt. 23. XI. A.-A.

Heimburg, Feodor von, Generallt. z. D.; * Hildesheim 21. IV. 1839; † Berlin 1. X. — TR 1. X. A.-A.; T 515 (P); Milit.-Zt. Berlin 1906, 41.

Heims, Paul, Marinepfarrer a. D., Schriftsteller, Novellist; (Ps. Gerhard Walter.) * Kopenhagen 4. V. 1847; † Bleckendorf (Bez. Magdeburg) 21. VI. — Kieler Zt. 25. VI. A.-A.; IZ 127, 44; KL 1906, 565 (W).

Heine, Otto, Geh. Rat, Altphilologe, Schulmann; * Eisleben 13. I. 1832; † Weimar 3. VI. i. 75. Lebensj. — W 24, 1024; LZB 57, 873; Voss. Zt. 5. VI. A.-A.

Heinemann, Adolf von, Gen.-Major z. D.; † Dresden 23. IX. i. A. v. 86 J. — Voss. Zt. 26. IX. A.-A.

Heinzerling, Friedrich, Geh. Reg.-Rat., *Dr.*, em. Prof. d. Brückenbaues u. d. höheren Baukonstruktionen; * Großbuseck 15. XII. 1824; † Aachen 11. I. — T. 24; DZL 565; LZB 57, 158.

Held, Ph., Dozent des Obst- und Gartenbaues an d. landw. Hochsch. Hohenheim, Inspektor; † Stuttgart i. Sept. i. A. v. 50 J. — LZB 57, 1378.

Hell, C. F. von, (eigentl.: Ferdinand Pfundheller), bek. Regisseur u. Schauspieler; † Berlin 6. X. i. A. v. 61 J. — TR 8. X. A.-A.; W. 41, 1776; Voss. Zt. 9. X. M.-A.

Heller, Johann Heinrich, Chef u. Begründer d. Berner Firma J. H. Heller (Spielwerke); * Thal (Kanton St. Gallen) 1830; † Bern 20. IX. — IZ 127, 551.

Heller, Oskar, Berliner Stadtrat; † Berlin 20. IX. i. A. v. 61 J. — Voss. Zt. 21. IX. A.-A.

Hendschel, Max, Verlagsbuchhändler in Frankfurt a. M., Verleger des bek. Kursbuches »Hendschels Telegraph«; † Frankfurt a. M. 31. I. i. A. v. 67 J. — Voss. Zt. 1. II. M.-A.

Henle, Landgerichts-Präs. in Osnabrück; † Osnabrück 13. I. — Voss. Zt. 15. I. A.-A.

Henney, Christine, Stadtmissionarin und Schriftstellerin i. Berlin; * Barmen 26. VI. 1829; † Berlin 28. III. — Voss. Zt. 27. IV. M.-A. (L. Morgenstern).

Henze, Robert, Bildhauer (Dresdner Siegesdenkmal); * Dresden 8. VII. 1827; † daselbst 3. IV. — DZL 576; T 185 (P); IZ 126, 557; Kchr. 17, 330.

***Herger,** Edmund, Genremaler; * Remda 13. VI. 1860; † München 21. XI. — BJ XI, 92 (H. Holland).

Hergersberg, Ernst, Geh. Kommerzienrat; † Berlin 21. V. i. 69. Lebensj. — Voss. Zt. 21. V. A.-A; W 21, 894.

Herr, Gustav, Landesschulinspektor i. Tirol a. D.; * Wien 1825; † Innsbruck 2. X. — IZ 127, 629.

Herter, Georg, Generalarzt a. D.; * Potsdam 30. III. 1843; † daselbst 17. VII. — DZL 582; W 30, 1288.

Hertwig, Henri, Landschaftsmaler; † Berlin 1. IV. — Voss. Zt. 2. IV. A.-A; Kchr. 17, 342.

Herwarth, Hugo, Prof. d. Mathem. a. d. Univ. Berlin; † Groß-Lichterfelde 14. X. i. 65. Lebensj. — Voss. Zt. 18. X. M.-A.; LZB 57, 1506.

Herzer, Ernst, Generalarzt a. D., *Dr.*; * Gransee 5. V. 1843; † Friedenau bei Berlin 11. XII. — W 62, 2262; T 651 (P).

Herzog, Wilhelm, Senatspräs. a. Oberlandesgericht i. Braunschweig; † Braunschweig 27. VIII. i. A. v. 60 J. — Voss. Zt. 29. VIII. M.-A.

Hesse, Friedrich, *Dr.*, Prof. d. Zahnheilkunde, Direktor d. Zahnärztl. Instituts i. Leipzig; * Bischofswerda 1. VI. 1849; † Leipzig 22. X. — T 552 (P); W 43, 1864; Degener, Wer ist's? 1906, 479; BZ 19, 147: [Dtsch. Monatsschr. f. Zahnheilkunde, 1906, 695 (P. Schwarze)].

Hetzer, Kurt, Romanist; † Naumburg a. d. S. 1. XI. — LZB 57, 1799.

***Heyd,** Wilhelm von, Prof., *Dr.*, früh. Direktor a. d. Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart, Historiker; * Markgröningen 23. X. 1823; † Stuttgart 19. II. — BJ XI, 42 (W. Lang); T 107 (P); IZ 126, 316.

Heyn, Karl, Landschaftsmaler, * Leipzig 24. IV. 1834; † Dresden 21. VII. — IZ 127, 179; Degener, Wer ist's? 1906, 485.

***Heyne,** Moriz, Geh. Reg.-Rat, *Dr.*, Prof. a. d. Univ. Göttingen, Germanist; * Weißenfels 8. VI. 1837; † Göttingen 1. III. — BJ XI, 68 (Ed. Schröder); IZ 126, 355, 358 (P); LE 8, 978; Zs. f. dtsch. Wortforsch. Bd. 7, H. 4 (F. Kluge); Zs. des Vereins f. Volkskde. 1906, 245 (M. Roediger).

Hickmann, Anton Leo, Kais. Rat., Geograph u. Statistiker; * Schlackenwerth i. Böhmen 1834; † Wien 18. VII. — Voss. Zt. 20. VII. A.-A.; Degener, Wer ist's? 1906, 486.

Hildebrandt, August, Bibliothekar an der Landesbibliothek Wiesbaden, *Dr. phil.*, * Homburg (Reg.-Bez. Kassel) 12. XII. 1846; † Wiesbaden 15. I. — LZB 57, 188; J. d. d. B. 4, 70; Bericht der Nassauischen Landesbibl. üb. d. Verwaltungsj. 1905/06, 1.

Hirschberg, Ernst, Prof., *Dr.*, Direktor des Statist. Amts d. Stadt Berlin; * Königsberg i. Pr. 8. III. 1859; † Berlin 22. VI. — T 318 (P); IZ 127, 44; KL 1906, 613 (W).

***Hirschwald,** Hermann, Begründer u. Leiter des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses i. Berlin; * Lauenburg i. Pommern 12. XII. 1845; † Berlin 4. IV. — BJ XI, 104 (L. Pietsch); Voss. Zt. 14. IV. A.-A (L. Pietsch).

Hitz, Luise, Dichterin; * München 13. I. 1835; † daselbst. — T 250 (P); KL 1906, 616 (W); Brümmer⁴ 2, 173.

Hitzigrat, Fritz, Dtsch. Schauspieler in Amerika; † New York i. Okt. i. A. v. 65 J. — Voss. TL.

Hitzigrath, Ernst, Wirkl. Geh. Ober-Finanzrat, Provinzialsteuerdirektor a. D.; † Bozen 1. X. i. A. v. 81 J. — W 44, 1908; Voss. Zt. 26. 10. M.-A.

Hoche, Richard, Prof., *Dr.*, Schulrat i. Hamburg; * Aschersleben 28. IX. 1834; † Hamburg 30. III. — Hamb. Corresp. 30. III. A.-A.

Höber, Eduard, Journalist (Berl. Tagebl.); * Stettin 10. III. 1871; † »bei einer Besteigung der Kleinen Zinne bei Schluderbach« 4. IX. — IZ 127, 425; KL 1906, 617.

Höflich, Georg, Regisseur des Berliner Lustspielhauses; * Frankfurt a. M. 5. X. 1854; † Braunschweig 29. VII. — Voss. Zt. 31. VII. A.-A.; NTA 1907, 180.

Hölder, Hermann von, Obermedizinalrat, *Dr.*, Anthropologe, Ehrenmitgl. d. Anthropolog. Ges. zu München, Paris u. Rom; * Stuttgart 1819; † daselbst 11. III. — T 154 (P); IZ 126, 435.

Hörmann, Adolf, Geh. Bergrat, früher Prof. a. d. Berliner Bergakademie; * Everode Kr. Hannover 30. XI. 1835; † Berlin 30. VI. i. A. von 70 J. — Voss. Zt. 2. VII. A.-A.; W 29, 1280 (P).

Hörter, August, Prof., Landschafts- und Porträtmaler; * Elberfeld 5. VIII. 1834; † Karlsruhe 23. X. — T 582 (P); W 43, 1864.

Höss, Joseph Bernhard Ritter von, Kgl. Bayer. Staatsrat, früher Präs. d. Obersten Rechnungshofes; * 3. IX. 1825; † München 18. III. i. 81. Lebensj. — IZ 126, 473; Voss. Zt. 20. III. M.-A.

Hofacker, August von, Präsident der württemberg. Staatsbahnen; † Stuttgart 17. IV. i. A. v. 81 J. — IZ 126, 638; Voss. Zt. 18. IV. M.-A.

Hoffmeister, Heinrich, Berliner Bildhauer; † 11. I. i. A. v. 78 J. — Voss. TL.

Hohenzollern, Prinzessin Friederike Wilhelmine von; * Sigmaringen 24. III. 1820; † Forli Anf. Sept. — T 491 (P); IZ 127, 425.

Holfeld, Max, Geh. Oberpostrat i. Halle; * Gnesen 9. I. 1844; † Halle a. d. S. 7. VI. — T 296 (P); W 24, 1024.

Holleben, Albert von, General d. Inf. z. D.; * Erfurt 24. IV. 1835; † Naumburg a. d. S. 1. I. — T 7; IZ 126, 49; DZL 637; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 2; M.-Wbl. 1906, Nr. 7 (v. Leszynski).

Holleuffer, Julius von, Gen.-Major z. D. * Freiburg a. d. E. 21. X. 1842; † Hannover 10. VI. — Voss. TL; Degener, Wer ist's? 1906, 512.

Holten, Otto von, Verlagsbuchhändler; † Berlin 11. XII. i. A. v. 70 J. — Voss. Zt. 12. XII. M.-A.

Holtermann, Heinrich, *Dr. iur.*, Geh. Oberreg.-Rat., vortr. Rat i. Landwirtschaftsministerium; * 3. VIII. 1859; † Berlin 12. I. — DZL 640; Voss. Zt. 15. I. A.-A.

Holtzheuer, Otto, *D.*, Generalsuperintendent d. Prov. Sachsen; * Neuhaldensleben 24. I. 1836; † Magdeburg 29. XI. — DZL 643; T 621 (P); W 49, 2128; BZ 19, 149: [Evang. Kirchenzt. 1906, Nr. 49 (J. Gensichen); Positive Union, 1906, 17.]

Holzner, Georg, *Dr.*, früher Prof. d. Brauwesens a. d. Kgl. Akad. Weihenstephan; * Tegernbach b. Taufkirchen 28. VII. 1833; † München 18. II. i. 73. Lebensj. — LZB 57, 370.

Homeyer, Ferdinand, Gen.-Major z. D.; † Blankenburg a. H. 15. II. i. A. v. 65 J. — Voss. Zt. 18. II. M.-A; T 100 (P).

Hormuth, Heinrich, Wirkl. Geh. Kriegsrat u. vortr. Rat i. Kriegsministerium; * Neckarbischofsheim 2. X. 1843; † Berlin 5. XII. — Voss. Zt. 6. XII. A.-A.

***Hultsch,** Friedrich Otto, Prof., Oberschulrat, Polybios-Forscher u. Kenner der antiken Mathematik, früher Rektor d. Kreuzschule i. Dresden; * Dresden 22. VII. 1833; † daselbst 6. IV. — BJ XI, 180 (A. Reichardt); T 198 (P); IZ 126, 601; Degener, Wer ist's? 1906, 526 (W).

Hummel, Karl Maria, Landschaftsmaler, Prof. a. d. Kunstschule in Weimar, Sohn des berühmten Tonkünstlers u. Hofkapellmeisters J. M. H.; * Dresden 31. VIII. 1821; † daselbst 16. VI. — Voss. Zt. 18. VI. A.-A.; IZ 126, 987; DZL 662.

Hupp, Karl, Medailleur, einer der letzten noch lebenden Begründer des »Malkastens« i. Düsseldorf; † Düsseldorf 27. XII. i. 84. Lebensj. — Voss. Zt. 29. XII. M.-A.; IZ 128, 11.

Huppert, Philipp, Schriftsteller, Red. d. Köln. Volksszt.; * Schwabenheim, Kr. Bingen 7. IV. 1857; † Köln 18. IV. — Voss. Zt. 20. IV. M.-A.; KL 1906, 653 (W).

Huth, Georg, Privatdoz. des Tibetischen, Mongol. u. d. Geschichte des Buddhismus, Erforscher und Kenner Zentralasiens; * Krotoschin, Prov. Posen, 25. II. 1867; † Berlin 1. VI. — IZ 126, 947; Degener, Wer ist's? 1906, 528 (W).

Jacobi, Hugo, Journalist; * Berlin 12. IX. 1842; † Zehlendorf b. Berlin 4. XI. — TR 7. XI. M.-A.; T 573 (P); Kieler Zt. 7. XI. M.-A.; W 45, 1952; Grenzboten, Jg. 65, Nr. 45.

Jacobs, P., San.-Rat, *Dr.*, Senior d. dtsch. Ärzte; † Köln i. A. v. 96 J. — DMW 32, 72.

Jäckel, Paul, Reichsgerichtsrat; * Waldenburg i. Schles. 10. XI. 1845; † Leipzig 2. VII. — IZ 127, 103; DJZ Jg. 11, 807.

Jahn, Artur, Gesangspädagoge; † Berlin i. A. v. 48 J. — W 22, 936.

***Jahn,** Hans, Geh. Regierungsrat, ao. Prof. d. Chemie a. d. Univ. Berlin; * Küstrin 4. VII. 1853; † Berlin 7. VIII. — BJ XI, 137 (H. Landolt); IZ 127, 262; W 33, 1416; BZ 19, 152: [Chemikerzt. 1906, 893 (W. Nernst)].

Janssen, Paul, Orgelvirtuose, Organist a. d. Dresdener Frauenkirche, Lehrer a. Konservat.; † Dresden-Blasewitz. — Hamb. Corresp. 18. IX. M.-A.

Jedina, Hermann von, Kontreadmiral a. D., Marineschriftsteller; † Graz 31. V. — W 23, 981.

Jessen, Jens, Chefred. d. »Flensborg Avis«, Reichstagsabg.; * Toghale (Kr. Tondern) 5. II. 1854; † Kopenhagen 22. VII. — Kieler Zt. 23. VII. A.-A.; W 30, 1288; Reichstags-Handb. 1903, 251.

Igel, Wirkl. Geh. Kriegsrat, ehemal. preuß. Militärintendant; † Aschaffenburg 28. VIII. »über 80 J. alt«. — IZ 127, 425.

Jordan, Max, *Dr. phil.*, Geh. Oberreg.-Rat a. D., ehem. Direktor d. Nationalgalerie; * Dresden 19. VI. 1837; † Steglitz b. Berlin 11. XI. — Voss. Zt. 12. XI. A.-A.; T 582

(P); IZ 127, 789, 849 (P); Kchr. 18, 86; DZL 685.

Irgahn, Hermann, Wirkl. Geh. Oberjustizrat, Oberstaatsanwalt a. D., Ehrenbürger d. Stadt Hamm; * 21. VI. 1820; † Hamm 16. XI. — Voss. Zt. 20. XI. M.-A.; W 47, 2040.

***Israel,** August, *Dr. phil. h. c.*, Oberschulrat, Seminardirektor, Pädagog. Schriftsteller; * Eibau 31. III. 1836; † Blasewitz b. Dresden 25. VIII. — BJ XI, 182 (A. Reichardt); Degener, Wer ist's? 1906, 534 (W).

Jürgens, Joh. Wilhelm, Landschaftsmaler; * Lübeck 14. IV. 1845; † Wiesbaden 4. III. — Voss. Zt. 8. III. M.-A.; Kchr. 17, 279.

Jung, Ludwig, Verlagsbuchhändler; † München 12. IX. i. 72. Lebensj. — LZB 57, 1378.

Kalthoff, Albert, Pastor, *Dr.*, liberal-radikaler protestant. Geistlicher i. Bremen, Präsident d. dtsch. Goethebünde u. des Monistenbundes; * Bremen 5. III. 1850; † daselbst 11. V. — T 246 (P); W 20, 850, 858; IZ 126, 832; Blaubuch. Begr. von A. K. Jg. 1, 1906, Nr. 23 (dem Andenken A. K.s gewidmet); Dtsch. Kultur, Jg. 2, H. 15 (K. König); Das freie Wort, 6, 5/6 (F. Steudel); Die Wage, Jg. 9, Nr. 35 (A. Biach); LE 8, 1336; Allgem. evang.-luth. Kirchenzt. Jg. 40, Nr. 21; Bremer Beiträge, Jg. 1, H. 4 (O. Veeck: K.s Ideale); Evang. Freiheit, März 1908 (J. Gmelin, K. u. d. Bremer Monismus); BZ 18, 148: [Bl. f. dtsch. Erziehung 1906, 86 (E. Schulreformer)]; Leipz. Lehrerzt. 1906, Nr. 32, 33 (A. Zetsche); Protestantenbl. 1906, Nr. 21 (Franke).

Kapf, Adolf, Baurat, ehemal. Hauptlehrer f. Architekturfächer a. d. Baugewerkschule i. Stuttgart; * Heilbronn 16. II. 1831; † Stuttgart 5. V. i. A. v. 75 J. — LZB 57, 736.

Karaß, Nikolaus v., Gen.-Major a. D.; † Stuttgart 15. III. i. A. v. 69 J. — Voss. Zt. 16. III. A.-A.

Kasser, Karl Hermann, der frühere langjähr. Direktor des histor. Museums in Bern; † Bern 15. IV. — LZB 57, 637.

Katsch, Gustav Adolf, Oberzollinspektor a. D., Schriftsteller u. Dichter (»Als ich schlummernd lag heut nacht«); * Berlin 21. IV. 1813; † Oppenau (Schwarzwald) Ende Jan. — T 63 (P); LE 8, 827; W 6, 232: KL 1906, 708 (W), 1907, 47*.

Katte, Hans Christof Karl, Fideikommißbesitzer, Major a. D., Mitgl. des preuß. Herrenhauses; * Berlin 10. IX. 1825; † Vieritz b. Rathenow 10. VI. — Voss. Zt. 13. VI. M.-A.; Handb. f. d. Preuß. Herrenhaus, 1899, 306.

Kees, Georg Ritter von, k. u. k. Feldzeugmeister, Geh. Rat; * Ofen 22. XI. 1822; † Wien 9. VII. — IZ 127, 103.

Kehrer, Ed. Alexander, ao. Prof. d. analyt Chemie a. d. Techn. Hochsch. i. Stuttgart; * Wien 23. V. 1849; † Stuttgart 19. VII. — LZB 57, 1092; Degener, Wer ist's? 1906, 573.

Keller, Alexander Graf von, Hzgl. Braunschweig. Hofmarschall; * Bonn 31. XII. 1842; † Schloß Stedten bei Erfurt 6. VII. — IZ 127, 103; Degener, Wer ist's? 1906, 574.

Keller, Rudolf, preuß. Generallt. z. D.; † Koblenz 6. VI. i. A. v. 72 J. — Voss. Zt. 7. VI. A.-A.; IZ 126, 947; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 25.

Keller v. Schleitheim, Josef, Frh. von u. zu Ysenburg, General d. Inf. z. D., Kurator König Ottos von Bayern; * 19. I. 1825; † München Nacht 2/3. VII. — Voss. Zt. 3. VII. A.-A.; IZ 127, 103; W 28, 1200, 1208 (P).

Kernreuter, Ehrenfried, Komiker; † Berlin 17. XI. — Voss. TL.

Keßler, August, Landschaftsmaler; * Tilsit 1826; † Düsseldorf i. A. v. 72 J. — T 224 (P); Kchr. 17, 357.

Kettner, Adolf, Geh. Kommerzienrat, Inh. der Weinfirma J. H. D. Beckers Söhne; † Berlin 30. V. i. A. v. 72 J. — Voss. Zt. 31. V. M.-A.; W 23, 980.

Kiedaisch, Friedrich, Geh. Hofrat, Hoftheater-Intendant a. D.; * Stuttgart 14. V. 1832; † daselbst 9. VI. — IZ 126, 947; DZL 724; Degener, Wer ist's? 1906, 583 (W).

Kirchbach, Wolfgang, Schriftsteller; * London 18. IX. 1857; † Bad Nauheim 8. IX. — IZ 127, 425; Hamb. Corresp. 7. XI. M.-A.; W 37, 1596 (P); LE 9, 74 (P); KW Jg. 20, 131; Gegenwart 1906, Nr. 39, 40 (F. Frh. v. Biedermann); W. K. Ein Lebensbild von Marie Luise Becker (Menschheitsziele, Leipzig, I, 1).

Klein, Hermann, Präsident des badischen Landwirtschaftsrats u. des Landwirtschaftl. Vereins f. d. Großherzogtum Baden; † Wertheim 10. XII. — Voss. Zt. 11. XII. A.-A.; T 647 (P).

Klein, Otto, Prof., *Dr.*, nassauischer Dialektdichter, Realschuldirektor; † Wiesbaden 29. X. — Voss. Zt. 30. X. M.-A.; LZB 57, 1576.

Kleinwächter, Ludwig, *Dr. med.*, Prof. d. Geburtsh. u. Gynäkologie a. d. Univ. Czernowitz a. D.; * Prag 15. XI. 1839; † Czernowitz 11. IV. — W 16, 678; Degener, Wer ist's? 1906, 597 (W).

Klepsch, langjähr. Bürgermeister von Lübbenau, Abg. z. Provinzial-Landtag; † Lübbenau 13. XII. i. A. v. 78 J. — Voss. Zt. 13. XII. A.-A.

Klingelhoefer, Emil, Prof., bedeut. Zahnarzt; † Genua 14. IV. — Voss. TL.

Kluge, Ernst Rudolf, Prof., Geh. Reg.-Rat, Mitgl. des Statist. Landesamts; † Gr.-Lichterfelde b. Berlin 26. III. im 68. Lebensj. — Voss. TL; Voss. Zt. 3. IV. M.-A.; LZB 57, 551.

Knack, Oskar, Geh. Reg.-Rat, Bureaudirektor des Dtsch. Reichstages; * Berlin 1. X. 1838; † daselbst 17. III. — T 148 (P); W 12, 508 (P); IZ 126, 435; DZL 749.

Knappe von Knappstädt, Otto, preuß. General d. Inf. z. D.; * Oels 22. IV. 1815; † Neubrandenburg 16. II. — T 16; IZ 126, 316; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 9.

Knesebeck-Milendonck, Waldemar Frh. v. dem, Kammerherr, Zeremonienmeister; * Schloß Tylsen b. Salzwedel 22. VIII. 1847; † daselbst 30. III. — T 176 (P); W 14, 590; Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1907, 946.

Kögler, Eduard, Pädagoge, Schulrat; † Weimar 5. I. — LZB 57, 158.

Köhler, Joseph, Gymnasialdirektor a. D., Mitgl. d. Preuß. Abg.-Hauses (Zentr.); * Kleve 20. X. 1831; † Aachen 4. VI. — Voss. TL; Handbuch f. d. Preuß. Haus. d. Abg. 1893, 267.

König-Warthausen, Frh. August von, württemb. Kammerherr u. Staatsrat; * Ulm 24. VIII. 1831; † Stuttgart 9. II. — W 7, 274; Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1907, 398.

Königs, Wilhelm, *Dr.*, ao. Prof. d. anorg. Chemie a. d. Univ. München; * Dülken b. Düsseldorf 22. IV. 1851; † München 15. XII. — IZ 127, 1069; Sitzungsber. d. mathem.-phys. Kl. d. Kgl. Bayer. Ak. d. Wiss. 1907, H. 2, 227 (C. Voit).

Körber, Robert Heinrich Walter, Baurat, Privatdoz. a. d. Techn. Hochsch. i. Berlin; * Breslau 7. VII. 1858; † Ostseebad Bansin 11. VII. — Voss. TL; LZB 57, 1092.

Köring, Theodor, General-Major z. D., langjähr. Vors. d. Dtsch. Tierschutzvereins; † Berlin 15. II. i. 72. Lebensj. — T 94 (P).

Kolaczek, Johannes, Prof. d. Chirurgie, *Dr.*, Leitend. Arzt d. St. Joseph-Krankenhauses i. Breslau, * Gleiwitz 13. XII. 1842; † Breslau 22. I. i. A. v. 64 J. — LZB 57, 226; Voss. Zt. 24. I. M.-A.

Kolle, Richard, Stadtrat, Baurat a. D.; † Berlin 23. III. i. A. v. 65 J. — W 13, 546; Voss. Zt. 23. III. A.-A.

Koristka, Karl von, Prof. d. Geodäsie a. d. Dtsch. Techn. Hochsch. zu Prag; * Brüsau i. Mähren 7. II. 1825; † Prag 19. I. — IZ 126, 193 (v. 8. II.); T 48; KL 1906, 781, (W), 1907, 47*.

Korn, Moritz, San.-Rat, *Dr.*, bek. durch Arbeiten z. Augenheilkunde; † Meran 8. IV. — DMW 32, 632; Voss. Zt. 12. IV. A.-A.

Kosack, Gustav, Bildhauer, früher Lehrer a. d. Kgl. Kunstschule; * Rüstulschütz, Kr. Creutznach i. Schles. 20. III. 1825; † Berlin 27. VII. i. A. v. 82 J. — Voss. TL; Kchr. 17, 518.

Kowatsch, Martin, *Dr.*, em. Prof. d. Ingenieurwiss. a. d. Techn. Hochsch. i. Graz; † Graz i. 64. Lebensj. — LZB 57, 1768.

Krätzer, Adolf, Begr. u. Verleger des Münch. Fremdenbl.; * München 7. II. 1845; † daselbst 12. X. i. A. v. 62 J. — Voss. TL.

Krause, Emil, Schriftsteller, Schauspiel-Krit. d. Königsbg. Hartungsch. Zt.; * Königsberg i. Pr. 17. X. 1843; † daselbst 24. IV. — LZB 57, 667.

Krauß, von, *Dr.*, Kommerzienrat, Begr. d. Lokomotivenfabrik Krauß, München; † 5. XI. — Voss. Zt. 6. XI. M.-A.

Krauß, Hans Nikolaus, Romanschriftsteller; * Neuhaus i. Egerlande 26. XII. 1861; † Berlin 20. IX. — TR 25. IX. M.-A.; LE 9, 73 (Cl. Viebig); Vorwärts U.-Bl., 184 (W. Holzamer); Wiener Arb.-Ztg. 265 (J. Bach); Die Neue Gesellschaft II, 1 (W. Schröder); Unser Egerland, 10, 5/6 (A. John); BZ 19, 176: [Der Türmer, Nov. H., 277]; KL 1906, 797, 1907, 47*.

Krauß, Karl, Prof. d. Architektur a. d. Techn. Hochsch. i. Aachen; * München 14. V. 1859; † Aachen 30. XI. — LZB 57, 1726.

Kreglinger, Fritz, Kommerzienrat, Vorsitzender d. Stuttgarter Landesproduktenbörse; † Stuttgart 5. XI. i. A. v. 66 J. — Voss. Zt. 6. XI. A.-A.

Krieger, Richard, Wirkl. Geh. Oberfinanzrat u. Provinzialsteuerdirektor a. D., ehem. Reichst.-Abg.; * Danzig 24. VII. 1818; † Altona 15. X. — Hamb. Corresp. 18. X. M.-A.; T 539 (P); IZ 127, 656; G. Hirth, Dtsch. Parlaments-Almanach. 11. Ausg. 1874, 60.

Krieghammer, Edmund Freih. von, österr.-ungar. Reichskriegsminister; * Landshut (Mähren) 4. VI. 1832; † Ischl 21. VIII. — IZ 127, 331; W 34, 1462 (P).

Krocher, Artur, Generaloberarzt, Prof., *Dr.*; * Czernitz i. Schl. 25. VIII. 1846; † Berlin 28. IX. — W 40, 1732; Milit.-Wbl. 1906, 123 (Körting); DMW 32, 1751 (Köhler, m. P).

Kropatscheck, Hermann, Chef-Red. d. Kreuz-Zt., Mitgl. d. preuß. Hauses d. Abg.; * Nahhausen 11. II. 1847; † Berlin 29. VI. — IZ 127, 44; KL 1906, 806 (W); Handb. f. d. preuß. Haus d. Abg. 1899, 272.

Kühl, Gustav, *Dr. phil.*, Schriftsteller, Dichter, Assistent a. d. Bibliothek des Kunstgewerbe-

museums i. Berlin; * Lübeck 9. IX. 1869; † Berlin 20. X. — LE 9, 391; Kchr. 18, 54; Niedersachsen, Jg. 12, 1906, 70 (P); Zukunft, Bd. 58, 186 (G. Landauer, Anzeige von G. K.s »Richard Dehmel«).

Kühn, Heinrich, Zoologe; † Soerabaja (Java) Ende Juli i. A. v. 46 J. — Voss. TL; LZB 57, 1190.

Kuhn, Karl, Geh. Staatsrat, *Dr.*, »bek. Goetheforscher«; * Weimar 3. II. 1840; † daselbst 13. XI. — DZL 819; W 47, 2040.

Kurlbaum, Karl Dietrich Adolf, *Dr. jur.*, Wirkl. Geh. Rat, Oberlandesgerichtspräsident i. Stettin; † Stettin 25. XI. i. 77. Lebensj. — T 608 (P); TR 27. XI. M.-A.; DJZ XI, 1358; Voss. Zt. 27. XI. M.-A.

Laeverrenz, Gustav, Maler; † München 18. X. — Voss. TL; Kchr. 18, 54.

Laissle, Friedrich von, Baudirektor, em. Prof. d. Straßen-, Wasser- u. Eisenbahnbaues, Autorität i. Eisenbahnbau; * Stuttgart 12. XII. 1829; † daselbst 16. XI. i. A. v. 76 J. — IZ 127, 942; Zentralbl. d. Bauverw. 1906, Nr. 95.

Landsberg, Max von, Berliner Bildhauer; † Berlin 16. VIII. i. A. v. 56 J. — Voss. Zt. 17. VIII. A.-A.

Langermann von Erlenkamp, Frh. August von, hervorr. Deutsch-Amerikaner, * 27. VIII. 1843; † Galveston 19. VIII. — TR 4. IX. A.-A.; Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1907, 426.

Laue, Karl Gustav, volkswirtschaftl. Red. des Leipz. Tagebl.; † Gautzsch b. Leipzig 4. I. — IZ 126, 49.

***Lautenschläger,** Karl, Bühnentechniker; * Bessungen b. Darmstadt 11. IV. 1843; † München 30. VI. — BJ XI, 66 (A. Frh. v. Mensi); DZL 848; IZ 127, 44 (P); Voss. Zt. 3. VII. M.-A. (J. M. Jurineck); W 27, 1156, 1164 (P); BZ 19, 183: [Bühne und Welt 1906, 998 (A. Oppenheim)].

Ledebur, Adolf, Geh. Bergrat, Prof. a. d. Bergakademie i. Freiberg i. S.; * Blankenburg a. H. 11. I. 1837; † Freiberg i. S. 9. VII. — Voss. Zt. 10. VII. M.-A.; IZ 126, 947; W 24, 1024; LZB 57, 873.

Lehmann, Nikolaus, (Pseud. Nikolaus Mau), Kunsthändler; † Prag Anf. April i. 80. Lebensj. — Voss. TL; Kchr. 17, 358.

Lehweß, Emil, Geh. Oberjustizrat, Senatspräsident am Kammergericht; † Berlin 11. XI. i. A. v. 67 J. — Voss. Zt. 13. XI. A.-A.

Leiningen-Westerburg, Karl Emil Graf zu, Kunsthistoriker, Heraldiker, Exlibris-Forscher; * Bamberg 15. IX. 1856; † Pasing b. München 28. IX. — T 508 (P); IZ 127, 629; Kchr. 18, 24; Degener, Wer ist's? 1906, 685 (W).

Leist, Burkhard Wilhelm, *Dr. jur. et phil.*, Geh. Justizrat, o. Prof. d. Zivilrechts; * Westen b. Verden 12. VII. 1819; † Jena 31. XII. — IZ 128, 93; W 2 (07), 52; Degener, Wer ist's? 1906, 686 (W).

***Lemayer,** Karl Frh. von, *Dr. jur. et phil.*, k. k. Geh Rat, Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, Mitgl. d. Herrenhauses; * Boskowitz i. Mähren 13. V. 1841; † Wien 13. V. — BJ XI, 45 (M. Schuster); IZ 126, 832.

Lengerke, Johann Heinrich von; *Dr. jur.*, lippischer Wirkl. Geh. Rat, früher Mitgl. des Dtsch. Reichstags (nat.-lib.); * Bremen 9. I. 1825; † Steinbeck 18. XI. — Voss. TL; T 597 (P); G. Hirth, Dtsch. Parlaments-Almanach, 16. Ausg. 1887, 184.

Lenzmann, Julius, Justizrat, Rechtsanwalt u. Notar i. Hagen i. Westf., Mitgl. des Dtsch. Reichstags (Freis. Volkspartei); * Hagen i. Westf. 8. XI. 1848; † Berlin 21. III. — Voss. Zt. 21. III. A.-A.; T 150 (P); IZ 126, 473; Reichstags-Handb. 1903, 266.

Lerchenfeld-Ober-Prennberg, Alfons Graf von und zu, bayer. General d. Kav.; * München 18. XI. 1838; † daselbst 22. V. — IZ 126, 924; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 22,

Leske, Franz, *Dr. jur.*, Geh. Oberjustizrat, bek. jurist. Schriftsteller; † Berlin 4. I. i. A. v. 52 J. — Voss. Zt. 5. I. M.-A.

Lewandowsky, Max, Musiker, Komponist: * Hamburg 16. II. 1874; † daselbst 27. VIII. — Hamb. Corresp. 31. VIII.

***Lewinski,** Alfred von, General d. Inf. z. D.; * Münster 14. I. 1831; † Görlitz 21. VII. — BJ XI, 121 (Krieg); DZL 870; Voss. Zt. 23. VII. A.-A.; W 30, 1288, 1292 (P); IZ 127, 222; Überall 1906, 45.

Lewinski, Eduard Julius Ludwig von, General d. Art. z. D., Chef des holstein. Feldart.-Reg. Nr. 24; * Münster i. W. 22. II. 1829; † Schloß Burgwitz-Trebnitz (Schlesien) 17. IX. — DZL 870; T 470 (P); W 38, 1641, 1650b (P); IZ 127, 464; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 39; Neue Milit. Blätter, Berlin, 1906, 14.

Liechtenstern, Friedrich Wilhelm Theodor Frh. von, Generallt. z. D.; * Magdeburg 15. X. 1843; † Freiburg i. B. 3. VII. — Voss. Zt. 6. VII. A.-A.; Milit.-Zt. Berlin 1906, 29; Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1907, 458.

Lilienthal, Wilhelm, (Pseud. Wilhelm Thal); Schriftsteller u. Übersetzer; * Berlin 28. I. 1867; † Grasing i. Bayern 11. IV. — Voss. Zt. 13. IV. M.-A.; W 16, 678; Degener, Wer ist's? 1906, 706 (W).

Lilly, Friedrich, Oberbaurat, Prof. d. landwirtschaftl. Baukunst u. d. Ingenieur-Hoch-

bauten a. d. Techn. Hochsch. i. Braunschweig; * Seesen a. H. 9. VII. 1835; † Braunschweig 8. XI. i. A. v. 72 J. — IZ 127, 789; T 584 (P).

Linck, Karl von, Generallt. z. D.; † Stuttgart 12. XI. i. A. v. 81 J. — Voss. Zt. 13. XI. M.-A.; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 47.

Lindner, Ferdinand, Marinemaler; † Berlin 6. V. — IZ 126, 832.

Lindner, Johann, Kupferstecher; * Alfeld (Oberpfalz) 5. VI. 1839; † München 20. VIII. — LE 9, 75; Börsenbl. f. d. Dtsch. Buchhandel 1906, Nr. 206 (N u. Übers. üb. das Werk J. L.s v. A. Roeper).

Lippe, Prinzessin Karoline Pauline zur; * Detmold 2. X. 1834; † Stift Kappel 24. VIII. — IZ 127, 331.

Lipperheide, Franz Joseph Frh. von, Verlagsbuchhändler, Kunstsammler; * Berleburg (Westf.) 22. VII. 1835; † München 30. VII. — Voss. Zt. 31. VII. M.-A.; Hamb. Corresp. 15. IX. M.-A.; IZ 127, 217/18 (P); LE 8, 1698; DZL 892; Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1907, 467; BZ 19, 188: [Börsenbl. f. d. Dtsch. Buchhandel, 1906, Nr. 212 (F. v. Zobeltitz); Deutsche Rundsch. Sept.-H. (J. Lessing)].

Lippert, Johann Georg, Landgerichtspräsident; † Stolp i. P. 5. V. — Voss. Zt. 8. V. M.-A.; T 248 (P).

Lippert, Paul, Bibliothekar des preuß. Statist. Landesamts, Schriftsteller; * Halle 22. V. 1833; † Berlin 4. XI. — LZB 57, 1617; Degener, Wer ist's? 1906, 173.

Lisco, Heinrich, freisinniger Theologe, Schriftsteller; * Berlin 13. VI. 1862; † Halle 27. VII. — Voss. Zt. 28. u. 29. VII. M.-A.; IZ 127, 222.

Lobmayer, A., Prof., Direktor d. Kgl. landesgeburtshilfl. Lehranstalt i. Agram; † 21. III. i. A. v. 62 J. — DMW 32, 554.

Lodemann, Karl, Geh. Reg.-Rat, vortr. Rat i. Ministerium d. Innern a. D.; † Eberswalde 23. I. i. A. v. 48 J. — Voss. Zt. 26. I. M.-A.

Löhneysen, Heinrich Frhr. von, Hzgl. braunschw. Oberhofmarschall u. Gen.-Hofintendant a. D., Exz.; * Braunschweig 8. II. 1848; † Brunkensen 6. XII. — Voss. TL; Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1908, 445.

Löning, George Anton, Senatssekretär i. Bremen, Vorstandsmitglied des Evangel. Bundes; * Bremen 7. I. 1826; † daselbst 30. VII. — IZ 127, 122.

Löwenfeld, Max, Schauspieler u. Theaterdirektor; * Breslau 25. III. 1848; † Berlin 22./23. IX. — IZ 127, 501.

Lohr, Wilhelm, *D.*, Generalsuperintendent für d. reform. Kirchengemeinschaft im Bezirk Kassel; † Kassel 10. I. i. A. v. 66 J. — Voss. Zt. 11. I. M.-A; T 29.

Lohse-Kratz, Josephine, Opernsängerin; * Wien 1. II. 1876; † Köln 13. VII. i. A. v. 30 J. — W 29, 1244; NTA 1907, 180.

Lorberg, Hermann, Prof. d. mathem. Physik; † Bonn 6. III. i. A. v. 75 J. — Voss. TL; W 11, 460.

Lossen, Wilhelm, *Dr.*, em. o. Prof. d. Chemie a. d. Univ. Königsberg; * Kreuznach 8. V. 1838; † Aachen 29. X. — T 593 (P); Voss. TL; DZL 899.

Lotz, Franz, Geh. Reg.-Rat, *Dr.*, ehem. Mitgl. d. Dtsch. Reichstags; * Kassel 18. IV. 1822; † daselbst 13. V. i. A. v. 83 J. — T 259 (P); W 20, 850; G. Hirth, Dtsch. Parlaments-Almanach. 15. Ausg., Nov. 1884, 184.

Ludwig, Karl Frh. von, Kommandant d. Techn. Militärakademie in Wien; * Wien 30. VIII. 1836; † daselbst 16. III. — IZ 126, 473.

Ludwig, Maximilian, bedeutender Heldendarsteller des Kgl. Schauspielhauses zu Berlin; * Breslau 1. I. 1847; † Charlottenburg 14. XII. — DZL 908; IZ 127, 1069; W 51, 2221 (P); Schaubühne 1906, Nr. 52.

Lüderssen, Rudolf, Präsident des landw. Zentralvereins des Herzogtums Braunschweig; † Braunschweig 1. IX. i. A. v. 72 J. — Voss. Zt. 1. IX. A.-A.; T 461 (P).

Lustkandl, Wenzel, o. Prof. d. Rechte a. d. Univ. Wien; * Schönbach i. Böhmen 18. III. 1832; † 18. VI. — IZ 127, 44; W 25, 1066; Zs. f. d. Privat- u. öffentl. Recht der Gegenw. Bd. 34, 269.

Maginot, Georg v., Vorsitzender des Vorstandes der Versicherungsanstalt von Württemberg; * Dandel, Bez.-Amt Germersheim 3. V. 1853; † Stuttgart 10. V. — IZ 126, 832.

***Mali,** Christian Friedrich, Tier- u. Landschaftsmaler; * Broekhuizen b. Utrecht 2. X. 1832; † München 1. X. — BJ XI, 141 (H. Holland); Hamb. Corresp. 5. X. A.-A.; IZ 127, 629; Kchr. 18, 10.

Marckiewicz, Henriette, Vertreterin d. Nadelmalerei; † Wien i. A. v. 54 J. — Kchr. 1905/06, 491.

Marggraff, Eberhard, Prof., verdienter Berliner Schulmann; * Berlin 1822; † Groß-Lichterfelde 10. I. — Voss. Zt. 12. I. M.-A.

Markgraf, Hermann, Direktor d. Stadtbibliothek u. des Stadtarchivs zu Breslau, Prof., *Dr.*; * Cottbus in der Mark 30. V. 1838; † Breslau 12. I. — T 29 (P); KL 1906, 927/28; Zentralbl. f. Bibliothekswesen, Jg. 23, 205 (M. Hippe); Jb. d.

d. B., Jg. 4, 81; Zs. des Vereins f. Gesch. Schlesiens, Bd. 40, 1 (H. Wendt, Zu H. M.s Gedächtnis, mit einem chronolog. Schriftenverzeichnis).

Martin, Franz, General-Major a. D.; * März 1826; † Starnberg 14. II. — Voss. Zt. 16. II. M.-A.

Massow, Alexander von, Generallt. z. D.; * Spandau 15. I. 1842; † Buchwald bei Sagan 25. I. — T 70 (P); IZ 126, 193; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 6.

Mathies, Carl Georg Ludwig, Senator i. Hamburg; * Hannover 11. II. 1849; † Hamburg 23. XII. — Hamb. Corresp. 24. XII. A.-A.; W 1 (07), 8.

***Matthiessen,** Ludwig, o. Prof. d. Physik a. d. Univ. Rostock; * Fissau bei Lübeck 22. IX. 1830; † Rostock 15. XI. — BJ XI, 116 (A. Vorberg); IZ 127, 881.

Mauch, Katharine, Opernsängerin; † Weidling b. Wien 3. X. — Voss. TL.

Mauve, Karlmann, Wirkl. Admiralitätsrat, vortr. Rat i. Reichsmarineamt; † Berlin 30. XI. i. A. v. 53 J. — Voss. Zt. 1. XII. A.-A.; T 619 (P).

Mayer, Wilhelm, Hofrat, Apotheker, Dozent f. Pharmakognosie a. d. Univ. Tübingen; * Esslingen 4. X. 1833; † Tübingen 29. I. — Voss. Zt. 30. I. M.-A.

Meckel, Jakob, General-Major z. D., Organisator d. japan. Armee; * Köln 28. III. 1842; † Groß-Lichterfelde 6. VII. — IZ 127, 103 (P); W 28, 1200, 1204 (P); 38, 1639 (v. Pustau, Gedächtnisfeier f. Gen. M. in Tokio); Überall 1906, 43; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 29, 36; M.-Wbl. 1906, 87 (v. Janson); M.-Wbl. 1906, 106 (Ein japan. Nachr. f. Gen. M. Übers. von W. Stecher).

Mecklenburg, Herzogin Wilhelm zu, geb. Prinzessin Alexandrine von Preußen; * Berlin 1. II. 1842; † Schloß Marly bei Potsdam 26. III. — IZ 126, 473; W 13, 549 (P).

Megede, Johannes Richard zur, Romanschriftsteller; * Sagan 8. IX. 1864; † Bartenstein (Ostpreußen) 22. III. — T 161 (P); N. Stuttg. Tagebl. 1906, 79; Über Land u. Meer, Jg. 48, Nr. 28; W 13, 549 (P); LE 8, 1047 (H. Spiero); Leipz. Tagebl. 1906, 419 (A. Schurig); DZL 945; Der Türmer. Mai-H., 255.

Meier, Ludwig, Carl Friedrich Otto, *Dr. jur.*, einer d. ältesten Rechtsanwälte Hamburgs; * Hamburg 19. VIII. 1825; † daselbst 16. X. — Hamb. Corresp. 17. X. M.-A.

Meischeider, Emil, Reichsgerichtsrat a. D.; * Haynau (Schlesien) 7. XI. 1828; † Leipzig 29. VIII. — IZ 127, 425.

Meisner, Joh., *Dr. jur.*, Senatspräsident beim Oberlandesgericht Posen, eifriger Förderer des Deutschtums in d. Ostmark; † Posen 13. X. i. 70. Lebensj. — TR 17. X. M.-A.

Meister, Heinrich, sozialdemokr. Reichstags-Abg.; * Hildesheim 2. X. 1842; † Berlin 5. IV. — Voss. Zt. 5. IV. A.-A.; Reichstags-Handb. 1903, 275.

Meister, Julius, Berliner Maler; † Berlin 20. XI. i. A. v. 67 J. — Voss. Zt. 23. XI. M.-A.

***Menger,** Anton, Prof. f. österr. Zivilprozeßrecht a. d. Univ. Wien; * Maniow (Galizien) 12. IX. 1841; † Rom 6. II. — BJ XI, 3 (C. Grünberg); T 81 (P); W 7, 280 (P); IZ 126, 298, 323 (Grüttefien); Jurist. Literaturbl. Bd. 18, Nr. 7 (Neukamp-Köln); Die Wage Jg. 9, Nr. 7 (J. Ofner u. E. v. Zenker); BZ 18, 183: [Allgem. österr. Gerichtszt. 1906, Nr. 6].

Merleker, Friedrich, Geh. Kriegsrat; † Halensee Anfang Sept. — Voss. TL.

Messner, Max, märkischer Dramendichter; * Berlin 11. III. 1860; † daselbst 24. III. — Voss. TL; LE 8, 1048.

Metternich-Winneburg, Paul Fürst von, * Wien 14. X. 1834; † daselbst 6. II. — IZ 126, 298; W 9, 405 (P).

Meusel, Otto Th., fr. Ministerialdirektor im sächs. Finanzministerium; † Dresden 29. X. i. A. v. 74 J. — Voss. TL.

Meyer, Georg, Geh. Sanitätsrat, Nestor d. Dtsch. Irrenärzte; * Hannover 27. V. 1819; † Oynhausen 18. VII. — Voss. Zt. 28. VII. M.-A.; T 378; W 30, 1288.

Meyer, Joh. Karl, einer der ältesten Kapitäne des Norddtsch. Lloyds; * Osnabrück 25. IX. 1828; † daselbst 12. VI. — IZ 127, 44.

Meyerhoffer, Privatdoz. d. Elektrochemie a. d. Univ. Berlin; * Pinsk i. Rußland 13. II. 1864; † Meran 21. IV. i. A. v. 41 J. — LZB 57, 667; Chemiker-Zt. Jg. 30, Nr. 37 (J. H. van't Hoff).

Michel, Stephan Carl, Großindustrieller, Präsident der Handelskammer Mainz; * Mainz 9. VI. 1839; † daselbst 30. III. — W 14, 590; IZ 126, 558.

***Milde,** Natalie von, Gesanglehrerin, Schriftstellerin, Frauenrechtlerin; * München 31. III. 1850; † Weimar 30. III. — BJ XI, 57 (E. Mitzschke); IZ 126, 601; AZB 1906, Nr. 106; Die Frau, Jg. 13, 461 (M. v. Bülow); DZL 967; Neue Bahnen, 1906, 66.

Milde, Rosa von, geb. Agthe, Opernsängerin, * Weimar 25. VI. 1827; † daselbst 26. I. — T 53 (P); IZ 126, 193; W 5, 196 (P); DZL 967; Bühne u. Welt, Jg. 9, Nr. 6

(C. Droste); Allgem. Musikzt. 1906, Nr. 5; NTA 1907, 171.

Mingazzi de Modigliano, Eduard Ritter, k. u. k. Feldmarschalleutnant; * Kalusz (Galizien) 27. V. 1828; † Landshag (Oberösterreich) 23. VIII. — IZ 127, 331.

Mischke, Albert von, General d. Inf. z. D., Generaladjutant Kaiser Friedrichs III.; * Münster i. W. 1. VI. 1830; † Berlin 7. III. — IZ 126, 397; W 11, 460 (P); Milit.-Zt. Berlin, 1906, 12; DZL 971.

Möbius, Landgerichtsrat a. D., Dichter in oberhess. Mundart, (Pseud. Friedrich v. Irnis); † Gießen i. Sept. i. A. v. 65 J. — Hamb. Corresp. 24. IX. A.-A.

Möst, Richard, Bildhauer; † Köln i. A. v. 65 J. — Kchr. 17, 518.

Molinari, Clementine, geb. Freiin v. Gebsattel, Frau Geh. Kommerzienrat, das Urbild d. Leonore v. Rothsattel in Freytags „Soll u. Haben"; * Brody i. Galizien 21. XII. 1821; † Breslau 9. XII. — TR 28. XII. M.-A.

Mooren, Theodor, Oberbürgermeister von Eupen, Landtags- u. Reichstags-Abg. (Zentrum); * Oedt 20. IV. 1833; † Wildungen 29. VIII. — T 448 (P); IZ 127, 371; Handb. f. d. preuß. Haus der Abg. 1899, 283.

Moshammer, Karl, Schulrat; † Wien 10. IV. — IZ 126, 638.

Most, Johann, Anarchist, seit 1878 Hrsg. des Blattes „Die Freiheit"; * Augsburg 5. II. 1846; † Cincinnati 17. III. — IZ 126, 435.

Mühlbrecht, Otto, Verlagsbuchhändler, Bibliograph; * Braunschweig 28. II. 1838; † Groß-Lichterfelde 26. VII. — Voss. Zt. 28. VII. M.-A.; IZ 127, 179, 218 (A. O. Klaußmann); W 31, 1330, 1338 (P); DZL 990; Dtsch. Buchhandels-Blätter, 1906, 14.

Müller, Alexander, Prof., Agrikulturchemiker; † Stensjöholm b. Ryssby i. A. v. 78 J. — W 6, 232.

Müller, Edmund von, Generallt. z. D.; * 1821; † Engers a. Rh. 16. VI. — T 311 (P); Voss. Zt. 19. VI. M.-A.

Müller, Heinrich, Reichsgerichtsrat a. D.; * Verden 19. IX. 1834; † Leipzig 16. IV. — Voss. Zt. 17. IV. A.-A.

Müller, Karl, *Dr.*, Generalarzt a. D.; † Berlin 29. XI. i. A. v. 86 J. — W 49, 2128.

Müller, Paul, Bildhauer; * Mergelstetten bei Heidenheim (Württbg.) 12. III. 1843; † Stuttgart 24. IV. — IZ 126, 725; Kchr. 17, 391; Degener, Wer ist's? 1906, 816.

Muhl, John, Geh. Reg.-Rat, Dirigent der polit. Polizei i. Berlin; † Berlin 17. III. i. 66. Lebensj. — IZ 126, 473; Voss. Zt. 19. III. A.-A.

Muoth, J. K., Bündner Historiker, Prof.; † Chur 5. VII. i. A. v. 64 J. — LZB 57, 1058.

Nasse, Berthold von, Oberpräsident d. Rheinprovinz; * Bonn 9. XII. 1831; † daselbst 30. XI. — IZ 127, 942; W 49, 2128, 2136 (P).

Natge, Hans (Pseud. Hans v. Tempelhof), Schriftsteller, Verlagsbuchhändler; * Quedlinburg 26. IX. 1851; † Berlin 21. II. — LZB 57, 370; KL 1906, 1023 (W).

***Nathusius,** Martin Friedrich Engelhard von, o. Prof. d. prakt. Theologie a. d. Univ. Greifswald; * Althaldensleben 24. IX. 1843; † Greifswald 9. III. — BJ XI, 55 (A. Uckeley); IZ 126, 435; DZL 1006; Kons. Monatsschr. 63, 7 (U. v. Hassel); BZ 18, 193: [Die Reformation. 1906, Nr. 12 (D. v. Oertzen); Evang. Kirchenzt. 1906, Nr. 12 (Wolff)].

Nathusius-Neinstedt, Heinrich von, Stadtbibliothekar i. Frankfurt a. M., Kenner d. dtsch. Adels- u. Familiengeschichte; * Neinstedt a. Harz 22. V. 1851; † Frankfurt a. M. 15. VII. — Voss. Zt. 17. VII. A.-A.; Jb. d. d. B. 4,85; KL 1906, 1024 (W), 1907, 48*.

Neisse, Max Gustav, Senatspräsident des Reichsgerichts; * Dresden 22. VI. 1839; † Leipzig 20. VI. — IZ 127, 44.

Nels, Eduard, ehem. Landtags-Abg. (Zentrum); † Prüm 15. X. i. A. v. 73 J. — Voss. Zt. 18. X. M.-A.

Neumann von Heilwart, Isidor, Prof. d. Dermatologie, Wien; * Mißlitz i. Mähren 2. III. 1832; † Vöslan 31. VIII. — T 454 (P); IZ 127, 371; DMW 32, 2119 (Rille m. P); BZ 19, 215: [Archiv f. Dermatologie u. Syphilis, Bd. 82, 311 (Finger); Medizin.-chirurg. Centralbl. 1906, 306; Wiener klin. Rundsch. 1906, 697 (Graz); Wiener klin. Wochenschr. 1906, 1127 (Matzenauer); Dermatolog. Zs. 1906, 675 (O. Lassar); Allgem. Wiener medizin. Zt. 1906, 409; Wiener medizin. Wochenschr. 1906, 1837].

Nickel, Wilhelm (Pseud. Demokritos), Journalist, Hrsg. d. „Potsd. Korresp." u. Red. d. „Interessante Zeitfragen"; * Potsdam 29. I. 1853; † daselbst 4. IX. — Voss. TL; KL 1906, 1039 (W).

Nieder, von, Landgerichtsdirektor, württbg. Landtagsabg.; † Stuttgart 19. II. i. A. v. 58 J. — W 8, 320.

Niemeyer, Karl Hermann, Gen.-Major z. D.; † Hildesheim 31. VIII. i. A. v. 60 J. — Voss. Zt. 3. IX. A.-A.; T 465 (P).

Nieper, Ludwig, Geh. Hofrat, Direktor d. Kgl. Kunstakademie i. Dresden; * Braunschweig 12. VII. 1826; † Loschwitz b. Dresden 2. IV. — IZ 126, 558.

Nirrnheim, Fritz Louis, 2. Vizepräsident d. Hamb. Bürgerschaft; * Hamburg 4. IX. 1830; † daselbst 15. XII. — Hamb. Corresp. 17. XII. A.-A., 19. XII. M.-A., 19. XII. A.-A.

Nitschmann, Eduard, Generallt. z. D.; * Tilsit 17. V. 1836; † Groß-Lichterfelde 5. VI. — IZ 126, 948; Voss. Zt. 17. V. M.-A., 7. VI. A.-A.; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 25.

Nitze, Max, *Dr. med.*, Prof., Begründer d. Cystoskopie; * Berlin 18. IX. 1848; † daselbst 23. II. — T 105 (P); IZ 126, 316, 363/64 (P); W 9, 378 (P); Berl. klin. Wochenschr. 1906, 306 (Posner); DMW 32, 510 (A. Kollmann), 554 (Gedenkfeier i. Kaiserin-Friedrich-Hause, Berlin); BZ 18, 198: [Medizin. Klinik, 1906, 228 (A. Rothschild); Monatsschr. f. Urologie, 1906, 65 (H. Lohnstein), 239 (E. R. W. Frank); Monatsschr. f. Harnkrankheiten, 1906, 147, (R. Wohlauer), 247 (E. R. W. Frank); Dtsch. Medizin. Presse, 1906, 39 (L. Manasse); Wiener klin. Rundsch. 1906, 216 (H. Schüler); Die medizin. Woche, 1906, 108; Münch. mediz. Wochenschr. 1906, 560; Zs. f. ärztl. Fortbldg. 1906, 160 (R. Kutner); Medizin. Klinik, 1906, 367 (A. Rotschild)].

Nöldeke, Wilhelm, Prof., *Dr.*, Schulrat, früh. Direktor d. höheren Mädchenschule i. Leipzig, bed. Pädagoge; † Leipzig 2. XII. i. A. v. 84 J. — LZB 57, 1726.

Nötel, Richard, Geh. Reg.-Rat, *Dr.*, Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums i. Berlin; * Posen 1836; † Berlin 14. VI. — Voss. Zt. 14. VI. A.-A.

Nordhoff, Joseph Bernhard, Prof. d. Kunstgeschichte a. d. Univ. Münster; * Liesborn i. Westf. 22. XII. 1838; † Münster 13. IX. i. A. v. 68 J. — T 493 (P); Voss. Zt. 15. IX. A.-A.

Nostitz-Wallwitz, Hermann von, Kgl. Sächs. Minister d. Innern a. D.; * Oschatz 30. III. 1826; † Dresden 10. I. — T 31 (P); IZ 126, 193.

Oberländer, Alfred, Großh. bad. Kammersänger; * Nachod i. Böhmen 25. XII. 1850; † Charlottenburg 22. IV. — Voss. Zt. 24. IV. M.-A.; IZ 126, 725; DZL 1036; NTA 1907, 175.

Oberreit, Hermann Ludwig Edmund, Pädagoge, Oberschulrat a. D.; † Chemnitz 9. VII. — LZB 57, 1058.

***Obst,** Hermann Bernhard, Prof., *Dr.*, Direktor des Leipz. Museums f. Völkerkunde; * Leipzig 16. I. 1837; † daselbst 16. V. — BJ XI, 171 (v. Hantzsch); T 263 (P); IZ 126, 832.

Ochsenius, Karl, (Pseud. Nicolas Rusche), Konsul a. D., Geologe; * Kassel 9. III. 1830; † Marburg i. H. 9. XII. — IZ 127, 1042; KL 1906, 1057/58 (W).

Oelrichs, Hermann, Generalrepräsentant des Norddtsch. Lloyds in New York; † an Bord des Dampfers „Kaiser W. d. Gr." 1. IX. i. A. v. 56 J. — IZ 127, 425.

Österreich, Erzherzog Otto Franz Joseph von; * Graz 21. IV. 1865; † Wien 1. XI. — IZ 127, 745, 749 (P); W 45, 1952, 1957 (P); Milit.-Zt. Berlin, 1906, 39; Armeebl. Wien, 1906, 44.

Oldenburg, Konstantin Friedrich Peter Herzog von, Kais. russ. Generallt.; * St. Petersburg 9. V. 1850; † Nizza 19. III. — IZ 126, 435.

Osten-Sacken, Karl Robert v. d., Entomologe; * St. Petersburg 21. VIII. 1828; † Heidelberg 20. V. — IZ 126, 948.

Otto, Heinrich, Geh. Kommerzienrat, Senior der württbg. Großindustrie; * Nürtingen 13. III. 1820; † daselbst 3. VII. — IZ 127, 105; W 27, 1156.

Otto, Karl, Gen.-Major z. D.; † Darmstadt 6. II. — Voss. Zt. 10. II. M.-A.

Pach zu Hansenheim, Felix Frh. von, Feldmarschalleutnant a. D.; * 4. XI. 1830; † Preßburg 7. IV. — IZ 126, 607.

Paetel, Hermann, Geh. Kommerzienrat, Verlagsbuchhändler; * Berlin 8. II. 1837; † Nervi 22. IV. — T 224 (P); Voss. Zt. 24. IV. M.-A.; IZ 126, 725; Börsenbl. 1906, Nr. 95; W 19, 839 (P).

Panwitz, Oskar von, Gen.-Major z. D.; † Berlin 25. XII. — Voss. Zt. 27. XII. A.-A.

Pape, Karl, ehem. o. Prof. d. Physik a. d. Univ. Königsberg, Geh. Reg.-Rat, *Dr.*; * Hannover 20. I. 1836; † Steglitz b. Berlin 7. V. — Voss. TL.; LZB 57, 736; DZL 1065.

Pappenheim, Maximilian Graf zu, Kgl. Bayer. Obersthofmeister a. D.; * Dennelohe 5. IX. 1824; † Schloß Möhren b. Pappenheim 10. VII. — IZ 127, 103; Degener, Wer ist's? 1906, 876.

Pawlik, Franz Xaver, Medailleur, Schüler Scharffs; † Wien i. A. v. 47 J. — Kchr. 17, 539.

Pelldram, Alfred, außerord. Gesandter u. bevollmächt. Minister des Dtsch. Reiches in Carácas; * Sagan (Schles.) 4. I. 1847; † Berlin 22. II. — T 107 (P); IZ 126, 317; DZL 1077.

Perbandt, Georg von, General d. Inf. z. D.; * Potsdam 1. IX. 1845; † Berlin 1. VI. — W 23, 986, 986 (P); IZ 126, 924; DZL 1080; Milit.-Wbl. 1906, Nr. 72 (Janson).

Peters, Hulda, Frau Prof., Kunstweberin; †Königsberg i. Sept. — Voss. Zt. 30. IX. M.-A.

Petersen, Heinrich, (Petersen-Angeln), Marinemaler; * Westerholz i. Angeln 4. IV. 1850;

† Düsseldorf 23. IV. — Voss. Zt. 26. IV. A.-A.; Kieler Zt. 26. IV. M.-A., 9. XI. M.-A.; Malerwerke 2, 244; Müller-Singer 3³, 415; Schlesw.-Holst. Zs. f. Kunst u. Lit. 1, 22 (Fr. Fleischhauer).

Pfannenschmidt, Heino, Geh. Archivrat, *Dr.*, kais. Archivdirektor, Kulturhistoriker; * Lauenau 21. III. 1828; † Kolmar 25. IV. — T 244 (P); LZB 57, 667; Degener, Wer ist's? 1906, 894/95 (W).

Pfitzer, Ernst, o. Prof. d. Botanik i. Heidelberg; * Königsberg i. Pr. 26. III. 1846; † Heidelberg 2. XII. — T 619 (P); IZ 127, 1042; DZL 1094.

Philippson, Emil, Prof., *Dr.*, Direktor d. Jacobson-Schule i. Seesen; † Seesen 23. XII. — Voss. Zt. 24. XII. A.-A.; LZB 57, 31.

Piening, P. K. Theodor, *Dr. phil.*, Lehrer, niederdtsch. Dichter; * Meldorf 16. VII. 1831; † Hamburg 14. VIII. — Hamb. Corresp. 16. VIII. M.-A.; KL 1906, 1116 (W).

Pierson, Reginald Henry Holmes, Kgl. Sächs. Sanitätsrat, Besitzer d. Nervenheilanstalt Lindenhof b. Coswig i. S., mediz. Schriftsteller; * Berlin 19. XI. 1846; † Dresden-Strehlen 13. VIII. — IZ 127, 294; Voss. Zt. 15, VIII. M.-A.; BZ 19, 231: [Psychiatr.-neurolog. Wochenschr. 1906, 202 (Lehmann)].

Pilger, Robert, Geh. Reg.-Rat, *Dr.*, Provinzial-Schulrat; † Berlin 7. I. i. 70. Lebensj. — Voss. Zt. 8. I. A.-A., 9. I. M.-A.; LZB 57, 114.

Pinkenburg, Berliner Magistratsbaurat, bek. Schriftsteller auf dem Gebiet des Straßenbaus; † Locarno 30. X. i. 58. Lebensj. — TR 1. XI. M.-A.

Pinkuss, Josef, Kommerzienrat, um die Entw. d. Berliner Verkehrsverhältnisse hochverdient; † Berlin 7. II. i. A. v. 75 J. — Voss. Zt. 7. II. A.-A.

Pino, Felix de, Frh. v. Friedenthal, österr. Handelsminister i. Kabinett Taaffe; * Wien 14. X. 1826; † Völkermarkt 14. IV. — IZ 126, 638.

Pirquet von Cesenetico gen. de Mardaga, Peter Ceno Frh. von, Mitgl. des Reichsrats, k. k. Leg.-Sekr. a. D.; * Laibach 31. I. 1838; † Hirschstetten N.-Ö. 20. X. — Voss. TL; Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1907, 599.

Planitz, Karl Edler von der, Gen.-Major z. D.; * Dresden 15. X. 1841; † Piskowitz b. Kamenz 24. IV. — Voss. Zt. 25. IV. A.-A.; Goth. Genealog. Taschenb. d. Uradelig. Häuser 1907, 567.

Pleß, Ludwig, Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses (Zentr.); * Mühlheim a. Rh. 11. XII. 1825; † daselbst 1. VI. — Voss. Zt. 2. VI. M.-A.; Handb. f. d. Preuß. Haus d. Abg. 1899, 290.

Plessner, August, Geh. Sanitätsrat; † Berlin 29. XI. i. A. v. 67 J. — Voss. TL.

Pleuss, Wilhelm, Geh. Oberjustizrat, Landgerichts-Präsident a. D.; † 2. XII. i. A. v. 76 J. — Voss. Zt. 4. XII. M.-A.

Pockh, Hans, *Dr. jur.*, Kgl. württbg. Kammersänger; * Pulkau (Nied.-Österr.) 7. V. 1840; † Stuttgart 30. VII. — W 31, 1330; IZ 127, 222; Degener, Wer ist's? 1906, 911.

Pönninger, Franz, Prof., Kais. Rat, Leiter d. k. k. allg. Zeichenschule, Eigentümer d. k. k. Kunsterzgießerei i. Wien; * Wien 29. XII. 1832; † 6. VIII. — IZ 127, 262; Degener, Wer ist's? 1906, 912.

Poleck, Theodor, Geh. Reg.-Rat, *Dr.*, Prof. d. pharmaz. Chemie a. d. Univ. Breslau; * Neisse (Schles.) 10. XI. 1821; † Breslau 1. VI. — LZB 57, 873; DZL 1119; BZ 18, 212: [Apotheker-Zt. 1906, 448 (P); Centralbl. f. Pharm. u. Chemie 1906, 301 (P)].

Polstorff, Wilhelm, Redakteur am „Kladderadatsch"; * Kirchdorf am Deister (Prov. Hannover) 31. VIII. 1843; † 30. IV. — T 220 (P); IZ 126, 725; LE 17, 1266; Nat.-Zt. 1906, Nr. 290 (J. Trojan); Der Kladderadatsch u. seine Leute 1848—1898. Berlin 1898, S. 270—274 (P).

Portefée, Heinrich, niederd. Dichter; * Niebüll, Kr. Tondern, 17. XI. 1843; † Charlottenburg 3. IV. — De Eekbom, Jg. 24, Nr. 8; Jahrb. d. Vereins f. niederd. Sprachforschung, Jg. 28, 1902, 87.

Prand, Georg, Bayer. Gen.-Major z. D.; † Rom 28. I. i. A. v. 57 J. — Voss. Zt. 31. I. A.-A.

Preil, Johannes Wilhelm, Kais. Bezirksamtmann in Sebe (Togo); † Sebe 7. VI. — IZ 127, 44.

Preuner, August, Prof. d. Archäologie a. d. Univ. Greifswald, Geh. Reg.-Rat; * Öhringen (Württbg.) 14. IX. 1832; † Greifswald 15. IX. — IZ 127, 502; W 38, 1642; Degener, Wer ist's? 1906, 923/24.

Preußen, Prinz Albrecht Friedrich Wilhelm Nicolaus von, Feldmarschall, Regent des Herzogtums Braunschweig; * Berlin 8. V. 1837; † Kamenz (Schles.) 13. IX. — IZ 127, 450, 452 (P), 464; W 37, 1604a (P); DZL 11; Milit.-Wbl. 91, 119 (E. Frh. v. Gayl); Überall 1906, 52; Milit.-Zt., Berlin, 1906, 39; Neue milit. Blätter, Berlin, 1906, 12; Wochenbl. d. Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg, 1906, Nr. 38; Brünneck-Trebnitz, Prinz A. v. P. als Herrenmeister des Johanniterordens, Hannover 1908.

Preußen, Prinzessin Friedrich Karl von, geb. Prinzessin Marie Anna von Anhalt; * Dessau 14. IX. 1837; † Friedrichroda 12. V. — T 244 (P); IZ 126, 782 (P); W 20, 849, 856 (P).

Priesack, Julius, Bibliothekar a. d. Universitäts-Bibliothek i. Göttingen, Historiker; * Elberfeld 30. IX. 1865; † Göttingen 5. VII. — Voss. Zt. 8. VII. M.-A.; Jb. d. d. B. 4, 89.

Prittwitz und Gaffron, Arthur von, Kgl. preuß. Kammerherr, Mitgl. d. preuß. Hauses der Abg.; * Neudorf b. Pitschen (O.-Schles.) 4. X. 1844; † Berlin 25. I. — W 5, 188; Handb. f. d. Preuß. Haus d. Abg. 1899, 292.

Prochaska, Karl, k. u. k. Hofbuchhändler u. Hofbuchdrucker; † Teschen 26. V. i. 77. Lebensj. — IZ 126, 948; W 22, 936.

Proebst, Max Ritter von, Staatsrat im bayr. Minist. des Innern; * Neuburg a. D. 31. X. 1857; † Miesbach 19. IX. — IZ 127, 502; DZL 1131.

Prölß, Robert, Schriftsteller, Literarhistoriker; * Dresden 18. I. 1821; † daselbst 26. IV. — T 218 (P); IZ 126, 698 (P); LE 8, 1191; KL 1906, 1150/51 (W).

Proescholdt, Ludwig, Prof., *Dr.*, Direktor d. Garnierschen Lehr- u. Erziehungsanstalt, Shakespeare-Forscher; * Salzungen 7. III. 1854; † Friedersdorf (Taunus) 19. VII. — LZB 57, 1092; KL 1906, 1151 (W); Shakespeare-Jahrb. Jg. 44 (R. Wülcker).

Pückler, Graf Hermann, ehem. Chef d. Berliner Kriminalpolizei; * Jakobsdorf 17. IV. 1837; † Berlin 29. X. — TR 29. X. A.-A.; W 44, 1908.

Puttkammer, Max von, Staatssekretär a. D.; * auf Großnossen (Pommern) 28. VI. 1831; † Baden-Baden 5. III. — IZ 126, 397; W 10, 414 (P).

Puttkammer-Plauth, Bernhard von, früher Reichstags-Abg. (kons.); * Kabelwiese, Kr. Randow, 4. VIII. 1838; † Groß-Plauth, Westpr., 24. VIII. — Voss. Zt. 26. VIII. M.-A.; Reichstags-Handb. 1898, 243.

Quack, Wilhelm, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer i. München-Gladbach; * 5. XII. 1829; † München-Gladbach 9. IV. — IZ 126, 601; DZL 1136.

Quarg, Richard, Theaterdirektor; † Berlin Anf. Mai. — Voss. TL.

Queck, Walter, Bildnismaler; * Lindenau; † Meran Anf. März. — Voss. TL; Kchr. 17, 279.

Raché, Hennie, geb. Fock, Schriftstellerin; * Hamburg 15. VIII. 1876; † daselbst 18. VI. — IZ 126, 987; LE 8, 1479 (P); KL 1906, 1158 (W).

Radziwill, Prinz Karl Ferdinand; * Berlin 13. III. 1874; † daselbst 26. X. — Voss. Zt. 27. X. M.-A.; W 44, 1908; Goth. Hofkalender. 1906, 405.

Radziwill, Sergius Fürst, Präsident des Verwaltungsrats d. Kolomeaer Lokalbahnen; * Wien 7. XII. 1851; † Wien-Salmansdorf 26. II. — IZ 126, 355.

Rauchenecker, Georg, Kgl. Musikdirektor, städt. Kapellmeister in Elberfeld; * München 8. III. 1844; † Elberfeld 15. VII. — Voss. Zt. 19. VII. A.-A., 22. VII. M.-A.; IZ 127, 179; W 30, 1288; NTA 1907, 180.

Rauchfuss, Ernst, Marine-Oberbaurat; † 22. XI. i. A. v. 57 J. — Voss. TL.

Reck auf Autenried, Albert Frhr. von, bayer. Generallt. z. D. u. Hofmarschall a. D.; * Autenried 1. VII. 1835; † Kreuth 8. VII. — T 363; W 28, 1200; Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1907, 635.

Reimann, Heinrich, Prof., *Dr.*, Bibliothekar, Musikschriftsteller, Organist a. d. Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche; * Rengersdorf i. Schles. 14. III. 1850; † Charlottenburg 24. V. — IZ 126, 924; W 22, 936, 943 (P); Degener, Wer ist's? 1906, 952 (W).

Reimer, H., Med.-Rat, *Dr.*, Begründer d. Kahlbaumschen Anstalt zu Görlitz. Verf. einiger vortr. klimatotherap. Arbeiten; † 11. VI. i. A. v. 82 J. — DMW 42, 1168.

Reinbach, Georg, *Dr.*, Privatdoz. d. Chirurgie a. d. Univ. Breslau, Primärarzt d. Chirurg. Abt. des Israel. Krankenhauses; † Breslau 4. XII. i. A. v. 34 J. — LZB 57, 1767.

Reincke, Joh. Jul., Med.-Rat, *Dr.*, verdient um die Sanierung Hamburgs; * Altona 5. XII. 1842; † Hamburg 10. XII. — Hamb. Corresp. 10. XI. A.-A., 13. XI. A.-A.

Reincke, Otto Ludwig Karl, Reichsgerichtsrat a. D.; * Wilsnack 3. X. 1830; † Leipzig 13. I. — IZ 126, 193; DJZ Jg. 11, Nr. 3 (Rehbein).

Reinelt, Johannes, (Ps.: Philo vom Walde), Lehrer, schles. Volksdichter; * Kreuzendorf 5. VIII. 1858; † Breslau 16. I. — LZB 57, 188; LE 8, 752; Ostdtsch. Rundsch. (Bromberg), 1906, 18 (E. Ginschel); Der Osten, Breslau, 32, 3 (A. Silbergleit); KL 1906, 1179 (W); Dtsch. Volksstimme, 1906, 177 (Hannich).

***Reinhardt,** Heinrich, o. Prof., *Dr.*, Historiker; * Olten 10. XII. 1835; † Freiburg i. Schw. 7. XII. — BJ XI, 153 (A. Büchi); LZB 57, 1810; W 52, 2262.

Reisner von Liechtenstern, Karl Maximilian Anton Frhr. von, bayer. Generallt. z. D., Militärschriftsteller; * Landshut 30. III. 1848; † München 9. IV. — T 194 (P); IZ 126, 601; W 16, 678; Milit.-Zeitung Berlin, 1906, 18; Milit.-Wbl. 1906, Nr. 49; Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1907, 646.

***Renk,** Anton, Schriftsteller, Dichter; * Innsbruck 10. IX. 1871; † daselbst 2. II. — BJ XI, 70 (A. Sonntag); T 72 (P); LZB 57, 267; LE 8, 826; DZL 1170; TRU Nr. 109, 110, 111 (M. Murland); Die Zeit, 1906, 1525 (Fr. Kranewitter); BZ 18, 222: [Dtsch. Alpenzt. V, 259 (O. Luckner); Banner d. Freiheit, 1906, Nr. 122/23 (A. Polzer); Mitteilungen des Dtsch. u. Österr. Alpenvereins. 1906, 47 (O. F. Luckner)].

Rennert, Karl, Berliner Publizist; * Weißenfels 1. X. 1851; † Berlin 3. III. — Voss. TL; KL 1906, 1187.

Reßemann, Franz, ehem. Mitgl. d. preuß. Hauses d. Abg. (Zentr.); * Resse 14. IV. 1813; † Eckeresse b. Buer, Kr. Recklinghausen 19. X. — Voss. Zt. 23. X. M.-A.; Landtags-Handb. 1877, 127.

Reusch, Friedrich, Prof., Lehrer a. d. Kgl. Kunstakademie in Königsberg i. Pr., Bildhauer; *Siegen 5. IX. 1843; † Girgenti auf Sizilien 15. X. — IZ 127, 656; T 567 (P); W 42, 1820; Kchr. 18, 54; DZL 1172.

Reuss j. L., Prinz Heinrich VII., früher dtsch. Botschafter in Wien; * Klipphausen 14. VII. 1825; † Gut Trebschen bei Züllichau 2. V. — T 226 (P); IZ 126, 725; Milit.-Ztg. Berlin, 1906, 19.

Reventlow, Graf Adolf von, Verbitter des adelig. Klosters Itzehoe; * Schleswig 27. VIII. 1835; † Itzehoe 17. XII. — Hamb. Corresp. 18. XII. A.-A.; T 1907, 1 (P); Kieler Zt. 18. XII. A.-A.

Reventlow-Wulfshagen, Graf Ludwig zu, Mitgl. d. dtsch. Reichstages; * Kiel 5. VII. 1864; † Wiesbaden 22. V. — Kieler Zt. 25. V. A.-A., 27. V. M.-A; IZ 126, 924.

Rheinbaben, Karl Hugo von, Gen.-Major z. D.; † Herischdorf b. Warmbrunn 3. VIII. — Voss. TL.

Richter, Eugen, Mitgl. d. preuß. Hauses d. Abg. u. des dtsch. Reichstages; * Düsseldorf 30. VII. 1838; † Groß-Lichterfelde 10. III. — Voss. Zt. 18. III. M.-A. (L. Oldenburg); IZ 396, 397 (P); DZL 1178; W 11, 459 (C. Moeller); Zukunft, Bd. 54, 415 (M. Harden, Richter u. Bismarck); BZ 18, 223: [Der Deutsche, III, Nr. 23; Die Hilfe, 1906, 11 (Fr. Naumann); Leipz. Lehrerztg. 1906, Nr. 24 (O. Pautsch); Nation, 1906, Nr. 24 (Th. Barth); Magdebg. Zt. Wiss. Wochenbeil. 1906, Nr. 14/15 (Aus R.s Magdeburger Zeit.)]; BZ 19, 245: [Hist.-polit. Blätter f. d. kath. Deutschland, Bd. 137, 541 (E. R. u. d. Liberalismus)].

Richter, Gustav, preuß. Generallt. z. D.; * Mainz 26. III. 1828; † Charlottenburg 23. I. — IZ 126, 193; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 5.

Richter, Paul, Oberrichter in Deutsch-Südwestafrika; † 27. X. i. A. v. 39 J. — Voss. TL.

Richthofen, Oswald Frhr. von, Staatssekretär des Auswärtigen Amts; * Jassy (Rumänien) 13. X. 1847; † Berlin 17. I. — T 33 (P); W 3, 96 (P); IZ 126, 141 (P); DZL 1179; O. Frhr. v. R., Kgl. Preuß. Staatsminister, Staatssekretär des Ausw. Amts. † Berlin, den 17. Januar 1906 (Privatdruck mit Bildern, hrsg. von den Söhnen R.s i. März 1906).

Riedel, Emil Frhr. von, bayer. Finanzminister; * Kurzenaltheim 6. IV. 1832; † München 13. VIII. — IZ 127, 294, 298, 300 (M. Koch v. Berneck m. P); W 33, 1424 (P); Degener, Wer ist's? 1906, 972.

Riedel, Wilhelm von, Gen.-Major z. D.; † Stuttgart 3. II. i. A. v. 69 J. — Voss. Zt. 7. II. A.-A.

Rinckleben, Paul, Bildhauer, herzogl. braunschweigischer Hoferzgießer; † Dresden 13. IX. i. A. v. 64 J. — Hamb. Corresp. 18. IX. M.-A.; Kchr. 18, 10.

Ring-Düppel, Ernst, Landesökonomierat; * Görlitz 10. VIII. 1850; † Berlin 25. X. — T 552 (P); TR 26. X. M.-A.; W 44, 1908, 1914 (P); Dtsch. landwirtschaftl. Presse, 1906, Nr. 87.

Ritschl, Eduard, Maler; † Wien 22. VII. i. 84. Lebensj. — W 30, 1288.

Ritter, Bernhard, Geh. Hofrat, Direktor des Sophienstifts, Pädagoge; * Claushagen i. d. Uckermark 5. II. 1850; † Weimar 23. IX. — W 39, 1688; T 534 (P).

Ritter, Wilhelm, *Dr.*, Prof. d. graph. Statik u. des Brückenbaues am eidgenöss. Polytechnikum i. Zürich; * Siestal 14. IV. 1847; † Zürich 19. X. — W 43, 1864; BZ 19, 246: [Dtsch. Bauzt. 1906, Nr. 92 (G. Thurnherr); Zentralbl. d. Bauverw. 1906, Nr. 87 (Bohny)].

Rodde, Karl Gustav, Landschaftsmaler; * Danzig; † Groß-Lichterfelde 1. III. i. 76. Lebensj. — Voss.-Zt. 2. III. A.-A.; W 10, 414; Kchr. 17, 279.

Röder, Eberhard Frhr. von, württbg. Generalleutnant z. D.; * 31. I. 1851; † Stuttgart 15. V. — T 252 (P); Milit.-Zt. 1906, 22.

Rössner, Max, berühmter Taschenspieler; * 28. II. 1851; † Berlin Ende Juli. — Voss. TL; NTA 1907, 180.

Roestel, Wilhelm, Geh. Oberjustizrat; † Breslau 13. XII. — Voss. Zt. 14. XII. A.-A.

Roffhack, Albert, *Dr. iur.*, Geh.-Reg.-Rat, Schriftsteller u. Dichter; * Barmen 9. X. 1837; † Oberkirch 4. IX. — IZ 127, 464; DZL 1196.

Roll, Anton, Schauspieler u. Regisseur, von K. v. Holtei in die Schauspielkunst eingeführt; * Wien 8. XII. 1835; † Frankfurt a. M. im März. — T 141 (P); NTA 1907, 173.

Roon, Arnold von, General d. Inf. z. D., Sohn des Kriegsministers; * Berlin 24. VII. 1840; † daselbst 13. XI. — TR 14. XI. M.-A; T 588 (P); DZL 1202; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 47.

Rosen, Michael, hervorr. Publizist, Mitarb. d. Polit. Korrespondenz; † Wien 23. IX. i. 69. Lebensj. — IZ 127, 551.

Rosenberg, Adolf, Kunsthistoriker; * Bromberg 30. I. 1850; † Friedenau bei Berlin 26. II. — IZ 126, 355; Kchr. 17, Nr. 18 (O. F. Gensichen); DZL 1206.

Rosenstein, Siegmund Samuel, hervorr. Kliniker, Prof. d. klin. Medizin; * Berlin 1832; † Leyden 31. I. — T 66; LZB 57, 267; W 6, 232; DMW 32, 354 (E. von Leyden); Berl. klin. Wochenschrift 1906, Nr. 7 (K. P. Pel); BZ 18, 225: [Dtsch. klin.-therap. Wochenschr. 1906, 354 (E. v. Leyden, m. P)].

Rosenthal, Friedrich, Münchener Jurist u. Publizist, Justizrat, *Dr.*; † auf der Reise zw. Landshut u. Regensburg 9. VIII. i. A. v. 61 J. — LZB 57, 1190.

Rosenthal, Hermann, *Dr. med.* i. Magdeburg, Ob.-Stabsarzt a. D., bek. durch Arbeiten auf d. Gebiet d. Hygiene; * Ermsleben 18. I. 1825; † Rom 18. II. — DMW 32, 356; KL 1906, 1223.

Roser, Franz, Arzt aus Braunau, Mitgl. des österr. Abg.-Hauses; † 11. VIII. i. A. v. 88 J. — Voss. TL.

Rothe, Karl von, hessischer Staatsminister; * Darmstadt 2. VII. 1840; † daselbst 29. I. — T 55 (P); IZ 126, 193; W 5, 192 (P); DZL 1213.

***Rothmund,** August von, Geh. Med.-Rat, Prof., *Dr.*, bed. Augenarzt, ord. Prof. der Augenheilkunde; * Volkach i. Unterfranken 1. VIII. 1830; † München 27. X. — BJ XI, 119 (Eversbusch); T 556 (P); W 44, 1908; DMW 1906, 2084 (Horstmann); DZL 1214; AZB 1906, Nr. 294 (Eversbusch).

Rotter, Hofrat, Prof., Ehrenmitgl. des Kgl. Stenogr. Instituts in Dresden, einer der bedeutendsten Vertreter d. Gabelsberger Stenographie; † Dresden 8. III. i. A. v. 67 J. — Voss. Zt. 10. III. A.-A.

***Rümann,** Wilhelm von, Bildhauer; * Hannover 11. XI. 1850; † Ajaccio auf Korsika. — BJ XI, 147 (H. Holland); T 72 (P); IZ 126, 239 (P); W 7, 280 (P); DZL 1221; Kchr. 17, 231; Das 20. Jahrhundert, 1906, 82.

Ruß, Franz, Maler; † Wien i. 62. Lebensj. — Hamb. Corresp. 27. XI. M.-A.

***Saar,** Ferdinand von, Dichter; * Wien 30. IX. 1833; † daselbst 24. VII. — BJ XI, 224 (St. Hock); IZ 127, 181 (P); W 30, 1288, 1292 (P); Blaubuch, Jg. 1, Nr. 30 (H. Kienzl, »Laßt mich allein«! Ein Wort zu Saars Tod); Die Wage, 9, 31 (K. M. Brischar); Hochland, München, III, 12 (A. E. Schönbach); KW Jg. 19, H. 23; T 396 (F. Servaes); BZ 19, 250: [AZB 1906, Nr. 174 (A. Bettelheim); Bühne u. Welt, 1906, 980 (A. Müller-Guttenbrunn); Nation, 1906, Nr. 44 (A. Bettelheim); Die Rheinlande, 1906, 117 (W. Schäfer); Allgem. Rundsch. 1906, Nr. 37 (H. Eckardt); Der Türmer, Sept.-H. 1906 (F. Lemmermayer); Westermanns ill. dtsch. Monatsh., Dez.-H. 1906 (L. Geiger); TRU 1906, Nr. 172 (A. Müller-Guttenbrunn)].

Sachsen-Koburg und Gotha, Mathilde Prinzessin von; * Villa Amsee 17. VIII. 1877; † Davos 6. VIII. — IZ 127, 262; W 32, 1373, 1379 (P).

Sattler, Karl, Geh. Reg.-Rat, hervorr. Mitgl. d. nationallib. Partei im dtsch. Reichstag u. preuß. Abg.-Haus; * Varel i. Oldenburg 26. I. 1850; † Berlin-Lankwitz 13. VII. — IZ 127, 103, 142 (P); W 29, 1252 (P); Reichstags-Handb. 1903, 308.

***Scala,** Ferdinand von, Kapuzinerpater, Dichter Tiroler Volksdramen; * Bozen 28. V. 1866; † Innsbruck 4. V. — BJ XI, 153 (A. Sonntag); LE 8, 1336; KL 1906, 1258 (W).

Schade, Oskar, Geh. Reg.-Rat, Prof., *Dr.*, o. Prof. d. Germanistik in Königsberg; * Erfurt 25. III. 1826; † Königsberg i. Pr. 30. XII. — IZ 128, 57; LE 9, 712; Zs. für deutsche Philologie, 1907, 493 (K. Marold).

Schäfer, Moritz von, Wirkl. Geh. Kriegsrat, stellvertr. Bevollm. zum Bundesrat; † Stuttgart 23. XI. — TR 23. XI. A.-A.

Schaudinn, Fritz Richard, Zoologe, Protozoenforscher; * Röseningken (Ostpreußen) 19. IX. 1871; † Hamburg 22. VI. — Hamb. Corresp. 23. VI. M.-A., 25. VI. A.-A.; IZ 126, 1035 (P); Berliner klin. Wochenschr. 27, 923 (E. Lesser); DMW 32, 1087 (E. Hoffmann m. P); Archiv f. Protistenkunde, Bd. 8, H. 1 (M. Hartmann u. S. v. Prowazek); AZB 1906, Nr. 153 (F. Doflein); BZ 19, 255: [Zoolog. Anzeiger, 1906, 825 (F. W. Winter m. P); Archiv f. Dermatologie u. Syphilis, Bd. 81, 170 (E. Hoffmann); Archiv f. Schiffs- u. Tropenhygiene, 1906, 450 (M. Lühe); Mediz.-chirurg. Zentralbl. 1906, 206; Gesundheit in Wort und Bild, 1906, 501;

Medizin. Klinik, 1906, 693 (W. Loewenthal); Dtsch. Rundsch. f. Geogr. u. Statistik, Jg. 28, 567 (P); Naturwissenschaftliche Rundschau, 1906, 386 (K. Heider); Die mediz. Woche, 1906, 306; Wiener klin. Wochenschr. 1906, 880 (Prowazek); Münch. mediz. Wochenschr. 1906, 1470 (R. Hertwig); Naturwiss. Wochenschr. 1906, 459 (Wolff)].

Schaumburg-Lippe, Luise Prinzessin zu; * Kopenhagen 17. II. 1875; † Nachod 4. IV. — T 176 (P); IZ 126, 558; W 14, 590, 15, 636 (P).

Schaumburg-Lippe, Wilhelm Prinz zu; * Bückeburg 12. XII. 1834; † Nachod 4. IV. — IZ 126, 558; T 180 (P); W 15, 636 (P).

Scheler, Graf Stephan von, Kgl. württbg. Generallt. z. D.; * Stuttgart 24. VIII. 1843; † Degerloch b. Stuttgart 18. VII. — Voss. TL; W 30, 1288; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 35; Goth. Genealog. Taschenb. d. Gräfl. Häuser, 1907, 764.

***Schell,** Hermann, o. Prof. d. kathol. Theologie a. d. Univ. Würzburg; * Freiburg i. B. 28. II. 1850; † Würzburg 31. V. — BJ XI, 110 (Kiefl); IZ 126, 924; W 23, 980, 986 (P); DZL 1252; Hochland, Jg. 3, H. 11 (F. X. Kiefl); Südd. Monatsh. Jg. 3, H. 7 (C. Sauter); Der Türmer, Jg. 8, H. 10; Protestantenbl. Jg. 39, Nr. 24, Beil.; Dtsch. Merkur (Bonn), Jg. 37, Nr. 13; Hochschulnachrichten, 16, 9 (P. v. Salvisberg); BZ 18, 232: [Akad. Monatsbl. 1906, 183, 205 (C. Didio)]; BZ 19, 255: [Heimgarten, Jg. 31, 27 (Ch. Hoffer, H. Sch. i. Dienste d. Idee); Das 20. Jahrhundert, 1906, Nr. 23, 36; Akad. Monatsbl. 1906, 209; Das 20. Jahrhundert, 1906, Nr. 43 (Langenkamp, Sch.s Gottesbegriff); Die Wartburg, 1906, Nr. 32, 33 (E. Hauviller, A. d. Leid. u. Wirken Sch.s)]; BZ 20, 236: [Heimgarten, 1907, 356 (E. Brief von Sch.); Das 20. Jahrhundert, 1907, Nr. 27 (Papstbrief an Commer)]; BZ 21, 243: [Dtsch.-evang. Blätter, 1907, 639 (Kunze, H. Sch. u. s. »Christus«); Hist.-polit. Blätter f. d. kathol. Deutschland, 1907, 947 (H. Sch. u. d. Sch.sche Bewegg.); Die Hilfe, 1907, Nr. 36 (J. Beyhl, Sch. u. d. Katholikentag); Jahrb. f. Philosophie u. spekulative Theologie, 1907, 95 (M. Gloßner, Z. Beurteilg. Sch.s); Das 20. Jahrhundert, 1907, Nr. 28 (Rhein.-westf. Vorgesch. d. Brief. Papst Pius' X. an E. Commer), Nr. 35 (Sch., Katholikentag u. Commer), Nr. 36 (Kiefl, F. X., Sch.s theolog. Ausgangspunkt), Nr. 37 (Commer ruht nicht); Evangel. Kirchenzt. 1907, Nr. 37 (Streit um Sch.); Korrespondenzbl. f. d. kathol. Klerus Österreichs, 1907, 605 (Scheicher, Fall Schell); Pastor bonus, 1907, 451 (L. Zeller, Sch. u. d. fortschrittl. Katholizism.); Pastoralbl. 1907, 289 (Authentischer Wortlaut d. sogen. Sch.schen Protokolle); Schweizer. Reformblätter, 1907, Nr. 34 (Z. Kampf um Sch.); Apologetische Rundsch. 1907, 413 (E. Commer, Sch. u. d kathol. Glaubenslehre), 451 (Kaufmann, Bilanz i. Streit um Sch. u. d. Index); Stimmen a. Maria-Laach, 1907, 546 (Ch. Pesch, Ende d. Sch.-Frage); Die Wahrheit, 1907, 417 (Sch. u. Schall); Die Wartburg, 1907, Nr. 35 (E. Hauviller, Sch. u. d. Ultramontanism.); Christl. Welt, 1907, Nr. 28 (W. Köhler, Kampf wid. d. tot. Sch. u. s. Freunde), Nr. 32 (W. Köhler, Würzburg, Münster u. Syllabus); Das freie Wort, 1907, 349 (E. Hauviller, Unveröff. Briefe v. Sch. üb. s. Unterwerfg.), 370 (B. Schmitz, E. erbärml. Gesellschaft), 436 (E. Hauviller, Aus weit. Briefen Sch.s)].

Schellwien, Ernst, ao. Prof. d. Geologie u. Paläontologie a. d. Univ. Königsberg, Direktor des Ostpreuß. Provinzialmuseums; * Quedlinburg 3. IV. 1866; † Königsberg 13. V. i. A. v. 40 J. — Voss. Zt. 16. V. M.-A; IZ 126, 832.

Schelper, Otto, Opernsänger; * Rostock 10. IV. 1844; † Leipzig 10. I. — IZ 126, 89/90 (P); T 22 (P); W 3, 98 (P); DZL 1253; NTA 1907, 170.

Schelske, Rudolf, *Dr. med.*, ehem. Dozent a. d. Univ. Berlin; † Berlin 4. II. i. A. v. 76 J. — Voss. Zt. 5. II. A.-A.; LZB 57, 299.

Scherenberg, Gustav Otto, Theaterdirektor; * Swinemünde 12. V. 1832; † Berlin 9. V. — W 20, 850, 21, 926; Brümmer⁴ 3, 411 (W); NTA 1907, 176.

Schiller, August, Gen.-Major z. D.; * Schwerin 23. IV. 1842; † Gera 12. V. — Voss. TL; T 263 (P).

Schlieben, G. Aurel von, Generallt. z. D.; * 9. X. 1843; † Dresden 15. VII. — Voss. Zt. 19. VII. M.-A.; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 34.

Schlieben, George Ludwig Gustav Graf von, erbl. Mitglied des preuß. Herrenhauses, Schloßhauptm. v. Königsberg, Exz.; * 28. I. 1831; † Berlin 24. II. — IZ 126, 317; Goth. Genealog. Taschenb. d. gräfl. Häuser, 1907, 768.

Schlink, Richard, bayer. Gen.-Major z. D.; * 25. III. 1844; † Bamberg 13. XII. — Voss. Zt. 15. XII. A.-A.

Schlüter, Klemens August, *Dr. phil.*, o. Prof. d. Geologie u. Paläontologie a. d. Univ. Bonn; * Koesfeld 3. VI. 1835; † Bonn 25. XII. — W 1 (07), 8; DZL 1272.

Schmalz, Otto, Reg.-Rat, Prof., bek. Architekt; * 30. III. 1861; † Charlottenburg 6. X. —

T 517 (P); TRU 1906, Nr. 242 (H. Schliepmann); IZ 127, 656; W 41, 1776; Kchr. 18, 9; Zentralbl. d. Bauverw. 1906, Nr. 83.

Schmidt, Christian, Kreistierarzt, Veterinärrat, beauftr. m. d. Abhaltung von Vorlesungen über Veterinärpolizei; † Gießen 23. V. i. A. v. 51 J. — LZB 57, 835.

***Schmidt**, Emil, früher ao. Prof. d. Anthropologie u. Ethnologie a. d. Univ. Leipzig; * Obereichstädt, Kr. Querfurt, 7. IV. 1837; † Jena 22. X. — BJ XI, 168 (v. Hantzsch); LZB 57, 540.

Schmidt-Reder, Oskar, Kgl. Bergrat, verdient durch seine Forschungen zur Geschichte d. Lausitz; * Samter 14. V. 1830; † Görlitz 1. IV. — Neues Lausitzisches Magazin, Bd. 82, 301.

Schmidt-Sauberzweig, Missionsinspektor; * Station Amalienstein in d. Kapkolonie 19. VII. 1859; † Hongkong 15. V. — Der Hausfreund, 1906, Nr. 2 (A. Merensky, m. P); Allgem. Misszs. 33, 7 (Axenfeld).

Schmiedel, Johann Theodor, Kgl. Sächs. Kreishauptmann; * Dresden 11. VI. 1831; † daselbst 16. VII. — IZ 127, 179.

Schmitt, John, ao. Prof. d. mittel- u. neugriech. Sprache a. d. Universität Leipzig; * Cincinnati i. Ohio 29. II. 1856; † Rom 8. IV. — IZ 126, 601.

Schmole, Georg, Prof., Tonkünstler, Lehrer am Dresdener Konservatorium; * Klix b. Bautzen; † Dresden 28. VII. — Hamb. Corresp. 2. VIII. A.-A.

Schmücker, Paul, Direktor des Kais. Dtsch. Postamts in Tanger; † Tanger 21. VI. i. A. v. 35 J. — IZ 127, 103.

Schnauß, Hermann, Fachschriftsteller auf d. Gebiet der Photographie; * Jena 17. II. 1857; † Dresden 14. III. — LZB 57, 517; Degener, Wer ist's? 1906, 1060; KL 1906, 1317 (W).

Schnée, *Dr. med.*, Badearzt in Karlsbad, Erfinder des Vierzellenbades; * Popen b. Mitau i. Kurland 5. V. 1836; † Frankfurt a. M. 1. II. — DMW 32, 232.

Schnetzler, Karl, Oberbürgermeister von Karlsruhe; * Rastatt 20. XI. 1846; † Karlsruhe 6. XII. — IZ 127, 1042; W 50, 2172, 2178 (P); AZB 1906, Nr. 302 (J. Kohler, Erinnerungen an Oberbürgerm. Schn. in Karlsruhe).

Schönaich, Gustav, Musikschriftst.; * Wien 24. XI. 1840; † daselbst 8. IV. — Voss. Zt. 11. IV. M.-A.; IZ 126, 601.

Schönborn, Karl, *Dr. med.*, Kgl. Preuß. Geh. Med.-Rat, Kgl. Bayer. Geh. Hofrat, Generalarzt 1. Kl., o. Prof. d. Chirurgie a. d. Univ. Würzburg; * Breslau 8. V. 1840; † Würzburg 10. XII. — IZ 127, 1072/73 (J. Marcuse m. P); DZL 1299; BZ 20, 239: [Berl. klin. Wochenschr. 1906, 263 (F. Hesse); Münch. Med. Wochenschr. 1906, 374 (L. Burkhardt)].

Schönherr, Karl Gottlob, Genre- u. Landschaftsmaler; * Lengefeld im Erzgebirge 15. VIII. 1824; † Dresden 9. VII. — IZ 127, 103; W 29, 1244; Kchr. 17, Nr. 31; Sächs. Kirchen- u. Schulbl. 1906, Nr. 48 (J. Schönherr).

Scholz, Kurt, Kais. Legationsrat, Generalkonsul in Shanghai; * 1868; † Shanghai 1. IX. — Voss. Zt. 6. IX. M.-A.; IZ 127, 425; T 480 (P).

Schoof, Johann Friedrich, ehem. Landtagsabg.; * Ritsch b. Assel, Hannover, 21. II. 1826; † daselbst 1. II. — W 6, 232; Handb. f. d. preuß. Haus d. Abg. 1899, 308.

Schraut, Max von, Unterstaatssekretär im Ministerium Elsaß-Lothringens; * Würzburg 3. I. 1845; † Straßburg 8. I. — T 18 (P); IZ 126, 49, 89/90 (P); DZL 1308; Das Kunstgewerbe in Elsaß-Lothringen, 1906, 101.

Schrödl, Anton, Tiermaler; * Schwechat 1825; † Wien 5. VII. — Kchr. 1905/06, Nr. 31 (L. Hevesi).

Schubert, Ernst, Schriftsteller, Red. von »Über Land und Meer«; * Colberg 17. VII. 1843; † Berlin 5. II. — LE 8, 827.

Schubert, Joseph, *Dr. med.*, Fachschriftsteller; † Wiesbaden 21. VIII. i. 48. Lebensj. — Voss. TL; LZB 57, 1285.

Schuler, Joseph, Pfarrer, bad. Zentrumsvertreter, Mitgl. d. dtsch. Reichstags; * Heiligenberg (Baden) 13. I. 1847. — † Istein 27. XII. — IZ 128, 11; Reichstags-Handb. 1903, 320.

***Schuller**, Friedrich Ludwig, Zeichenlehrer und Maler; * Feffernitz i. Kärnten 18. I. 1826; † Schäßburg i. Siebenbürgen 18. III. — BJ XI, 190 (Fr. Schuller).

Schulze, Paul, 1. Sekretär der Dresdener Handelskammer, Abg.; * Leipzig 11. III. 1861; † Dresden 7. VI. — IZ 126, 948.

***Schurz**, Karl, Deutsch-amerikan. Staatsmann u. Politiker; * Liblar b. Köln 2. III. 1829; † New York 14. V. — BJ XI, 244 (E. v. Halle); IZ 126, 833 (P); Hamb. Corresp. 26. V. A.-A. (M. Baumfeld, K. Sch. Persönl. Erinnerungen); Voss. Zt. 1. VII. M.-A. (Politik u. Philosophie, Rede des Kurators der Univ. Bonn, Geh.-R. v. Rottenburg, 29. VI. in Oberkassel nach Enthüllung des Kinkel-Denkmals); Deutsch-amerikan. Geschichtsblätter, Jg. 6, 1906, H. 3 (P, Gedicht von H. H. Fick; C. Sch., Sein Leben u. Wirken. Von Wilh. Vocke; C. Sch. Memorial Services at the Auditorium Chicago, 3. Juni 1906); Garten-

laube, 1906, Nr. 23 (K. Blind); T 278 (H. F. Urban, C. Sch., ein deutscher Amerikaner); Das humanist. Gymnasium, Jg. 17, H. 5 (K. Sch.' Lebenserinnerungen und seine Ansichten über Schulfragen); Grenzboten, 1906, 3, 664 (J. Hofmann); Barth, Th., Politische Porträts. Berlin 1904, S. 145—161; BZ 18, 238: [Burschenschaftl. Blätter, Jg. 20, 129 (Deubert); Daheim, 1906, Nr. 38 (E. Zabel); Nation, 1902, Nr. 33 (Th. Barth); Weltrundsch. Beil. z. Universum, 1906, 231 (H. Land); Im Deutschen Reich, 1906, 343 (V. Nordheimer, K. Sch. üb. Juden u. Judentum); Nation, 1906, Nr. 34 (E. franz. Urteil üb. K. Sch.), Nr. 37 (Th. Stempfel, E. Gedenkfeier f. K. Sch.)]; BZ 19, 262: [Gemeinnützige Blätter f. Hessen u. Nassau, 1906, 234 (W. Müller, E. berühmter Sohn des Rheinlandes)]: BZ 20, 241: [Deutschtum im Auslande, 1907, Nr. 1 (W. Paszkowski); Lehrerin in Schule u. Haus, 1907, Nr. 29 (H. Trautmann, Was können wir aus K. Sch.' »Lebenserinnerungen« f. d. dtsch. Unterricht lernen?); Dtsch. Rundsch. Jan.-H. 1907].

Schuster, Heinrich Maria, Hofrat, Prof. f. dtsch. Recht u. österr. Rechtsgeschichte a. d. dtsch. Univ. in Prag, Musikkritiker; * Tabor i. Böhmen 5. VIII. 1847; † Prag 9. IV. — Voss. Zt. 11. IV. A.-A.; IZ 126, 601; KL 1906, 1371; Börsenbl. 1906, Nr. 89; Allgem. österr. Gerichtszt. 1906, Nr. 22, 23 (A. Zycha).

Schuy, Ferdinand, Schauspieler, seit d. 1. Juli 1902 Mitgl. d. Leipz. Stadttheaters; * Heidelberg 2. II. 1866; † Leipzig 26. XII. — Voss. Zt. 29. XII. M.-A.

Schwarzburg-Sondershausen, Leopold Prinz zu; *Arnstadt 2. VII. 1832; † Berlin 20. IV. — Voss. Zt. 21. IV. M.-A.; IZ 126, 638.

Schwauss, Karl August, ehem. Polizeipräsident von Dresden; † 16. IV. i. A. v. 79 J. — Voss. TL.

Schweckendieck, Karl, vortr. Rat im preuß. Ministerium d. öffentl. Arbeiten, Hauptförderer der Emshäfen; * Emden 13. I. 1843; † Berlin 17. I. — IZ 126, 193; DZL 1338.

Schwerin, Bernhard Graf v., Mitgl. d. preuß. Herrenhauses; * Busow 21. VII. 1831; † Ducherow 18. II. — IZ 126, 299.

Scipio, Konrad, *Dr.*, Pastor prim. v. St. Jakob, Stettin, hervorr. Vertreter d. lib. Richtung; * Arolsen 11. V. 1859; † Stettin im März. — T 141 (P); Protestantenbl. 1906, Nr. 19 (P. Meinhold).

Seehausen, Reinh., Hofprediger u. Konsistorialrat in Arolsen; † 28. I. i. A. v. 75 J. — Voss. TL.

Seelig, Johann Wilhelm, Geh. Regierungsrat, Prof. d. Finanz- und Volkswirtschaft a. d. Univ. Kiel; * Kassel 2. VI. 1821; † Kiel 30. VII. — Kieler Zt. 12. VII. 04 M.-A.; IZ 127, 222, 298, 300 (P); DZL 1347.

Seer, Hermann, Oberst, Direktor d. Vereinigt. Artillerie- u. Ingenieurschule in Berlin; † Berlin 12. V. i. A. v. 57 J. — IZ 126, 832.

***Seidel,** Heinrich, Dichter; * Perlin 25. VI. 1842; † Gr.-Lichterfelde 7. XI. — BJ XI, 123 (J. Trojan); TRU Nr. 262, 264 (K. Strecker, H. S.s Taschenuhr); Kieler Zt. 10. XI. M.-A.; Hamb. Corresp. 10. XI. A.-A. (H. Benzmann); Voss. Zt. Sonntagsbeil. Nr. 50 (Waetzoldt, Die Kunst H. S.s); W 45, 1950 (M. Möller), 1952 (P); IZ 127, 792/93 (N m. P v. L. Salomon); Daheim Jg. 43, Nr. 10 (K. Busse); LE 9, 353, 390, 438 (Lit.); De Eekbom, Jg. 24, Nr. 23 (R. Dohse); W 1907, 12, 492 (E. Schmidt, Rede z. Gedächtnisfeier i. d. Charlottenburg. Hochsch., März 1907); Schlesw.-Holstein. Rundsch. 2, 5 (R. Dohse); T 571 (J. Hart); Deutsche Monatsschr. Jg. 6, H. 3 (V. Blüthgen); BZ 19, 245: [Praxis d. Volksschule 1906, 9 (Moser); Velhagen u. Klasing's Monatsh., Febr.-H., 712 (L. Pietsch, Erinnerungen)]; BZ 20, 242: [Die Reformation 1906, Nr. 23 (G. Seibt, H. S. als sozialer Dichter)].

Senestrey, Ignatius v., Bischof v. Regensburg; * Bärnau (Oberpfalz) 13. VII. 1818; † Regensburg 16. VIII. — IZ 127, 294; W 34, 1462, 1468 (P); Dtsch. Merkur (Bonn), Jg. 37, Nr. 19, 20; DZL 1358.

Sevin, Hermann, Prof., *Dr.*, Theologe und Historiker; † Überlingen a. Bodensee 8. VI. — LZB 57, 914.

Seyerlen, Rudolf, o. Prof. d. Theol. a. d. Univ. Jena; * Stuttgart 18. XI. 1831; † Jena 28. III. — T 167 (P); IZ 126, 558; DZL 1363; Zs. f. wissenschaftl. Theologie, Jg. 49, 287/288 (A. Hilgenfeld).

Sichart v. Sichartshoff, Alexander, Gen.-Major z. D.; † Hannover 15. IV. i. A. v. 69 J. — Voss. Zt. 17. IV. A.-A.

Sichart v. Sichartshoff, Robert v., Gen.-Major z. D.; * Hannover 10. IV. 1837; † Berlin 21. I. — IZ 126, 193.

Sick, Alfred v., württ. General d. Kav. z. D.; † Baden-Baden 27. XII. i. A. v. 61 J. — Voss. Zt. 30. XII. M.-A.

Siebert, Franz, Historien- u. Portr.-Maler; † Eisenach 10. IV. i. A. v. 61 J. — Voss. Zt. 13. IV. M.-A.; Kchr. 17, 342.

Siegert, Eugen, Maler; † Berlin i. A. v. 48 J. — Kchr. 17, 458.

Siemens, Karl Heinrich v., Seniorchef des Hauses Siemens & Halske; * Lenthe (Han-

nover) 3. III. 1829; † Mentone 21. III. — T 154 (P); IZ 126, 473, 477 (P); W 13, 549 (P).

Soden, Oskar Frhr. v., Geh. Rat, ehem. württ. Gesandter am bayer. Hof; * Ellwangen 27. II. 1831; † München 10. V. — Voss. Zt. 11. V. M.-A.; IZ 126, 832.

Solemacher-Antweiler, Friedrich Matthias Maria Frhr. v., Kammerherr u. Schloßhauptmann v. Brühl, Mitgl. des Herrenhauses; * Trier 9. IX. 1832; † Bonn 6. X. — T 523 (P); W 41, 1776; 42, 1819, 1828 (P); Goth. Genealog. Taschenb. d. Freih. Häuser 1907, 768.

Sorge, Friedrich Adolf, alter Achtundvierziger; † Hoboken. — IZ 127, 942; Neue Zeit, Jg. 25, Bd. 1, 145.

Sowade, Eduard, Direktor des Danziger Stadttheaters; * Hannover 10. VI. 1852; † Danzig 9. V. — Voss. TL; NTA 1907, 176.

Spanjer, Hartwig, Mitgl. des preuß. Abgeordnetenhauses (freis.); * Brockdorf, Kr. Steinburg 27. II. 1837; † Kiel 12. I. — Voss. Zt. 15. I. A.-A.

***Speidel,** Ludwig, Schriftsteller u. Theaterkritiker; * Ulm 11. IV. 1830; † Wien 3. II. — BJ XI, 193 (L. Hevesi); T 68 (P); W 6, 232, 238 (P); LE 8, 788, 826; Die Wage, XI, 7 (R. Lothar); Bühne u. Welt, 8, 12 (R. Lothar); Zukunft, Bd. 54, 295 (F. Salten).

Sprengel, Hermann, Prof., Erfinder einer Quecksilberluftpumpe; † London 14. I. i. A. v. 72 J. — W 4, 142.

Springer, Ferdinand, Verlagsbuchhändler; * Berlin 21. VII. 1846; † Charlottenburg i. Dez. — T 1907, 3 (P); W 2 (07), 52, 58 (P); DZL 1397.

Sprink, Justizrat, der älteste Anwalt Preußens; † Görlitz 19. XI. i. 83. Lebensj. — W 47, 2040.

Sputh, Ernst, Architekt; † Schlachtensee b. Berlin 9. II. — W 7, 274.

Stablewski, Florian v., Erzbischof v. Gnesen u. Posen; * Fraustadt i. Posen 11. X. 1841; † Posen 24. XI. — TR 26. XI. A.-A.; IZ 127, 880 (P); W 48, 2084, 2086 (P); BZ 19, 273: [Hist.-polit. Bl. f. d. kathol. Deutschland, 1906, 885; Das 20. Jahrhundert, 1906, Nr. 48]; BZ 20, 252: [Die Ostmark, 1907; Nr. 2 (Das Testament des Erzbischofs S.)].

Stacke, Ludwig, Historiker, Pädagoge; * Kassel 28. V. 1817; † Erfurt 27. VII. — TR 28. VII. A.-A.; Voss. Zt. 28. VII. M.-A.

Stade, Bernhard, Geh. Kirchenrat, o. Prof. d. Theol. a. d. Univ. Gießen; * Arnstadt i. Thür. 11. V. 1848; † Gießen 7. XII. — T 636 (P); IZ 127, 1042; DZL 1397.

Stadion-Warthausen und Thannhausen, Georg Graf v., * Graz 1. XI. 1844; † auf Chodenschloß bei Klentsch (Böhmen) 19. V. — IZ 126, 948.

Stadler, Ludwig, Leiter d. chirurg. Abt. des Städt. Krankenh. i. Bremen; * Treis a. d. Lumda i. Hessen 1837; † Bremen 12. VII. — Voss. Zt. 15. VII. M.-A.; LZB 57, 1092; DMW 32, 1168.

Stadtmüller, Hugo, Gymnas.-Prof., *Dr.*, Altphilologe; † Heidelberg 25. I. i. A. v. 60 J. — W 5, 188; LZB 57, 226.

Staudt, Wilhelm, Bankier, Konsul u. Großkaufmann; * i. e. kleinen Ort der Eifel 1852; † Berlin 2. IV. — Voss. Zt. 6. IV. M.-A. (L. Pietsch).

Stavenhagen, Fritz, niederd. Dichter, Dramatiker; * Hamburg 18. IX. 1876; † daselbst 9. V. — Hamb. Corresp. 10. V. M.-A.; TR 135 M.-A. (H. Frank); Zt. f. Lit., Kunst u. Wiss., Beil. des Hamb. Corresp. 1906, Nr. 11 (W. Poeck); W 15, 667 (P); KL 28, 1442; IZ 126, 924; LE 8, 17, 8; De Eekbom Jg. 24, Nr. 11, 18; Hamb. Monatsschr. f. Heimat u. Fremde I, 1 (H. Spiero); Das Blaubuch, Jg. 1, Nr. 28 (P. Schulze-Berghof, Die Tragödie eines Tragöden); Zeitgeist, 1906, 11 (B. Olden); KW Jg. 20, 59 (H. Frank); Magazin f. Lit. des In- und Auslandes, 76, 2 (H. Frank); BZ 18, 250: [KW Juni-H. 1906, 241 (Aus d. Dichtgn. v. F. S.); Niedersachsen, 1906, 347 (A. Obst)]; BZ 19, 275: [Schaubühne, 1906, Nr. 24 (H. Winand, Niederd. Dramatik); TRU 1906, Nr. 274 (K. Strecker, Mutter Mews)]; BZ 20, 253: [Eckart, 1907, 211 (Ad. Bartels); Die Grenzboten, 1907, Nr. 18 (H. Spiero); Die Hilfe, 1907, Nr. 1 (E. Schlaikjer); Das Land, 1907, 162 (R. Hermann, S.s Dramen); TRU 1907, Nr. 107, 108 (H. Kroepelin)].

Steinbrück, August, Geh. San.-Rat; † Berlin 18. IV. — Voss. Zt. 19. IV. A.-A.

Steinhauer, Wilhelm, freis. Politiker; * Obermühle i. Kr. Köslin 1842; † Pölitz 1. VI. — IZ 126, 948.

Steinhauser, Gustav, Förderer der voigtländ. Stickindustrie; † Ende März i. A. v. 85 J. — Voss. TL.

Stein, Julius v., Generallt. z. D.; Wiesbaden 9. V. i. A. v. 60 J. — Voss. Zt. 11. V. M.-A.; T 254 (P); Milit.-Zt. Berlin, 1906, 21.

Stille, Karl, Wirkl. Geh. Oberpostrat i. Berlin; † Bozen 4. VIII. i. A. v. 61 J. — W 32, 1374.

Stockhammern, Anton Edler v., Gen.-Major z. D.; † München 27. II. i. A. v. 63 J. — Voss. Zt. 2. III. M.-A.

Stockhausen, Julius, Sänger u. Gesangs-Pädagoge; * Paris 22. VII. 1826; † Frankfurt a. M. 22. IX. — W 39, 1688 (P), 1694; IZ 127, 109/10 (Biogr. m. P „Zum 80. Geb." v. C. Droste), 127, 502; Hamb. Corresp. 23. XI. M.-A. (N aus The Spectator); Daheim, Jg. 42, Nr. 44 (C. Droste); Zs. d. Intern. Musikges. Jg. 8, H. 2 (Th. Gerold); BZ 19, 277: [Blätter f. Haus- u. Kirchenmusik, XI, 17 (J. Wertheimer); Die Musik, Nov.-H., 162 (Th. Gerold); Neue musikal. Presse, 1906, Nr. 19; Signale f. d. musikal. Welt, 1906, Nr. 55 (D. Schultz); Die Stimme, 1906, Nr. 33 (E. O. Nodnagel); Universum Beil. Weltrundsch. 1906, 327 (G. R. Kruse); Allgem. Musikzt. 1906, Nr. 39 (O. Lessmann); Musikal. Wochenbl. 1906, Nr. 39; Bühne u. Welt, IX, 184 (J. S. u. Rich. Wagners Gedanke e. musikal. Stilbildungsschule); Neue Musikzt. Jg. 28, Nr. 2 (Z. S.s Ableben); Neue Zs. f. Musik, 1906, Nr. 29, 30 (E. Krause, Zu S.s 80. Geb.)].

Stockinger, Franz, österr.-ungar. Generalkonsul i. London; † London 9. IV. i. 58. Lebensj. — IZ 126, 601.

Stockmayer, Hermann, Landtagsabg.; † auf Gut Lichtenberg 13. III. i. 64. Lebensj. — W 12, 504.

Stöhr, Kurt, sachsen-altenburg. Geh. Staatsrat; † Altenburg 7. X. — IZ 127, 656; T 532 (P).

Stoetzer, Louis, preuß. Gen. d. Inf., Gouverneur von Metz; * Römhild (Sachsen-Meiningen) 1. VIII. 1842; † Metz 17. IV. — T 198 (P); W 16, 678 (P); IZ 126, 638; DZL 1423; Milit.-Zt. Berlin, 1906, 17; Neue Milit. Blätter, 1906, 17.

Stolberg-Stolberg, Prinz Vollrath Elinger; * Mannheim 9. XI. 1852; † Stolberg (Harz) 18. V. — W 21, 894; Goth. Hofkalender 1906, 218.

Stollwerk, Peter Joseph, Seniorchef der Firma Gebr. St. i. Köln; * Köln 22. III. 1842; † daselbst 17. III. — T 152 (P); W 13, 549 (P); IZ 126, 435, 440 (N m. P v. A. Drossong); DZL 1421.

Stolper, Paul, *Dr.*, ao. Prof. d. gerichtl. Medizin a. d. Univ. Göttingen; * Buchwald i. Schles. 1865; † Göttingen 13. III. — LZB 57, 479; Voss. Zt. 15. III. M.-A.

Stolzenberg, Benno, Prof., Großherz. Bad. Kammersänger, 1885—96 Lehrer am Kölner Konservatorium; * Königsberg i. Pr. 25. II. 1827; † Berlin 22. IV. — T 218 (P); W 17, 722; IZ 126, 725; NTA 1907, 175.

Stoß, Paul, okkultist. Schriftsteller; † Hamburg 21. III. — Voss. TL.

Strack, Adolf, ao. Prof. f. neuere deutsche Literaturgesch. a. d. Univ. Gießen; * Darmstadt 1. V. 1860; † Gießen 16. VI. — IZ 127, 44; Degener, Wer ist's? 1906, 1168 (W); Zs. des Vereins f. Volkskunde, Jg. 16, H. 3 (J. Bolte); Hess. Blätter f. Volkskunde, V, 1 (K. Helm).

Streun, *Dr.*, Erforscher von Sumatra; † in der Residentschaft Palembang. — LZB 57, 804.

Sturm, Fritz, Prof., Landschafts- u. Marinemaler; * Rostock 17. V. 1834; † Berlin 19. IV. — Voss. TL; IZ 126, 725; W 17, 722; T 205 (P); Kchr. 17, 376.

***Süßmann,** Hermann, *Dr. med.*, Komitatsoberphysikus, ord. Mitgl. des ungar. Landessanitätsrats; * Hermannstadt 22. V. 1851; † daselbst 2. I. — BJ XI, 134 (Fr. Schuller).

Suhle, Botschaftsprediger in Konstantinopel; † 11. XII. — Voss. TL.

Sulzer-Steiner, J. Heinrich, *Dr.*, bedeutender schweizerischer Großindustrieller; * 1837; † Winterthur 14. V. — W 21, 894; IZ 126, 924.

Tamm, Bernhard, Zollsekretär a. D., hochverdient um den Übergang nach Alsen 1864; † Kiel 24. X. i. 72. Lebensj. — Kieler Zt. 26. X. A.-A.

Taysen, Adalbert v., Generallt. z. D., Militärschriftsteller; * Eutin 11. IV. 1832; † Schierke (Harz) 10. VII. — Voss. Zt. 13. VII. M.-A.; M.-Wbl. 1906, 89 (v. Lesczynski, Z. Gedächtnis des Generallt. A. v. T.); Milit.-Zt. Berlin, 1906, 30; Neue milit. Blätter, Berlin 1906, 6.

Teibler, Hermann, Musikschriftsteller; * Oberleutensdorf (Böhmen) 19. IV. 1865; † München 21. III. — IZ 126, 473; KW Jg. 19, H. 14, 206.

Tetens, Carl Heinrich Harens, Senator i. Bremen; * 20. IV. 1823; † Bremen 22. VIII. — Hamb. Corresp. 23. VIII. M.-A.

Thaer, Albrecht, o. Prof. f. Landwirtschaft i. Gießen; * Gut Lüdersdorf b. Wriezen 6. VIII. 1828; † Gießen 13. XII. — T 641 (P); IZ 127, 1069; Dtsch. landwirtschaftl. Presse, 1906, Nr. 101.

***Thielen,** Karl v., preuß. Minister d. öffentl. Arbeiten; * Wesel 30. I. 1832; † Berlin 10. I. — BJ XI, 241 (v. Mühlenfels); T 20 (P); IZ 126, 88 (P); Deutsche Bauzt. 1906, Nr. 10; Centralbl. d. Bauverw. 1906, Nr. 5; Zs. des Vereins dtschr. Ingenieure, 1906, 117 (P); Eisenbahntechn. Zs. 1906, 101.

Thieme, Alfred, Geh. Kommerzienrat, Leipziger Großindustrieller, Kunstsammler; * Leipzig 2. V. 1830; † daselbst 2. IV. i. A. v. 76 J. — IZ 126, 558; Kchr. 17, 329.

Thierbach, Oberst a. D., Autorität auf d. Gebiete d. Waffenkunde u. Waffentechnik; † Dresden i. A. v. 80 J. — Kieler Zt. 28. XII. A.-A.

Thomé, Richard, *Dr.*, Privatdoz. d. Anatomie a. d. Univ. Straßburg i. E.; * St. Johann a. d. Saar 23. VII. 1873; † Straßburg i. E. 10. IV. — LZB 57, 637.

Thomsen, W., *Dr.*, Geh. Oberjustizrat; * 5. XII. 1830; † 30. XII. — T 647 (P); Voss. TL.

Thürheim, Hermann Graf und Herr v., bayer. Generallt. z. D.; * Carolinereut 14. IV. 1835; † München 26. V. — T 283 (P); IZ 126, 948; Goth. Genealog. Taschenb. d. Gräfl. Häuser 1907, 903.

Thumb v. Neuburg, Otto Frh., ehemals württemb. Gesandter in Wien; * Unter-Boihingen (Oberamt Nürtingen) 30. IX. 1817; † daselbst 28. II. — IZ 126, 355; W 10, 414.

Thun und Hohenstein, Zdenko Frz. Graf v., Generaldirektor d. Böhmischen Hypothekenbank; * Prag 9. IX. 1842; † daselbst 6. VI. — IZ 126, 948; Degener, Wer ist's? 1906, 1202.

Tiesler, W., Dtsch. Forschungsreisender; † Portugiesisch-Ostafrika i. April. — Voss. TL; LZB 57, 703.

Tietz, Joseph,(richtig: Brandstätter),Charakterkomiker; * München 1. II. 1831; † Leipzig 30. VIII. — Voss. TL; NTA 1907, 184.

Treichler, Jakob, Prof. d. Rechte a. d. Univ. Zürich; † Zürich 7. IX. i. A. v. 84 J. — — LZB 57, 1349; IZ 127, 425.

Trosky, Ewald Hermann v., Gen.-Major z. D.; * Doberschau b. Bautzen 21. II. i. A. v. 82 J. — Voss. Zt. 25. II. M.-A.

Tschirschnitz, August v., Wirkl. Geh. Rat, bis 1895 Abteil.-Chef im Kriegsministerium; * Stade 28. VIII. 1829; † Hannover 18. II. — Voss. Zt. 21. II. M.-A.; DZL 1481.

Tuchen, Hermann, *Dr.*, Geh. Sanitätsrat; † Berlin 21. I. i. 72. Lebensj. — Voss. Zt. 23. I. A. A.; T 63 (P).

Tuerke, konservat. Landtags-Abg.; † Seehausen i. d. Altmark 15. XII. i. A. v. 85 J. — Voss. Zt. 18. XII. M.-A.

Twietmeyer, Eugen, Verlagsbuchhändler; * Leipzig 24. VIII, 1847; † daselbst 20. X. i. A. v. 57 J. — W 43, 1864.

Uebel, Xaver v., Kais. Gesandter a. D.; * 14. V. 1824; † Baden-Baden 31. X. — — Voss. Zt. 2. XI. A.-A.; T 571 (P).

Uhl, Edward, Präsident d. Newyorker Staatszeitungs-Korporation; † New York 1. VIII. i. A. v. 64 J. — IZ 127, 262.

Uhl, Friedrich, deutsch-österr. Schriftsteller; * Teschen 14. V. 1825; † Mondsee 20. I. — T 46 (P); Voss. Zt. 22. I. A.-A.; LE 8, 706/7, 752; IZ 126, 193.

Ulrich, Albert v., Gen.-Major z. D.; * Königsberg i. Pr. 17. IV. 1836; † Wiesbaden 20. III. — Voss. Zt. 23. III. M.-A.

Ulrich, Jakob, o. Prof. d. roman. Philol. a. d. Univ. Zürich; * Waltalingen (Kanton Zürich) 23. IX. 1856; † Zürich 5. IX. — IZ 127, 425; LZB 57, 1316; LE 9, 75; Roman. Forsch. 1906, 635 (A. Barth, Verz. seiner Schriften).

Ulrich, Josef, *Dr.*, Generalstabsarzt; † Wien 19. X. i. 63. Lebensj. — W 43, 1864.

Unger, Georg Friedrich, Geheimrat, *Dr.*, o. Prof. d. alten Gesch. a. d. Univ. Würzburg; * Bayreuth 14. VI. 1826; † Würzburg 11. X. — Voss. Zt. 16. X. A.-A.; T 1906, 532 (P); LZB 57, 1476; KL 1906, 1538 (W).

Veith, Adolf, Maler, der letzte männl. Sproß des alten Hauses D. Veith & Co., einer ehemals berühmten Steindruckerei u. Verlagsanstalt i. Karlsruhe; † i. A. v. 62 J. — Kchr. 17, 232.

Versen, Ulrich v., Deutscher Konsul; * Crampe 2. II. 1861; † Saloniki 19. XII. i. A. v. 45 J. — W 52, 2262; W 3 (07), 130 (P); Goth. Genealog. Taschenb. d. Uradelig. Häuser 1907, 782.

Vetter, Paul, o. Prof. d. kathol. alttest. Exegese a. d. Univ. Tübingen; * Oberdettingen bei Biberach 14. VII. 1850; † Tübingen Ende Sept. — Voss. Zt. 26. IX. M.-A.; Hamb. Corresp. 27. IX. A.-A.; T 515 (P); IZ 127, 551; DZL 1499; Germania, Beil. 1906, Nr. 45 (N. Peters); Das 20. Jahrhundert, 1906, Nr. 40; Bibl. Zs. 1906, 113 (J. Göttsberger, P. V.s Stellg. z. Pentateuchkritik).

Viereck, Gustav, kons. Mitgl. d. Dtsch. Reichstags; * Weitendorf b. Güstrow 12. VIII. 1845; † Dreveskirchen bei Heidekaten 24. XI. — Voss. TL; Reichstags-Handb. 1893, 250.

Vierordt, Oswald, o. Prof. d. inneren Medizin a. d. Univ. Heidelberg; * Karlsruhe 5. IV. 1856; † Heidelberg 5. IX. — T 452 (P); W 36, 1552, 1560 (P); IZ 127, 371; DZL 1500; BZ 19, 299: [Wiener klin. Rundsch. 1906, 730; DMW 1906, 2083 (Hammer); Münchn. Med. Wochenschr. 1906, 2254].

Vincent, Alfred, Nationalrat, Vizepräsident d. Intern. Konferenz des Roten Kreuzes; † Genf 5. VII. — W 29, 1243, 1252 (P); IZ 127, 103.

Vischner, Hans, der „Volksdichter des Murtales"; * Knittelfeld (Steiermark) 14. XII. 1840; † daselbst 17. III. — LE 8, 1048; KL 1906, 1552; 1907, 49*; Das literar. Deutsch-Österreich 1906, 1 (A. Harpf, H. V., Ein Rosegger des Murtales).

Vitzthum v. Eckstädt, Graf Otto Rudolf, Kgl. Preuß. Kammerherr, Zeremonienmeister; * Berlin 18. X. 1831; † Bost 21. V. — Voss. TL; Goth. Genealog. Taschenb. d. Gräfl. Häuser 1907, 933.

Vockner, Josef, Prof., Orgelvirtuose; † Wien 11. IV. i. A. v. 64 J. — W 16, 678.

Vogt, Theodor, o. Prof. d. Philos. u. Pädagogik a. d. Univ. Wien, Direktor des pädagog. Seminars; * Schirgiswalde in d. sächs. Oberlausitz 25. XII. 1835; † Wien 10. XI. — IZ 127, 881; DZL 1506; Degener, Wer ist's? 1906, 1238 (W); Pädagog. Studien, Dresden 1906, 72 (Falbrecht).

Voß, Albert, Geh. Reg.-Rat, Direktor d. vorgeschichtl. Abt. des Kgl. Museums f. Völkerkunde; * Fritzow b. Kammin i. Pommern 24. IV. 1837; † Berlin 19. VII. — Voss. Zt. 20. VII. A.-A.; IZ 127, 179; W 30, 1292 (P); Jahrb. d. Kgl. Preuß. Kunstsamml. 1907, I (Z. Erinnerg. an A. V.).

Voßler, Otto v., früh. Direktor d. landwirtschaftl. Akad. in Hohenheim bei Stuttgart; * Tübingen 9. X. 1831; † Stuttgart 30. V. — Voss. TL; W 23, 980.

Waagen, Gustav Ritter v., bayer. Generallt. z. D.; * München 30. IV. 1832; † daselbst 25. XII. — T 1907, 1 (P); IZ 128, 11.

Waldau, Therese, geb. Weiß, ehem. Balletttänzerin a. d. Dresdner Hofoper; * 6. II. 1807; † Dresden 10. III. — Voss. TL; NTA 1907, 173.

Waldburg zu Wolfegg-Waldsee, Fürst Franz Xaver v., Mitgl. d. württemb. Kammer d. Standesherren; * Wolfegg 11. IX. 1833; † 14. XII. — Voss. TL; Goth. Hofkalender 1906, 231; Degener, Wer ist's? 1906, 1253.

Waldburg zu Zeil und Trauchburg, Wilhelm Fürst v., Präsident d. württemb. Kammer d. Standesherren; * Neustrauchburg bei Isny 26. XI. 1835; † Stuttgart 20. VII. — IZ 127, 179; W 30, 1288, 1290 (P); DZL 1527; Degener, Wer ist's? 1906, 1253.

Walde, Hermann Ch., Architekt u. Bildhauer, Direktor d. Holzschnitzschule in Warmbrunn; * 7. XII. 1855; † Warmbrunn 15. IX. — T 489 (P); IZ 127, 502; W 38, 1642; Kchr. 18. X.

Waldersee, Paul Graf v., Gen.-Major a. D., feinsinniger Musiker; * Potsdam 3. IX. 1831; † Königsberg i. Franken 14. VI. — IZ 127, 551; W 25, 1066; Mitteilgn. d. Musikalienhandlg. Breitkopf & Härtel, 1906, Nr. 86 (P u. W).

Walter, Karl, Oberbaurat, Direktor d. Kgl. Baugewerkschule i. Stuttgart; * Wimpfen 29. VIII. 1834; † Stuttgart 24. IV. — Kchr. 17, 391.

Walter, Reta, Opernsängerin; * Augsburg 1885; † Berlin 4. X. — IZ 127, 575 (P).

Waßmannsdorff, Karl Friedrich Wilhelm, Turnschriftsteller; * Berlin 24. IV. 1821; † Heidelberg 6. VIII. — IZ 127, 260 (N m. P v. Gasch); Monatsschrift f. d. Turnwesen, Jg. 25, H. 10 (Neuendorff); Akadem. Turnzt. 1906, 228; Dtsch. Turn-Zt. 1906, Nr. 33 (Böttcher).

Weber, Felix Carl Raimund, Seniorchef d. Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Hrsg. d. Ill. Zt.; * Leipzig 18. I. 1845; † Naunhof bei Leipzig 20. VIII. — IZ 127, Beil. z. Nr. 3295 (N m. P); Börsenbl. f. d. dtsch. Buchhandel v. 27. VIII.

Weber, Johann Jakob, Verlagsbuchhändler i. Leipzig; * Leipzig 14. IV. 1873; † daselbst 21. IV. — IZ 126, 638, 679 (N m. P v. K. Wilke); Börsenbl. f. d. dtsch. Buchhandel v. 24. u. 26. IV.; Zs. f. Bücherfreunde, 1906, 202 (K. Wilke).

Weber, Miroslav, Komponist, Konzertmeister am Münchner Hoftheater; * Prag 9. XI. 1854; † München 1. I. — T 9; W 3, 130 (P), 132.

Weber, Theodor, *Dr.*, Bischof; * Zülpich 28. I. 1836; † Bonn 12. I. — T 24 (P); W 3, 96 (P); IZ 126, 89/90 (P); DZL 1540.

Wedel, Felix Philipp v., Generallt. z. D.; * Potsdam 16. VI. 1843; † Wernigerode 4. VII. — Voss. Ztg. 5. VII. A.-A.; Goth. Genealog. Taschenb. d. Uradelig. Häuser 1907, 813.

Wedel, Max v., persischer General a. D. u. Generaldirektor; † Teheran i. 57. Lebensj. — W 43, 1864; Milit. Ztg. Berlin, 1906, 29.

Weichardt, Karl F. W., o. Prof. d. Ornamentenentwurfs u. d. farbigen Dekorationen a. d. Techn. Hochsch. i. Dresden; * Hermsdorf (S.-Weimar) 10. XII. 1846; † Loschwitz bei Dresden 5. X. — IZ 127, 629; Dtsch. Bauztg. 1906, Nr. 83 (Th. Böhm).

Weilmann, August, *Dr.*, Physiker u. Mathematiker, Prof. a. d. Kantonsschule Zürich; † Zürich 10. XI. — LZB 57, 1652.

Weinlechner, Joseph, Prof. d. Chirurgie; * Altheim (Oberösterreich) 3. III. 1829; † auf einem Jagdausflug bei Bruck a. d. Leitha 30. IX. — T 510 (P); IZ 127, 629; W 40, 1732.

Weißenfels, Oskar, Prof. a. französ. Gymnasium i. Berlin; * Zehden i. d. Neumark 1844; † Gr.-Lichterfelde 4. VII. — Voss. Ztg. 6. VII. M.-A.; Zs. f. d. Gymnasialwesen, Jg. 60, H. 10 (E. Weber); Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1906, Abt. 2, 1 (E. Grünwald); Das humanist. Gymnasium, 1906, 6 (E. Grünwald).

Weisz, August, Kustus d. Wiener Univ.-Bibliothek, Novellist, Dramatiker; * Brünn 10. VII. 1856; † Baden bei Wien 21. X. — LE 9, 317; KL 1906, 1613.

Weitzenmiller, Adalbert, Geh. Justizrat, Landgerichtsdirektor; * 10. IX. 1843; † Berlin 31. III. — Voss. Ztg. 2. IV. A.-A.

Wendel, Henri de, lothring. Großindustrieller; † Paris 11. X. — Voss. TL.

Wentzel, Oskar, Kapitän z. S., Chef des Admiralstabes d. Ostseestation; † Dresden 18. II. — IZ 126, 317.

Wermann, Oskar, Hofrat, Prof., Kantor a. d. Kreuzkirche i. Dresden; * Reichen bei Trebsen 30. IV. 1840; † Dresden 18. XI. — T 606 (P); TR 25. XI. M.-A., IZ 127, 881; Pauliner-Ztg. Hrg. v. Verb. d. Alten Pauliner, Jg. 15, Nr. 1 (G. Richter).

Wermuth, Georg, Generalmajor, Chef des Kgl. Sächs. Generalstabs; * Hannover 26. III. 1856; † Dresden 18. XI. — Voss. Ztg. 20. XI. M.-A.; IZ 127, 981; Degener, Wer ist's? 1906, 1285.

Werthner, Adolf, Mitbegründer d. »Neuen Freien Presse«, Präsident d. Österr. Journ.-Aktien-Ges.; * Breslau 1828; † Wien 26. I. — IZ 126, 193.

Wex, Geh. Oberjustizrat, Präsident des Landgerichts Dortmund; † 8. XI. i. A. v. 72 J. — Voss. TL.

Weyer, Philipp Emanuel, Geh. Oberjustizrat, Landgerichtspräsident a. D., * Köln 14. V. 1834; † Aachen 23. X. i. A. v. 72 J. — Voss. TL; W 44, 1908; Degener, Wer ist's? 1906, 1292.

Wibrand, Prof., *Dr.*, Altertumsforscher; † Bielefeld. — LZB 57, 947.

Wietersheim, Friedrich v., Kontreadmiral z. D.; * Stettin 1849; † Klockow i. Pommern 1. X. — Voss. TL; T 532 (P).

Windischgrätz, Joseph Prinz zu, General d. Kav.; * Prag 23. VI. 1831; † Wien 17. X. — IZ 127, 657; W 43, 1864.

Winkler v. Mohrenfels, Ludwig, Landgerichtspräsident a. D., † Hemhofen (Oberfranken) i. Nov. i. 82. Lebensj. — Voss. Ztg. 17. XI. A.-A.; W 47, 2040.

Winkelmann, Chr., Landesökonomierat, Präsident d. westf. Bauernvereins; † Berlin 18. X. — Voss. TL; Akad. Monatsbl. Jg. 19, 62; Dtsch. landwirtschaftl. Presse, 1906, Nr. 85 (P).

Winterfeld, Wilhelm v., General d. Kav. z. D.; * Berlin 22. XII. 1824; † Darmstadt 27. VI. — Voss. Ztg. 30. VI. M.-A.; Milit.-Ztg. Berlin, 1906, 28; DZL 1583.

***Wittich,** Hans Adolf v., preuß. Generaloberst; * Schönlanke 28. VIII. 1836; † Würzburg 23. II. — BJ XI, 157 (Krieg); T 102 (P); W 9, 378 (P); IZ 126, 317; DZL 1588; M.-Wbl. 1906, Nr. 30; Milit.-Ztg. Berlin 1906, 10; Dtsch. Offiz.-Blatt, 1906, 9.

Witzel, Adolf, Prof. d. Zahnheilkunde; * Langensalza 14. VII. 1847; † Bonn 12. VII. — Voss. Ztg. 22. VII. M.-A.; LZB 57, 1092; Korrespondenzbl. f. Zahnärzte, 1906, 279 (Lohmann); Dtsch. Monatsschr. f. Zahnheilkunde, 1906, 523.

Wöhlert, Gottlieb, Journalist; † Wiesbaden 11. I. i. A. v. 63 J. — Voss. TL.

Wörndle, Eduard v., Landschaftsmaler; † Innsbruck i. A. v. 80 J. — Kchr. 17, 517.

Wolff, Alfred, Gen.-Major a. D.; † Karlsruhe 10. VII. i. A. v. 63 J. — Voss. TL.

Wolff, Bernhard, Pianist u. Komponist; † Berlin 11. III. i. A. v. 70 J. — Voss. TL.

Wolff, Ernst, Generalarzt a. D.; † 22. X. i. A. v. 73 J. — Voss. TL.

Wolfskehl, P., *Dr.*, ehem. Privatdoz. d. höheren Mathematik; † Darmstadt i. A. v. 50 J. — LZB 57, 1378.

Wolpmann, Emil, Senator; * Lübeck 14. VIII. 1848; † daselbst 3. IV. — Hamb. Corresp. 5. IV. M.-A.

Wrede, William, o. Prof. d. neutestamentl. Exegese a. d. Univ. Breslau; * Bücken, Kr. Hoya i. Hannover 10. V. 1859; † Breslau 23. XI. — IZ 127, 881; DZL 1598; Kirchl. Gegenwart, 1907, 17 (Zu W. W.s Gedächtnis).

Ysenburg und Büdingen, Bruno Fürst zu; * Büdingen i. Oberhessen 14. VI. 1837; † daselbst 26. I. — T 53 (P); IZ 126, 193.

Zabludowski, Isidor, Prof., *Dr.*, Leiter d. Kgl. Universitätsmassageanstalt i. Berlin; * Bialystok (Rußland) 1851; † Berlin 25. XI. — T 606 (P); W 48, 2084, 2090 (P); Münch. Med. Wochenschr. 1906, 2450 (A. Meyer).

Zastrow, Wilhelm v., Generallt. z. D.; * Krumkavel, Kr. Soldin 22. VI. 1833; † Berlin 3. IX. — TR 4. IX. M.-A.; T 461 (P); Milit.-Ztg. Berlin 1906, 37.

Zedlitz-Leipe, Adolf Frh. v., Generallt. z. D.; * Zülzendorf 15. III. 1826; † 13. V. i. A. v. 80 J. — Voss. TL; Milit.-Ztg. Berlin, 1906, 21.

Zeppelin, Eberhard Graf v., *Dr.*, Ehrenpräsident des Vereins f. Gesch. des Bodensees, Bruder des Luftschiffers; * Konstanz 22. V. 1842; † daselbst 30. X. — LZB 57, 1576; W 45, 1952; Goth. Genealog. Taschenbuch d. Gräfl. Häuser 1907, 1016.

Zieglauer Edler v. Blumenthal, Ferdinand v., Hofrat, Prof., *Dr.*, Prof. d. österr. Gesch.; * Bruneck 28. II. 1829; † Czernowitz 30. VII. — LZB 57, 1190; W 31, 1330.

Zielcke, Hermann, ehem. Oberpostdirektor i. Kassel u. Danzig; † 10. II. i. A. v. 66 J. — Voss. TL.

Zielenziger, Bernhard, Geh. Sanitätsrat; * Arneburg, Prov. Sachsen, 1820; † Potsdam 24. I. — Voss. Ztg. 25. I. M.-A.; W 5, 188.

Zimmermann, Elsa, geb. Edle v. Gebauer, Dichterin; * Trient 1. IV. 1875; † Wien 25. III. — LE 8, 1048; DZL 1614.

***Zimmermann,** Julius, Maler; * Augsburg 1824; † München 16. IV. — BJ XI, 90 (H. Holland); IZ 126, 601.

Zirngibl, Hans August, Maler; † München i. A. v. 42 J. — Kchr. 17, 518.

Zitzewitz, Otto v., Gen.-Major z. D.; * Belgard 24. VII. 1848; † Stolpmünde 25. VII. i. A. v. 58 J. — Voss. TL.

***Zoeckler,** Otto, Prof. d. Theologie a. d. Univ. Greifswald; * Grünberg i. Hessen 27. V. 1833; † Greifswald 9. II. — BJ XI, 148 (H. Jordan); IZ 126, 299; DZL 1620; Der Beweis des Glaubens, Bd. 42, H. 3; Evang. Kirchenztg. 80, 8 (Wolff).

Zoller, Ludwig Frh. v., Oberlandesgerichtsrat; * München 3. I. 1842; † daselbst 21. VI. i. A. v. 64 J. — W 26, 1110.

Zollikofer-Altenklingen, Deodat v., Gen.-Major z. D.; * Warendorf 1834; † Berlin 9. X. — TR 9, X. A.-A.; T 532 (P).

Zucker, Alois, *Dr. jur.*, Prof. d. Strafrechts a. d. Tschech. Univ. Prag; * Čkyn 4. VII. 1842; † Prag 1. X. — IZ 127, 629; BZ 19, 316: [Cephische Revue, 1906, 226 (Mířička); Allgem. österr. Gerichtsztg. 1906, Nr. 48].

Zürn, Ernst Sebaldus, *Dr.*, Lektor d. Obst- u. Gartenbaus; † Leipzig 8. I. i. A. v. 42 J. — LZB 57, 158.

Zur Lind, Albert, Geh. Oberpostrat; † Kassel 8. I. — Voss. TL.

Zweigert, Erich, Oberbürgermeister von Essen; * Neustettin 25. II. 1849; † Essen 27. V. — IZ 126, 948; W 22, 936; 24, 1058 (P); Degener, Wer ist's? 1906, 1352.

Zwick, Hermann, *Dr.*, Schulrat, Mitgl. des Preuß. Hauses d. Abg. (freis.); * Gnichwitz 16. XI. 1838; † Berlin 16. II. — W 8, 320; LZB 57, 330; Degener, Wer ist's? 1906, 1352.

Zwiedineck-Südenhorst, Hans v., Prof. d. Gesch. a. d. Univ. Graz; * Frankfurt a. M. 14. IV. 1845; † Graz 22. XI. — W 48, 2084; IZ 127, 930/31 (N m. P v. Helmolt); Deutsche Geschichtsbl. Bd. 8, H. 3 (A. Mell); Hist. Vierteljahrsschr. 1907, 141 (H. Schlitter); Steir. Zs. f. Gesch. 1907, 101.

LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD

Stanford University Libraries
3 6105 119 851 876

RSITY LIBRARIES · STAN BRARIES · ST

UNIVERSITY BRARIES · STANFORD UNIVE

BRARIES ANFORD UNIVERSITY LIBRA

STANFORD UNIVERSITY

UNIVERSITY LIBRARIES

STANFORD

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

LIBRARIES · STANF